

Prinz von Bree

* Buch 1 – Der dunkle Pfad *

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1	In der Falle	Seite 2
Kapitel 2	Späher am See	Seite 19
Kapitel 3	Der seltsame Edelmann	Seite 28
Kapitel 4	Der Hinterhalt	Seite 38
Kapitel 5	Der Pferdemarkt	Seite 48
Kapitel 6	Ankunft der Schattenklingen	Seite 60
Kapitel 7	In der Taverne	Seite 69
Kapitel 8	Tod beim Bade	Seite 79
Kapitel 9	Auf das Gold	Seite 91
Kapitel 10	Tumult der Verzagten	Seite 104
Kapitel 11	Geheime Geschäfte	Seite 118
Kapitel 12	Die enttarnte Schlange	Seite 152
Kapitel 13	Der Rat der Schattenklingen	Seite 166
Kapitel 14	Die Peiniger	Seite 183
Kapitel 15	Jägerinnen in der Dunkelheit	Seite 198
Kapitel 16	Die tosende Rotte	Seite 217
Kapitel 17	Ein verstörender Traum	Seite 241
Kapitel 18	Die lüsterne Schankmaid	Seite 267
Kapitel 19	Des Zwergs Wut	Seite 287
Kapitel 20	Spurlos verschwunden	Seite 300
Kapitel 21	Fackeln und Blut	Seite 327
Kapitel 22	Morgenrot und Morgentod	Seite 350
Kapitel 23	Die Stunde der Wunden	Seite 373
Kapitel 24	Aufgang der Blutsonne	Seite 390

Kapitel 1

* *In der Falle* *

Es war eine pechschwarze und eine überaus friedliche Nacht. Nicht etwa, dass die vergangenen Nächte sehr viel anders gewesen wären, aber diese war besonders friedlich. Ganz Bree lag in einem wohlverdienten Schlummer und ein Hauch von Seligkeit lag über der Stadt, spürbar auf allen Straßen, in allen Gassen, den Gehöften im Norden und auch im Armenviertel, wo sonst die Not zu Hause ist. Sogar der Mond schien auf einem dunklen Wolkenbett Nachtruhe halten zu wollen und selbst der Nachtwächter wurde langsam schläfrig. Seit Sonnenuntergang schon verrichtete er einen ereignislosen und langweiligen Dienst, so wie jeden Tag. Eben hatte er noch sein Liedchen angestimmt, den Leuten zu verkünden, dass die Nacht ihre Mitte erreicht hätte und wie immer hörte ihm kein Mensch zu. Müde lehnte er sich gegen den Keilerbrunnen, der die Mitte des örtlichen Marktplatzes zierte, nahm ein kleines Fläschchen aus seinem Wams und gönnte sich einen ordentlichen Schluck Branntwein. Es war ein fürchterlicher Fusel, selbst Schweine würden ihn ausspucken, aber er half gegen Müdigkeit und er galt dem Nachtwächter als erprobtes Mittel gegen die Belanglosigkeit seines Daseins. Heute jedoch blieb die erwünschte Wirkung aus. Nachdem der Schnaps auf seinem Weg vom Gaumen bis in den Magen das Gefühl hinterlassen hatte, als habe er eine brennende Spur gelegt, die im Rachen beginnt und Gedärm aufhört, verschloss der Nachtbüttel das Fläschchen wieder und steckte es in die Tasche seiner verschlissenen Robe zurück. Er fühlte sich müder und niedergeschlagener denn je.

Der Nachtwächter seufzte, streckte sich um seinen Gliedern wieder Leben einzuhauchen und machte sich verdrossen wieder auf seinen Weg. Zum Nordtor wandte er seine Schritte. Es gehörte zu seinen Pflichten alle Wächter der drei Tore zu befragen, ob es irgendwelche Vorfälle gegeben habe. Als ob er die Antworten nicht schon wüsste. Bisher gab es noch nie Vorkommnisse, die der Erwähnung wert gewesen wären.

Schritt für Schritt stapfte er voran durch die Nacht, alle Eile vermeidend. Die großen Wolken am Himmel waren ein Stückchen weitergezogen, so dass der Mond wieder eine Lücke nutzen konnte, seinen Schein auf die Stadt zu erstrahlen. Der Nachtwächter lächelte kurz, jetzt würde er doch jetzt wieder viel mehr erblicken als vorher. Seine Laterne spendete zwar ein klein wenig Helligkeit, so gute es ihr eben möglich war, aber das reichte gerade mal dafür, nicht über jeden Stein auf dem Weg stolpern zu müssen. Eine Horde wilder Südländer könnte, würden sie Stille wahren, an dem ahnungslosen Nachtwächter vorbeiziehen, er würde es nicht bemerken. Es stimmte den Nachtwächter schon froh, nun, da er auch mit dem Licht des Mondes rechnen konnte, um mit eigenen Augen zu sehen, eben nicht von einer Meute übelwollenden Südländern umzingelt zu sein.

Der Weg des Nachtwächters führte nun am „Tänzelnden Pony“ vorbei, wo der Mann kurz inne hielt, um einen sehnsüchtigen Blick auf die Taverne zu werfen und er träumte kurz von „Butterblumes Bestes“, dem schmackhaftesten Bier auf der ganzen Welt. Aber auch die Taverne lag im Dunklen, die letzten Gäste lagen wohl schon längst ruhend in ihren Betten oder berauscht unter einem Tisch der Gaststube.

Sobald die Sonne aufgegangen sein wird, das schwor er sich bei allem, was ihm heilig war, so wie jede Nacht, dass er sich dort bei Einbruch der Morgendämmerung, sobald sich die Pforte des „Tänzelnden Ponny's“ öffnen würde, einfinden würde, um sich an Meister Butterblumes Köstlichkeiten zu laben. Aber so verheißungsvoll die Vorstellung auch sein mochte, er musste bis dahin noch viel Zeit verstreichen lassen. Wie der Volksmund schon immer treffend sagte: erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Eine einfache Regel, aber sehr eindeutig und so schlich der Nachtwächter traurig weiter.

Er hatte den Stadtkern bereits hinter sich gelassen und die Nordgehöfte erreicht, als sich jenes Geschehen ereignete, das diese Nacht so herausragend besonders machen würde, wo eine Geschichte begann, die der Nachtwächter in seinem weiteren Leben wieder und wieder erzählen würde, als wäre

sie der Höhepunkt seines Lebens gewesen. Es sollte nicht unbedingt der schönste Moment seines Lebens werden, der eindrucklichste wurde er aber dann doch.

Der Bauer Gerstenreich hatte einen der schönsten und größten Höfe innerhalb der Stadtmauern. Die Familie Gerstenreich galt als sehr vermögend und sehr einflussreich, selbst der Bürgermeister holte sich oft Rat bei Horatio Gerstenreich und jedermann verneigte sich vor ihm.

Dem Nachtwächter war es bei seinen nächtlichen Rundgängen schon zur Gewohnheit geworden, dort auf eine besondere Weise nach dem Rechten zu sehen, zum einen, da ihm das Haus gefiel, mit seinem sauberen Fachwerk und dem zahlreichen Zierrat an den Wänden, wie es sich eben nur sehr reichen Leute leisten konnten. Zum anderen anderen lag sein Eifer darin begründet, dass Gefälligkeiten gegenüber der Familie Gerstenreich durchaus Vorteile bringen konnten, der Bauer entlohnte Helfer großzügig. Der Nachtwächter malte sich in seinen Gedanken aus, wie es sein würde, könnte er vor Ort einen Brand entdecken und vielleicht sogar löschen, dann wäre ihm die Familie zu Dank verpflichtet und er hoffte, dieser Dank würde sich in klingende Münze wandeln. Des wäre zu schön und die Zeche im „Tänzelnden Pony“ wäre wohl bis an sein Lebensende gleichsam bezahlt. Nur ereignete sich dort leider bisher noch nie etwas, was eine „Heldentat“ nötig gemacht hätte und zunächst schien es auch heute wieder so zu sein. Aber das sollte sich ändern.

Es begann mit einem fürchterlichem Gepolter und es kam aus dem Haupthaus. Der Nachtwächter stand dicht daneben und fuhr erschrocken zusammen, dachte er zunächst, Teile des Hauses wären eingestürzt, sah dann aber, als er sich den Blick wieder zu erheben traute, die Mauern unversehrt. Dann hörte er ein mächtiges Gebrüll, das sich so anhörte wie das Röhren eines liebestollen Elchs. Voller Angst kauerte sich der Nachtwächter auf den Boden, Tapferkeit war noch nie eine seiner herausragenden Tugenden gewesen. Er fürchtete, es könnte sich jeden Moment das Portal des Hauses öffnen und ein Troll hervorbrechen, der auf seinem Weg alles unter den Boden trampeln würde, einschließlich armer, unbeteiligter Nachtwächter. Doch das Portal blieb verschlossen, dafür öffnete sich ein Fenster im ersten Stock. Ein Mann warf einen Rucksack aus dem Fenster und gleich darauf flog auch noch ein Bündel Kleider auf den Boden. Dann kletterte der Mann auf den Sims und sprang seinen Habseligkeiten hinterher – keinen Augenblick zu früh, denn einen Wimpernschlag später fraß sich die Schneide einer riesige Axt in das Holz des Fensterrahmen. Hätte der Mann bei seinem Sprung auch nur einen Moment gezögert, die Axt hätte ihn in an der Hüfte in zwei Teile zerhackt. So aber landete der Mann sicher auf dem Boden und rollte den Sturz mit dem Geschick einer Katze ab.

Oben am Fenster erschien die massive Gestalt des Bauers Gerstenreich, bekleidet mit einem Nachthemd, die Schlafhaube auf dem Kopf und der Urheber des rasenden Gebrülls, dass der Nachtwächter kurz zuvor vernommen hatte. Wütend versuchte der Bauer die Schneide des Axt aus dem Holz zu ziehen, aber sie war mit großer Wucht aufgetroffen und so schaffte es zunächst nicht sie zu lösen. Das machte ihn noch zorniger als er ohnehin schon war und wütend ballte er seine Hand zu Faust und richtete sie drohend gegen den Mann, der nach dem Sprung hastig seine Bündel aufgelesen hat, um seine Flucht in aller gebotenen Eile fortzusetzen zu können.

„Swanter, du mieses Stück Kuhmist! Ich werde dich zermalmen wie ein armseliges Insekt. Warte nur, bis ich dich in Finger bekommen werde!“

Zu diesem Zeitpunkt in die Finger des wütenden Bauern zu geraten, das wäre wohl das Dümme was einem auf dieser Welt passieren könnte, wenngleich Gerstenreich sich vorerst darüber ausschwig, was genau dann passieren würde. Aber Swanter hatte nicht vor dies herauszufinden. Er wollte dem Bauern noch einen launigen Gruß zuwerfen und dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden, ohne sich die Zeit zu nehmen sich erst wieder anzuziehen, denn außer einem Hemd trug der Mann nichts am Leib, warum auch immer. Der Rest seiner Kleidung war zu dem Bündel verschnürt, das er gerade unter dem Arm trug, nachdem er es dort, wo es hingeworfen hatte bevor selbst aus dem Fenster gesprungen war, vom Boden aufgelesen hatte. In diesem Augenblick erschienen weitere Personen oben am Fenster und

gesellte sich dem Bauer, der sich erneut anschickte die Axt aus dem Fensterrahmen zu lösen. Amalia war es gewesen, die Tochter des Bauern und sie versuchte den Zorn ihres Vaters zu besänftigen, wenn auch aus gebührender Distanz, um sich nicht als Ziel anzubieten, nachdem sich Swanter dem Zugriff Gerstenreichs so tollkühn entzogen hatte.

„Vater, lass es doch gut sein, es ist doch nichts passiert!“

Amalias Stimme klang etwas gepresst, die Furcht schnürte ihr die Kehle zu.

„Nichts passiert?“, erwiderte Gerstenreich lauernd und sah seine Tochter an. Seine Stimme klang zwar ruhig, erinnerte aber an die eines knurrenden Wolfs beim Anblick eines Lamms, das von der Herde getrennt worden war.

Amalia ging zu Gunsten der eigenen Sicherheit einen Schritt zurück. Sie hob den rechten Arm zum Schutz, in Erwartung einer gewaltigen Ohrfeige und mit der linken Hand hielt sie verkrampft das Tuch, in das sie ihren Körper notdürftig gehüllt hatte. Gewiss hätte Amalia diese Ohrfeige auch empfangen, wenn nicht Hildegund, des Bauers Ehefrau und Amalias Mutter, plötzlich erschienen wäre und sich zwischen die beiden gestellt hätte. Doch dies nicht etwa, um ihrer Tochter eine Strafe zu ersparen, sondern nur deshalb, weil sie noch halb von Schlaf umschattet, nun forschend eine Laterne aus dem Fenster hielt, um nachzusehen, was denn so schreckliche Aufregung verursacht und sie so jäh um ihren Schlaf gebracht haben könnte. Sie brauchte ihren Schlaf, denn der vergangene Tag war hart gewesen und der kommende würde es nicht minder sein. Das machte Störungen höchst unerwünscht.

Mit glasigem Blick sah sie sich um, erblickte ihren wütenden Gatten, der wie wild am Stiel eines Beils rüttelte, das eine handbreit im Fensterrahmen steckte, sie sah ihre Tochter, gehüllt in ein Tuch dort wo eigentlich ein Nachthemd hingehörte, einen halbnackten, jungen Mann auf dem Hof stehend und abseits davon einen Nachtwächter, der ängstlich auf dem Boden kauerte. Einem Schlaftrunkenen sickert die Wirklichkeit nur langsam in den Geist, so auch bei Hildegund. Sie konnte aus dem Bild das sich ihr bot zunächst nichts Aufregendes für sich entdecken, aber selbst fliegende Schweine hätte sie nicht beeindruckt, müde wie sie war. Sie hielt alles was sie so wahrnahm nur für nur einen seltsamen Traum und schloss daraus, dass sie sich wohl noch im Schlaf befinden müsse und daher nichts von dem, was sie zu sehen glaubte auch wirklich geschähe. Dann gähnte sie und verschwand wieder vom Fenster. Aber inzwischen hatte Gerstenreich jedes Interesse verloren, seine Tochter zu züchtigen.

Swanter empfand da ganz anders. Hildegund mochte die Wirklichkeit für einen Traum halten, aber er hatte die Wirklichkeit als einen Traum erlebt. Beim Erscheinen Amalias wurde ihm ganz warm ums Herz, soweit dies überhaupt möglich sein kann, wenn man nackt in der Kälte der Nacht auf einem zugigen Hof herumsteht und er rief ihr zu:

„Amalia, du Licht meines Lebens, du Sonne meines Daseins! Ich muss nun fort von hier, aber mein Herz lasse ich als Unterpand in deinen Händen zurück.“

Als Gerstenreich Swanters Worte hört, fand er, dass die Idee mit dem Herz im Grund nicht schlecht wäre, auch wenn der Bauer eine sehr viel gegenständlichere Vorstellung davon hatte als Swanter, der seine Äußerung mehr als eine bildhafte verstand.

Amalia hingegen hörte die Worte mit ihrem Herzen und im Nu befand sie sich wieder im Zustand jener taumelnder Leidenschaft, in der sie sich befanden ehe ihr Vater jede Romantik zerstörte. Allen Angst war jetzt wie weggeflogen, auch die vor der drohenden, körperlichen Züchtigung durch die Hand ihres Vaters. Sie war von sehnsüchtiger Liebe erfüllt, von der man sagt, dass sie den Menschen blind mache Und Swanter setzte seine romantische Liebeserklärung fort. Er breitete die Arme aus, ungeachtet dessen, wie albern das aussah in seinem momentanen Zustand.

„Amalia, du wirst immer ein Teil von mir bleiben und wenn ich die Welt umarme, dann umarme ich auch dich. Du“

Swanter unterbrach, denn er musste sich blitzschnell ducken, um dem Nachttopf auszuweichen, der wie ein Geschoss auf ihn zuraste. Der aufbrausende Gerstenreich hatte in seiner Hast nichts besseres finden können, um es Swanter an den Kopf zu werfen.

Anders als ihr Vater schien Amalia von Swanters Liebeserklärungen derart ergriffen, dass sie auch ihrerseits die Arme ausbreitete, um die „Welt zu umarmen“. Leider hatte dies aber auch zur Folge, dass das Tuch, vormals mit kräftiger Hand gehalten den Körper zu verhüllen, nunmehr schlaff zu Boden fiel und alle Anmut Amalias offenbarte.

Swanter sah es und lächelte selig vor sich hin, in Erinnerung schwelgend an jene jüngst verstrichene Zeit, die er zur Stunde noch als die schönsten seines bisherigen Lebens erachtete, als er noch auf den schönsten Hügeln des Breelandes ruhen durfte.

Auch der Nachtwächter war wie vom Donner gerührt und vom Blitz getroffen. So ein Prachtweib sieht man nicht alle Tage. Ein solcher Anblick war für den armen Nachtwächter ebenso selten wie der von Wasser und Seife. Mit zitternden Hände tastete er nach seine Schnapsflasche, öffnete sie ungeschickt und trank sie bis zum allerletzten Tropfen aus. Dann starrte er wieder zum Fenster hinauf, hin zur der aufregend schönen Bauerntochter und er hoffte von ganzem Herzen, dass sich dieses Bild in seine Augen brennen würde, nichts mehr anderes wollte er je im Leben sehen.

Gerstenreichs Hass jedoch erreichte ungeahnte Höhen. Auf einmal konnte er die Axt aus dem Holz ziehen wie ein Messer aus weicher Butter.

„Jetzt werde ich dich zu Brei zerhacken, du Made!“, rief Gerstenreich Swanter mit einem hässlichen Grinsen zu und aus seinen Augen funkelte blanke Mordlust.

„Weib, wecke dich Knechte und sag ihnen, wir gehen heute auf Eberhatz! Zehn Silberlinge für den, der mir Swanters Herz bringt!“

Swanter verzog das Gesicht, er hing sehr an seinem Herz und Amalia, die über alle Maßen erschrak, überließ sich einer wohlthuenden Ohnmacht., Hildegund blickte ungläubig, jäh aus dem Reich der Träume in die Wirklichkeit gerissen mit aufgerissenen Augen erst zu ihrer niedersinkenden Tochter, rührte aber keinen Finger und ließ ihr eigen Fleisch und Blut wie einen Mehlsack zu Boden klatschen. Dann sah sie ihren Gatten an und verstand weiterhin überhaupt nichts von dem, was sich um sie herum alles ereignete, machte sich dann aber doch auf den Weg zu tun, was es ihr Gatte ihr aufgetragen hatte! Noch gab sich Swanter lässig, er fühlte sich sogar belustigt. So ein Abenteuer war ganz nach seinem Geschmack, auch wenn er günstigere Ausgänge sehr bevorzugte.

„Zehn Silberlinge? Ist das nicht ein wenig zu knausrig? Ich denke mein Herz ist wesentlich mehr wert – oder?“

Es machte Spaß den Bauern zu reizen und Gerstenreich knirschte mit den Zähnen, man konnte es bis hinunter in den Hof hören.

„Dein Herz ist keinen lausigen Schweinefurz wert, aber sei's drum, ich erhöhe auf 50 Silberlinge!“, erklärte der Bauer grimmig lachend.

Doch Swanter fand, dass auch 50 Silberlinge kein angemessener Preis dafür wäre, unterließ aber kecke Gegenworte, da sich, von Hildegund geweckt, immer mehr Knechte auf dem Hof versammelten, gähnend und verhalten fluchend. Sie fühlten sich um ihre verdiente Nachtruhe geprellt und das besserte ihre Laune kaum. Swanter erkannte, wenn er jetzt nicht schleunigst das Weite suchen würde, wäre für ihn der kommende Sonnenaufgang nur noch eine rein theoretische Größe.

Er verwarf den Gedanken sich vor seinem eiligen Rückzug erst einmal wieder anzuziehen, es hätte zu viel Zeit gekostet und Eile schien geboten. Schritt für Schritt wich Swanter dümmlich lächelnd zurück, zuerst langsam und vorsichtig, um seine Absicht zu verbergen. Dann aber drehte er sich plötzlich um und begann in alles Hast zu rennen, was die Beine eben hergaben.

„Packt ihn!“, befahl Gerstenreich seinen Knechten, doch bis diese so richtig in Bewegung kamen, war Swanter schon entkommen und sein bleiches Hinterteil in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

„Ihm nach! Spürt ihn auf! Macht ihn nieder!“

Gerstenreichs Stimme überschlug sich fast. Und als er seine Männer los rennen sah, ging er in sein Gemach um sich anzukleiden. Im Nachtgewand auf die „Schweinejagd“ zu gehen empfand er als etwas unpassend.

Wenig später betrat Gerstenreich den Hof, nunmehr passend gekleidet zur Jagd, die Axt grimmig in den Händen haltend. Er war schon immer ein guter Jäger gewesen. Er hätte schon gegen Wölfe und Bären gekämpft und einmal einen Keiler mit der bloßen Hand erschlagen, wie Gerstenreich gerne und oft den Leuten zu erzählen pflegte, seit er damals ein Kaninchen mit einer Falle gefangen hatte und mehr Wild hatte er tatsächlich noch nie erlegt. Dennoch war er in der Jagd nicht ungeschickt, keiner konnte Spuren lesen so wie er, das gaben sogar erfahrene Jäger zu. Für ihn war es nur eine Frage der Zeit, bis er dieses Ungeziefer mit dem Namen Swanter gefunden hätte. Dann würde diese Welt wieder etwas sauberer sein, das schwor er sich.

Gerstenreich blickte sich um. Alle seine Leute waren schon unterwegs und suchten emsig, aber Gerstenreich hatte wenig Hoffnung, dass sie erfolgreich sein würden. Die wenigsten seiner Männer konnten es geistig mit einem Sumpffegel aufnehmen, wenn er Swanter in die Hände bekommen wollte, dann müsste er das schon selbst tun.

Dann wandte er sich dem Nachtwächter zu, der noch immer zitternd und wie gelähmt auf der Stelle verharrte, wo er Zeuge des gesamten Vorfalles geworden war, anstelle am Nordtor vorzusprechen, wie er es schon vor geraumer Zeit hätte tun sollen.

„Du ...“, sagte Gerstenreich in einem eisigen Ton und diese einzelne Wort schon ließ dem Nachtwächter das Blut in den Adern gefrieren und er hatte auch keinen einzigen Tropfen mehr in seiner leergetrunkenen Flasche, der diesem inneren Frieren hätte entgegenwirken können.

„Kommt mit und walte eures Amts!“

Der Nachtwächter wäre jetzt lieber in der Höhle eines hungrigen Trolls gewesen, statt an der Seite dieses wütenden Bauers. Aber einem Mann, der so groß ist wie ein Baum, so stark wie ein Bär, zu allem entschlossen scheint und der zudem noch eine große Axt in der vor Zorn bebenden Hand hält, kann man einfach nichts abschlagen. Wie ein Hündchen trottete der Nachtwächter hinter Gerstenreich hinterher und flehte in Gedanken die Götter an, es möge bald Tag werden.

Den Knechte zu entkommen war für Swanter keine große Herausforderung. Bei dieser Dunkelheit würden die dummen Kerle nicht einmal ihre eigenen Füße finden, wahrscheinlich nicht einmal bei Tag. Wenn Swanter für irgendetwas ein Talent hatte, dann für Flüchten und Verschwinden. Nur der alte Gerstenreich ließ sich einfach nicht abschütteln. Im Gegenteil – er kam immer näher! Er musste immer in Bewegung bleiben und gönnte sich keine Rast, zu sehr saß ihm der alte Gerstenreich im Nacken. Kein Versteck war gut genug und Swanter konnte auch soviel Haken schlagen wie ihm lustig war, die Verfolger blieben auf seiner Spur. Nicht mehr lange, dann würde sie ihn haben und dann würde er sich einreihen können in die Strecke von Gerstenreichs Jagdtrophäen.

Die junge Jägerin schob sich eine zusammengerollte Decke unter den Nacken, mit einer anderen, einer ausgebreiteten deckte sie sich zu. Sie hatte sich ihr kleines Zelt gleich hinter den Stallungen unter einem Gebüsch aufgebaut, für ein Zimmer im „Tänzelnden Pony“ hatte sie einfach nicht genug Geld. Man sah Vagabunden zwar nicht so gerne in Bree, aber für eine Nacht würde es schon gehen und morgen, sobald die Stadttore sich öffnen, würde sie sich ohnehin aus dem Staub machen und der Stadt den Rücken kehren. Eine echte Jägerin gehört einfach in die Wildnis, einer echten Jägerin sind Stadtmauern wie ein Gefängnis. Sie war gerade am einschlafen, als sie draußen vor dem Zelt einen dumpfen Schlag hörte. Zuerst dachte sie, ein Ballen Heu wäre vom Stapel gefallen, aber Heu kann nicht so derb fluchen, demnach war diese Annahme auszuschließen. Sie entfachte Feuer in ihrer Laterne und kroch aus dem Zelt, um nachzusehen was oder wem da was passiert sein könnte. Sie musste grinsen, als sie die Ursache des Lärms erkannte. Ein Mann hatte sich in der Dunkelheit in einer ihrer Schlingenfallen verfangen, die sie zu ihrer Sicherheit vor dem Zelteingang aufgebaut hatte. „Sieh an, sieh an,“ sagte sie lächelnd, „was haben wir denn da gefangen? Einen verdammt großen Dachs vielleicht?“

Die Jägerin ging in die Hocke und mit gespieltem Entsetzen fuhr sie fort:

„Aber nein, das ist ja ein ausgewachsener Mann!“

Als sie nach eingehender Betrachtung ihren Fangs entdeckte, dass der Kerl nichts außer einem Hemd an sich trug, ergänzte sie wohlgefällig grinsend:

„Ein stattlicher Mann, wie mir scheint!“

„Es freut mich, dass ich euch so sehr gefallen und unter anderen Umständen wäre ich auch gerne eure Beute, aber meine Zeit ist sehr knapp bemessen. So möchte ich euch ersuchen mich wieder zu befreien. Eile wäre durchaus geboten!“, antwortete Swanter mit einem leicht gequältem Lächeln.

„Aber, aber – wäre das denn klug angesichts der momentanen Umstände? Ihr müsst zugeben, dass vieles dafür spräche euch in Fesseln zu lassen.“

In einem fast beschwörenden Ton erwiderte Swanter:

„In der Tat, es spricht wohl einiges gegen mich, aber ich möchte euch versichern, dass es nicht meine Absicht war, mich euch zu nähern. Obwohl, das möchte ich nebenbei erwähnen, euer Anmut jedes Risiko wert wäre. Es ist mehr so, dass ich auf der Flucht bin, aus Gründe die zu erläutern mir jetzt doch ein wenig zu lange dauern würden. Also ich flehe euch an, macht mich los!“

Die Jägerin antwortete nicht, sondern sie erhob sich und lauschte schweigend in die Nacht. Dann grinste sie wieder hämisch, hob eine Augenbraue und sprach:

„Der alte Gerstenreich ist wieder auf der Jagd! Leugnet es nicht, ich kann sein Gebrüll bis hierher hören. Seid ihr etwa seiner Tochter ein klein wenig zu nahe gekommen?“

Swanter hob beschwichtigend die Hände. Vom Scharfsinn der jungen Frau überrascht versuchte er es erst gar nicht die Wahrheit durch eine erdachte Geschichte zu verschleiern. Nur war ihm sehr wichtig, trotz aller Umstände die gegen ihn standen, nicht als Verbrecher dazustehen.

„Mag sein, dass es so war, wie ihr es zu wissen glaubt. Möglicherweise bin ich dem Liebreiz der schönen Bauertochter erlegen. Aber es war mit ihrem vollen Einverständnis möchte ich betonen! Ihr Vater sah das leider anders.“

Swanter sprach dies mit dem Brustton der Überzeugung. Sein Versuch wie ein Ehrenmann zu klingen war aber nicht sehr erfolgreich, es klang ehe lächerlich. Die Jägerin lächelte ihn mild, fast schon mitleidig an.

„Das wundert mich nicht. Ein Einverständnis kann man bei diesem kleinen Luder immer wieder voraussetzen. Man erzählt sich viel auf der Straße.“

Swanter stutzte und auf seiner Stirn bildete sich eine tiefe Falte, die so aussah, als wäre sie mit einem Schwert gezogen worden.

„Immer wieder? Ich muss zugeben, dass mich eure Aussage jetzt schon neugierig macht. Was meint ihr damit?“

Die Jägerin seufzte. Offensichtlich werden Männer immer mit den gleichen zwei tückischen Merkmalen geboren, Dummheit zum einen und Unbelehrbarkeit zum anderen.

„Das soll heißen, dass ihr nicht der erste seid, der in diese Lage geriet! Das Haus Gerstenreich ist ein Brunnen für Probleme.“

„Hmm.“, sagte Swanter, mehr fiel ihm dazu nicht ein, ihm dauerte diese nette Plauderei auch sowieso schon viel zu lange. Zudem war diese ganze Sache nicht mehr als ein Abenteuer für ihn gewesen und absolut frei von jeglichen romantischen Gefühlen. Es war ihm schlicht und einfach völlig gleichgültig, wie viele Liebhaber sich vor ihm im Bett der Bauertochter gestapelt haben mögen. Er hatte zur Zeit wahrlich dringendere Problem und das gewichtigste davon war, dass ihm der alter Gerstenreich im Nacken saß. Aber ungeachtet der wachsenden Ungeduld Swanters fuhr die junge Jägerin ihre Erklärungen fort:

„Gerstenreichs wacht über seine Tochter wie ein Drache über seinen Hort und immer wenn ein Verehrer auftaucht nimmt er sich dessen auf väterliche Weise an.“

„Und das bedeutet was genau...?“, fragte Swanter, jetzt allen Umständen zum Trotz doch neugierig geworden.

„Weiß ich nicht, woher auch? Es ist ja keiner der Unglücklichen jemals mehr aufgetaucht. Sie verschwanden einfach.“, antwortete die Jägerin gelassen, „Vielleicht schneidet er ihnen die Köpfe ab –

wer weiß?“.

Die Jägerin grinste spöttisch und Swanter verzog das Gesicht.

„Er will nicht meinen Kopf, er will mir das Herz herausreißen!“

„Keine Sorge!“, erklärte die Jägerin knapp, „Den Kopf holt er sich auch!“

„Nun, das wäre ein Grund mehr mich endlich aus dieser Falle zu befreien. Ihr werdet sicher nachvollziehen können, dass ich sehr an meinem Kopf hänge und auch zudem nicht bereit bin auf mein Herz zu verzichten“

„Still!“, flüsterte die Jägerin energisch und unterbrach Swanter brüsk, „keinen Ton mehr, sie sind nahe!“ Dann lauschte sie wieder konzentriert. Tatsächlich konnte man jetzt sehr deutlich Stimmen hören, näher als noch vor Augenblicken und sie erkannte auch bereits die Stimme des alten Gerstenreichs dessen Zorn sich eher noch gesteigert zu haben schien, denn nichts von dem, was er von sich gab, eignete sich für eine Wiedergabe in gesitteter Sprache..

„Zu spät, sie kommen!“, wisperte die Jägerin, „So schnell kann ich die Falle nicht lösen, aber das Halteseil ist lang genug, kriecht in Zelt – schnell!“

„Aber das werde sie als erstes durchsuchen!“, erwiderte Swanter zweifelnd, war aber dennoch schon dabei auf dem Bauch in Zelt zu robben, seine Füße waren ja noch in der Falle gefangen.

„Nicht, wenn ich darin liege!“, erklärte die Jägerin verheißend und in Rätselfragen sprechend. Swanter hatte dieses unangenehme Gefühl völlig ausgeliefert zu sein vom Wohlwollen einer ihm fremden Person, deren Zuneigung er sich nicht sicher genug sein konnte. Auch wenn sie ihm für den Moment zu helfen schien, sie könnte ihm aber auch im entscheidenden Augenblick in den Rücken fallen. Die Jägerin konnte ihm diesen Zweifel ansehen, fand aber keine Worte ihn zu beruhigen. Weshalb sie ihm half konnte sie sich selbst nicht erklären, aber er kam ihr auf eine seltsame Art vertraut und gleichgesinnt vor, obwohl sie ihn zuvor noch nie gesehen hatte und ihr Zusammentreffen unter den seltsamsten Bedingungen die man sich nur vorstellen kann, stattfinden musste. Als ob sich gefunden hätte, was zusammen gehört.

„Ich passe nicht rein, ihr hättet ja auch wirklich ein größeres Zelt zulegen können. Ich stoße mit dem Kopf schon an der hinteren Zeltwand an.“, rief Swanter verzweifelt als er mit der Stirn anstieß. Ihn beschlich nun das Gefühl, dass sein letzte Stunde langsam konkrete Formen annehmen könnte. Er hatte bei allem Optionen, die er sich ausrechnen konnte, doch letztlich immer wieder nicht der geringsten Zweifel daran, dass es immer auf dasselbe Resultat hinauslief: Gerstenreich würden ihn mit Freuden aus dem Leben wischen. Und Gerstenreich war nah – sehr nahe!

„So geht das nicht!“, murmelte die Jägerin nachdenklich, als sie die unbeholfenen Versuche Swanter beobachtete.

„Zieht die Beine ein, soweit es eben geht!“

Swanter tat wie ihm geheißen, den erwünschten Erfolg brachte es allerdings nicht. Das was von Swanter vom Zelteingang jetzt noch herausschaute, sah überaus kurios aus und unter günstigeren Umständen hätte die Jägerin bestimmt zu einem derben, spöttischen Kommentar verleitet. Im Moment hatte sie aber andere Sorgen und keine Zeit sich über männliche Hinterteile lustig zu machen. Jeden Augenblick könnten die Häscher eintreffen und wenn sie es bis dahin nicht schaffen würde diesen kleinen Tunichtgut verschwinden zu lassen, Gerstenreich würde es ganz bestimmt schaffen.

„Setzt euch auf und beugt euren Oberkörper vor! Rasch!“, befahl sie energisch und Swanter gehorchte aufs Wort, setzte sich auf und beugte sich vor bis er mit seiner Stirn schon fast an seine Knie stieß. Die Füße ragten aber immer noch aus der Zeltöffnung heraus. Aber für einen neuen Anlauf war jetzt aber keine Zeit mehr. Die Jägerin zog sich eine Decke aus dem Zelt und wickelte sie um Swanters Füße, er konnte mit der Schlinge an den Gelenken ohnehin keinen Schritt vorangehen oder gar zu flüchten. Dann krabbelte sie rückwärts in das Zelt hinein, klemmte sich zwischen Swanters ausgestreckten Beinen unten und seinen vorgebeugten Rumpf oben und kam sich in diesem Moment vor wie ein Stück Wurst zwischen zwei Brotscheiben. Nun sahen nur noch die eingehüllten Füße und die Unterschenkel

Swaners aus dem Zelt. Die Jägerin legte sich mit ihrem Oberkörper auf die Beine Swanter und verdeckten auch diese vor suchenden Blicken. Dann schlang sie sich so gut es ging die Zeltwände um ihr Hüfte, damit niemand einen Einblick in das Innere des Zelts erhielt.

„Wehe wenn ihr diese Situation ausnutzt!“, erklärte die Jägerin in einem scharfen Ton, als sie sich der pikanten Besonderheit ihrer Lage bewusst wurde. Dann legte sie ihren Kopf auf des Deckenbündel in dem Swaners Füße verborgen lagen, als wäre es ihr Kopfkissen und tat so als schlief sie.

Sie warteten und fügten sich Stille bewahrend ihrer ungewöhnliche Lage, auch wenn Swaners gebeugter Rücken langsam arg zu schmerzen begann. Nichts kann eine Gemüt mehr aufreiben, als ein hilfloses Warten auf kommende Ereignisse, von denen man sich wünschte, sie kämen nie und deren Ausgang, wenn sie gegen alles Wünschen doch kommen sollten, so ungewiss war wie die Anzahl der Augen eines noch fallenden Würfels.

An und für sich hätte Swaners Verfolger längst hier eintreffen müssen. Zweimal waren sie schon an den Stallungen vorbei gekommen, aber eben nur an der Vorderseite, wo sie in den leerstehenden Pferdeboxen den Verfolgten versteckt glaubten und nicht dahinter, dort wo in einem ausladenden Gebüsch ein kleines Zelt verborgen lag.

Inzwischen waren die Schritte schwerer Stiefel von allen Seiten zu hören, wenn auch noch nicht in unmittelbarer Nähe. Aber eins wurde deutlich, sie waren umzingelt. Und die ganze Zeit brüllte Gerstenreich wie ein Berserker als wäre er im Kampf gegen einen anderen brüllenden Berserker. Ständig ersann er sich neue Arten von Torturen, die Swanter vom Leben in den Tod bringen könnte, verwarf dann aber alle wieder sogleich, weil er sie dann doch allesamt als zu gnädig erachtete. Er wollte Blut fließen sehen, langsam und qualvoll und bis zum letzten Tropfen.

So oder so hätte hier an diesem Ort die Flucht Swaners ein Ende gefunden, es gab keine Richtung mehr, in die er hätte fliehen können. Und ihm wurde bewusst, wäre er nicht so tumb in die Falle der Jägerin getrampelt, befände er sich wohl bereits in der Hand Gerstenreichs und würde schon von der Axt des Rasenden portioniert werden. Vielleicht war das Versteck im Zelt eine Vorsehung, bestimmt aber seine letzte und einzige Möglichkeit mit heiler Haut davon zu kommen und er hoffte von ganzen Herzen, dass der Plan der Jägerin funktionieren würde. Er wünschte er hätte ihre Zuversicht, er selbst war von Zweifel erfüllt.

So zuversichtlich war die Jägerin aber gar nicht. Auch sie hörte die blutigen Ankündigungen Gerstenreichs und sie wurde immer unruhiger. Schließlich versuchte sie gerade einem Jäger die Beute zu entreißen und dies würde sie in Gerstenreichs Augen auf jeden Fall mitschuldig werden lassen, sollte ihr Plan scheitern. Gewiss würde er zunächst keine Hand an sie legen, dazu wäre er dann viel zu sehr mit dem Zielgegenstand seiner Wut beschäftigt, aber gleich danach hätte er Zeit und Muse dafür.

Der Kopf der Jägerin lag nur scheinbar entspannt auf dem Bündel und das lag nicht nur an der drohenden Gefahr. Sie waren zwar nicht zu sehen, aber Swaners knochigen Füße verhinderten, obwohl weich abgedeckt, jede bequeme Lage des Kopfs, genauso gut hätte man seinen Kopf auf dem Geweih eines Hirsches betten können. Und seine Füße machten sich auch auf andere Weise bemerkbar.

„Ihr solltet einmal in Erwägung ziehen eure Füße zu waschen!“, murmelte die Jägerin in das Zelt hinein.

„Und ihr sollte einmal in Erwägung ziehen Leibwäsche zu tragen!“, kam es von dort murmelnd wieder zurück.

„Was für eine Empfehlung aus dem Mund eines Mannes, der nachts ohne Hosen durch die Stadt läuft!“, spöttelte die Jägerin erheitert.

„Ich wäre sehr gerne in Hosen, aber, und das muss ich betonen, ich wäre auch sehr gerne in Sicherheit. Wir sollten unser kleines Streitgespräch auf einen anderen Zeitpunkt verlegen, sonst wird man uns noch hören!“, entgegnete Swanter besorgt, aber immer der Hoffnung nachhängend, Gerstenreich könnte aufgeben und mit seinen Leute wieder verschwinde. Lange würde er diese gebückte Haltung nicht mehr aushaltend können, da der Rücken mittlerweile schier unerträglich schmerzte. Doch das war nicht

unbedingt sein einziges Problem.

Die Jägerin hob den Kopf und runzelte die Stirn.

„Irgendetwas drückt mich grässlich!“, bemerkte sie nachdenklich.

„Glaubt mir, das wollt ihr nicht wissen.“, antwortete Swanter prompt und ausweichend.

„Oh!“

Mehr wollte die Jägerin dazu gar nicht sagen. Der Mann hatte recht, sie hätte es nicht wissen wollen. Aber jetzt, da sie es wusste, wuchs auch ihr Unbehagen beachtlich.

„Könnt ihr nicht machen, dass es ein bisschen weniger drückt?“, fragte sie vorsichtig flüsternd und erntete dafür ein verhaltenes, fast schon ersticktes Lachen aus dem Zelt.

„Ihr habt gut reden, ich kann mich hier keinen Finger breit bewegen. Ich hätte da zwar eine Idee, aber die würde euch ganz bestimmt nicht gefallen!“

Die Jägerin musste gar nicht lange darüber nachdenken, um Swanter beizupflichten, die Idee gefiel ihr tatsächlich nicht, zumindest nicht jetzt und hier.

„Lasst euch nur nicht hinreißen, ich warne euch!“

Dann holte sie tief Luft, seufzte und bettet ihren Kopf wieder auf das Deckenbündel und schloss ihre Augen eine Schlafende mimend. Dicht daneben leuchtete noch immer ihre Laterne klar und hell. Hätte die Jägerin tatsächlich schlafen wollen, wäre ihr dieses Licht eher unangenehm werden, aber sie wollte ja nicht wirklich schlafen. Und so vergaß sie das Feuer der Laterne zu löschen.

Die Knechte des grimmen Gerstenreich wurden mit zunehmender Dauer der Verfolgung immer nervöser. Gerstenreichs Jähzorn war hinreichend bekannt und wenn er das Ziel seines Zorns nicht bald zu fassen bekäme, dann würde er sich ein anderes Ziel suchen und abzureagieren. Gerstenreich war da nicht wählerisch, meistens traf es den Unglücklichen, der in diesem Augenblick in Reichweite stand. Deswegen hielten die Knechte dem Gerstenreich begleiteten auch einen respektvollen Abstand. Nur der arme Nachtwächter durfte nicht von Gerstenreichs Seite weichen. Gerstenreich brauchte ihn in der Nähe, um seiner Menschenjagd den Anschein einer Gesetzlichkeit zu verleihen. Der Nachtwächter hatte sich mittlerweile ergeben in sein Schicksal gefügt und trottete neben Gerstenreich her, wie Schaf, das seinem Hirten folgt, wenn es sein muss auch in den Abgrund. Das Gebrüll Gerstenreichs hatte ihn schon halb taub gemacht und er hörte schon gar nicht mehr darauf was der zornige Bauer alles von sich gab und seine Schnapsflasche war immer noch leer, da war nichts mehr was ihn hätte trösten können. Es war weniger der Mut, als mehr die blanke Verzweiflung, da der Nachtwächter begann, Gerstenreich mit sanften Worten beschwichtigen zu wollen.

„Herr! Habt doch ein Einsehen, der Kerl ist über alle Berge. Womöglich hat er es bis zum Südtor geschafft oder er versteckt sich im Armenviertel. Er könnte überall in der Stadt sein!“

Der Nachtwächter bereute seine Worte, sowie es sie ausgesprochen hatte, denn Gerstenreich drehte sich zu ihm hin, schnaubte wie ein Keiler und schwieg. Aber eben dieses Schweigen machte ihn zu einer recht gruseligen Erscheinung, um so mehr, da die Axt in seiner Hand allmählich zu zittern begann. Auch die Knechte ringsherum hielten den Atem an. Doch Gerstenreich überraschte alle. Er atmete tief durch und verkündete seinen Leuten:

„Sei's drum. Wir suchen jetzt noch einmal bei den Stallungen, aber nicht nur vorne herum, sondern auch dahinter. Ich kenne hier sonst keinen Ort mehr, an dem wir noch nicht gesucht hätten. Wenn wir den Mistkäfer dort nicht finden, gehen wir nach Hause!“

Die Aussicht bald schon wieder schlafen zu dürfen erhellte die Gemüter der Knechte und es stellte sich fast schon eine Art guter Laune ein. Keiner von ihnen rechnete noch damit fündig zu werden. Die Zeit die sie von einer wieder aufgenommenen Nachtruhe trennte, war also recht überschaubar. Aber das Schicksal geht oft andere Wege, als jene, die zur Schlafstätte führen. Gegen alles Hoffen und Erwarten der Knechte sollten sie fündig werden und ihr Nachtlager warten müssen.

„Sapperlot, seht doch! Da ist doch wahrhaft ein Lager aufgebaut und sogar eine Laterne brennt dort!“, bemerkte Gerstenreich verblüfft, mehr zu sich selbst gesprochen, daher erwartete er keine Antwort.

„Wieso haben wir das die ganze Zeit übersehen? Diese Laterne brennt doch wahrlich hell genug.“, setzte er fort. Jetzt allerdings erwartete er aber eine Antwort.

Seine Begleiter drucksten herum, die Frage überforderte sie bei weitem. Lediglich der Nachtwächter versuchte sich an einer Antwort, die Angst hatte ihm wohl eine Eingebung geschenkt:

„Es war eben gerade die Laterne, Herr, in der Dunkelheit sahen wir sie zwar, hielten sie aber immer für die Laterne eines anderen Suchers und daher gaben wir diesem Ort keine besondere Bedeutung, hielten wir ihn doch schon für abgesucht!“

„Das wäre durchaus denkbar!“, grummelte Gerstenreich vor sich hin und lachte hässlich, „Trefflich gedacht. Schauen wir mal nach!“

Dann gab er dem Nachtwächter einen anerkennenden Klaps auf den Rücken und stapfte entschlossen los. Auch seine Knechte setzten sich in Bewegung, nur der Nachtwächter konnte nicht sofort folgen. Ihm war erst einmal, nach so viel handgreiflicher Anerkennung, die Luft weggeblieben und er erschauerte bei dem Gedanken, wie bei Gerstenreich eine Strafe aussehen könnte, wenn man schon bei einem Lob Knochenbrüche riskiert.

Gerstenreich schien sich langsam zu beruhigen, vielleicht war es aber auch die Vorfreude auf einen vermeintlichen Erfolg, was ihn gelassener machte. Er schnaubte zwar noch wie ein verwundeter Stier, aber er hielt die Axt in seinen Hände sehr viel entspannter und sie zitterte nicht mehr so unternehmungslustig wie zuvor. Die Gefahr zufällig von seinem Zorn getroffen zu werden, war jetzt nicht mehr so hoch, also rückten die Knechte wieder mehr an ihn heran. Allerdings blieben sie auf der Hut, sie kannten die Reizbarkeit ihres Herren. Seine Stimmung könnte sich jederzeit wieder ungünstig entwickeln und in diesem Fall würden sie sich sofort wieder seiner Reichweite entziehen. Mit solchen Manövern hatten alle Knechte des Bauern schon reichlich Erfahrungen gemacht, sie beherrschten es ein ein Tänzer seine Schritte.

Gerstenreich erreichte das Lager als erste, seine Gefolgschaft dicht hinter ihm, erst die Knecht, ein wenig später dann ein schwer schnaufender Nachtwächter.

„HEDA, AUFWACHEN!“, schrie Gerstenreich in gewohnter Lautstärke und seine Stimme klang wie das Geräusch einer abgehenden Lawine aus Geröll.

Die junge Jägerin hob den Kopf und blinzelte in das grelle Licht der Laterne, die ihr dicht vor die Nase gehalten wurde und bemühte sich möglichst schläfrig zu wirken, obwohl ihr Herz pochte wie ein Trommelwirbel kurz vor einer Hinrichtung.

„Was ist los? Was wollt ihr von mir?“, fragte die Jägerin krächzend, als ob sie soeben aus tiefstem Schlummer gerissen worden wäre. Sie musste das gar nicht spielen, denn ihr waren mit einem Schlag Mund und Rachen völlig ausgetrocknet. Die Angst hat manchmal die seltsamsten Folgen.

„Wir suchen einen Mistkerl mit dem Namen Swanter. Wir wollen diesen miesen Lügner und Betrüger seiner angemessenen Strafe zuführen!“

„Was wirft man ihm denn vor?“, fragte die Jägerin scheinbar verschlafen.

„Er ist ein Mistkerl!“, war die knappe Antwort.

Die Jägerin kniff die Augen zusammen.

„Ihr seht aber nicht aus wie ein Büttel.“

„Aber dieser da!“

Gerstenreich schob den Nachtwächter nach vorne in den Lichtkreis seiner Laterne hinein, dass dieser besser zu sehen wäre und um seinem Ansinnen eine amtliche Note zu verleihen. Und der Nachtwächter ließ sich einfach nach vorne schieben, so wie ein gefülltes Glas über die Theke in einer Taverne geschoben wird, trat dann nervös von einem Bein auf das andere, hüstelte ein wenig, sagte aber keinen Ton. Das brauchte er auch gar nicht, denn Gerstenreich ergriff das Wort sofort wieder.

„Ich will euch diese Schleimschnecke einmal beschreiben. Er hat etwa diese Höhe!“, erklärte er und er deutete mit seiner Axt an, welche Größe genau darunter zu verstehen wäre. Den Andeutungen Gerstenreichs nach, entspräche die Größe des Gesuchten ungefähr der eines Zwerges. Zorn und Geringschätzung zeigen die Wirklichkeit oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Wäre Swanter tatsächlich

nur so groß wie von Gerstenreich beschrieben, dann hätte sogar in diesem kleinen Zelt zwei von seiner Sorte reichlich Platz gehabt.

„Er trägt einen kurzen Bart,“, fuhr Gerstenreich fort, „hat einen bösen, verschlagenen Blick und er läuft wie eine Ratte und er stinkt wie ein nasser Fuchs!...“

Der zornige Bauer setzte seine Beschreibung eine geraume Zeit fort, wobei er mit Vergleichen aus der Tierwelt nicht geizte. Als sich der versteckte Swanter derart beschrieben hörte wandelte sich seine Furcht in eine ausgelassene Heiterkeit. Er hatte Mühe nicht laut los zu lachen. Aber er musste sich beherrschen, wollte er nicht riskieren, dass sein Rumpf und sein Kopf diesen Ort in getrennten Richtungen verlassen würden.

„... und zu guter Letzt!“, Gerstenreich war offensichtlich am Ende seiner Beschreibungen angelangt, „Als er zuletzt gesichtet wurde trug er ein helles Hemd!“

Dann beugte sich der Bauer nach vorne, als wolle er der Jägerin ein Geheimnis verraten und erklärte mit einem hässlichen Grinsen:

„Und er trug keine Hosen!“

Gerstenreich nahm die junge Frau scharf in den Blick, als wolle er sie mit seinem Blick durchbohren. Es war jene Art von Blicken, die fast schon Schmerzen zufügen, wenn man ihrer gewahr wird.

„Habt ihr einen solchen Mann gesehen?“

Die Jägerin räusperte sich und sie hoffte von ganzen Herzen, dass niemandem auffallen würde, wie sich ihr beunruhigen schnell der Angstsweiß auf der Stirn sammelte.

„Und einen solchen Mann vermutet ihr in meinem Zelt?“, fragte sie zurück, bemüht möglichst schnippisch zu wirken.

„Das ist für mich keine Angelegenheit von Vermutungen, ich will Gewissheit! Also würdet ihr das Zelt verlassen, dass wir es durchsuchen können?“, fragte Gerstenreich mit tückischer Freundlichkeit und es wurde sehr deutlich, dass es sich bei seinem Ersuchen nicht um eine Bitte, sondern um einen Befehl handelte.

Damit hatte Gerstenreich seinen Finger auf die Schwachstelle des Plan der Jägerin gelegt. Sie hatte die Beharrlichkeit dieses Mannes unterschätzt, war sie bisher davon ausgegangen, dass man ihrem unschuldigen Wort uneingeschränkt Glauben schenken und die Horde daraufhin von dannen ziehen würde, wenn sie einfach nur erklärte, den Gesuchten nie gesehen zu haben. Sie brauchte also einen neuen Plan und es müsste ein verdammt guter sein, sollte sich ihr Schicksal und das ihres Gastes nicht in wenigen Augenblicken erfüllen.

Fieberhaft forschte sie in ihren Gedanken nach einem Ausweg, während Swanter krampfhaft versuchte sich damit zu trösten, dass er bisher eigentlich ein schönes Leben gehabt hätte, dessen einziger Makel darin bestand, dass es nur verdammt kurz gewesen wäre.

Die Jägerin räusperte sich, jetzt galt es, dass ihre Stimme rein bliebe, damit sie nicht Unsicherheit und Angst verrate.

„Gerne würde ich eurer Bitte Folge leisten, doch ihr müsst wissen, dass ich kaum bekleidet bin und er wäre mir unangenehm mich dergestalt den Blicken eurer Knechte auszusetzen!“

Wenn die Jägerin darauf gezählt hatte sie könnte in Gerstenreich den Edelmann ansprechen, dann hatte sie sich gründlich verrechnet. In Gerstenreich war nicht die Spur von Edelmut zu finden und obwohl er den vornehmsten Kreisen der Stadt zugehörig war, ist er immer grobschlächtig und gemein geblieben. Sein Reichtum verschaffte ihm die Macht über Recht und Gesetz erhaben zu sein, also scherte er sich um nichts.

Gerstenreich verlor in diesem Augenblick die Geduld und jeder Rest von Freundlichkeit wich von ihm.

„Was euch Ungemach bereiten würde, könnte zur Freude meiner Knechte werden. Macht euch darüber keine Gedanken, meine Knechte haben schon ganz andere Sachen gesehen. Wir haben schon zu viel Zeit vergeudet. Eure Wahl ist nun eingeschränkt auf zwei Möglichkeiten! Entweder ihr verlasst umgehen das Zelt oder ...“

Gerstenreich streckte drohend die Hand aus, die Finger verkrallt als wollten sie einen unsichtbaren Stein zerdrücken.

„... ich packe euch und ziehe euch an euren Haaren aus dem Zelt, überlasse euch meinen Knechten und erlaube ihnen Spaß mit euch zu haben, während ich das Zelt durchsuche.“

Die Jägerin schluckte trocken und sie überlegte kurz, ob sie nicht doch das Zelt verlassen sollte, da sie die Frage, die in ihr aufkeimte und sehr rasant bedeutend wurde, warum sie sich für diesen Mann opfern sollte, nicht so recht beantworten konnte. Er war doch ein Fremder für sie, urplötzlich und ungerufen in ihr Leben gebrochen, mit sehr viel Ärger im Schlepptau, den er sich, dessen war sich die Jägerin sicher, selbst eingebrockt hatte und daher auch selbst zu verantworten hätte. Er würde ebenso schnell wieder aus ihrem Leben wieder verschwinden und sehr bald vergessen sein. Oder doch nicht? Die junge Frau wand im Zweifel, denn eine innere Stimme rief ihr zu, nicht nachzugeben und tapfer zu sein. Nein, sie konnte Swanter einfach nicht im Stich lassen. Sie wusste nicht warum sie so dachte, aber das war ihr jetzt auch nicht mehr wichtig. Und so spielte sie das Spiel weiter und nahm alle Risiken für sich an, Gerstenreich durfte einfach nicht gewinnen. Es war seltsam, aber es kam ihr vor, als spürte sie nun keine Furcht mehr. Sie fühlte überhaupt nichts mehr, sah alles klar und hatte auch wieder einen Plan.

„Ihr wollt mir Gewalt antun?“, fragte sie spitz.

Dann sah sie den Nachtwächter an und fragte ihn herausfordernd: „Und ihr wollt das zulassen?“

Dem Nachtwächter wollte das gar nicht gefallen so unverhofft wieder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, er verabscheute es sogar. Er fühlte sich zwischen Mahlsteinen zerrieben. Weder konnte er den Blick der jungen Frau ertragen, die sich Hilfe suchend an ihn wandte, und schon gar nicht dem des Bauern, dem er zwar nicht ins Gesicht blicken musste, aber dessen Blick er auf sich ruhen spürte wie die Spitze des Schwerts eines Scharfrichters.

Jetzt etwas tun oder sagen zu müssen, was einen Standpunkt markieren würde, war das Letzte was sich der Nachtwächter für sich gewünscht hätte. Er fühlte sich in einer Zwickmühle, aus der es kein Entrinnen gab. An und für sich wäre es sein Auftrag gewesen die junge Frau zu beschützen und Gerstenreich in seine Grenzen zu verweisen, wie unerträglich schwer war ihm dies so überdeutlich klar. Aber das hatte er genau jenes in Wirklichkeit bis jetzt niemals vorgehabt, er liebäugelte mit dem Hammer, nicht mit dem Amboss.. Er hätte sich lieber ein Liedchen gepfiffen, sich einfach umgedreht, die Ohren zu gehalten und später sein schlechtes Gewissen bei Tagesanbruch in einer erheblichen Menge Alkohol ertränkt. Denn gegen einen Mann wie Gerstenreich kann man nicht angehen ohne zwischen zwei Fingern erdrückt zu werden. Das war ihm so viel wie ein Naturgesetz und Naturgesetze stehen über dem Willen des Bürgermeisters.

Aber nun hat ihn aber diese junge Frau an seine Pflichten erinnert. Warum müssen Pflicht und Wirklichkeit so oft im Widerspruch stehen? Der Nachtwächter fühlte sich schwanken und verzweifelt suchte er nach einem Hinweis, in welche Richtung er sinken sollte. Tief in seinem Inneren verfluchte er die junge Jägerin, obwohl die sie ihm über alles Maß Respekt abverlangte. Sie hatte seinem schlechten Gewissen reichlich Nahrung gegeben, er es nicht mehr verleugnen konnte, sie hatte verdammt nochmal recht. Nachdem ihm ein Schnaps auch nicht mehr zur Verfügung stand, der beim Vergessen sehr hilfreich gewesen wäre, müsste er jetzt eine Entscheidung treffen und wie immer sie aussehen würde, nachher würde er sich in übler Weise nicht mehr gut fühlen.

Der Nachtwächter stöhnte laut, eine Folge seiner Qual und wäre jetzt der Tod an ihn herangetreten, er hätte ihn als einen Freund willkommen geheißen.

Der Anblick des sich in Gewissensnöten windenden Nachtwächter, seine ungelungenen Versuche gleichzeitig zu gehen oder stehen als ein Zeichen seiner inneren Pein, sich nicht zwischen Flucht oder Angriff entscheiden zu können, hatte für alle Umstehenden etwas ausgesprochen Belustigendes. Die Ursache seiner inneren Tortur sah niemand, wohl aber ihren Ausdruck. Die Knechte lachten teilweise schon, für diese Leute scheint nichts erheiternder zu sein, als eines anderen Qual als Erbärmlichkeit zu missverstehen und dies war schon immer ein willkommener Anlass zur Heiterkeit. Es lenkt so schön von eigenem Unbill ab.

Aber auch die Jägerin konnte sich eines Lächeln nicht erwehren, sogar dem grimmigen Gerstenreich huschte ein Schmunzeln über das Gesicht, Erbärmlichkeit reizt immer zu lachen, denn das Leben ist grausam.

„So wie es aussieht habe ich wohl keine Gerechtigkeit zu erwarten!“, sagte die Jägerin seufzend und sie lenkte ihre Stimme so, als wäre sie überrascht und dennoch ergeben ihrem offenen Schicksal verbunden. In Wirklichkeit hatte sie nichts anderes von dem Nachtwächter erwartet.

Mit Hilfe von dieser gebeutelten Kreatur war niemals zu rechnen gewesen. Um dies zu erkennen bedarf es nun wirklich nicht viel Menschenkenntnis. Aber nicht der hilflose Büttel waren von Bedeutung, sondern jener, der die Fäden in der Hand hielt und das war der wütende Gerstenreich. Nicht für einen Moment hatte die Jägerin ihr Lächeln verloren und sie spürte eine unnatürliche Überlegenheit über ihre angekündigten Peiniger, sie fühlte sich unverletzlich und über allen Dingen stehend.

Also hielt ihren Haarschopf auffordernd in die Höhe, schüttelte ihn sogar auffordernd und ungeduldig als könnte sie das Kommende nicht abwarten. Gerstenreich wollte ein Opfer? Er sollte eins bekommen, wenn er sich traut! Jetzt war an ihr, den Gegner zu attackieren.

„Wohl denn, machen wir ein Ende! Nicht meine Wahl ist entscheidend, sondern die eure und auch diese ist auf nur zwei Möglichkeiten beschränkt. Entweder ihr zieht mich jetzt an den Haaren aus dem Zelt und lasst mich mit euren Knechten Bekanntschaft schließen oder ihr lasst es bleiben und trollt euch von hier, mitsamt eurer Begleiter. In diesem Fall könnte ich wenigstens noch ein bisschen Schlaf genießen ehe der neue Tag anbricht!“

So viel Keckheit überraschte sogar Gerstenreich und es lähmte ihn fast, als wäre er vom Blitz getroffen. Noch immer hielt ihm die Jägerin furchtlos ihren Haarschopf entgegen, er bräuchte nur zupacken, sie lud ihn ja fast schon dazu ein und er war sehr geneigt ihr Angebot anzunehmen, den Haarschopf zu packen und den Dingen ihren Lauf zu lassen doch er zögerte.

Gerstenreichs Gedanken tanzten einen wilde Reigen. Diese junge, unerschrockene Frau erzeugte Hochachtung in ihm. Er konnte sich des Respekts vor ihrem Mut einfach nicht erwehren. Es war ein ungewohntes Gefühl und es fühlte sich zwar nicht gut an, aber in eigenartiger Weise befriedigen. Dann geschah etwas, dass niemand erwartete hatte. Gerstenreich ließ die Hand sinken und dann lachte er. Er lachte in der gleichen Weise, so wie er vor nicht allzu langer Zeit geflucht hatte – laut und polternd. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen und nach einer kurzen Zeit der Verwirrung lachten die Knechte mit ihm, wenn ihnen auch nicht so richtig klar wurde, worüber sie eigentlich lachten. Lediglich der Nachtwächter lachte nicht mit, aber er wirkte außerordentlich erleichtert und dies nicht nur weil er sich vorhin in die Robe gepisst hatte.

Nachdem sich die Jägerin nicht wie erwartet in die Höhe gezerzt fühlen musste, ließ sie ihren Haarschopf wieder fallen und atmete tief durch und sah sich zufrieden. Alles lief nach Plan! Als Gerstenreich schwer atmend und sich den Bauch haltend langsam ausgelacht hatte und die Knechte pflichtgemäß auch damit einhielten, fühlte sich Swanter schon fast gerettet und er erlaubte sich schon wieder Pläne für den kommenden Tag zu schmieden. Um so mehr fuhr ihm der Schrecken ins Gebein, als er die Jägerin fragen hörte:

„Wollt ihr jetzt immer noch, dass ich aus dem Zelt komme? Ich täte es, wenn eure Knechte den Blick wegwenden und ihr mir versprecht, dass niemand mich anfasst!“, forderte sie,

Swanter unterdrückte ein Stöhnen und strich innerlich alle Vorhaben, die er für den nächsten Tag geplant hatte bis auf einen letzten Punkt : Sein Ableben im Morgengrauen!

Er empfand alles als einen üblem Scherz des Schicksal, aber leider würde es der letzte sein, den er erleben durfte und lustig fand er ihn auch nicht.

Er konnte nicht wissen, dass die Jägerin zu diesem Zeitpunkt einfach alles auf eine Karte setzen

musste. Die Gefahr, dass sich Gerstenreich auch nach haltlosem Lachen wieder an sein eigentliches Ansinnen erinnern konnte, war einfach zu groß. Und dann wäre alles wieder von vorne losgegangen und die Wahrscheinlichkeit, dass es wieder in einem allgemeinen Gelächter endet könnte wäre nicht gerade hoch gewesen. Niemand lacht über denselben Ulk zweimal, schon gar nicht ein Mann wie Gerstenreich. Ihr plötzliche wohlwollende Bereitschaft war nichts anderes als ein Trick, von dem sie hoffte, dass er gelingen möge. Sollte es ihr gelingen, Gerstenreich nicht nur von ihrem Mut, sondern auch von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen, dann würde ihre Lüge Swanter nicht zu kennen und noch nie in ihrem Leben gesehen zu haben, um so glaubhafter werden.

Gewiss - wäre Gerstenreich so klug gewesen, so wie er sich hielt, dann könnte er ihre List mit Leichtigkeit durchschauen. Aber ihre Erfahrungen haben sie durchaus gelehrt, dass es so etwas wie kluge Männer einfach nicht gibt und sie sollte zumindest heute recht behalten, zumindest soweit es Gerstenreich betraf.

„Das wird nicht nötig sein, junge Frau! Fast hättet ihr mich hereingelegt. Ich fürchte, ich muss mich damit abfinden, dass mir dieser Mistbock entkommen ist. Eure Zelt ist nun wirklich sehr klein und glaube nicht, dass eine so mutige und kluge Frau wie ihr einen Schurken wie Swanter so nah an sich heranließe.“

„Ihr seid ein weiser Mann!“, antwortete die Jägerin kurz und bündig, um nicht in zweierlei Hinsicht lügen zu müssen., denn näher als dieser Schurke und die Jägerin sich in diesem Augenblick waren, könnten sich zwei Menschen wahrlich nicht sein und darüber hinaus sah sie Klugheit als eine ausschließliche Tugend der Frauen.

„So gehabt euch denn wohl!“, sagte Gerstenreich endlich zum Abschied bereit, „Ich wünsche euch sichere Reise und alle Zeit gute Beute!“

Dann befahl er seinen Männern abzurücken und sein Befehl ließ sowohl die Jägerin, als auch Swanter in einen Malstrom der Seligkeit einfahren. Doch erst wenn Gerstenreich und seine Truppe verschwunden würde, gäbe es einen Grund zu frohlocken.

Es war eine seltsame Wandlung, die Gerstenreich da widerfahren war, niemand kannte ihn nachgiebig.. Eben war er noch ein grausamer Wüterich und plötzlich wurde er vor den Augen aller fast schon zu einem Quell der Sanftmut. Eine Verwandlung, die auch seinen Knechten nicht so recht geheuer gewesen war, sie geradezu frösteln ließ.

Aber die Wiedergeburt des alten Gerstenreichs sollte nicht lange auf sich warten lassen. Schon bei den ersten Schritten des Heimweg begann er, nach gewohnter Weise zu fluchen und zu poltern. Er er beschrieb seinen Leuten auf dem Weg nach Hause, wie genau er Swanter zerhackt hätte, wäre er ihnen in die Hände gefallen und welche Körperteile er danach in den Fluss geworfen und welche er den Schweinen zum Fraß vorgeworfen hätte. Doch die Knechte hörte ihm nicht zu, denn die besprachen sich ihrerseits tuschelnd, was die Jägerin vorhin unter einem „knapp bekleidet“ verstanden haben könnte und wie schade es wäre, bei dieser Frage keine Gewissheit erlangt zu haben.

Ihr Stimmen wurden mit der Entfernung leiser und bald schon hörte man sie nicht mehr. Das letzte was man hatte gerade noch hören können, war die Stimme Gerstenreichs, der davon sprach, wie man jemandem am geschicktesten die Finger bricht. Von den Knechten war zu diesem Zeitpunkt nichts mehr zu vernehmen gewesen, aber es blieb fraglich, ob sie auf ihre Frage eine für alle befriedigende Antwort erreichen konnten.

Als sie den Hof erreichten, war allen Beteiligten die Ereignisse der Nacht schon von minderer Bedeutung, Müdigkeit machte sich in ihren Köpfen breit. Die Knechte warfen sich in ihre Kojen und schliefen sofort erschöpft ein. Der Morgen und der Weckruf würde sie früh genug ereilen, viel Zeit hatten sie nicht mehr.

Nur Bauer Gerstenreich konnte sich noch nicht so gelassen schlafen legen. Er öffnet die Türe zur Kammer seiner Tochter und er sah sie friedlich schlafen, so als ob nicht geschehen wäre. Gerstenreich schüttelte seufzend den Kopf und zog die Türe wieder zu. Er war der ständigen Sorge um seine

liebeshungrige Tochter langsam überdrüssig. Aber er wusste, es würde sich wieder irgendein Swanter einfinden und nach diesem wieder. Es würde nie aufhören!

Der reiche Bauer fasste in diesem Moment den Beschluss, dass Amalia sofort verheiratet werden müsse, entweder jetzt oder nie! Und dieser Gedanke gefiel immer besser, je länger er ihm nachhing.

Nach dieser Entscheidung fühlte sich Gerstenreich sehr viel besser und jetzt war er auch bereit seiner Müdigkeit nachzugeben. Er legte rasch seinen Jagdwams ab, legte seine Axt griffbereit auf das Schränkchen gleich neben seinem Schlaflager und dann ging er zu Bett. Es ärgerte ihn schon noch erheblich bei seiner Jagd nach Swanter erfolglos geblieben zu sein, aber das hinderte ihn nicht dann doch friedlich einzuschlafen, so friedlich es einem Gerstenreich eben möglich war.

Swanter und die Jägerin ließen gut Zeit verstreichen, denn sie konnten sich ja nicht sicher sein, dass nicht doch ein Beobachter zurückgelassen worden war. Hin und wieder glaubte die Jägerin jemanden herumschleichen zu hören, ein Verdacht, der sich allerdings nie bestätigte.

„Ich glaube die Luft ist rein.“, sagte die Jägerin dann endlich und aus dem Inneren des Zelts war daraufhin nur ein erleichtertes Ächzen zu hören. Dann krabbelte die Jägerin ins vollends ins Freie und richtete sofort ihre Kleidung. Sie wollte auf die Frage nach ihrer Leibwäsche nicht doch noch eine späte Antwort liefern. Sie hielt es für völlig ausreichend, dass Swanter darüber Bescheid wusste, mehr sollten es aber dann doch nicht werden. Sie hatte immer noch den Anflug eines Gefühls nicht alleine zu sein, Swanter ausgenommen.

Nachdem die Jäger das Zelt verlassen hatte, gewann Swanter wieder etwas mehr Bewegungsfreiheit. Er zog seine noch immer gebundenen Füße an, soweit es ihm halt möglich war, holt sich mit den Armen den nötigen Schwung und ließ sich einfach kopfüber durch den Zelteingang fallen. Auf diese Weise wohltuend ausgestreckt empfand er schon fast als einen Akt der Lust, dem Verschwinden der Schmerzen aus seiner Wirbelsäule nachzufühlen. Dann dreht er sich zur Seite und sah die Jägerin an.

„Das war wahrlich knapp.“, sagte Swanter, „Ich dank euch von Herzen, dass mein weiterer Lebensweg nicht getrennt auf den Fluss und den Schweinetrögen Gerstenreichs verlaufen musste!“

Die Jägerin winkte bescheiden ab, kroch kurz in ihre Zelt und kam mit einer kleinen Flasche in der Hand wieder zurück. Ihr war jetzt nach einer kleinen Feier zumute. Sie warf die Flasche Swanter zu, der sie geschickt auffing.

„Ich nehme das Zeug eigentlich nur zum Auswaschen von Wunden, doch jetzt könnte ich einen Schluck vertragen und euch gönne ich auch einen!“

Swanter nickte erfreut: „Zum Reinigen von Wunden? Dann ist es perfekt!“

Er öffnete die Flasche, nahm einen gehörigen Schluck und musste dann fürchterlich husten. Er war froh keine Wunden zu haben, er mochte sich nicht ausmalen, wie sich ein Reinigen mit diesem Zeug anfühlen würde. Dann gab er die Flasche zurück. Die Jägerin trank, verschloss die Flasche und legte sie zur Seite, ohne ein einziges mal gehustet zu haben, offensichtlich hatte sie das Zeug in der Vergangenheit doch nicht nur als Heiltinktur gebraucht. Sie schien es gewohnt zu sein.

„Ihr habt sehr viel riskiert für mich. Wäre es schiefgelaufen, dann hättet auch ihr nicht mehr Aussichten gehabt, als eine Blutwurst auf dem Teller eines hungrigen Hobbits.“, fuhr Swanter fort. Dann schwiegen beide eine Weile. Es lag etwas in der Luft, das sich beide nicht erklären konnten, etwas, das beiden die Worte nahm, aber sowohl die Jägerin, als auch den Schurken auf angenehme Weise berührte.

„Gebt mir die Ehre und sagt mir euren Namen, ich will euch ein Leben lang zu danke verpflichtet sein!“, sagte Swanter, als er seine Sprache wiederfand.

„Man ruft mich Abalea.“, antwortete sie lächelnd und schwieg dann wieder. Nach einer Weile nahm sich Swanter erneut das Wort:

„Sagt, Abalea, warum habt ihr das für mich getan. Ich war euch doch ein Fremder für euch und ich muss zugeben, dass unsere erste Begegnung nicht unbedingt die allerfeinste Beschaffenheit hatte...“

„Da habt ihr allerdings recht“, unterbrach ihn Abalea, „Ich habe mir mit einer Falle einen Mann gefangen, das ist nicht meine übliche Vorgehensweise.“

Sie sahen sich an und dann musste sie beide lachen und Swanter erklärte:

„Es gehört im Üblichen nicht zu meinen Gepflogenheiten mich fangen zu lassen, das muss ich schon sagen und schon gar nicht mit einer Falle. Noch nie bin ich einer Frau in die Falle gegangen!“

„Heute schon!“, sagte Abalea und grinste.

„Wenn wir schon dabei sind darüber zu reden.“, Swanter räusperte sich kurz und fuhr dann fort, „Könnte ihr mich so langsam aus dieser Falle befreien? Ich würde auch gerne meine Hose wieder anziehen, ich habe mir heute schon genug frische Luft gegönnt.“

„Nein!“, sagte Abalea knapp und lächelte.

Swanter war einigermaßen verwirrt.

„Die Bedeutung des Wortes Nein in diesem Zusammenhang ist mir ein wenig unklar!“

„Nein heißt Nein. Ist doch einfach!“

„Es freut mich, dass ihr die Dinge so gelassen überblickt, allein eure Absichten bleiben mir verborgen, könnt ihr mich erleuchten!“

Abalea richtet sich ein wenig auf, legte die Beine über Kreuz, wie es sonst nur Männer tun und nahm eine gerade Haltung ein. Dann sagte sie:

„Ihr habt recht! Ich werde es erklären müssen und zwar in einfachen Worten, damit ihr es auch versteht. Nein, ich will euch nicht aus dieser Falle befreien, und nein, ich will nicht, dass ihr eure Hosen anlegt.“

Ein tanzender Troll hätte Swanter nicht mehr verblüffen können, als das, was er da eben gehört hatte.

„Ihr selbst hattet doch gesagt, dass ihr unter anderen Umständen gerne meine Beute wärt!“, erinnerte ihn Abalea, „Nun, die Umstände sind nun andere und ich beanspruche meine Beute!“

Abalea kroch auf allen Vieren zu Swanter hin. Wenn sie bisher keine Antwort auf die Frage hatte, warum sie sich für diesen Mann in so ungeheuerliche Gefahr begeben hatte, jetzt hatte sie eine, sie konnte es aber nicht erklären, nur fühlen..

Sie näherte sich mit ihrem Gesicht dem Swanters und dann küsste sie ihn. Und Swanter küsste zurück. Er, der niemals gefangen werden wollte, befand sich in der Falle und selten hat sich eine Beute in der Falle so sehr wohlgeföhlt.

Kurz darauf lagen beide wieder in dem Zelt, wie auch vorher schon eng aneinandergedrückt, doch diesmal drückte nichts. Sie ließen ihrem Glück freien Lauf und entledigten sich nicht nur des Rests ihrer Kleidung, sondern auch allen ihrer Hemmungen.

Es war der Beginn einer Liebe und sie glaubten nur der Mond wäre Zeuge ihrer Leidenschaft geworden. Aber sie irrten. Vom Liebestaumel berauscht, entging es sowohl Swanters und als auch Abaleas Aufmerksamkeit, dass sich eine dunkle Gestalt an das Zelt heranschlich. Es war der Nachtwächter. Er war nicht mit den anderen gegangen, sondern war vor Ort verblieben. Er verband damit keine bestimmte Absicht, es war nur so, dass dieser Ort ebenso geeignet war, wie jeder andere, um das Aufgehen der Sonne abzuwarten. Hauptsache er wusste Gerstenreich in weiter Ferne. Also blieb er und versuchte auch möglichst unauffällig zu bleiben.

Und so kam es, dass er wenig später erst die Jägerin und dann danach den so eifrig Gesuchten aus dem Zelt kriechen sah und er konnte sich eines Grinsen nicht erwehren. Hatte sich dieser Schlingen doch dort verborgen gehalten!

Am Liebsten hätte der Nachtbüttel laut gelacht, doch er wollte er nicht erspäht werden und so unterließ er es, lachte lieber lautlos in sich hinein. Gestern noch wäre er mit seinem Wissen in aller Eile auf Gerstenreichs Hof gerannt, den Aufenthaltsort Swanters zu verraten, um einen ordentlichen Lohn dafür einzustreichen. Aber der Nachtwächter behielt sein Geheimnis für sich. Sein Verlangen Gerstenreich dienlich zu sein, um Ansehen bei ihm zu gewinnen, hatte sich in den letzten Stunden völlig verbraucht. Im Gegenteil, er empfand eine diebische Freude daran, dass der alte Gerstenreich gefoppt worden war. Und dann erblickte er dann später auch noch, wie sich Swanter und die Jägerin in Liebe vereinigten, doch er sah noch mehr als das, eine Kleinigkeit nur, und doch weit wichtiger als alles andere. Es nahm alle seine Aufmerksamkeit gefangen, zog ihn wie durch Zauberhand geführt magisch an. Der

Nachtwächter nickte entschlossen, ließ sich zu Boden sinken und kroch langsam zu dem Lagerplatz hin, das Ziel stets vor Augen. Er musste es einfach haben. Glücklicherweise hatte sich die zwei Liebenden halb ins Zelt verkrochen, so fiel es ihm leicht ungesehen zu bleiben. Und der Jägerin sonst so wachsame Ohren waren auch abgelenkt, daher blieb er auch ungehört, obwohl er sich nicht gerade ein Meister des Schleichens nennen konnte.

Er war schon ganz nahe. Den Arm ausgestreckt hätte er leicht die Beine der Jägerin berühren können. Doch stand ihm danach nicht der Sinn. Er hatte nur Augen für die Flasche, welche die Jägerin vorhin dort abgelegt hatte. Und als er sie endlich in den Händen halten konnte, zog er sich langsam und bedächtig wieder zurück. Als er sich dann in sicherer Entfernung glaubte, nahm er die Flasche, sah sie begehrt an und sagte zu ihr: „Du bist zu mir gekommen, mein Schatz!“ Dann öffnete er sie, führte sie zum Mund, doch bevor er daraus trank, hob er die Flasche und prostete höflich den zwei Liebenden ungesehen zu.

„Nun hat sich wohl gefunden, was zusammengehört!“, erklärte er feierlich. Ob sich seine Worte auf das Liebespaar bezogen oder ob er da mehr an sich selbst und die gestohlene Flasche dachte, ließ er offen. Dann hob er die Flasche zum Mund, trank wie ein Verdurstender und er musste kein einziges Mal husten dabei.

Kapitel 2

** Späher am See **

Die Hitze lag so drückend über dem Breeland, als gälte es alles Leben vom Boden zu brennen. Von den Brandybergen bis hin zu den Chetwäldern hielt die Sonne alle Landschaften in einem quälend feurigem Würgegriff. Seit dem letzten Regen waren nun schon etliche Wochen vergangen und die Natur stimmte sich langsam auf eine weiter anhaltende Dürre ein. In den Wäldern hingen die Äste der Bäume traurig von den Stämmen herab, als wollten sie die Wurzeln auf der Suche nach Wasser unterstützen und die weiten Wiesen begannen sich schon gelblich zu verfärben. Die wilden Tiere versammelten sich an den Ufern der Seen, Flüsse und Bächen zunächst nur einzeln, dann immer mehr in ganzen Gruppen, bei einer seltsam anmutenden Eintracht zwischen den Jägern und den Beutetieren, die obwohl sonst als Räuber und Opfer gegenüber stehend nun eine Art Wasserfrieden einhielten, um sich gemeinsam ohne Nachstellungen am Wasser zu erlaben. Die Sonne kannte wahrlich Gnade für niemanden und so etwas verbindet, zumindest in der Natur.

Auch der Hundholzhof bekam die Hitze zu spüren, was den braven Bewohnern in und um Bree völlig gleichgültig war, denn sie hatten zum einen ihre eigenen Probleme, zum anderen war das Anwesen von

einer wilden Horde Südländer übernommen worden und keiner in der Stadt und den umliegenden Dörfern, der sich auch nur in geringem Maß für ehrbar hielt, wollte etwas mit diesen Leuten zu tun haben, denn es waren Gesetzlose und jede Begegnung mit ihnen musste um Leib und Leben fürchten lassen.

Den neuen Besitzern des Hofes stand der Sinn in keinster Weise nach harter körperlicher Arbeit und für die Kunst der Landwirtschaft konnten sie sich kaum erwärmen. Ihre Leidenschaft galt nur dem Ackerbau, nicht etwa dem Säen. Die meisten Felder lagen brach in der sengenden Sonne, aber Saatgut war nirgendwo ausgeworfen worden. Die Männer und Frauen dieser Bande lungerten untätig auf dem Gelände des Hofes herum wo immer sie Schatten finden konnten, dösten vor sich hin und sahen ohne jede Betroffenheit zu, wie die Felder langsam vertrockneten, obwohl nicht weit entfernt Wasser genug zu finden gewesen wäre. Man hätte es nur aus dem kleinen Fluss, der unweit des Hofes sein Bett hatte, heraus schöpfen müssen, um es auf den Feldern zu verteilen. Doch dies war jedem dieser grimmen Horde viel zu viel Mühe und zu wenig lohnenswert. Wahrscheinlich hätten sie das Wasser des Flusses auch dann unangetastet gelassen, stünde das Haus in Flammen, denn der Hof war ihnen so gut wie nichts wert. Allenfalls den Vorräten an Branntwein, die dort gelagert wurden, hätten sie nachgetrauert und zur Vorsorge waren sie bemüht so viel wie möglich davon beizeiten zu vertilgen. So lebten sie dumpf und mehr oder weniger angetrunken in einen Tag hinein, der den Anzeichen nach ohne bedeutsamen Ereignisse zu bleiben schien. Doch ihre Aufmerksamkeit wurde dann doch noch geweckt. Zunächst war nur ein leises Rumpeln zu hören, welches für kurze Zeit die Hoffnung auf ein nahendes Gewitter und auf ein baldiges Ende der Trockenheit aufkeimen ließ. Dann hatte sich im Norden eine kleine Staubwolke erhoben und wer seine Augen mit der hoch gestreckten Hand vor der gleißenden Sonne zu schützen wusste und angestrengt die Augen zusammen kniff, konnte ein Fuhrwerk erkennen, das sich langsam aber beständig dem Hof näherte.

Das Gefährt sah ziemlich ramponiert aus und es war völlig unbeladen. Daher schepperte es so laut, wann immer das Fuhrwerk auf dem sehr holprigen Grund in kleine Senken oder über größere Steine fuhr. Der Kutscher, ein ziemlich kräftiger Bursche, der Kleidung nach ein Südländer, hielt einen absolut geraden Kurs und machte sich nicht die mindeste Mühe irgendwelchen Unebenheiten auszuweichen. Er fuhr sehr langsam, wahrscheinlich hätte der geschundene, schwitzende Gaul, der dieses seltsame Gefährt durch die Landschaft zog, auch keine größeren Geschwindigkeiten mehr ausgehalten. Aber nicht das Wohl seines Zugpferdes hatte der südländische Kutscher im Sinn, ihm war nur daran gelegen, nicht noch mehr Staub aufzuwirbeln. Er wollte unentdeckt bleiben und nicht schon von Weitem zu sehen sein. Er hatte seine Gründe dafür.

Quietschend und polternd fuhr der alte Karren in den Hof ein. Er wurde sofort von bewaffneten und von mehr oder weniger kampfbereiten Leuten umringt, denn manche von ihnen torkelten mächtig, die Einflüsse von Alkohol und Hitze taten ihr Werk. Aber dann ließen sie ihre Schwerter, Keulen, Dolche und Mistgabeln wieder sinken. Sie erkannten den Kutscher als einen der Ihren und verloren sofort wieder das Interesse an Handlungen, die sie ohnehin als viel zu anstrengend empfunden hätten.

„Es ist der alte Rossler!“, brüllte einer von ihnen zum Haupthaus hin und kratzte sich dann ungeniert an seinem Hintern und an anderen Stellen seines Körpers, die eigentlich schon seit Wochen gewaschen gehörten. Sofort öffnete sich dort die Türe und der Anführer der Bande trat auf die Veranda. Ein großer, mächtiger Mann, der mehr Waffen als Kleidung trug und er trug reichlich Kleidung. Sein Waffenrock hatte wohl in der Zeit, da der Schneider daran den letzten Faden verknotete sehr viel prächtiger ausgesehen. Sein erster Besitzer war sicherlich ein bedeutsamer und reicher Mann gewesen. Doch Wind, Wetter und die Zeit hatten den Waffenrock über die Jahre hinweg übel gezeichnet und nun wurde er getragen von dem Anführer einer Räuberbande, dessen innigster Wunsch es war, auch irgendwann einmal so reich und bedeutsam zu sein wie jener, der den Rock vor ihm getragen hatte.

Der Anführer trug übertrieben viel Schmuck. Jeder Finger seiner beiden Hände war mit großen Ringen

geziert, teilweise sogar mit zwei an einem Finger. Um seinen bulligen Nacken hingen ein gutes Dutzend Halsketten verschiedener Größe, alle aus Metall gefertigt allenfalls mit dem Geschick eines Grobschmieds. Der Schmuck blinkte und glitzerte zwar im Schein der Sonne wie der Familienschmuck eines uralten Adelsgeschlechts, war aber insgesamt kaum mehr wert als ein Hufeisen. Aber er vermochte einfältige Gemüter zu blenden und glaubend machen, man hätte es mit einem hohen Herrn zu tun.

Er lächelte grimmig als er den alten, klapprigen Wagen sah, stemmte seine Fäuste in die Hüfte und versuchte in der Art, wie es Fürsten zu tun pflegen, wenn ihr Antlitz in Marmor verewigt werden soll, sein Haupt zu erheben, eine Pose, die er sich von den Statuen und Abbildungen der alten Könige von Gondor abgesehen hatte. Aber seinen Bemühungen zum Trotz sah es lediglich so aus, als hätte er einen schlimmen Rücken.

„Du kommst spät!“

Rosler sprang von Bock, breitete entschuldigend die Arme aus und erwiderte:

„Was will man machen? Der alte Heidstroh hat seine Wachen seit der Sache in Archet sehr weit postiert, ein Durchkommen war gar nicht so einfach!“

Der Anführer nickte brummelnd, dieses Problem war ihm nicht unbekannt. Dann winkte er Rosler mit einer Geste, die er für erhaben hielt, zu sich heran.

„Komm, wir sprechen im Haus weiter. Ich will einen vollständigen Bericht!“

Rosler trat heran und dann begrüßten sich die beiden Männer herzlich wie es schien. Eine Geste, die nicht aus Zuneigung geboren war, wie sie mit diesem Ritual jedermann glaubend machen wollten, sondern mehr aus tief empfundenem Misstrauen zueinander heraus. Es war mehr eine Handlung der Kontrolle, denn sie fürchteten sich voreinander. Rosler wusste sehr wohl, dass nur ein einziges Wort des Anführers genügt und der abgetrennte Kopf des Fuhrmanns würde als Mahnmal für die anderen der Bande auf dem oberen Ende eines in den Boden gerammten Pfahls stecken. Aber auch dem Anführer war bewusst, dass er zwar alle Macht in Händen hielt, aber es war ihm ebenso klar, dass sein Amt ihm empfahl, nicht allzu tief zu schlafen. Wie leicht könnte da ein Dolch in der Brust den Schlaf auf die Dauer einer Ewigkeit hinausziehen. Wer sollte das besser wissen als er selbst? Schließlich hatte auch er eben auf diese Weise die Amtszeit seines Vorgängers beendet und hernach seine eigene ausgerufen.

Rosler betrat die Stube des Haupthauses und erst jetzt, nicht etwa schon vorher auf der Veranda, klopfte er sich mit seinem Hut den Staub aus den Kleidern - und es war eine Menge Staub, die sich dort angehaftet hatte. Obwohl von eher geringen Körpergröße wirkte der Kutscher sehr kräftig, der Umfang seiner Oberarme hätte jeden Holzfäller sofort vor Neid erblassen lassen. Er trug einen langen, verfilzten Bart, der an manchen Stellen schon grau verfärbt war und offensichtlich noch nie eine Bürste gesehen hatte. Den Schädel hatte er sich vor langer Zeit kahl geschoren, der Hut hielt dann besser, meinte er. Sein Gesicht war kreuz und quer mit einer unglaublichen Menge an Narben geziert, Erinnerungen an frühere blutige Raufhändel. Seine Augen gingen rastlos hin und her, ständig nach möglichen Gefahren suchend, in der Wildnis, sowie auch hier in der Stube seines Anführers. Nur beharrliches Misstrauen hat Rosler bis zum heutigen Tag eine beachtliche Anzahl an Sommern erleben lassen und dies musste als eine hervorragende Leistung angesehen werden. Im Gewerbe der Gesetzlosen waren lange Lebenserwartungen in den meisten Fällen so gut wie ausgeschlossen und eher eine Seltenheit.

Die Gesichtszüge des Kutschers waren hart, fast unbeweglich, als wären sie aus hartem Stein geschlagen worden und die Mundwinkel derart nach unten gezogen, dass die Annahme nahe war, er könnte noch nie in seinem Leben auch nur gelächelt haben. Freude und Frohsinn waren diesem Menschen tatsächlich ebenso fremd wie Gnade oder Reue. Er war frei von jeder edlen Tugend und aus tiefstem Herzen lachend hat man ihn seit jeher nur dann gesehen, wenn es ans Morden, Foltern, Brandschatzen oder Schänden ging.

Der Anführer geleitete seinen Gast an einen klobigen Tisch, an dem zwei nicht minder klobige Stühle standen. Auf dem Tisch lag eine Vielzahl an bekritzelten Pergamenten, die dort durcheinander

ausgelegt waren, um vorzutäuschen, der Anführer wäre mit wichtiger Arbeit beschäftigt. In Wirklichkeit konnte er aber weder lesen noch schreiben. Für das Geschreibsel hatte sich der alte Rossler aber sowieso nicht interessiert, seine Aufmerksamkeit galt mehr der großen Karaffe, die ebenfalls dort auch auf der Tischplatte stand und er leckte sich die Lippen. Der Anführer erkannte den gierigen Blick des Kutscher und lächelte zufrieden, als wäre es ein Teil seines Plans.

„Etwas Branntwein gefällig?“

Rossler grinste erleichtert. Die staubige Fahrt und die große Hitze hatten seine Kehle ziemlich ausgedörrt.

„Das will ich meinen! Es gibt nichts Besseres gegen den Durst als einen guten, alten Branntwein und nicht zu wenig davon!“, antwortete er erfreut und nahm dann unaufgefordert auf einem der Stühle Platz. Der Anführer nahm die Karaffe und füllte zwei Tonbecher. Einen davon reichte er Rossler, den anderen behielt er in der Hand, dann setzte auch er sich hin. Sie hob zur gleichen Zeit ihre Becher, prosteten sich zu und tranken auf einen Zug leer. Nachdem sich der Branntwein in beider Mägen ausgebreitet hatte und dort schiere Lebenslust auszustrahlen begann, wurde die Stimmung etwas entspannter. Sogar der alte Rossler, der Feind aller Heiterkeit, konnte sich der Wirkung dieses starken Gesöffs nicht entziehen.

Dann wurde der Anführer ungeduldig, ihm verlangte es zu hören, was der alte Rossler zu berichten hätte.

„Nun sag schon, du alter Dreschflegel, wieso hat das so lange gedauert? Gab es Schwierigkeiten? Hat es Zwischenfälle gegeben?“

Rossler lehnte sich sichtlich entspannt zurück, legte lässig den linken Arm über die Stuhllehne, den rechten mit dem Becher in der Hand streckte er wortlos aus als Aufforderung, dass der Becher wieder gefüllt werde. Dem Anführer gefiel diese respektlose Geste nicht, aber er füllte ohne Kommentar nach. Rossler grinste, er genoss die Nervosität seines Anführers und ließ sich daher Zeit mit dem Beginn seines Berichts. Erst als der Anführer immer schneller und lauter mit den Finger auf die Tischplatte trommelte, ein sicheres Zeichen dafür, dass er langsam die Geduld verlor, fing der alte Kutscher an zu erzählen.

„Am Anfang war alles ganz einfach. Ich fand in Stadel einen Bauern, einen Halbling, der das gewünschte Zeug zu einem sehr günstigen Preis angeboten hatte. Ich konnte ihn dann auf die Hälfte herunterhandeln und erst dann schlug ich ein. Der Tölpel wusste nicht wie ihm geschah, aber er schlug auch ein, nachdem ich ihm erklärte, wie einfach es wäre ihm einen Finger zu brechen.

Er hatte alles was wir benötigten. Ich ließ Getreide, Pfeifenkraut, Salz und gepökelttes Fleisch aufladen. Auf Gemüse verzichtete ich, das Zeug hätte ich nie ans Ziel gebracht. Bei dieser Hitze wäre es mir in kurzer Zeit zu Matsch geworden.“

Der Anführer nickte anerkennend und lauschte gespannt weiter.

„Ich ließ den Wagen voll beladen, was auch noch immer noch drauf passte. Diese Halblinge können wahrlich flink arbeiten, wenn man eine Peitsche in der Hand hält und gelegentlich damit knallt. Danach hielt ich dem Bauern einen Dolch an die Kehle und konnte auf diese Weise einen weiteren Nachlass erwirken. Am Ende war der dumme, arme Hobbit sogar dazu bereit, auf alle seine Forderungen zu verzichten. Ich finde es immer schön, wenn man sich so leicht einigen kann. Als ich dann seinen Hof mit dem beladenen Wagen verließ, waren wir alle sehr glücklich: Ich über meine Ware und der Halbling darüber noch am Leben zu sein!“

„Du hast ihn am Leben gelassen?“, fragte der Anführer fassungslos nach, „Wirst du auf deine alten Tag jetzt noch weich?“

Rossler ertrug den Spott mit Gleichmut und zuckte mit den Schultern.

„Warum hätte ich ihn umbringen sollen? Der Halbling ist viel zu feige, um sich den Bannwarten anzuvertrauen. Und selbst wenn er es getan haben sollte, die Bannwarte haben alle Hände voll zu tun die Schwarzwolds aufzuhalten. Die können einem schon fast leid tun, diese Hüter des Gesetzes. Die

haben gar keine Zeit sich um die Nöte eines kleinen Bauern zu kümmern.

Hätte ich ihn aber aufgeschlitzt, würde die Sache schon anders aussehen. In diesem Fall wäre mir mit Sicherheit eine berittene Truppe nachgeschickt worden und denen wäre ich nie entkommen mit dem alten Gaul und dem schweren Wagen“

Der Anführer konnte nur, wenn auch widerstrebend, zustimmen und er war zugleich auch sehr erstaunt. Soviel Weitsicht hatte er dem alten Kutscher nicht zugetraut.

„Nun,“, fuhr Rossler fort,“ich musste große Umwege einplanen. Durch Bree hindurch konnte ich nicht fahren, ich bin zu bekannt dort. Ich wäre schon nach kurzer Zeit am Schandpfahl gelandet und dort mit Scheiße beworfen worden. Es gibt in Bree viele Leute, die für dieses Vergnügen sogar ein Vermögen bezahlt hätten. Wie gesagt, man kennt mich dort!“

Der Kutscher lachte roh und er hatte recht mit seiner Einschätzung. In der Tat gab es in Bree viele Bürger, die sich darum geprügelt hätten, wer von ihnen dem Rossler die Schlinge um den Hals hätte legen dürfen und sein Tod wäre sicherlich mit Freibier gefeiert worden und das nicht zu knapp, denn Spender hätte es zuhauf gegeben. Rossler war in Bree mehr berüchtigt als bekannt und seine Untaten blieben dort unvergessen.

„Hast du dann den Grünweg nach Norden genommen? Ich meine, für diesen Weg muss man die Stadttore von Bree nicht durchschreiten.“, fragte der Anführer dazwischen, obwohl er die Antwort darauf fast schon fast kannte. Die Kontrollen auf diesem Weg waren immer strenger geworden und Hauptmann Grimmranke, der diesen Weg mit seinen Leuten überwachte, fackelte nicht lange, wenn es um die Aburteilung jener ging, die seiner Ansicht nach zu wenig Respekt vor dem Gesetz zeigten. Zudem hatte sich dort in der Nähe einer dieser verfluchten Waldläufer niedergelassen. Saeradan nannte er sich und seinem scharfen Auge entging nur sehr wenig.

„Der Grünweg?“, Rossler sah seinen Anführer so an, als hätte sich dieser plötzlich in einen rosafarbenen Troll verwandelt.“Ich bin doch kein Narr! Ich fuhr zunächst weit genug nach Westen und lenkte nach Norden erst, als ich die Ausläufer der Brandyberge erspähte. An deren Deckung schlich ich mich weiter.“

„Dann hättest du ja auch bei uns im Hundholzhof vorbeifahren können. Dort haben die Büttel keinen Zugriff und ich hätte die Ware allzu gerne einmal gesehen“

Dem Anführer war eine leichte Enttäuschung gut anzumerken gewesen, doch Rossler unterbrach ihn sogleich, damit sich Enttäuschung nicht in Zorn verwandeln konnte.

„.... und dann hätten unsere Leute die halbe Ware vom Wagen gefressen!“

Der Kutscher schmunzelte. Es hatte ihm gut getan, dem Anführer das Wort abzuschneiden, zumal er mit seinem Einwand recht hatte und auch der Anführer wusste das ohne jeden Zweifel. In der Tat wollte dem Anführer keine geeignete Erwiderung einfallen. Er holte zwar hin und wieder tief Luft, als würde er zu sprechen beginnen wollen, doch dann atmete er immer wieder langsam aus, ohne das der Atem von irgendwelchen Worten begleitet gewesen wäre. Die Situation wurde jetzt wieder etwas angespannter.

„Nun gut,“, erklärte der Anführer endlich in einem leicht gereiztem Tonfall, “wie ging es dann weiter?“ Rossler räusperte sich und fuhr seine Erzählung dann fort, diesmal aber sehr bemüht seinen Anführer nicht noch mehr aufzubringen. Es war schon seit jeher ein Teil seiner Überlebensfähigkeiten gewesen zu wissen, wann man mit dem Scherzen aufhören muss, denn mit einer durchgeschnittenen Kehle lacht es sich nicht mehr besonders gut.

„Ich brachte den Wagen also immer weiter nach Norden. Den Dornlag-Hof umfuhr ich großzügig. Da hat man, als ich mich das letzte mal dort einfand, sofort die Hunde losgemacht und ich hatte gut zu tun mit heiler Haut, wenn auch einer nicht so heilen Hose wieder zu verschwinden. “

Der Anführer lachte so laut wie schon lange nicht mehr, er wollte und konnte sich fast nicht mehr beruhigen. Sich den alten Kutscher auf der Flucht vor einer Meute Hunde, womöglich noch mit einem fehlenden Hosenboden vorstellen zu dürfen war schon äußerst lustig, fast schon ein Geschenk.

„Aber der Rest der Reise war dann kein großes Problem mehr, sieht man einmal von dem lahmen Gaul ab. Der wäre fast von seinen eigenen Hinterbeinen überholt worden. Es gibt in dieser Gegend keine Patrouillen der Stadt mehr, ich erreichte Schragen unbehelligt.“, erzählte der alte Rossler in aller Ruhe weiter. Der Anführer begann sich die Hände zu reiben, denn jetzt musste der für ihn interessanteste Teil der Erzählung folgen und er sollte sich nicht täuschen.

„Du hattest Recht! In Schragen geht alles wild umher. Die Orks berennen die Stadt und jeder, der gesunde Hände hat, trägt jetzt ein Schwert statt einer Harke.“, sagte Rossler mit einem hintergründigen Lächeln, „Die Vorräte dort sind entweder verbraucht oder bei den Kämpfen verbrannt. Die haben nichts mehr zu fressen in Schragen. Die haben mir die Ware fast schon aus den Händen gerissen und dafür jeden Preis den ich nannte bezahlt.“

„Diese armen Hunde!“, meinte der Anführer dazu nur und lachte roh. „Bald schon werden sie wieder nichts zu fressen haben und dann wird wieder unser Wagen dastehen und sie können aufs Neue ihr Gold bei uns abgeben!“

Rossler nickte, „Es dauerte nicht lange und der Wagen war komplett leergeräumt. Ich zog es dann vor, die Ortschaft noch in der gleichen Stunde zu verlassen. Sollten sich die Leute erst einmal satt gegessen und ihr Verstand wieder neue Nahrung bekommen haben, dann wäre ihnen vielleicht aufgefallen, dass ich sie ziemlich über den Tisch gezogen habe. Das wollte ich nicht abwarten!“

„Ich nehme an auf dem Rückweg geschah dann nichts mehr Unerwartetes?“, fragte der Anführer, mehr der Form halber, statt aus echtem Interesse heraus.

„Nun ja“, antwortete Rossler gedehnt und mit einem unsicheren Grinsen, „Es ist schon etwas anderes mit einem prallen Goldsäckel durch die Welt zu ziehen, statt mit einem Wagen voller Getreide. Wer wüsste besser als wir, dass es wirklich sehr schlechte Menschen gibt, die für Gold morden würden!“

Der Anführer hob die Augenbrauen, ihm war unklar, was der alte Rossler ihm da anzudeuten versuchte. Es klang wie die Einleitung zu einer Geschichte, deren Ende ihm womöglich überhaupt nicht gefallen würde. Der alte Rossler wirkte nun auch ziemlich nervös und das war ein schlechtes Vorzeichen.

„Was ist denn geschehen?“, fragte der Anführer lauend und es bildeten sich Sorgenfalten auf seiner Stirn. Der Kutscher aber winkte ab.

„Es ist kaum der Rede wert. Aber als ich an den Immerklar-Seen vorbei kutscherte, überkam mich plötzlich so ein Gefühl, als würde ich verfolgt werden. Ich konnte niemanden erspüren, auch war nichts zu hören, dennoch war es mir so, als würde ich beobachtet werden!“

Der Anführer nahm unruhig werdend einen tüchtigen Schluck aus seinem Becher, wischte sich den Mund ab und dann forderte er mit einer ungeduldigen Geste den Kutscher auf, seinen Bericht fortzuführen.

„Ich war mir zwar ziemlich sicher, dass dies alles nur Gespinste meiner Gedanken gewesen waren, aber wenn man mit soviel Gold in der Tasche durch die Landschaft zieht, reicht eine solch ungewisse Sicherheit nicht. So fuhr ich den Wagen in eine nahestehende Baumgruppe und tarnte ihn so gut wie möglich und dann schlich ich mich ein Stück des Wegs zurück.“

Rossler nahm nun einen großen Schluck aus seinem Becher und gleich darauf nochmal einen. Dem Anführer entging nicht, dass der Kutscher immer nervöser wurde, was den Fortgang seiner Geschichte nun mehr und mehr aufregender machte.

„Was soll ich sagen?“, erklärte Rossler, „Ich hatte mich nicht getäuscht! Kaum einen Steinwurf entfernt hörte ich eine Stimme. Ich schlich mich also vorsichtig weiter von Gebüsch zu Gebüsch. Ich wollte im Klaren darüber sein, ob es sich jetzt um eine zufällige Begegnung handele oder etwa um mögliche Verfolger, am Ende sogar einer Gruppe Geprellter aus Schragen, die nach Rache sinnen. Es gibt im nördlichen Breeland nicht viele Bäume und Büsche und es war gar nicht so einfach von Deckung zu Deckung zu huschen wie ein Eichhörnchen auf der Flucht. Am Rand einer der Seen sah ich sie dann. Ich war im Gestrüpp nahe des Ufer gut verborgen und als ich die Zweige sachte auseinander zog, um

mir unbemerkt Überblick zu verschaffen. Da sah ich sie!“

Bei seinen letzten Worten wurde Rosslers Blick immer verklärter. Was immer er jetzt vor seinen Augen sah, es war kein Gegenstand aus diesem Raum, sondern ein Bestandteil verzückter Erinnerungen!“

Der Anführer wurde ungeduldig.

„Gut, es war eine Frau. Und was weiter?“

Rosslers blieb in seiner träumerischen Entrückung, erzählte aber langsam, nun fast schon mit stockender Stimme weiter.

„Sie war wunderschön und sie war völlig nackt!“

Der Anführer verschluckte sich fast an seinem Getränk und beugte sich weit über den Tisch. Er war neugierig darauf geworden, was Rosslers jetzt noch weiter zu erzählen wüsste. Geschichten über Frauen, vor allem dann wenn sie unbekleidet sind, fanden immer das Interesse des Anführers. Der Bericht über den Verlauf des Auftrags war absolut nebensächlich geworden.

Und Rosslers ließ sich nicht lange bitten weiter zu erzählen.

„Sie war sehr schlank! Ihr Rücken war sehr muskulös und ihre Beine waren Säulen der Sinnlichkeit!“

Es folgte eine längere Beschreibung der körperlichen Vorzüge dieser Frau. Rosslers hatte einen sehr ausgeprägten Sinn für Einzelheiten und seine Vergleiche für bestimmte weibliche Körperstellen der Frau am See, vor allem Melonen, Äpfel und anderes Obst spielten dabei eine Rolle, mochten ein Hinweis darauf sein, dass Rosslers sehr lange mit einem Wagen unterwegs gewesen ist, der bis obenhin mit Nahrungsmitteln beladen gewesen war.

Der Anführer beugte sich noch mehr über den Tisch und stieß dabei seinen Becher um. Zuerst ergoss sich Branntwein über den Tisch, dann rollte der Becher über die Kante hinaus, fiel zu Boden und zerbarst auf dem Steinboden. Der Anführer war aber zu gebannt, um dies zu bemerken. Einem Bericht zu folgen, bei dem es um bestimmte Körperstellen der Frauen geht, hatte bei ihm absoluten Vorrang.

„Du hättest ihren Hintern sehen soll – was für ein Geschenk für meine Augen!“

Wie gerne wäre der Anführer Teilhaber dieses Geschenks geworden. Er bedauerte es von Herzen nur auf Beschreibung angewiesen zu sein, seine Phantasie bemühen zu müssen, wo fühlen und spüren sehr viel mehr Spaß gemacht hätte.

„Sie rannte zum Ufer hin und dann stieg sie ins Wasser. Sie spielte und plantschte im seichten Gewässer. Ich sah ihre strammen Brüste hüpfen, als würden sie mir zuwinken und dann sah ich ihr“

An dieser Stelle versagte dem Kutscher die Stimme. Die Erinnerung überwältigte ihn, machte ihn sprachlos, sehr zu Leidwesen seines Anführers, der so tief in die Erzählung Rosslers eingebunden war, dass er diese Frau mit allen ihren körperlichen Vorzügen schon fast leibhaftig vor sich stehen sah.

„Und was weiter?“, krächzte der Anführer, von seiner Erregung mit Heiserkeit geschlagen. Seine Gedanken purzelten wie wild durcheinander und die Bilder in seinen Gedanken eilten dem Bericht nun weit voraus. Er hatte eine klare Vorstellung von jenem, das der Kutscher nicht in Worte fassen konnte, aber er wollte nun endlich wissen, wie die Geschichte tatsächlich ausgegangen war, damit seine Ahnungen einer Gewissheit Platz machen könnten.

„Wie war sie?“, hakte der Anführer nach, um den Kutscher aus seinem Zaudern zu zerren.

In diesem Augenblick wurde Rosslers abrupt aus seinen Träumen gerissen, weg von den Ufern des Immerklar-Sees zurück in die muffige Stube des Anführers.

„Wie war sie? Ja wie soll sie denn gewesen sein!“, fragte er leicht verwirrt zurück.

Der Anführer runzelte die Stirn. Die Frage war doch offensichtlich genug gewesen!

„Die wirst dieses Prachtweib doch nicht nur angestarrt haben. Du hast sie doch auch bestimmt deinem Willen unterworfen?“

Diese Frage schien dem alten Rosslers sehr unangenehm zu sein. Er wand sich wie ein Aal auf seinem Sitz und wollte nicht so recht mit der Sprache heraus rücken, aber der Anführer ließ ihn nicht vom Haken und wartete stur auf eine Antwort.

„Nun, ich wollte ja schon ...“, begann er zögernd, „... aber sie schwamm auf den See hinaus.“

„JA UND?“, herrschte der Anführer seinen Untergebenen an, „Ihr Brüste und alles was sonst noch so an

ihr dran war wird sie wohl mitgenommen haben!“

„Das ist es ja!“, gab Rossler kleinlaut zu, atmete tief durch und rang sich schließlich zu einem unangenehmen Geständnis durch.

„Ich kann nicht schwimmen !!“

Es war, als hätte man dem Anführer just in diesem Moment einen großen Eimer eiskalten Wassers über den Kopf geschüttet. Als wäre ihm eben eine erlesene Suppe serviert und dann gleich wieder entzogen worden, noch ehe er seinen Löffel darin hätte eintauchen können. Er hätte sich einen anderen Ausgang für Rosslers Geschichte gewünscht - etwas lustvoller und weniger traurig. Gewiss, ihm war nicht entgangen, dass dieses Ende der Erzählung einen sehr beachtlich Anteil an Komik beinhaltete, denn die Vorstellung, wie der alte Rossler lüstern, doch völlig hilflos am Ufer des Sees seiner Glückseligkeit hinterher schmachtet, vermochte eigentlich schon zu erheitern. Aber der Anführer konnte es dennoch nicht als lustig empfinden, so gerne er sich darüber auch darüber amüsiert hätte, da er sich daran erinnert fühlte, dass auch er nicht schwimmen konnte und bei seinem letzten und bisher einzigen Versuch es zu erlernen beinahe wie ein Stein abgesoffen wäre. Und so erlangte der Anführer in den letzten Bildern seiner Träumerei die Erkenntnis, dass diese erhabene Frau auch ihm aus seiner Reichweite geschwommen war. Und mit einem unhörbaren Knall zerplatzten seine so mühsam gewobenen Phantasien.

Es entstand eine peinliche Pause, in der beide nicht so recht wussten, was sie sagen sollten. Erst jetzt bemerkte der Anführer, dass er mit seinem rechten Ellenbogen in einer Lache von Branntwein lehnte. Er fluchte und wischte alles verärgert von Tisch. Dann besann er sich auf das ursprüngliche Thema und das versprach durchaus ein Resultat nach seinem Geschmack.

„Genug der Worte!“, sagte der Anführer bestimmend, „Nun zeige mir das Gold!“

Für den Augenblick war ihm der Anblick von Gold Sinnlichkeit genug. Frauen gab hier auf dem Hof genug. Deren Anmut mag sich mit der des Weibes aus Rosslers Erzählung nicht messen können, aber man kann sie wenigstens anfassen und im Heuhaufen ist viel Platz um weich zu liegen.

Rossler lächelte, der Themenwechsel kam ihm sehr gelegen. Er fühlte seine Stunde kommen, denn dem Anführer würden bei dem Anblick des Erlöses bestimmt die Augen übergehen.

„Du wirst staunen!“, jubilierte der Kutscher und griff an seinen Gürtel, nach dem Goldsäckel tastend.

„Es ist ein vielfaches mehr, als wir uns erhoffte haben!“, fuhr er fort und ging mit der Hand auf die andere Seite seines Leibriemens.

„Wir sollten das bald schon wiederholen, wer weiß wie lange Schragen dem Ansturm der Orks noch standhält!“, plapperte er eifrig.

Auf der anderen Seite des Gürtels war Rossler auch nicht fündig geworden und er wurde jetzt doch ein klein wenig unruhig.

„Vielleicht sollte wir aber auch andere Ware anbieten. Ich habe gehört, dass auch Erz dort langsam knapp wird!“

Rossler redete und redete, er musste seiner mächtig anwachsenden Nervosität Herr werden.

„Aber dann bräuchten wir ein anderes Fuhrwerk, das alte würde keine so schwere Landung mehr verkraften!“

Die Stimme des Kutscher klang schon sehr belegt. Er taste an seine Gürtel links und rechts, dann vorne und hinten, doch so oft er es auch tat, es brachte ihm keinen Erfolg. Er ahnte Schlimmes und fühlte, dass sein Kragen immer enger wurde.

Wie von tausend Balrogs gehetzt durchsuchte er sich selbst von Kopf bis Fuß. Er stülpte alle seine Taschen nach außen, fand dort aber nur noch mehr Straßenstaub. Schließlich blieb ihm gar nichts anderes mehr über als mit tonloser, gleichwohl aber bebenden Stimme zu bekennen:

„Es ist weg !!“

Der Anführer bekam einen sehr strengen, fast schon stechenden Blick und erhob sich bedrohlich

langsam.

„Bei allen Henkern – das Goldsäckel ist weg!!“, brüllte Rossler von Verzweiflung gezeichnet.

Panik bemächtigte sich des alten Kutschers. Ihm war sehr bewusst, welche Folgen sein Bekenntnis für ihn haben könnte und er war ebenso sicher, dass es mit sehr viel Schmerz zu tun haben wird. Sein Gesicht verlor an Farbe, sogar seine zahlreichen Narben verblassten und seine Hände zitterten wie die Flanken eines geprügelten Hundes. Er hielt den Atem an, als wäre es die letzte Luft, die jemals wieder in seine Lungen einströmen würde und seine Beine schlotterten derart, dass sie zu einer raschen Flucht nicht mehr taugten

„Das ist nicht gut!“, knurrte der Anführer nur und es war, als färbe sich der Hintergrund seiner Augen feuerrot, „Das ist gar nicht gut!“

Dann umfasste er den Griff seines Schwertes so kräftig, dass seine Knöchel ganz weiß wurden und dann richtete er sich in seiner ganzen Größe auf. Rasende Wut erfüllte ihn und irgendetwas musste jetzt kaputt gehen, ein Krug, ein Schrank oder auch ein Schädel.

„Du weißt, was das bedeutet?“, brüllte er in einer Lautstärke, dass der Tisch und noch ein paar andere weniger standhafte Möbelstücke erzitterten. Noch mehr als der Tisch und alles andere zitterte aber der alte Rossler. Der Kutscher senkte den Blick und ergab sich seinem Schicksal, denn er wusste was jetzt folgen würde, könnte außerordentlich unerfreulich werden. Er trank dann noch schnell seinen Becher leer, denn er rechnete nicht mehr damit später noch eine Gelegenheit dafür zu bekommen.

Swanter war außerordentlich gut gelaunt. Für ihn war die verzehrende Glut am Himmel im Augenblick nicht mehr als ein vernachlässigbares Ärgernis jenseits des Schattens der großen Bäume unter denen sich Swanter vor der ungemütlichen Hitze verborgen hielt. Er lehnte sich mit seinem Rücken an eine mächtige Baumstamm, einem mit glatter Rinde, damit es nicht so sehr am Rücken scheuert, die Füße lässig ausgestreckt im weichen Moos und er ging mit Freuden einer Beschäftigung nach, die er für den schönsten Zeitvertreib der Welt erachtete, einer Tätigkeit, die er seiner Meinung nach auszuüben viel zu selten die Gelegenheit hatte - dem Zählen von Geld!

Langsam und bedächtig, fast schon wie bei einer heiligen Handlung, schickte sich Swanter an, verschiedene Geldmünzen aus einem Säckel zu entnehmen, das er feierlich wie ein magisches Artefakt mit der linken Hand hochhielt. Dann legte er die Gold- und Silbermünzen vor sich hin ins Gras und stapelte sie zu einer beachtlichen Höhe auf. Staunend beobachtete Swanter das Wachsen der kleinen, wertvollen Türmchen und das Geldsäckchen war bei weitem noch nicht geleert. So viel Geld hatte er bisher noch nie auf einem Haufen gesehen. Es waren so verdammt viele Münzen und Swanter verzählte sich oft deswegen, vor allem dann, wenn einer oder mehrere dieser Stapel auf dem unebenen Grund ins Wanken geriet und schließlich wieder zu einem ungeordneten Haufen zusammenfiel. Aber es machte Swanter gar nichts aus, das Geld erneut anzuhäufen. Manchmal wühlte er zuvor einfach nur in den Münzen herum und erfreute sich an dem melodiosen Geklimper, das dann dabei zu hören war. Er fühlte sich so ungeheuer glücklich und unbeschwert wie ein Kind beim Spielen daheim in der guten Stube.

Der Anblick des so unverhofft in sein Leben getretenen Reichtums hatte Swanters Aufmerksamkeit zu sehr gebunden, um noch jene Vorsicht walten zu lassen, ohne die man in der Wildnis weniger Chancen hat, als ein saftiger Grashalm vor dem Maul äsenden Wilds. Aber seine Reflexe waren stets wach und stärker alle alle Wachträumerei. Denn als es links neben ihm plötzlich das Gebüsch heftig raschelte, hatten seine Finger den Griff seine Dolches schneller umschlossen als ein Mensch mit den Augen zu zwinkern vermag. Doch gleich darauf entspannte sich Swanter wieder, denn was sich da eine Bahn durch das dichte Geäst suchte, war nicht etwa ein hungriges, wildes Tier und auch nicht, was womöglich schlimmer gewesen wäre, der aufs äußerste erzürnte Vorbesitzer des Goldsäckels. Es war Abalea, die sich dort Eintritt in das versteckte Lager verschaffte. Sie hatte ihr Erfrischungsbad im See beendet und war nun zurückgekehrt, um sich in aller Ruhe abtrocknen zu können. Swanter sah ihr nur allzu gerne dabei zu, denn wenn etwas seine Sinne noch mehr gefangen nehmen konnte als ein kleiner

Berg von Goldmünzen, dann waren das die aufreizenden Rundungen weiblicher Körper, vor allem dann, wenn es sich um die von Abalea handelte. Zudem fühlte sich Swanter zu Handlungen inspiriert, die sein Gemüt noch um erhebliches mehr in Wallung brachten, als das Abwiegen von Gold und Silber. Zwar stand Abalea mit dem Rücken zu Swanter, aber jedes mal, wenn sie sich bückte, Beine und Füße trocken zu reiben, reckte sich ihr Hintern neckisch zu Swanter hin und der blieb davon nicht unbeeindruckt. So streckte er dann seine Hand aus, um Abaleas Haut streicheln zu können, doch dabei stieß er mit dem rechten Bein gegen einen der Münzstapel, die er vor sich aufgebaut hatte, worauf dieser laut klimpernd umfiel. Abalea zuckte zusammen, als sie das Geräusch hörte und drehte sich ruckartig um. Erst jetzt sah sie die stattliche Ansammlung an Münzen aller Art und entgeistert sah sie Swanter an, auf eine Erklärung wartend.

„Hast du jemanden umgebracht?“, fragte sie kurz und bündig und deutete auf die kleinen Goldhügel, die um Swanter herum lagen. Ihr waren Swanters extrem weit ausgelegte Ansichten zum Eigentum anderer Leute sehr wohl bewusst und ahnte daher, dass dies nicht mit rechten Dingen zugegangen sein konnte, wenn sich seine Lage schnell wie ein Blitz von sehr arm auf sehr reich gewandelt hatte.

Swanter lachte.

„Nein, der Vorbesitzer dieses bemerkenswerten Vermögens erfreut sich noch bester Gesundheit, wenn auch sein Dasein sicherlich etwas ärmer geworden ist. Ich kann sogar sagen, dass er sich in allerhöchster Verzückung befand, als ich ihm das Säckel vom Gürtel schnitt.“

Abalea verstand nicht so recht, was Swanter da andeuten wollte und so sah sie ihn fragend an.

„Nun,“, fuhr Swanter fort, „Er hatte sich nahe des Seeufers versteckt, zumindest glaubte er gut verborgen zu sein. Tatsächlich aber war er für mich sichtbar wie eine Flammensäule in dunkler Nacht!“

„Ein Fremder, der sich mit einem Geldbeutel, groß wie ein Mehlsack mitten in der Wildnis in einem Gebüsch versteckt?“, erwiderte Abalea zweifelnd, „Du musst zugeben, das ist schon eine merkwürdige Geschichte!“

„Zuerst dachte ja auch, dass er sich vor mir verstecken würde. Ich vermutete, dass er mich vielleicht bemerkt haben könnte und um sein Geld fürchtete. Was für eine Welt, es gibt einfach kein Vertrauen mehr.“

Swanter seufzte ergeben.

„Nahe am Seeufer sagtest du?“, Abalea versuchte sich zu erinnern, „Ich war auch am Seeufer, habe aber weder etwas gehört noch gesehen!“

Swanter grinste schelmisch.

„Das ist gut möglich, denn er war vor allem darauf bedacht eben gerade von dir nicht gesehen zu werden!“

Abalea ahnte wohl wie die Geschichte weiter gehen würde, denn sie hielt nun leicht erschrocken das Tuch, mit dem sie sich vorher abgetrocknet hatte schützend vor den Oberkörper, als gäbe es noch immer jemanden, der sie aus dem Verborgenen beobachten könnte. Swanter amüsierte sich über Abaleas erschrecktes Handeln und er beschloss der Geschichte weitere Würze zu verleihen.

„Oh, er war sehr gebannt von deiner natürlichen Schönheit. Er hörte mich nicht nahen und er spürte nicht einmal, dass er von einem erheblichen Gewicht befreit wurde, als ich ihn um das Säckel erleichterte. Wahrscheinlich hätte ich ihm sogar die Hosen klauen können, so sehr hatte ihn der Anblick deiner wohlgeformten Brüste im Griff!“

Swanter dachte einen Augenblick nach und schüttelte dann den Kopf.

„Nein – Letzteres wohl nicht. Gut möglich, dass ihm die Hose da schon zu eng geworden ist! Ich hatte mich schon einige Schritte entfernt und ich konnte ihn noch immer grunzen und sabbern hören.“

Wütend warf Abalea ihr Tuch nach Swanter, ärgerte sich aber sofort darüber, dass sie das getan hatte, denn sie hatte ihm damit offensichtlich einen Gefallen getan, so frech wie er sie danach von Kopf bis Fuß musterte und dabei grinste wie ein Kind beim Julfest.

Abalea hatte es jetzt sehr eilig sich wieder anzuziehen, als wäre sie bereits auf der Flucht. Swanter war ihre plötzliche Hektik zwar aufgefallen, konnte sie sich aber nicht erklären, es war doch alles so

gemütlich im Moment.

„Was ist mit dir? Warum diese Eile?“, fragte er sie.

Ohne ihr Tun zu unterbrechen, antwortete Abalea:

„Du hast einem Fremden um einen Haufen Gold gebracht, wobei ich gar nicht wissen will, woher dieser das ganze Geld hatte. Edler Herkunft dürfte er wohl kaum sein, sonst würde er nicht heimlich Frauen beim Baden zusehen. Es mag ja sein, dass ihn seine Erregung für eine Weile blind und taub gemacht hatte, aber das wird sich schon bald wieder legen. Und da ich keine Lust verspüre noch einmal nackt vor ihm herum zu tanzen, was ihn, wie du sagtest, schon einmal in einen Rausch versetzt hatte, wird er daher wieder rasch zur Besinnung kommen. Und spätestens dann wird er bemerken, dass er zwar um eine Erfahrung reichen, aber auch um ein Goldsäckel ärmer geworden ist.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass er das Ganze nicht auf sich beruhen lassen wird. Er wird nach seinem Gold suchen und er wird auch sehr bald wissen, wo er mit der Suche zu beginnen hat. Womöglich wird er sogar von Kumpanen begleitet, wenn er sich auf die Suche begibt.

Und wenn er uns dann hier noch antrifft, wird er dir das Gold wieder abnehmen und dir dann die Kehle durchschneiden. Und auf mich würde, denke ich da an deine Erzählung, auch nichts Erfreuliches warten!“

Abalea zog sich zuletzt noch die Schuhe über die Füße und legte danach ihre Waffen an, zuerst den Bogen, dann ihr Schwert. Anschließend schnürte sie ihr Bündel zusammen und war zum Abmarsch bereit, noch ehe sich Swanter vom Boden erhoben hatte. Doch auch Swanter spütete sich nun. Zuerst packte er alle umher liegenden Münzen in das Säckel zurück und sprang danach in die Höhe. Er wirkte nun beunruhigt. Abaleas Mutmaßungen hatten einen sehr gegenständlichen Hintergrund und die Wahrscheinlichkeit, dass sie recht behalten könnte, war ungeheuer groß. Die Gedanken mit einem durchgeschnittenen Hals zu enden und mit dem letzten Atemzug Abalea in den Händen von Wüstlingen zu wissen, hatte wahrhaft nicht Erbauliches. Ein schnelles Vorankommen schien da ein Gebot der Stunde dagegen zu sein.

Schon bald konnten sie aufbrechen, immer in Richtung Norden, einfach der Nase entlang, weg von diesem Ort. Zwar mussten sie auf ihrem Weg wieder diese brüllende Hitze ertragen, doch hielten sie dies für ein weitaus kleineres Übel als das, was ihnen zudem noch drohen könnte.

Kapitel 3

** Der seltsame Edelmann **

Nun hatten sie bereits einen Gewaltmarsch über Stunden hinweg hinter sich gebracht. Die Furcht trieb sie an, aber die Furcht labt nicht. Die Sonne verbrannte das Land, wie die Tage zuvor auch und die Hitze wurde schier unerträglich. Swanter fühlte sich müde und erschöpft, aber Abalea ließ in ihrer Geschwindigkeit nicht nach, ihre Kraft schien unerschöpflich zu sein. Zwar wussten sie nicht, ob ihnen überhaupt irgendwelche Verfolger auf den Fersen waren, so wie ihnen diese Vermutung als Tatsache stets gegenwärtig zu sein schien, aber sie wollte auch nicht leichtfertig annehmen, dass dies nicht der Fall sein könnte. Denn sollten sie sich hierbei irren, könnten die Folgen sehr schrecklich werden. Und so stapften sie entschlossen weiter, auch wenn jeder Schritt langsam zur Qual wurde.

Swanter hatte mehrmals versucht Abalea zu einer kleinen Rast zu überreden, doch die Jägerin wollte nichts davon wissen. Auf offener Ebene wären sie leider nur allzu leicht zu erspähen gewesen und ihre einzige Hoffnung blieb, dass es ihnen gelänge, im Gedränge einer belebten Ortschaft ihre Spur zu verwischen. Aber eine solche Ortschaft war jedoch noch in weiter Entfernung und die Wildnis hatte

nach allen Richtungen eine enorme Ausdehnung. Nach Bree zurück marschieren war so gut wie ausgeschlossen, sie könnten zufällig den Weg des ehemaligen Besitzer des Goldsäckels kreuzen. Ein Umstand, den sie dann doch lieber vermeiden wollten. Demnach blieb nur die Flucht nach Norden in der Hoffnung, in Schragen untertauchen zu können, um dann noch weiter nach Norden zu ziehen. Nur jene, die vom Wahn befallen wären, würden ihnen dann weiter folgen, denn dort lauerten die Orks, Bilwisse und wenn man jenen Geschichten, die man sich über die Ebene von Fornost erzählte Glauben schenken mochte, dann noch weitaus Schlimmeres als Orks und Bilwisse. Aber wie auch immer, erst in Schragen würde es ein erstes Verschnaufen geben können. Und Abalea wollte so schnell wie möglich dorthin gelangen, eine vorherige Rast hätte sie nur unnütz aufgehalten. Sie waren immerhin auf der Flucht und es ging um nicht weniger als ihr Leben.

Aber Swanter konnte einfach nicht mehr weiter marschieren. Die Hitze drückte ihn derart nieder, dass ihn das Gefühl überkam, an jedem seiner Gliedmaßen würde ein eiserner Amboss hängen. Sein Mund war völlig ausgetrocknet und seine Zunge hing ihm wie ein trockener Lederlappen im Gaumen. Den letzten Schluck aus seiner Feldflasche hatte er schon vor langer Zeit verbraucht und sein Durst wurde langsam quälend. Seit ein paar Meilen hörte Swanter ein leises Pfeifen in den Ohren und es wurde immer lauter. Sein Blick trübte sich ein, alles verschwamm ihm vor den Augen und er hatte kaum noch die Kraft, sich auf den Beinen zu halten. Die Hitze hatte ihn bezwungen.

Wieder wollte Swanter bei Abalea um eine Rast anfragen, doch er brachte nicht mehr als ein heiseres Krächzen heraus. Die Jägerin reagierte dennoch, blieb stehen und drehte sich dann langsam um, mit allen Zeichen des Unwillen, denn wenn sie etwas hasste, dann unnötige Störungen auf einem Weg der Eile. Zunächst plante sie Swanter zu schelten und ihm noch einmal nahe zu bringen, warum große Hast ihr höchstes Gebot sein sollte. Wegen der trockenen Heiserkeit des Schurken verstand sie zwar keine Silbe, aber ihr war auch ohne verständliche Worte klar, was Swanter zum Ausdruck bringen wollte. Eben dasselbe, was er schon ein gutes Dutzend mal vorher, da allerdings noch gut bei Stimme, zu Gehör brachte, dem Gewinsel nach Erholung. Doch diesmal schien es keine Bitte, sondern ein Hilfeschrei zu sein. Das wurde ihr, als sie Swanter ins Gesicht blickte, dringend klar. Sie sah, dass Swanters Augen tief in ihren Höhlen eingesunken lagen und schon dunkel umschattet waren, sein Blick war fast schon starr und leer. Die Wangen waren eingefallen und seine Gesichtsfarbe so weiß wie ein frisches Leichentuch. Sie erkannte, es würde nicht mehr lange dauern und Swanter vor ihren Augen wie ein morscher Wehrturm zusammenbrechen.

Abalea seufzte und sagte, sich dem Offensichtlichen beugend: „Also gut, wir machen eine Rast. Aber auf Schatten wirst du verzichten müssen!“

Die einzigen Bäume, die Schatten hätten spenden können, lagen weit abseits des Wegs. Im Westen tummelte sich eine Meute Wölfe, ihr Geheul hatte die beiden Flüchtenden schon eine Weile begleitet und im Osten hatte Abalea eine große Rote angriffslustiger Wildschweine entdeckt. Beide Erkenntnisse schmälerten die Sehnsucht dort den Schatten eines Baum aufsuchen zu wollen erheblich. Zudem bezweifelte die Jägerin, dass Swanter den Weg dorthin noch geschafft hätte.

Derartige Überlegungen überkamen Swanter nicht. Ihm war nur wichtig, dass Abalea einer Rast zugestimmt hatte und sogleich ließ er sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Boden sinken. Er brachte noch gerade soviel Geschick auf, um auf dem weichen Gras des Wegrandes zu fallen und nicht auf dem harten und steinigen Untergrund der Straße selbst aufzuschlagen.

Abalea eilte zu ihm hin. Längst war ihr Unmut einer großen Sorge gewichen. Dass es Swanter sehr schlecht ging, konnte man fast mit geschlossenen Augen erkennen. Sie nahm ihre Feldflasche und befeuchtete ein kleines Tuch, das sie anschließend Swanter auf die fiebernde Stirn legte. Dann gab sie ihm ein wenig zu trinken, ein paar Tropfen nur, vielleicht gerade soviel, um seine aufgesprungenen Lippen zu beträufeln. Als dies getan war, bemerkte auch Abalea ihre eigene Erschöpfung. Sie fühle sich auch ein wenig schuldig an Swanters Zustand, denn er hatte das sehr viel schwerere Bündel zu tragen,

abgesehen von dem nicht minder schweren, verfluchten Goldsäckel, dem eigentlichen Grund ihrer misslichen Lage. Sie gestand es sich nur schwer ein, aber diese Rast tat auch ihr gut, obwohl mit jeder Zeit die verstrich, die Sorge wuchs, von den Verfolgern eingeholt zu werden.

Swanter erholte sich langsam. Von Zeit zu Zeit gab ihm Abalea ein kleinen Schluck zu trinken, aber dann war auch ihr Vorrat an Wasser erschöpft. Swanter hatte dann aber endlich wieder Kraft genug sich zu erheben und das keinen Augenblick zu früh. Als er noch etwas wackelig auf seinen Beinen stand, entdeckten sie im Süden, direkt auf dem Weg, eine große Staubwolke. Und sie kam immer näher. Abalea wurde bleich im Gesicht, aber der Schreck ließ sie nicht lange in Erstarrung und sofort wurde sie wieder rührig. Sie hatte noch Reserven gerade für diese Situation aufgespart und war entschlossen diese auch zu nutzen. Was immer sich aus dem Süden auch näherte, es war besser dem nicht zu begegnen.

„Schnell, wir müssen hier verschwinden!“

Es war mehr ein Befehl als eine Feststellung. Swanter nickte matt, obwohl er es hasste Befehle entgegen zunehmen, besonders wenn er sie von Abalea bekam. Sie wussten beide, dass sie nicht weit kommen würden, die Verfolger würden sie bald eingeholt haben. Sie waren zu Fuß und einfach zu schwach auf den Beinen, aber einfach stehen bleiben und warten, war auch nicht nach ihrem Geschmack und ihr Stil sowieso nicht. Abalea eilte voraus, gab die Geschwindigkeit vor und sie geizte damit nicht, die Schritte an zu treiben, denn die Zeit wurde knapp. Swanter tat sein Möglichstes, um mithalten zu können. Immerhin hatte sich das Pfeifen in seinen Ohren nun verloren und er konnte auch wieder sehr viel klarer sehen, aber seine Kraft war noch nicht vollständig zurückgekehrt, dennoch stapfte er Schritt für Schritt vorwärts, damit er nicht zurück bliebe. Aber er fühlte in seinem Muskeln neues Leben und es wuchs seine Tatkraft.

Schon bald war klar, dass ein Erfolg beim Versuch den Verfolgern entkommen zu können, fast schon ausgeschlossen werden konnte. Die Staubwolke näherte sich trotz der Hast der Flüchtlinge zusehends, ein Treffen zu vermeiden wurde immer unmöglicher und es gab auch nirgendwo genug Deckung, um sich vor Verfolgern verstecken zu können, um eine Begegnung zu umgehen. Ein Zusammentreffen wurde unvermeidbar.

Swanter hielt inne und legte sein Bündel vor sich ab. Zumindest versuchte er es gesittet abzulegen. Aber in der Tat, es fiel ihm mehr kraftlos aus den Händen.

„Es hat keinen Sinn, der Gedanke an eine erfolgreiche Flucht wird immer mehr zur Träumerei. Ich werde mich dem Feind stellen.“, erklärte er entschlossen. Er zog seinen Dolch und sein Schwert und stellte sich, bereit zum Kampf, der nahenden Staubwolke entgegen. Mit den Waffen in der Hand spürte er die Kraft zurückkehren, die vorher von der Sonne aus seinem Körper gebrannt worden war.

Vielleicht war es aber auch seine Entschlossenheit, sich einem nahenden, letzten Gefecht zu stellen, die ihn mit jedem Herzschlag stärker werden ließ.

Er drehte den Kopf leicht zur Seite, um Abalea in die Augen sehen zu können. Tiefe Trauer lag in seinem Blick, denn er fürchtete die Geliebte in dieser Stunde und in dieser Welt zum letzten mal sehen zu können.

„Du bist momentan um eine Vielfaches kräftiger als ich und hättest noch alle Möglichkeiten für ein erfolgreiches Entkommen, wenn es mir gelingt die Verfolger für eine Weile aufzuhalten.

Vielleicht könntest du die Ruinen der Grünwegfestung erreichen und dich dort verschanzen. Du hast eine sichere Hand am Bogen und kannst dir damit jeden Feind weit vom Leib halten. Dich in diesen verfallenen Mauer aufzubringen, würde einen Blutzoll fordern, der sie unter Umständen abschrecken könnte.“

Die Staubwolke war bereits sehr nahe und man konnte das Klappern von Hufen und das Rattern großer Wagenräder hören. Eine Kutsche kam da auf sie zu, soviel stand nun fest, und es war zu befürchten, dass sie eine stattliche Anzahl an wilden, blutgierigen Kämpfern mit sich trug.

„Abalea, sie sind schon fast über uns.“, brüllte Swanter fast beschwörend, „Geh jetzt! Fliehe und rette

dein Leben. Gedenke meiner in den Tagen, die kommen werden, als einen Mann, der dich von Herzen liebte!“

„Es ist zu früh für Abschiedsreden!“, entgegnete die Jägerin knapp. Auch sie legte ihr Bündel ab, stellte sich hernach neben ihren Gefährten, nahm einen Pfeil aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen.

„Das werden wir zu zweit durchstehen!“

Abaleas resolute Stimme stellte klar, dass die Sache als besprochen zu gelten hatte und jede Widerrede zwecklos wäre.

Kurze Zeit später konnten sie die Kutsche nicht nur hören, sondern auch schon sehen. Es war fast schon eine edel zu nennende Karosse, gezogen von vier ebenso edlen Pferden. Aber es war doch mehr eine Kutsche denn ein hoch herrschaftliches Gefährt, denn hinter dem Kutscher, der aufrecht wie ein Schiffsmast auf dem Kutschbock saß, war nur eine Ladefläche zu sehen und kein Aufbau, wie man von einer noblen Kutsche hätte erwarten können. Das Gefährt dient mehr dem Nutzen als dem Prunk. Jedoch der Mann, der die Zügel hielt, schien von vornehmer Herkunft und jedwedem Prunk nicht abgeneigt zu sein, denn seine Kleidung sah schon von weitem sehr teuer aus, denn sie schillerte in allen Farben und schien aus edlem Stoff gewebt. Sein Mantel wurde von einem Wappen geziert, das aussah wie ein verästelter Baum und auf dem Kopf trug er einen breitkrepigen Hut, dekoriert mit einer riesige Pfauenfeder. Das war insgesamt gesehen keine Kleidung des einfachen Volks, das zumindest war klar zu erkennen. Der Kerl, den Swanter am See beklaut hatte, war aber mehr wie ein Südländer gekleidet gewesen und von seinem Wesen her einer vornehmen Herkunft weit entfernt. Swanter steckte Dolch und Schwert wieder weg, sah Abalea mit müden Augen an und schüttelte leicht den Kopf.

„Nein, das ist er nicht! Das ist nicht der Feind, den wir fürchten!“, erklärte er und auch Abalea entspannte sich nun, steckte den Pfeil zurück in ihren Köcher und nahm ihr Bündel wieder auf. Im Geheimen atmete sie ein wenig auf.

Der herankommende Kutscher zog die Zügel an, die Karosse wurde langsamer und blieb dann kurz vor Abalea und Swanter stehen. Sogleich erhob sich der Fremde auf seinem Kutschbock, obwohl er bedenklich dabei schwankte, zog mit einer übertriebenen Aufwändigkeit seinen feinen Hut und verbeugte sich so tief, dass man fürchten musste, er könnte dabei vom Kutschbock fallen.

„Seid gegrüßt, edle Reisende! Ewald von Felden ist mein Name, Hochstallmeister des Truchseß von Gondor und in dessen Auftrag unterwegs. Wir sind nun schon seid sehr langer Zeit unterwegs und nun plagt mich die Unsicherheit, ob wir uns denn noch auf dem rechten Pfad befinden. Zum Hengstackerhof möchten wir reisen. Es ist lange her, dass ich dort verweilen durfte und die große Anzahl an Jahren seitdem haben meine Kenntnis über seinen genauen Standort ein klein wenig getrübt. Mehr das Glück als das Wissen haben uns wenigstens nach Bree geführt. Doch nun verblasst jede Erinnerung. Wäret ihr so freundlich, uns den rechten Weg zu weisen?“

Swanter antwortete nicht sofort. Irgendwie gefiel ihm die Situation nicht. Aber er erkannte auch die Möglichkeit, ihre missliche Lage ein wenig zum Besseren wenden zu können. Er lächelte gewinnend, verbeugte sich übertrieben tief und antwortete:

„Euer Glück ist euch nahe geblieben, hoher Herr! Das Schicksal hat uns zusammengeführt. Auch unser Weg führt uns zum Hengstackerhof. Gerne weisen wir euch den Weg, wenn ihr uns auf eurem Gefährt Platz gewähren könntet.“

Abalea sah ihn überrascht an, doch Swanter raunte ihr zu:

„Ich weiß, der Hengstackerhof ist nicht Schragen, aber wir wären schneller von dieser Straße herunter und könnten gleichzeitig unsere Beine ausruhen!“

Die Jägerin nickte stumm. Dieser Gedanke hatte etwas Verlockendes.

Der Kutscher dachte eine Weile nach, betrachtete Swanter ausgiebig, Abalea noch viel mehr und lächelte dann zustimmend.

„So sei es! Die junge Dame darf neben mir ihren Platz nehmen, der Herr kann sich hinten zu meinen

beiden Dienern gesellen!“

Als wäre ihr Stichwort gefallen, tauchten über den Planken der Ladefläche plötzlich zwei Köpfe auf, zweifelsohne die der zwei soeben erwähnten Diener des Hochstallmeisters. Beide der so plötzlich hoch geschnellten Häupter sahen ziemlich merkwürdig aus. Der eine hatte eine überaus schmales Gesicht, bei dem die Wangenknochen wie Beulen herausragten, trug eine halblange Frisur, zumindest an den meisten Stellen seines Schopfs und er hatte derart abstehende Ohren, dass selbst Swanter, der schon Ohren in allen Größen und Formen gesehen hatte ins Staunen geriet. Es drängte sich förmlich der Eindruck auf, dass der Kerl bei starkem Gegenwind vom Boden abheben und entschweben könnte. Dass er zudem noch eine riesige Hakennase mitten im Gesicht trug, kann man nur noch als grausame Laune der Natur bezeichnen, denn diese vollendete die zwingende Ähnlichkeit mit einem Greifvogel. Noch bemerkenswerter war allerdings war sein Blick. Er markierte diesen Mann als einen lebenden Quell der Hinterlist, denn seine Augen gingen rastlos hin und her und obwohl von seinem Wesen her eher bedeckt, schien er zu er zu jener Sorte Mensch zu gehören, die ihre eigenen Vorteile stets mehr im Blick haben würde, als das Wohlergehen ihrer Mutter.

Ein solcher Eindruck konnte einem beim zweiten Dieners von Feldens nicht in den Sinn kommen. Dieser Mann war ein wahrhaftiger Koloss! Sein runder, haarloser Kopf ging übergangslos in den Rumpf über, einen Hals hat dieser Mensch offensichtlich nie besessen. Er sah so aus, als ob er große Metallstangen mit einem Wimpernschlag verbiegen könnte. Aber sein Gesichtsausdruck verriet, dass sich sein Gemüt nicht sehr viel weiter als über das eines zweijährigen Kinds erheben konnte. Während die Augen des anderen Dieners des Hochstallmeisters vor List und Heimtücke angriffslustig funkelten, war in den Augen des Riesen nur sanfte Einfalt zu erkennen, er würde sogar eine heran trampelnde Büffelherde einfach übersehen, um einen bunten Schmetterling zu bestaunen, der gerade in seinem Blickfeld herum flattert.

Von Felden gebärdete sich als etwas zerstreut, Unschuld betuernd erhob er beide Arme und erklärte:

„Verzeiht meine schlechten Manieren! Habe ich doch glatt vergessen mein Gefolge vorzustellen!“

Von Felden verbeugte sich noch einmal und dann deutete er mit den Händen auf seine Diener.

„Darf ich vorstellen – das ist Pocke!“

Der Hagere erhob die Hand zum Gruß.

„Und jener neben ihm wird Gronf gerufen! Wie er wirklich heißt, wissen wir nicht. Das weiß er wahrscheinlich nicht einmal selbst.“

Gronf bohrte in der Nase, als er vorgestellt wurde und machte so gar nicht den Eindruck, als wäre er am Geschehen im Mindesten beteiligt. Er interessierte sich

viel mehr das, was an seinem Zeigefinger klebte, als er ihn wieder aus dem Nasenloch zog. Als er seinen Namen ausgesprochen hörte, zog ein breites Grinsen über die Vorderseite seines kugelrunden Kopfs aus und er entblöbte dabei Zahnreihen, die entfernt an das Mahlwerk einer Mühle erinnerte.

Dann hob auch er die Hand zum Gruß und sagte etwas, was sich anhörte wie ein „Gronf“, dann ließ er seinen Arm wieder sinken und bohrte weiter in seiner Nase, als wäre es seine heilige Quest.

Swanter war sich plötzlich nicht mehr so sicher, ob die Idee gemeinsam in dieser Kutsche weiter zu ziehen, wirklich klug gewesen war. Er verspürte nicht die geringste Neigung sich einer Reisegruppe anzuschließen, bei der man nicht weiß, ob man sich über die Teilnehmer amüsieren oder sich vor ihnen gruseln sollte. Aber Abalea nahm ihm die Entscheidung ab. Geschickt schwang sie sich auf den Kutschbock und winkte Swanter auffordernd zu, auch endlich zu zusteigen. Grummelnd kletterte Swanter auf die Ladefläche, lächelte den Dienern gequält zu, um seine Abscheu nicht allzu offensichtlich werden zu lassen und wollte dann zwischen Säcken, Kisten und anderem Gerät Platz nehmen. Viel Auswahl hatte er da nicht, denn die Ladung war an Menge nicht unerheblich und die einzige Fläche, die einigermaßen gemütlich erschien, war bereits von des Hochstallmeisters Gefolge besetzt und denen wollte Swanter auf keinen Fall zu nahe kommen. Zu guter Letzt erspähte er eine Lücke zwischen zwei Kisten. Der Spalt war breit genug, dass sich Swanter dazwischen quetschen konnte und es war zudem noch Raum genug, die Beine auszustrecken. Es war ein einfaches Lager, aber

für schmerzende Füße und geschundene Beine das Beste was zur Zeit zu erreichen war und daher fühlte sich Swanter, als läge er ausgestreckt im Seidenbett eines Fürsten, als er sich dort niedergelassen hatte.

Von Felden ließ die Peitsche knallen und die Rösser setzten sich wieder in Bewegung, die Reise ging weiter. Swanter fühlte sich überglücklich nicht mehr laufen zu müssen. Fast schon hätte er sich einem kleinen Schlummer überlassen, aber dann fiel sein Blick wieder auf die zwei Diener des Hochstallmeisters. Und immer wenn dies geschah, sahen die zwei Diener des Hofstallmeisters auch in diesem Augenblick zu ihm herüber. Swanter lächelte ihnen dann zu, um sie bei Laune zu halten. Der hagere Pocke, Swanter hatte ihm insgeheim den Namen „Hühnergeier“ gegeben, grinste stets zurück, mit einem Blick, bei dem sich Swanter in Gedanken fast schon filetiert fühlte und Gronf sagte bei dieser Gelegenheit das, was er immer von sich gab, ein von Wohlwollen geprägtes „Gronf“.

Abalea dagegen musste sich über alle Maßen unterhalten fühlen, denn von Felden redete ohne Unterlass auf sie ein. Unglücklicherweise hatte er nur zwei Themen, denen er sich zunächst widmen wollte. Das war zum einen die Aufzucht und Hege von Pferden und zum anderen die prächtige Einzigartigkeit seiner Person selbst. Beide Themen langweilten Abalea, was von Felden nicht davon abhielt, noch mehr in Schwärmerei zu geraten.

Als er der Jägerin einen Vortrag hielt, der beide Themen zusammenbrachte, war er fast nicht mehr zu bremsen. Er belehrte die Jägerin über die Kunst einen Vier-Spanner zu lenken, in allen Einzelheiten, die je zu diesem Thema erdacht wurden, natürlich nicht ohne unerwähnt zu lassen, dass er in dieser Kunst Meisterliches zu vollbringen mit Leichtigkeit in der Lage wäre und sein Schwall an Worten war mächtiger, als das Wasser, das über die Rauros-Fälle täglich hinab toste. Ab jetzt konnte Abalea das monotone, selbst verliebte Geplapper nicht mehr aushalten und dies nicht nur, weil sie des Hochstallmeisters Selbstlob nicht mehr ertrug, sondern auch weil er näher und näher an sie heran rückte.

Sie sprach mit einem Äußersten an Selbstbeherrschung bewundernde Worte über die Fähigkeit des Herren von Feldens, einem Gespann vier edler Rössern Herr zu werden, gegen alle Schwierigkeiten, die einem solchen Vorhaben mutmaßlich entgegen stehen würden, mahnte ihn allerdings eindrücklich, dass es gerade deshalb wichtig wäre, mit beiden Händen die Zügel zu halten und nicht eine von ihnen auf ihrem Oberschenkel ruhen zu lassen.

Von Felden kicherte verschämt und verlegen wie eine Zofe, die mit der Hand in der Schmuckschatulle ihrer Herrin ertappt worden war. Er zog seine Hand mit einem Seufzer des Bedauerns zurück, zu gerne hätte er sein Finger weiter auf Entdeckungsreise geschickt.

Abalea hingegen fühlte sich erleichtert, für den Moment befreit und nutzte ihre wiedergewonnene Freiheit dazu, so weit wie es der Kutschbock zuließ vom Hochstallmeister weg zu rücken. In diesem Moment erinnerte sie sich wieder, warum sie seinerzeit eine Waldhüterin geworden war. Das hatte nicht ausschließlich mit ihrer, schon seit ihrer Kindheit empfundenen Verbundenheit zur Natur zu tun, sondern auch mit ihrem Bedürfnis unbehelligt von menschlicher Gesellschaft ihr Leben zu gestalten, so wie sie es für angemessen hielt. Der heutige Tag war ihr wieder einmal ein Zeugnis mehr dafür, dass ihre Entscheidung damals richtig gewesen war. Zuerst war sie von einem unbekanntem Kerl beim Baden im See ausgespäht worden und jetzt musste sie sich gegen die Finger eines fremden Edelmanns zur Wehr setzen, um nicht auf einem Kutschbock vereinnahmt zu werden.

Swanter versuchte unterdessen ein Gespräch mit den zwei Dieners zu beginnen. Er wusste zwar nicht, was er mit diesen mehr als seltsamen Männern zu bereden hätte, aber was tut man nicht alles, um die Langeweile nicht übermächtig werden zu lassen, die das Geschwafel des Hochstallmeisters in ihm erzeugt hat. Von den Versuchen von Feldens sich Abalea zu nähern, hatte Swanter nichts mitbekommen. Jede Langeweile wäre da im Nu verflogen, wäre das der Fall gewesen. So aber sann er stattdessen darüber nach, auf welche Weise er ein nettes Gespräch mit von Feldens Bediensteten beginnen könnte.

Swanter räusperte sich, und sah die Diener freundlich lächelnd an:

„Na, ihr zwei, hat so was Hässliches wie ihr auch Freunde?“

Gronf kratzte sich am Kopf. Er schien die Frage nicht verstanden zu haben, das Verstehen von irgendetwas war noch nie seine Stärke gewesen. Das war bei Pocke schon anders, doch er würdigte Swanters Stichelei mit keiner Antwort, sondern knirschte nur mit den Zähnen und warf einen mit Hass angereicherten Blick auf den Fragesteller zurück.

Swanter zuckte mit den Schultern, er hatte eigentlich auch keine Antwort erwartet. Er hätte auch gar keine brauchen können, als er dann doch noch bemerkte, dass der Hochstallmeister seiner Abalea so unverschämt den Hof zu machen versuchte. Zwar war Abalea von dem Hochstallmeister weggerückt, doch bezweifelte Swanter, dass ein Mann wie Ewald von Felden nun schon aufgeben würde. Swanter war sich in dem einen Punkt sicher, dass Abalea sehr gut auf sich selbst aufpassen würde, doch wollte er sich alleine darauf nicht verlassen.

Von Felden, bemüht die von ihm erzeugte Spannung aus der Luft zu nehmen, begann nun wieder zu erzählen von dem Gestüt, das er aus Truchseß Gnaden die Ehre hatte zu leiten, ein eher unverfängliches Thema. Das war für Swanter auch ganz in Ordnung, solange es sich bei den Beschreibungen von wohl geformten Beinen, schlanken Fesseln und anmutige Körper um die von Pferden handelte. Swanter glaubte die Hinterlist des Hochstallmeisters förmlich spüren zu können, als ließe sich dieser weniger von der Erinnerung an prachtvolle Rösser inspirieren, sondern mehr von dem, was er erblicken konnte, wenn er verstohlen seine Begleiterin auf dem Kutschbock von Kopf bis Fuß aus den Augenwinkeln betrachtete. Abalea hörte dem Gerede des Hochstallmeisters schon lange nicht mehr zu, ließ ihn einfach vor sich hin plappern und betrachtete derweilen gelangweilt die dürre Landschaft.

Aber plötzlich wurde sie von einer inneren Unruhe befallen. Auch in Swanter wuchs eine unerklärliche Nervosität. Irgendetwas stimmte nicht, irgendetwas stimmte ganz und gar nicht.

Es heißt, dass Jäger und Diebe die schärfsten Sinne aller hätten und nur jene aus dem Elbenvolk könnten es ihnen gleichtun. Das mag arg übertrieben sein, doch hatten sowohl die Jägerin, als auch der Dieb beide getrennt voneinander das Gefühl, dass eine ernste Gefahr drohe, während die anderen auf der Kutsche völlig ahnungslos blieben.

Pocke hatte aber seine eigene Deutung der Situation als er Swanters Unruhe erblicken durfte und er sah nun die Gelegenheit gekommen, es Swanter heimzuzahlen. Sein Grinsen triefte von Häme als er zu Swanter sprach:

„Der Hochstallmeister ist vom Liebreiz eurer Gefährtin recht angetan. Das ist wahrlich Pech für euch, denn was der Hochstallmeister haben möchte, das bekommt er auch. Ihr werdet sie mit ihm teilen müssen, aber ihr werdet sie ganz zurück bekommen, sobald er ihrer überdrüssig geworden ist!“

Swanter lachte verächtlich und erwiderte herablassend: „Nun tut nicht so, als sei eure Männlichkeit noch größer als eure Ohren!“

Erzürnt sprang Pocke auf und zückte sein Messer. Niemand durfte über seine großen Ohren spötteln und danach weiterleben. Doch er brach seinen Angriff mitten in der Bewegung ab, auch er spürte plötzlich mit einem mal ein großen Unbehagen, als er Swanters ernste Miene sah, die offensichtlich durch nichts von dem, was auf der Kutsche geschehen was verursacht worden war. Der spöttische Schurke schien von drückenden Sorgen heimgesucht und die waren eben nicht von einem großohrigen Angreifer ausgelöst worden, sondern, und das war das Erschreckende, von etwas Unbekanntem, das da draußen in der Ebene lauerte. Nun war auch Pockes forschende Aufmerksamkeit mehr auf die Beobachtung der unmittelbaren Umgebung ausgerichtet, als auf kleine Zänkereien mit einem hochnäsigen Schurken.

Swanter beugte sich leicht zu Abalea, ohne den Blick von der Landschaft zu lassen.

„Spürst du das auch?“, fragte er sie kurz und die Jägerin nickte stumm. Nur der Hochstallmeister, der noch immer sein Selbstlob predigte und sein riesiger wie tumber Diener Gronf, der völlig ahnungslos mit den Enden des Seils spielte, das seine Hosen oben hielt, waren jetzt noch unbelastet von dunklen Ahnungen.

Als Abalea sich zu von Felden hin beugte, freute sich dieser schon auf ein Zeichen von Zuneigung, aber die Jägern war ihn in keiner Weise zugeneigt, sondern befahl ihm flüsternd das Gespann anzuhalten. Von Felder folgte dieser Aufforderung und erst als der Wagen still stand, ergriff auch ihn eine wachsende Furcht. Wenn eine Jägerin und eine Schurke derart angespannt sind, hat man jeden Grund sich große Sorgen zu machen.

„Das gefällt mir nicht! Das gefällt mir überhaupt nicht!“, sagte Pocke leise und es war das erste mal, dass ihm Swanter vorbehaltlos zustimmen musste.

Abalea blinzelte angestrengt in die Ferne. Ihren Ahnungen zufolge drohte die Gefahr aus dem Nordwesten, aber so sehr sie den Horizont auch absuchte, sie konnte nichts Bedrohliches entdecken. Es war zwar nur ein Gefühl, das sie anhielt in dieser Richtung aufmerksam zu sein und sie wollte es nicht ignorieren. Eine Jägerin, die ihrem Gefühl nicht vertrauen kann wäre verloren. Sodann ließ sie den Blick in die Ferne sein und konzentrierte sich für die nähere Umgebung und wurde dann auch ziemlich schnell fündig. Sie stieß Swanter an und deutete auf den Punkt in der Landschaft den sie für bedeutend hielt.

„Siehst du das?“, fragte sie ihren Gefährten. Swanter nahm den Ort unter genaue Beobachtung, schüttelte nach einer Weile den Kopf und sagte:

„Nichts! Das ist niemand!“

Aber die Jägerin ließ nicht locker:

„Suche nicht nach irgendjemanden, suche nach irgendetwas!“

Und Swanters Blick erforschte abermals den von Abalea angezeigten Ort. Dann erhellte sich seine Miene und er ließ einen leisen Pfiff über seine Lippen fahren. Nachdenklich flüsterte er dann:

„Das ist wirklich seltsam!“

„Was, was was ..?!“

Pocke war ganz aufgeregt, denn er konnte überhaupt nichts entdecken, dort nicht und auch sonst wo nicht, wollte aber an der Erkenntnis der beiden teilhaben.

Abalea hatte den Kutschbock mittlerweile verlassen und war auf die Ladefläche geklettert. Dort nahm sie ihren Bogen und legte sich den Köcher mit den Pfeilen bereit. Auch Swanter hatte seine Waffen gezogen und dann erklärte er dem stallmeisterlichen Diener so nachsichtig, als spräche er mit einem unwissenden Kind:

„Richtet euren Blick einen Steinwurf weit auf den gelblichen Busch, dann zwei bis drei Schritte in die Richtung nach rechts. Was seht ihr?“

Pocke tat wie ihm angeraten wurde und antwortete dann:

„Meint ihr diese kleinen, mit Gras bewachsenen Erhebungen aus dem Erdreich?“

Swanter nickte mit dem Kopf:

„Genau auf diese wollte ich euch aufmerksam machen.“

Pocke verstand immer noch nicht:

„Was soll es damit auf sich haben?“

Swanter seufzte. Er wurde auch ein klein wenig ungeduldig und wünschte sich, der grossohrige Diener wäre ebenso klug wie aufbrausend, aber er rang sich aber dann trotzdem noch dazu durch, Pocke zu belehren, was es damit auf sich haben könnte.

„Seht in jede Richtung die euch genehm ist. Seht ihr dann ähnliche Erhebungen?“

Swanter ließ dem Befragten keine Zeit eine Antwort zu geben, da sie ohnehin schon klar war.

„Nein, das tut ihr nicht! Auf der gesamten Eben findet sich nichts dergleichen. Nur dort, an der besagten Stelle, gibt es gleich gut ein Dutzend solcher kleinen Hügelchen, auf offenem Gelände und dies zudem noch unweit der Straße. Da fragt mich sich doch gleich, wieso das so ist – oder?“

Mit mehr als einem Kopfnicken konnte der verwirrte Pocke auch jetzt nicht antworten. So fuhr Swanter, durch die Begriffsstutzigkeit seines Gesprächspartners ein klein wenig gereizt fort:

„Entweder das Land leidet unter Erdpocken, doch soviel ich weiß gibt es eine solche Krankheit nicht oder es handelt sich um Maulwurfshügel, was aber auch nur dann der Fall sein kann, wenn die Maulwürfe die Größe eines Kalbs hätten. Demnach kann man auch diese Möglichkeit ausschließen.“

Was bleibt dann noch?“

Jetzt erhellte sich das Gesicht des Dieners und langsam verstand er worauf Swanter hinaus wollte.

„Es könnte eine Tarnung von Wegelagerern sein.“

„Na also, nun hat er es endlich geschafft!“, jubelte Swanter milde und klopfte dem Diener anerkennend auf die Schulter.

„Es könnten aber auch einfach nur Erdhügel sein“, gab von Felden abfällig zu bedenken, „oder ein großer Ameisenbau!“

„Gute zwölf Hügel auf einem Fleck nebeneinander und sonst nirgendwo in der Landschaft, das sind keine Ameisen, es müsste das seltsamste Ameisenvolk aller Zeiten sein! Bei Ameisen ist es, wie bei den Menschen, zu viele Völker auf engstem Raum, das könnte nie gut gehen!“, gab Swanter leise lachend zurück, „Und dennoch wäre doch zu schön, wenn es so wäre, dann müssten wir jetzt nicht besorgt sein. Aber ich fürchte wir werden uns auf Feindseligkeiten einstellen müssen!“

„Finden wir es einfach heraus!“, sagte Abalea entschlossen und legte einen Pfeil auf den Bogen. Sie zielte kurz, dann ließ sie den Pfeil von der Sehne. Das Geschoss flog in einem hohen Bogen durch die Luft, setzte dann auf der Spitze eines der Hügelchen auf und blieb sofort stecken.

Swanter wollte Abaleas guten Schuss noch loben, aber er kam nicht mehr dazu, denn den Erdhaufen schien es in diesem Moment zu zerreißen. Eine Matte, die reichlich mit Grassoden, noch mehr mit Dreck und Erde beladen war und die den einzigen Zweck hatte zu verbergen, was darunter lauern könnte, wurde so ruckartig hoch gerissen, dass alles, was auf ihr gelegen war, in alle Richtungen in die Luft geworfen wurde und wie eine große Wolke zerstob. Und als sich der Sicht raubende Staub legte, konnte man einen mächtigen Ork erblicken und dieser war alles andere als gut gelaunt, nicht nur deswegen, da sein raffinierter Hinterhalt zu früh entdeckt worden war, sondern es steckte zudem noch ein Pfeil in seinem verlängerten Rücken und das ist bei nahezu bei jedem Lebewesen einer guten Laune außerordentlich abträglich. Wütend sah sich der Ork um, noch wusste er nicht aus welcher Richtung der Angriff erfolgte und fuchtelte dabei mit seinem scharfem Schwert in der Luft herum, als wäre er schon hautnah umzingelt. Und er war bei weitem nicht der einzige Ork, der in diesem Moment auftauchte. An allen den Stellen wo vorher kleine Erdhügel zu sehen gewesen waren, wurden jetzt wie auf ein Signal hin Matten, Tücher und Felle zurück geworfen und es erhoben sich anstelle der Dreckhaufen eine stattliche Anzahl kampfbereiter Orks, einer größer und wilder als der andere. Es war, als wären sie von einem Augenblick auf den anderen aus dem Boden gewachsen, als enthülle das Erdreich seine dunkle Seite., um seine Oberfläche von allem zu reinigen, was licht und rein zu sein schien. Nur eine kurze Zeit wirkten die grausamen Diener des Schattens ein wenig verwirrt, da sie nicht wussten, wohin sie ihre zerstörerische Gewalt richten sollten. Doch dann erblickten sie die Kutsche unweit ihres Standorts. Ihre Anzahl war inzwischen beängstigend hoch geworden und wenn ihr Sturm entfesselt sein würde, dann käme Verheerung über alles, was sich gegen ihren Weg stellen wird.

Von Felden wurde im Gesicht weiß und faltig wie bröckelnder Kalk und er begann zu zittern wie die Speckschwarte eines guten Schweinebratens. Doch nicht nur er war entsetzt. Abalea entfuhr ein Fluch, der selbst einen alten Matrosen noch vor Scham hätte erröten lassen und auch Swanter wollte in diesem Augenblick kein lustiger Spruch einfallen, zu fassungslos war er. Was sich dort versammelte, war ein tödliches Verhängnis und daher wirkte es mehr als unpassend, dass in diesem Moment lähmenden Entsetzens Grönf in aller Unschuld einen lauten, nicht zu überhörenden Rülps von sich gab.

Kapitel 4

**Der Hinterhalt **

Die Orks gingen nicht sofort zum Angriff über, sondern brüllten erst einmal in einem schwer imponierendem Maße herum, in der Absicht dem Feind vorab den Mut zu nehmen, bevor der Kampf überhaupt begonnen hat. Danach schwangen sie ihre Keulen, Schwerte, Äxte und was sie sonst noch alles an Waffen mit sich führten, um ihre Feinde noch mehr einzuschüchtern und sich darüber hinaus selbst auch noch in einen Kampfrausch zu versetzen, der sie zu wahren Berserkern werden lassen sollte. Und als sie ihren Feind verängstigt genug glaubten und sie sich ihrer eigenen Macht einigermaßen sicher waren, rannten sie mit mächtigem Kriegsgebrüll auf die Kutsche zu wie eine Woge des Todes. Nur drei von ihnen blieben zunächst in ihrer Stellung zurück. Zwei von ihnen, dem Augenschein nach Scharmützer, spannten ihre Bögen und ließen sogleich, ohne lange gezielt zu haben, ihre Pfeile fliegen. Sie schienen ihr Handwerk zu verstehen, denn die Schüssen gelangen ihnen gut, wenn auch nicht gut genug. Einer der Pfeile schlug dicht neben von Felden an der kleinen Rückenlehne des Kutschbocks ein, verfehlte den Hochstallmeister nur knapp. Der andere Pfeil sirrte an Swanters Kopf vorbei, flog über die Kutsche hinaus und verschwand hinter ihm in einem Dickicht des Geländes. Der dritte Ork, der dort noch verweilte, hatte auch einen Pfeil in der Hand, doch hatte er ihn nicht aus einem Köcher gezogen, sondern unbarmherzig sich selbst mit einem entschlossenen Ruck aus seinem eigenen Rücken gerissen - es war der, den er von Abalea gespendet bekommen hatte. Die Jägerin erkannte sehr schnell, dass von den Fernkämpfern der Orks in diesem Augenblick wesentlich mehr Gefahr ausging als von den heranstürmenden Schwerträgern, die sie eigentlich ins Ziel hätte nehmen wollen. Deshalb änderte sie geistesgegenwärtig den Fokus. Sie ließ sich aber nicht von Hektik übermannen. blieb konzentriert, ließ sich etwas mehr Zeit mit dem Zielen, als die feindlichen Schützen sich kurz zuvor zugebilligt hatten und ließ die Sehne langsam aus den Fingern gleiten. Einer der beiden Scharmützer hatte gerade noch die Zeit seinen Bogen zu spannen, aber zum Schießen kam er nicht mehr. Abaleas Pfeil durchdrang die Rüstung des Orks mit Leichtigkeit, fuhr ihm tief in die Brust und durchbohrte das Herz. Von der Wucht des Treffer nach hinten gerissen, fiel der Ork in hohem Bogen zu Boden und beendete dort sein verderbtes Leben.

Swanter war unterdessen geschickt vom Wagen gesprungen, missachtete jede Schwäche die seinem Leib noch innewohnte und rannte entschlossen mit gezückten Waffen, den Dolch mit der linken und das Schwert fest umgriffen in der rechten Hand, den heranstürmenden Orks entgegen. Die zahlenmäßige Überlegenheit des Feinds störte ihn nicht. Er durfte sich einfach nicht davon beeindrucken lassen, denn wäre dies der Fall gewesen, dann hätte er für seine schnelle Fortbewegung die entgegengesetzte Richtung gewählt. Vor nicht allzu langer Zeit wäre die mit Sicherheit noch seine bevorzugte Taktik gewesen. Damals hielt er einen schnellen Rückzug noch für eine Tugend. Jetzt aber ging es nicht nur um ihn selbst, sondern auch um seine geliebte Abalea, für deren Unversehrtheit er mit bloßen Händen gegen einen Drachen angerannt wäre und wenn er auch dabei barfuß über glühende Lava hätte laufen müssen.

So aber traf Swanter schon bald auf die erste Reihe der wilden Angreifer, keine Drachen zwar, aber dennoch ernstzunehmende Feinde. Er hatte es mit keiner geschlossenen Angriffsformation zu tun, es war mehr eine zufällige Anordnung in einer sonst mehr planlos ausgeführten Attacke. Drei Orks rannten nebeneinander vorneweg, ein vierter folgte dem in der mittleren Position mit wenigen Schritten Abstand. Der Rest der feindlichen Truppe hastete durcheinander laufend hinterher und ihre Kampfordnung ähnelte mehr einem aufgeschrecktem Hühnerhaufen als einer organisiert angreifenden Kampfeinheit.

Swanter wandte sich dem mittleren der Orks zu und hoffte sehr, dass die Spießgesellen, die ihn flankierten, ihren Sturm Lauf zur Kutsche fortsetzen und nicht in dem Kampf eingreifen würden.

Anderenfalls würde er umgehend umzingelt sein und er hätte dann nicht mehr Hoffnung auf ein Überleben als ein fette Gans kurz vor dem Julfest. Wenn die Flankenläufer aber dennoch weiter auf die Kutsche zu rennen würden, dann hätte der Schurke zunächst einmal nur zwei Orks gegen sich, was die Wahrscheinlichkeit auf einen Sieg ziemlich erhöhte. Der Umstand, dass dahinter noch sehr viel mehr Orks erscheinen würden, verdrängte er aus seinem Bewusstsein und konzentrierte sich auf den ersten Zusammenstoß.

Der Ork schwang seine mächtige Keule und sowie er Swanter in Reichweite wähnte, holte er mit seiner klobigen Waffe zu einem mächtigen Schlag aus, um dem Schurken den Kopf vom Hals zu dreschen. Doch Swanter tauchte unter dem Hieb hinweg. Der Angriff fuhr in Leere und der eigene Schwung brachte den Ork ins Torkeln, fast wäre er gestürzt. Swanter löste sich dann zunächst von seinem schwankenden Feind, sprang nach vorne, rollte sich ab und kam aber gleich wieder auf die Beine. Noch im Aufstehen hielt er die Spitze seines Schwertes gegen den zweiten Ork, die Zeit nutzend, die der erste Ork nach seinem misslungenen Angriff benötigte, sich erst einmal wieder einen neuen Überblick zu verschaffen. Swanter zielte auf eine ungeschützte Stelle in der Rüstung des arglos vorwärts stürmenden Wegelagerers. Er musste nun den Griff des Schwertes möglichst kraftvoll in der Hand halten und seine Muskeln anspannen, um auf den kommenden, unvermeidbaren Aufprall vorbereitet zu sein. Der Ork war von diesem listigen Manöver völlig überrascht. Er hatte sich darauf verlassen, dass sein Vordermann diesen menschlichen Kämpfer mit einem brutalen Hieb seiner Keule einfach wegwischen würde. Niemals hätte er damit gerechnet, plötzlich die Spitze eines Schwert auf sich gerichtet zu sehen. Er konnte seinen Lauf aber nicht mehr abbremsen und lief geradewegs in die Klinge hinein. Erst drei Schritte später kam er torkelnd zum Stehen, das Schwert hatte ihn durchbohrt. Er erbrach schwarzes Blut und sackte in sich zusammen.

Swanter hatte den Griff des Schwertes nicht fest genug halten können, der Ork hatte die Waffe einfach mit sich gerissen und nach seinem Zusammenbruch unter sich begraben. Mittlerweile hatte sich der Keulen schwingende Ork wieder geordnet. Es blieb keine Zeit mehr für den Schurken, seine Waffe wieder zu beschaffen, denn mit Hass erfüllt griff der Ork Swanter auf ein Neues an, mit wuchtigen Schlägen, in die er stets seine ganze Kraft legte. Ein einziger Treffer hätte Swanter alle Knochen zerbröseln lassen, aber er konnte stets geschickt ausweichen und alles was er spürte, war der deftige Luftzug der Keule. Mit dem Dolch, den er nach dem Verlust seines Schwerts noch in der Hand hielt, war an ein Parieren nicht zu denken gewesen. Zudem erregte er die Aufmerksamkeit zweier weiterer Wegelagerer, einer davon der Scharmützer, der die Kutsche vorher noch mit Pfeilen beschossen hatte und dabei Swanter nur knapp verfehlt hatte. Der Schurke sah sich von Feinden umringt, was er eigentlich hatte vermeiden wollen und in dieser Situation hätte er kein Kupferstück darauf verwettet, dass er nun noch mit heiler Haut davon kommen würde.

Swanters mutiger Angriff hatte den Sturm der Horde nur kurz aufhalten können. Drei der Orks hatte er nun gegen sich, aber der Rest der Truppe stürmte weiter in die Richtung des Wagens. Abaleas Pfeile fällten noch zwei weitere Angreifer, dann hatten die Orks die Kutsche erreicht. Von Felden wurde vom Kutschbock gerissen und direkt neben dem Wagen zu Boden geworfen. Zwei der Wegelagerer hoben sodann ihre Waffen, um dem Hochstallmeister den Garaus zu machen, doch wurden sie von großen Händen am Nacken gepackt und ein Stückchen in die Höhe gehoben. Die Orks wussten gar nicht, wie ihnen geschah.

„Ihr dürft dem Meister nicht weh tun!“, brüllte Gronf zornig und dann drückte er mit seinen Händen immer fester zu, bis man die Genicke der Orks auch bei dem ungeheuren Getöse des Kampfgetümmels laut hatte brechen hören können. Der Koloss ließ die leblosen Körper fallen und schimpfte sie mit einem ernsten Gesicht und tadelnd ausgestrecktem Finger aus.

„Böse, böse, böse!“, sagte er nur und nickte dabei grimmig.

Dann setzte er sich wieder auf die Ladefläche der Kutsche und schwieg trotzig, noch immer aufgebracht von der Ungehörigkeit dieser Orks.

Von Felden war unterdessen Schutz suchend unter den Wagen gekrabbelt und er hatte es sehr eilig damit seine Haut aus der Kampfzone zu bringen. Er zog zwar sein Schwert, zog es aber vor, dem Geschehen aus möglichst großer und sicherer Entfernung beizuwohnen. Die Angst verzerrte sein Gesicht zu einer Fratze und er kämpfte gegen eine aufkeimende Ohnmacht an.

Sein grossohriger Diener hingegen schien die Ruhe selbst zu sein. Fast schon gemächlich hatte er vor sich eine große Anzahl von Wurfdolchen ausgebreitet und als die Orks nahe genug heran gerückt waren, warf er sie mit einem Geschick, das man ihm nicht zugetraut hätte. Er bewies auch ein sicheres Auge für die ungeschützten Stellen an den Rüstungen der Angreifer. Die Orks hatten ihre Panzerung nur sehr locker angelegt, besser konnten sie es wohl nicht und sie hatten nun kaum noch die Zeit ihre Nachlässigkeit zu bereuen, denn Pockes Wurfmesser fanden stets ihr Ziel. Er konzentrierte sich auf die Orks, die auf seinen Meister zu rannten, damit dieser geschützt bliebe. Auf Abalea achtete er in keiner Weise. Aber die Jägerin war auch noch nicht in Bedrängnis, sie war noch kein direktes Ziel für Angriffe. Sie hatte daher noch alle Zeit einen Pfeil nach dem anderen gegen den Feind zu schicken. Immer mehr Orks fielen sterbend ins trockene Gras. Doch dann fühlte sich Abalea zu einer kniffligen Entscheidung gezwungen. Zunächst hatte sie ihr Ziel gegen die zweite Angriffswelle gerichtet. Und das war auch gut so, denn hätten Abaleas Pfeile die Reihen der Ork nicht arg gelichtet, wären sie glatt überrannt worden. Aber dann erkannte die Jägerin, dass Swanter in immer größere Not geriet. Sie hätte ihm gerne geholfen, aber der Feind kam nun auch ihr langsam sehr bedrohlich nahe. Doch wollte sie ihr eigenes Schicksal nicht zur bestimmenden Grundlage ihrer Handlungen machen. Sie wusste, jedes Zögern könnte sich fatal auswirken, dennoch konnte sie sich nicht entschließen, welcher Strategie sie nun folgen sollte.

Swanter indessen tanzte wie ein Irrlicht hin und her, um den Angriffen der Feinde auszuweichen, so gut es ihm möglich war. Hätten die Orks etwas geordneter attackiert, wäre der Schurke bestimmt ihren Schlägen und Hieben zum Opfer gefallen. So aber behinderten sie sich oft gegenseitig und stellten oft für sich selbst eine größere Bedrohung dar, als dies der Schurke zu tun vermocht hätte. Aber das half Swanter nicht nur zu überleben, sondern es eröffneten sich ihm auch gelegentlich Möglichkeiten für Konterattacken. Als erster musste dies der Keulenschwinger erfahren. Der Ork setzte mehr auf Gewalt als auf Geschick, das machte seine Hiebe zwar sehr gefährlich, aber auch ebenso berechenbar. Swanter konnte dem gewaltigen Angriff ohne Mühe ausweichen und der Ork wurde von seiner eigenen Wucht gleichsam wieder hinweg getragen und begann erneut zu torkeln. Die anderen zwei Angreifer wollten genau zu diesem Zeitpunkt gleichzeitig eine Attacke beginnen, einer stürzte von der linken Seite auf Swanter zu, der andere versuchte von der rechten Seite auf ihn einzudringen. Aber der Schurke ahnte die Gefahr und sprang zwei Schritte vorwärts. Die Orks waren zu sehr in Fahrt, um auf Swanters Manöver noch zu reagieren, sind daher krachend und scheppernd aufeinander geprallt und blieben danach erst einmal etwas benommen stehen. Diesen kurzen Moment, da er seinen Rücken frei von Bedrängnis wusste, nutzte Swanter und trieb dem Keulenschwinger, der ihm gerade seinen Rücken zuwandte, den Dolch tief in die Kniekehle des rechten Beins. Der Ork brüllte aus Leibeskräften, Schmerz und Zorn machten ihn rasend, doch das half ihm gar nichts. Er verlor das Gleichgewicht, stürzte zu Boden und konnte sich auch nicht gleich wieder erheben, die tiefe Wunde zwang ihn zu Boden.

Swanter hatte aber keine Zeit sich auszuruhen, denn die verbliebenen Orks hatten ihre Benommenheit abgeschüttelt und sich wieder in den Kampf geworfen. Diesmal behinderten sie sich aber nicht gegenseitig, sie griffen versetzt an. Einer der Orks stürmte vor und der andere folgte wenige Schritte hinter ihm. Swanter sah die beiden Angreifer auf sich zu kommen und er blickte etwas unglücklich auf seine Waffe. Der Dolch alleine würde ihm nicht helfen können gegen den ungestümen Angriff. Also wandte er sich, so wollte es wenigstens erscheinen, hin zur Flucht und er rannte was die müden Beine noch her gaben. Die beiden Orks rannten mit kriegerischen Gebrüll hinterher, im sicheren Gefühl eines nahenden Siegs. Jedoch war es nie die Absicht des Schurken gewesen, sich dem Kampf zu entziehen.

Seine Schritte führten ihn vielmehr hin zu der Leiche des Orks, dem noch immer des Swanters Waffe im Leib steckte. Dem gefällten und auf dem Bauch zum Liegen gekommenen Orks, ragte noch immer die Klinge des Schwertes aus den Rücken, ein Mahnmal für Hohn und Hoffnung zugleich. Der Griff jedoch war vom schweren und leblosen Körper völlig begraben, fast unerreichbar für Swanters Hand. Genauso gut hätte der Griff unter schwerem Geröll liegen können. Als Swanter den Leichnam erreichte, versuchte er sofort den toten Körper zu wenden, um wieder den Griff des Schwertes in die Hand zu bekommen. Doch die Leiche des Orks wog so schwer, als hätte er vor seinem Ableben mehrere Barren Zwergeneisen gefressen. Der Schurke musste sich mächtig anstrengen, um den Ork ein wenig drehen zu können und dann endlich gelang es ihm den Leichnam soweit anzuheben, dass er den Schwertgriff umfassen konnte. Aber das hatte Zeit gekostet und es kostete noch mehr davon, die festsitzende Klinge auch noch aus dem Körper des Feindes zu ziehen - zu viel Zeit!

Als Swanter endlich sein Schwert wieder in der Hand hatte, war der erste Wegelagerer bereits über ihm, die Waffe weit über den Kopf ausgeholt, um einen vernichtenden Schlag gegen den Schurken zu führen. Swanter hätte diesem Schlag weder ausweichen können, noch ihn mit seiner Waffe parieren können. Er sah dem Tod ins Auge!

Doch der Ork vollendete seinen Angriff nicht. Der erste Pfeil, der ihn in der Brust traf, ließ seine Bewegungen zunächst ins Stocken geraten, konnte ihn aber nicht zu Boden strecken. Aber dann traf ihn eine zweiter, dann ein dritter Pfeil und nun begann der Angreifer zwar zu wanken, aber er wäre immer noch in der Lage gewesen, einen letzten Hieb gegen den hilflosen Swanter zu führen. Der vierte Pfeil traf ihn aber im Hals und das gab dem Ork letztlich den Rest. Er konnte nicht einmal mehr brüllen und war schon tot, als er der Länge nach auf dem Boden aufschlug. Abalea hatte sich entschieden Swanter zu schützen, dabei aber ihre eigene Sicherheit gefährlich aufs Spiel gesetzt.

Swanter nutzte die ihm so unverhofft geschenkte Zeit, es waren nur ein paar wenige Augenblicke zwar, aber dennoch in diesem Moment wertvoller als jeder Drachenhort. Er richtete sich auf und startete einen Gegenangriff auf die zwei verbliebenen Orks. Zunächst visierte er den Angreifer zu seiner linken Seite an und hob angriffslustig das Schwert. Der Feind blieb sofort stehen und ging in eine Verteidigungshaltung, um den zu erwartenden Schlag parieren zu können. Aber es war eine Finte des Schurken, denn er wandte sich plötzlich von seinem ursprünglichen Ziel ab und warf sich gegen den zweiten Angreifer, der ihn von der rechten Seite zu attackieren versuchte. Die schnelle Wandlung in Swanters Taktik hatte den Ork völlig überrumpelt und er war nicht mehr in der Lage noch irgendetwas zu seinem Schutz vollziehen zu können. Swanters Dolch traf ihn unterhalb des Kinns. Die Klinge fuhr durch den Gaumen und drang tief in den Kopf. Der Ork fiel wie ein gefällter Baum, zuckte noch eine Weile und blieb dann regungslos auf dem Boden liegen.

Mit dem plötzlichen gewaltsamen Ableben seines Kumpanen hatte sich der letzten Ork in einen wahren Blutrausch hinein gesteigert. Er ließ seine Deckung fallen und schlug wie entfesselt auf Swanter ein. Der Schurke konnte allen Schlägen ausweichen, aber es wurde von Hieb zu Hieb knapper. Swanter hielt sich mit Attacken zurück und konzentrierte sich darauf, nicht getroffen zu werden. Ein einziger Treffer nur hätte dem Kampf rasch zu seinen Ungunsten beendet. Das war aber sehr riskant, denn die wilden, unbeherrschten Angriffe des Orks waren sehr kraftvoll und mittlerweile völlig unberechenbar, dafür aber auch sehr kraftraubend. Die Bewegungen des orkischen Wegelagerers wurden immer langsamer, seine vordem ungestümen Angriffe von aufsteigender Müdigkeit immer weiter gebremst. Er wurde nachlässig und so dauerte es nicht mehr lange, bis Swanter eine Lücke in der Deckung seines Feindes erkennen konnte. Eben noch konnte der Schurke einem weit ausgeholten, über den Kopf gezogenen Hieb des Orks durch einen einfachen Seitenschritt ausweichen. So verfehlte die Waffe des Feinds und schlug dumpf auf dem Boden auf. Dann ging Swanter unvermittelt zum Angriff über. Der Ork war zu erschöpft, um seine Waffe noch rechtzeitig zur Abwehr hoch zu ziehen und das nutzte Swanter blitzschnell aus. Er machte einen Ausfallschritt mit ausgestreckten Schwert. Er legte sehr viel Kraft in diesen Stoß, aber das war in dieser Stärke auch nötig, denn der Brustpanzer des Orks war von

ungewöhnlicher Härte. Doch der Wucht der schurkischen Klinge hielt die orkische Rüstung nicht stand. Man hörte ein ohrenbetäubendes Krachen und Knacken und es war eine Weile nicht klar, wodurch dieser Lärm verursacht sein könnte. Das Geräusch hätte zwar sehr wohl vom Bersten des Brustpanzers stammen können, unter Umständen aber auch vom Zersplittern der Schwertklinge oder gar vom Auseinanderbrechen von Swanters Arm von der Handwurzel bis hin zur Schulter. Erst als der Ork röchelnd in sich zusammensackte und Swanter triumphierend die Waffe in die Höhe hob, wurden die Zusammenhänge für Beobachter deutlicher erkennbar. Der Ork war besiegt!

Swanter war zwar schon immer von seinen Fähigkeiten im Kampf überzeugt gewesen, mehr als manchmal gut für ihn gewesen war, dafür wohnte ihm aber auch ein nicht unbedeutend ausgeprägtes Talent inne, sich aus bewaffneten Auseinandersetzungen heraus zu halten. Die Vermeidung eines Kampfs war für Swanter immer noch die beste Garantie dafür gewesen, die eigene Gesundheit nicht über Gebühr in Gefahr zu bringen. Aber diesmal überkam ihn doch ein Gefühl einer ihm bisher unbekannt Form Seligkeit, denn er war auch noch nach diesem Kampf am Leben und das war etwas, was er fast nicht mehr erwartet hatte. Zudem mit dem Gefühl beglückt gewesen zu sein, einer redlichen Sache gedient zu haben, fühlte er sich schon fast als Held. Der Mut der Verzweiflung hatte seine Glieder gelenkt und nicht zuletzt die Sorge um die Sicherheit seiner Gefährtin, war ihm eine allgegenwärtige treibende Kraft gewesen, stärker als jede Schwäche, die ihm innewohnte mochte. Er hätte gegen sich gewettet bei der Frage, ob er diesen Kampf zu überleben würde - wäre ihm zuvor ein solcher Handel angeboten worden. Deswegen nahm er sich kurz die Zeit, seine Waffen jubelnd über den Kopf zu halten – er hatte gesiegt !

Doch gestattet sich Swanter keinen ausgiebigen Freudentaumel, denn er wusste wohl, das Gefecht war noch nicht vorbei. Er hatte nicht jeden der angreifenden Ork aufhalten können, niemand kann eine Sturmflut mit bloßer Hand ins Meer zurück drücken. Aber immerhin war inzwischen die Anzahl der Feinde auf drei Angreifer vermindert worden. Der Rest lag tot oder sterbend auf dem ausgedörrten Boden, nieder gestreckt nicht nur von Swanters Klingen, sondern auch von Abaleas Pfeilen, Hühnergeiers Wurfmessern oder Gronfs malmenden Griff und stellte keine Gefahr für brave Reisende mehr dar. Jedoch diese drei verbliebenen Orks waren noch bei vollen Kräften und sie gaben den Kampf noch nicht verloren, unbeeindruckt von dem, was ihren Gefährten widerfahren war. Und die Lage der Verteidiger an der Kutsche war alles andere als günstig. Der Hühnergeier bekam gerade fürchterliche Hiebe, hatte er sich doch der Attacken nicht nur von einem, sondern von deren zwei sehr übel gelaunten Orks zu erwehren. Beim Kampf aus der Entfernung, mit hervorragend gefertigten Wurfmessern in einer geschickten und sicheren Hand war er zwar ein Meister seines Fachs. Aber für den Nahkampf schien er weniger gewappnet, denn mit den Messer war es ihm nahezu unmöglich zu parieren. Abwechselnd konnten beide Orks einen Treffer um den anderen platzieren. Der Hühnergeier blutete aus Nase, Mund und etlichen Körperstellen mehr. Seine Stirn war gezeichnet von einer große Platzwunde, nicht verursacht von den Schlägen seiner Gegner, wie man annehmen könnte, sondern weil er bei einer Ausweichbewegung mit seinem Schädel übel mit der Bordwand der Kutsche zusammen gestoßen war. Lediglich seine enorm großen Ohren hatten keinerlei Verwundung abbekommen, was einem kleinen Wunder gleichkam, denn auch ziellos geführte Schläge hätten sie bei dieser Größe nur schwer verfehlen können. Mit seinen kleinen Messern konnte er im Kampf Angesicht zu Angesicht kaum Gegenwehr leisten und daher befand er sich auf dem Rückzug, aber er stieß sehr bald mit dem Rücken an die Kutsche, die jedes weitere Entweichen unmöglich machte. Es stand nicht gut um ihn.

Abalea erging es nicht besser. Sie hatte eben noch den Pfeil entsandt, der zwar Swanter das Leben retten konnte, aber den Ork, der ihr gerade schon bedrohlich nahe gekommen war, dem zufolge unbehelligt lassen musste und sie sich so seiner darauf folgenden Attacke aus freien Stücken selbst überlassen hatte. Der Ork packte sie an ihrem rechten Fuß und zog sie einfach vom Kutschbock herunter, so leicht, so einfach, als wäre sie federleicht wie eine Bettdecke, die man ruckartig vom Lager

zieht, um trotzige Kinder zum Aufstehen zu bewegen. Die Jägerin konnte dieser Gewalt nichts entgegen setzen. Sie verlor zuerst die Kontrolle, dann das Gleichgewicht, stürzte vom Kutschbock in die Tiefe und prallte mehr als unsanft auf den, von der Sonne gehärteten, trockenen Boden auf. Der Sturz ließ sie für ein paar Augenblicke die Besinnung verlieren und als es vor ihren Augen wieder lichter wurde, fand sie sich sofort in einer fast verlorenen Situation wieder. Der Bogen war ihren Hände entglitten und um so rasch wie geboten eine Klinge zu ziehen, gehorchten ihre tauben Arme nicht schnell genug. Der Ork hingegen hob schon fast herausfordernd langsam seine Kriegsaxt, zwar unentschlossen, ob er Abaleas Kopf oder Brustkorb zerteilen sollte, aber beseelt von der festen Absicht die Jägerin aus dem irdischen Dasein zu hacken. Der Hieb hätte wahrscheinlich den gesamten Körper der Jägerin gespalten, insofern waren die Abwägung der Einzelheiten seines tödlichen Hiebes völlig nebensächlich, aber es sollte sowieso nicht dazu kommen. Der Ork hielt plötzlich in seinen Bewegungen inne, als wäre er in seiner momentanen Haltung eingefroren worden und starrte fast ungläubig auf die Schwertklinge, die ihm völlig unerwartete aus der Brust herausragte und begann zu röcheln. Er spürte keinen Schmerz und er spürte wahrscheinlich auch nicht, wie ihm das Leben langsam entwich, aber sehr wohl, dass er sein Vorhaben nicht vollenden können würde. Welche Fragen ihm auch immer dabei durch den Kopf gingen, es blieb ihm nicht mehr ausreichend Zeit Antworten zu finden und er starb in quälender Ungewissheit. Als er endlich in sich zusammensackte, konnte Abalea hinter dem Fallenden eine weitere Person erkennen, die sie vorher nicht hatte wahrnehmen können. Es war von Felden, der Hochstallmeister des Truchseß von Gondor. Er war bleich wie Hüttenkäse aus Hobbingen, sein Gesicht hatte wahrlich jede Farbe verloren. Seine Augen waren weit aufgerissen und durch namenloses Entsetzen erstarrt. Seine Blick schien ins Leere gerichtet und er zitterte am gesamten Körper, als wäre er von einem plötzlichen Eishauch gepeinigt. Noch immer hielt er das mit Blut überzogene Schwert in der Hand, das er kurz zuvor dem Ork in den Rücken gestoßen hatte und damit Abaleas Leben rettete, aber er war auch noch immer wie gelähmt, stand einfach nur da, steif wie ein Heldendenkmal. Sein unnatürlicher Wagemut war wie ein unerwarteter Sturm über seinen Geist gekommen und hatte alle seine Handlungen auch gegen seine vorherrschenden Instinkte dirigiert. Doch so plötzlich wie dieser Sturm aufgebraust war, so geschwind verschwand er auch wieder und als er weiter zog, hatte er jeden Mut von Feldens wieder mit sich gerissen. Noch nie in seinem Leben zuvor hatte er jemanden getötet. Nicht etwa, weil er moralische Bedenken dabei gehabt hätte, sondern eher geleitet durch die Furcht, dass irgendjemand ihm antun könnte, was er anderen allzu gerne zugefügt hätte.

Von Felden war kein Held, war er noch nie gewesen und er hielt schon seit jeher Feigheit für eine Tugend. Aus welchen Gründen er sich zu dieser jüngsten Tat angeleitet gefühlt haben mochte, welche Macht ihm möglicherweise die Hand dabei geführt hatte, hatte seinen Ursprung jenseits seines Willens und seines gewohnten Handelns. Warum es ihn bewegt hatte, seine gesicherte Deckung zu verlassen und sich den Widernissen eines tödlichen Kampfs zu stellen, hätte der Hochstallmeister in diesem Augenblick niemals erklären können, zu sehr war er noch immer von der Angst regiert. Aber dass er es tatsächlich getan hatte, war ihm dann sehr schnell in sein Bewusstsein gedrungen und er verstand es, in noch schnellerer Weise seinen Vorteil daraus zu ziehen. Und was aus Furcht geboren war, wurde sehr rasch zur gewagten Heldentat, zumindest nach seinem Dafürhalten. Als seine von Grauen besetzten Gefühle ihm halbwegs wieder die Kontrolle über seinen Körper gestatten, schulterte er betont lässig sein Schwert, als wäre dies der übliche Abschluss eines Vorgangs, den er schon unzählige Male vollbracht hätte und sah Abalea mit einem hochmütigen Ausdruck an, als warte er auf einen Dank besonderer Art.

Abalea war ihm in der Tat sehr dankbar, wusste sie wohl, dass sie ohne das Eingreifen des Hochstallmeisters jetzt nicht mehr erleichtert würde aufatmen können.

„Ich schulde euch Dank!“, erklärte sie dem Hochstallmeister knapp und kurz, aber aufrichtig und von Herzen kommend. Von Felden nahm den Dank der Jägerin mit einer großmütigen Geste entgegen und

antwortete weitaus weniger großmütig:

„Ihr werdet eure Schuld schon bald begleichen dürfen. An unserem Zielort dürfte meine Wohnstatt schon trefflich bereitet sein und es wird euch sicherlich interessieren, dass mein Nachtlager groß genug ist, dass sich zwei Personen darauf betten können, dort werdet ihr eure Schuld bald angemessen beglichen haben!“

Die Jägerin wollte nicht glauben, was sie da hörte und erleben musste. Sie war versucht ein Missverständnis anzunehmen, die Worte des Hochstallmeisters fehl gedeutet zu haben, in Blindheit gegenüber dem Edelmut des Hochstallmeisters, zumal ihr von Felden nun höflich die Hand reichte, um ihr das Aufstehen zu erleichtern. Doch sie wurde bald eines Besseren belehrt, denn als sie wieder auf ihren Beinen stand, spürte sie die eben noch hilfreiche Hand fordernd an ihrem Hintern und sie hatte nicht den Eindruck, dass sie von dort wieder freiwillig verschwinden würde und dies der Beginn einer langwierigen Belagerung sein könnte.

Abalea vermochte nicht zornig und gar wütend zu werden, zu unwirklich und absonderlich erschien ihr diese Situation. Sie war einfach nur verblüfft. Da kämpfen Menschen um ihr Leben und diesem gondorischen Gecken fiel dabei nichts anderes dabei ein, als auf sehr ungalante Art Süßholz zu raspeln. Ekel stieg in ihr hoch und sie verdrängte das Gefühl unangenehm überrascht worden zu sein, zu Gunsten einer hochgradigen, sehr konkreten Verärgerung, aber sie beschloss für den Moment Haltung zu bewahren, zumindest solange der Kampf noch andauerte.

Sie ging einen Schritt zurück, um den besitzergreifenden Fingern des Hochstallmeisters zu entfliehen und mit einer mühsam aufrecht gehaltenen Liebenswürdigkeit erklärte sie ihm dann mit einer wegwerfenden Geste:

„Ehe ich mich neben euch auf eurem Lager niederlasse, bette ich mich lieber zwischen die Kiefer hungriger Warge!“

Abalea hoffte die Dinge nun klargestellt zu haben, doch sie täuscht sich mit dieser Annahme, was sie aber erst sehr viel später erfahren durfte, sehr viel später.

Für den Moment jedoch hielt Abalea die Sache für beendet. Seelenruhig nahm sie ihren Bogen wieder auf, als wären blutrünstige Orks und lüsterne Hochstallmeister nur eine witzige Laune des Augenblicks, ergriff zwei Pfeile zugleich und spannte den Bogen. Als sie die Sehne des Bogens aus den Fingern gleiten und die Pfeile damit frei ließ, war der Kampf vorbei. Die zwei verbliebenen Orks sackten in sich zusammen. Dem einen durchschlug der Pfeil die Gurgel, der andere wurde mitten in der Brust getroffen und der Hühnergeier, der von den Orks zuletzt ganz schön verhauen worden war, konnte erleichtert aufatmen. Er blutete aus einem guten Dutzend Wunden, war aber noch am Leben und verhältnismäßig wohlauf. Ermattet ließ er die Arme sinken und die Messer entglitten seinen kraftlosen Fingern.

Gronf klatschte hochofren mit den Händen, wurde dann aber ruhiger und wirkte fast schon ein wenig traurig, als er mit einem Anklang von Enttäuschung fragte:

„Ist das schöne Spiel schon vorbei?“

Er erhielt keine Antwort und daher setzte er sich schmollend wieder auf seinen Platz auf der Ladefläche der Kutsche und schwieg trotzig, in der festen Annahme, dass niemand ihm Spaß gönnen würde.

Von Felden hatte es sich unterdessen schon wieder auf dem Kutschbock bequem gemacht und die Zügel ergriffen. Noch immer floss Blut aus toten Körpern und der Hochstallmeister tat schon so, als wolle er die Reisenden ohne eine kurze Rast für eine wohltuende Erquickung zur Weiterfahrt auffordern.

„Jetzt aufgestiegen und dann nichts wie weg von hier!“

Abaleas Augen funkelte den Edelmann wütend an!

„Ich werde erst die Wunden eures Dieners untersuchen. Er ist übel getroffen worden, während ihr euch unter dem Wagen versteckt hattet!“

Die Jägerin bemühte sich in keiner Weise den Hohn in ihrer Stimme zurückzuhalten

Swanter hatte die Kutsche jetzt auch wieder erreicht. Sein Triumph im Kampf mochte ihm Kraft gegeben haben, aber er konnte nicht verbergen, dass es ihm nun dennoch erheblich daran fehlte. Sein Bewegungen waren schleppend und sein Gang schwankend. Er war ohnehin sehr geschwächt in diesen Waffengang gestürzt und hatte jetzt fast alle seine Reserven verbraucht. Aber er war trotz seiner Ermattung noch sehr konzentriert und so hörte er sowohl die Aufforderung des Hochstallmeisters, als auch die Antwort seiner Gefährtin.

„Lass es gut sein, Liebste.“, sagte er schwer atmend zu Abalea, „Du kannst die Wunden seines Dieners auch auf dem fahrenden Wagen versorgen. Aber von Felden hat recht. Wir müssen so schnell wie möglich von hier weg!“

Abalea warf Swanter einen fragenden Blick zu.

„Aber er blutet wie ein Schwein.....“, entgegnete sie und wollte noch etwas dazu erklären, wurde aber von Swanter unterbrochen.

„.... und das wird er sowohl ruhend hier, als auch auf einem fahrenden Wagen tun. Es ist kein Grund zu verweilen!“

Swanter ging um die Kutsche herum und zog sich dann mühsam auf den Kutschbock hoch, dort wo kurz vorher noch Abalea gesessen war. Die Jägerin sah ihm fassungslos nach, sie hätte sehr viel mehr Mitgefühl erwartet. Am meistens störte es sie jedoch, dass sich von Felden jetzt so richtig bestätigt fühlen konnte, nachdem ihn Swanter in seiner Ansicht zu bestätigen schien. Das Grinsen des Hochstallmeisters hatte etwas Widerwärtiges.

Swanter hatte sich laut ächzend, die Schmerzen in seinen Gliedern meldeten sich nun mit Nachdruck, auf dem Kutschbock langsam und vorsichtig hingesetzt. Er sah Abalea mit müden Augen an.

„Diese Orks hätten hier niemals sein dürfen! Allen Nachrichten zufolge hält Schragen bisher dem Ansturm stand. Woher kommen diese Kreaturen also?“

Der Schurke ließ seiner Frage nur wenig Zeitraum für etwaige Antworten und fuhr schwer atmend fort:

„Wir wissen es nicht und ebenso wenig wissen wir, wie viele hier noch zusätzlich herum streifen.

Außerdem brennt die Sonne so heiß, es fühlt sich an wie in der Nähe der Lohe einer Zwergenschmiede und die ganzen Leichen, die so locker um uns herum liegen, dürften bald so angenehm riechen wie ein Troll unterm Lendentuch!“

Matt deutete Swanter in den Westen.

„Dort lauern mehrere Rudel Wölfe und die dürften bald Witterung aufgenommen haben, für diesen Gestank braucht es keine absonderlich gute Nasen und wer Aas mag, wird von ihm angelockt werden. Und wenn die Wölfe erst einmal hier sein werden, dann möchte ich schon weit weg und woanders sein!“

Swanthers Rede fand volle Zustimmung. Abalea verstand was er damit zum Ausdruck bringen wollte, von Felden wollte ohnehin von hier so schnell wie möglich weg, aus welchem Grund auch immer. Gronf war das alles ziemlich egal, er saß vertieft in einem Spiel mit den eigenen Fingern und der Hühnergeier Pocke hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine Meinung dazu, ihm dröhnte noch der Schädel, der zuletzt doch einige Treffer von dicken Ork-Keulen abbekommen hatte.

Abalea half dem verwundeten Pocke auf den Wagen. Der Diener musste fast hinauf geschoben werden, denn er hatte einige Verletzungen an Armen und Beinen, die seine Beweglichkeit stark einschränkten.

Pocke ließ es stöhnend geschehen, er litt unter grässlichen Schmerzen. Die Jägerin folgte sofort darauf auf die Ladefläche, sie nahm sich nicht einmal die Zeit, um ihre verschossenen Pfeile wieder einzusammeln. Es hätte zu viel Zeit gekostet. Als sie auf der Ladefläche des Wagen ankam, zog sie umgehend ihr Bündel heran und durchwühlte es nach Verbandsmaterial, die Wunden des Hühnergeiers mussten schnell versorgt sein, damit sie nicht brandig werden würden. Von Felden gab seinen Pferden das Startsignal und sogleich setzte sich die Kutsche wieder in Bewegung. So entfernten sie sich langsam von diesem Ort des Grauens, ließen ihn zurück in seiner Düsternis, die selbst die grelle Sonne nicht aufzuhellen vermochte. Bald schon war der Wagen am Horizont verschwunden.

Es herrscht noch lange eine geradezu gespenstische Stille über dem Schlachtfeld, nicht einmal die vielfältigen Stimmen der Natur mochten sich äußern. Lediglich das Heulen der Wölfe im Westen war zu hören und es wurde immer lauter. Die ersten Tiere aber, die sich dieses Platzes bemächtigten, waren die Krähen. Erst flogen sie einzeln herbei, dann aber kamen sie in ganzen Schwärmen und sie begannen an totem Fleisch herum zu picken. Als nächstes folgten die Wölfe und sofort räumten die Vögel das Feld, doch flogen sie nicht einfach davon, sondern landeten in sicher Entfernung und warteten dort auf eine Gelegenheit, sich weiter an den Kadavern zu laben. Aber vorerst hatten die Wölfe das Sagen und sie zögerten auch nicht lange damit, an den toten Körpern herum zu reißen. Doch auch ihr makaberes Mahl wurde unterbrochen. Man hörte nur ein leichtes Sirren in der Luft und dann einen dumpfen Aufschlag. Noch zweimal wiederholte sich dies und danach brachen drei Wölfe von Pfeilen gefällt zusammen. Der Rest des Rudels wandte sich sofort zur Flucht und auch die Krähen mochten jetzt nicht mehr hier vor Ort verweilen und erhoben sich in die Lüfte.

Vier Reiter galoppierten heran. Sie waren alle gekleidet in schwarze Roben und ebenso schwarze Mäntel flatterten hinter ihrem Rücken im Wind. Sie bremsten abrupt ab, als sie die zahlreichen, toten Orks erblickten. Zwei von ihnen stiegen vom Pferd, um sich das Ganze aus der Nähe betrachten zu können. Einer der beiden gab den Gefährten zu Pferd stummen Zeichen, Anweisungen, die Umgebung zu erkunden, worauf diese noch ein Stück des Wegs weiter trabten, langsam und immer den Boden nach Spuren absuchend.

Man konnte ihre Gesichter nicht erkennen, die Kapuzen ihrer Mäntel waren tief über die Augen gezogen als Schutz vor der blendenden Sonne. Auch Mund und Nase blieben unsichtbar, mit einem Tuch abgedeckt, da über dem ganzen Gelände schon ein erstickender Geruch von Verwesung lag. Die Hitze hatte den Zerfall der Leichen stark beschleunigt. Es stank Ekel erregend und nur Aasfresser mochten sich daran erfreuen können.

Die abgestiegenen Reiter untersuchten nur kurz die toten Körper, konnten aber nicht viel mehr an Erkenntnis dabei gewinnen, als das eine, was ohnehin schon offensichtlich war, dass diese Orks ein gewaltsames Ende gefunden hatten und ganz bestimmt nicht im Schlaf gestorben waren. Aber sie suchten auch nach anderen Spuren, denn Neugier ist die Vorstufe von Wissen. Und so fanden sie die kleinen Mulden, in denen sich die Orks lauend verborgen hatten und langsam konnten sie sich ein Bild von den mutmaßlichen Geschehnissen machen.

„Kein Zweifel, der Wagen wurde überfallen. Aber mir will scheinen, dass der Angriff erfolgreich abgewehrt wurde.“, sagte der einen von ihnen und der andere stimmte zu.

„Es liegen hier nur tote Orks herum, du könntest recht haben!“, erwiderte er.

Die beiden gingen auf den Weg zurück, an die Stelle wo der Wagen gestanden sein musste als der Kampf entbrannte und versuchten die Spuren dort zu deuten.

„Hier sind die gleichen Fußabdrücke, wie wir sie vom See zum Weg verfolgt hatten. Unsere Annahme scheint dann zu stimmen, sie waren Meilen voraus auf der Kutsche zugestiegen.“

Der zweite der dunklen Reiter ging in die Knie, um sich einen genauen Überblick zu verschaffen.

„Ich sehe hier die Spuren von vier Menschen! Ob noch alle am Leben sind?“

„Ja, ich glaube schon.“, antwortete sein Gefährte, „Sieh dir diese Abdrücke an. Hier sind sie von der Kutsche gestiegen. Aber es sieht so aus, als wäre einer von ihnen vom Wagen gefallen! Und an dieser Stelle erkenne ich, dass drei von ihnen wieder zugestiegen sind. Bei der vierten Spur bin ich mir nicht sicher, es könnte sein, dass er auf die Ladefläche gehoben wurde. Am Ende dieser Spur stand er mit dem Rücken zum Wagen und ich habe noch nie jemanden erlebt, der in dieser Stellung aus dem Stand auf eine Kutsche gesprungen wäre.“

Und kurz darauf ergänzte er seine Aussage und selbst unter dem schweren Mundschutz konnte man ihn grinsen sehen:

„Einer von ihnen hat sich offensichtlich unter der Kutsche versteckt!“

Der andere suchte forschend den Horizont ab und murmelte dabei nachdenklich:

„Vier Menschen gegen eine dreifache Übermacht marodierender Orks, das verlangt nach Respekt!“

„Das mag sein!“, war darauf die Antwort, „Aber Respekt zu zollen ist nicht unser Auftrag!“
Inzwischen waren die beiden Kundschafter auf ihren Pferden wieder zurück gekehrt und gaben ihren Bericht ab.

„Es hat einen überlebenden Ork gegeben. Den Spuren nach war er lediglich an einem Bein verletzt. Er hat zwar ordentlich Blut verloren, aber er hat es trotzdem geschafft zu entkommen. Ich folgte seiner Fährte sehr weit, aber ich verlor sie dann in einer Menge anderer Fährten, die auch von Orks stammten. Wahrscheinlich wurde er von dieser Horde dann weiter mitgeschleppt!“

Der andere Kundschafter, der Stimme nach eine Frau, erklärte danach:

„Die Wagenspuren verlaufen weiter nach Norden. Aber ein paar Meilen weiter ist die Kutsche abgebogen auf einen Pfad nach Osten!“

Der kleinere der beiden stehenden Schwarzmäntel nickt zufrieden.

„Der Hengstacker-Hof!“, murmelte er vor sich hin, dachte noch eine Weile nach und niemand der Anwesenden wagte es seine Andacht zu stören. Dann schwang er sich kurzentschlossen und schweigend wieder auf sein Pferd. Er hob die Hand, um alle Aufmerksamkeit auf sich zu vereinen.

„Aufsitzen und Abmarsch!“, befahl er mit einer Bestimmtheit, wie sie nur von wahren Anführern zum Ausdruck gebracht werden kann, jeder Widerspruch würde fast schon fast wie Verrat klingen.

„Die Spur wird immer heißer. Bald schon werden wir sie eingeholt haben!“

Währenddessen ist auch der andere Reiter wieder auf sein Pferd gestiegen und erklärte dann :

„Na, worauf warten wir dann noch! Lasst uns den Auftrag erledigen!“

Und dann setzte sich die kleine Truppe wieder in Bewegung, sie hatte es sehr eilig und entfernte sich rasch. Bald schon lag der Platz wieder einsam und verlassen da und es kehrte diese unheilvolle, bedrückende Stille zurück, die sich erneut wie eine erstickende Decke über die Flur legte. Aber nicht für lange, dann kehrte das Leben in seiner grausamsten Form zurück. Die Wölfe rückten wieder heran, jetzt, da sie sich nicht mehr bedrängt fühlen mussten. Und diesmal würden sie bis zur Vollendung ihrer Absichten nicht mehr gestört werden! Heute würden sie keinen Hunger leiden!

Kapitel 5

**Der Pferdemarkt **

Der Norden des Breelandes ist von einer wunderbaren, wenn auch etwas sonderlichen Schönheit, da sich dort vor dem Auge des Reisenden Pracht und Kargheit zugleich weiträumig ausbreiten. Sanfte Hügel durchziehen die Landschaft wie die Wellen eines irdenen Sees. Bedeckt von hohem Gras und Heidekraut sieht das Land dort sowohl satt und farbig reich, als auch blass und mager zugleich aus. Das Auge des Betrachters vermag sich da nicht zu entscheiden und schwankt zwischen beiden Eindrücken hin und her. Es ist ein weites Land, der Art einer Steppe sehr nahe. Man findet kaum Bäume dort,

welche die Sicht in die Ferne behindern könnten und man kann sich leicht verloren fühlen, da der Blick des Reisenden nirgendwo richtig vor Anker gehen kann.

Im Norden hat sich der Fluss, der weit im Osten aus dem Nen-Harn-See über einen mächtigen Wasserfall abfließt, im Laufe der Jahrtausende tief in den felsige Boden gegraben. Diese Schlucht, die wie eine tiefe Wunde im Erdreich westwärts hinzieht, trennt das Breeland von den Nordhöhen wie ein Graben um eine Burg vor anrückenden Feinden. Dahinter erhebt sich auf der Nordseite eine schroff aufragende Felswand, die zu überwinden noch keinem Wesen dieser Welt gelungen war. Als einzig möglicher Weg in die nördlichen Gefilde gilt die Brücke in der Ortschaft Schragen, die das Land über die tiefe Schlucht hinweg verbindet, geschaffen von den besten der Meister aller Handwerksilden, ein Kunstwerk aus Holz und Stahl.

Weit im Osten breitet sich der große Nen-Harn-See aus, mit den zahllosen kleinen Inseln, die er in sich beherbergt eine Glucke Eier in ihrem Nest. Er bedeckt das Land wie ein silbernes Laken und endet im Norden in den Sumpfgebieten der Melluinen. Südlich dieses Sees erhebt sich der weite Chetwald, der sich grün und ein wenig finster über das Land südwärts hinzieht, bis hin zu den Mückenwasser-Mooren.

Am lieblichsten ist das Land im Süden, das Bree am nächsten liegt. Dort befindet sich auch der große Festplatz, der den Anwohnern aus Bree bei großen Feierlichkeiten als ein Hort des Frohsinns und des Vergnügens dient. Doch außerhalb dieser Festzeiten hat hier alleine die Natur das Sagen. Es gibt kaum Ansiedlungen in dieser Gegend, nur alte, verfallene Ruinen geben ein Zeugnis für frühere Besiedlungen, an die sich kaum noch ein Mensch erinnern kann. Das Land ist einsam dort, der Wildnis völlig überlassen und niemand wollte ihr die Herrschaft streitig machen, denn niemand wollte sein Herz dort an den Boden binden.

Aber dann kamen doch noch vor langer Zeit Siedler in dieses Land, die es mit anderen Augen betrachten konnten als jene, denen der flüchtige Eindruck als der erste und letzte Ratsschluss galt. Menschen die den besonderen Reichtum des Landes, der sich vor ihnen ausbreitete, erkannten und ihn für sich trefflich zu nutzen wussten. Sie ließen sich nieder, erschufen einen prächtigen Hof, der von da an jeweils von der Hand des Vaters in die des Sohns übergang und bis heute den Menschen des Breelandes mit ganzem ganzer Stolz erfüllt – den Hengstacker-Hof.

Dort, im Herzbereich der Region, dem Nabel der Landschaft, der die nördlichen von den östlichen Breefeldern trennt, ist der Hengstackerhof zu finden, das größte und vornehmste Gestüt des weiten Nordens. Das erste, was dem Ankommenden auffällt ist das große, vornehme Fachwerkhause, das sich stolz aus der Landschaft erhebt und das wie eine Amme ihre Lieben zahlreiche Nebengebäude, hauptsächlich Stallungen um sich schart. Das weite, umliegende Land ist wie für die Pferdezucht geschaffen. Es gibt überall Futter, denn das Gras ist saftig und grün und die Weidezäune umgeben einen Bereich, der so unglaublich groß ist, dass die wilden Pferde ihre Gefangenschaft überhaupt nicht spüren können. Viele edle Rösser haben die Reise in die Welt von dort aus begonnen und ihre Zügel wurden gehalten von den vornehmsten Herrschaften der Region, aber auch von hohen Herren aus fernen Gegenden. Die Weite des Lands war den Pferden eine gesegnete Heimat und sie gerieten wohl, nicht nur der günstigen Umgebung wegen, sondern auch durch die hingebungsvolle Hege des Pferdeherren Eogar, Sohn des Hadorgars und des Gefolges, das unter seinem Befehl stand. Die Zucht des Hengstackerhofs war geachtet weit über das Breeland hinaus und selbst in Rohan, dem Königreich der Pferdeherren, sprach man von ihr in höchster Anerkennung.

Ein reisender Gelehrte aus fernen Landen, dessen Schritte einst am Hengstackerhof vorbeiführten, sagte einmal verzückt, dieser Hof läge wie eine Perle in einer Auster auf einem sich sanft wiegendem Land. Leider widerfuhr ihm das Unglück, dass die meisten der Einheimischen in ihrem bisherigen Leben noch niemals eine Auster gesehen hatten und argwöhnisch wie sie nun mal waren, die Freundlichkeit der Worte verkannten und eher etwas Böses und Ehrabschneidendes dahinter vermuteten. Zur Sicherheit hauten sie damals dem Fremden erst einmal eins aufs Maul, worauf der geschundene Gelehrte eilig die Gegend verließ und keine der von ihm so bewunderten

Sehenswürdigkeiten konnten ihn noch vor Ort halten. Dem Ruf des Hengstackerhofs tat dies jedoch keinen Abbruch.

Für gewöhnlich war der Hengstackerhof eine Enklave der Ruhe und Beschaulichkeit, abgesehen von den täglichen Pflichten, die zum Wohl der Rösser zu erbringen waren. Doch in diesen Tagen war das nicht so. Es hatte sich allerhand Volk dort eingefunden. Èogar hatte zu einem Pferdemarkt eingeladen, denn nicht nur ein begnadeter Zuchtmeister war er, sondern auch ein geschickter und mit allen Wassern gewaschener Handelsherr. Allerdings nicht nur nach dem Verkauf seiner edlen Rösser in gut pflegende Hände stand ihm der Sinn, ihn plagte zunehmend eine ganz andere Sorge. Seine Zucht benötigte unbedingt frisches Blut und es gab im Breeland keine Herden von Wildpferden, die man hätte einfangen, zähmen und der Zucht zuführen können. Nur der Handel konnte da einen Ausgleich schaffen. Und so schickte er Boten in alle Winkel Eriadors, Einladungen zu überbringen, an seinem Pferdemarkt teilzunehmen. Èogars Gedanke fiel allen Orts der freien Welt auf fruchtbaren Boden und er erhielt Zusagen aus Rohan und Gondor und sogar die Elben wollten sich beteiligen an Handel und Erfahrungsaustausch. Auch ein Zwerg hatte sich angemeldet, was verwundern mochte, galten die Zwerge allgemein nicht unbedingt als die größten Pferdeliebhaber. Dieser jedoch hatte sich als ein Händler vorgestellt und angekündigt, dass er eine kleine Herde Tundra-Pferde mit sich bringen würde, was Èogar in allerhöchste Erregung versetzte. Er hatte von dieser Rasse schon viel Erfreuliches gehört, aber noch nie ein Pferd dieser Rasse leibhaftig sehen und begutachten können.

Es war, als blicke die Welt auf den Hengstacker-Hof und dies galt längst nicht mehr nur für die Kundigen der Pferdezucht. Was ursprünglich nur als Zirkel für Züchter und Stallmeister der Gegend gedacht gewesen war, wuchs nun zu einem bedeutenden Ereignis heran, das selbst die Pracht der Volksfeste übersteigen würde.

Alle Bewohner von Bree fieberten dem Pferdemarkt entgegen. Man würde tanzen, lachen und singen und die drückenden Sorgen des Alltags für ein paar Tage zurücklassen können. Auch die Zwerge würde ihm beiwohnen, doch waren die weniger interessiert an Reittieren, sondern mehr an dem Ausschank, den sie sich dort erhofften, während die Hobbits sich darauf freuten, der üblichen Anzahl an Tagesmahlzeiten noch ein paar weitere hinzuzufügen zu dürfen.

Gaelm, Èogars Sohn, seufzte. Er stand auf dem Hofplatz des Hengstackerhofs und versuchte dem hier herrschenden, heillosen Durcheinander den Anflug einer Ordnung zu geben. Schon am morgigen Tag sollte der Markt eigentlich beginnen und es sah bislang nicht so aus, als würden sie die Vorbereitungen auch nur halbwegs rechtzeitig beenden können. Auf der Südkoppel, wo sonst nur ein paar Dutzend Pferde in aller Ruhe grasten, ist in kurzer Zeit eine kleine Stadt entstanden, bestehend aus großen und kleinen, prächtigen und verwitterten, schmucken und armseligen Zelten. Überall hingen Banner und Fahnen aus aller Welt. Aber sie flatterten nicht, wie es hätte sein sollen, sondern hingen dumpf an ihren Stangen, denn es wehte nicht das leiseste Lüftchen. Das sah ein klein wenig traurig aus und wäre dies ein Feldlager gewesen, dann hätte einige dies wahrscheinlich als ein schlechtes Omen empfunden. Auch der Hengstackerhof ächzte unter der Hitze, nicht nur das Land.

Schon seit Tagen strömten Besucher heran, nicht nur Pferdeherren, sondern auch Händler, die ihre Waren feilbieten wollten und Handwerker, vor allem Hufschmiede, deren kundige Hand, bei der unglaublichen Anzahl an Pferden, die in dieser Zeit auf engstem Raum zusammengepfercht standen, auch dringend gebraucht wurden. Auch viele fleißigen Hände, die sich auf Reparaturen und Aufbau verstanden, wie etwa Sattler, Zimmerleute oder Drechsler, wurde freudig begrüßt, denn die anfallende Arbeit war vielfältiger Natur. Aber ebenso Bierbrauer und Köche, Barden und Gaukler hatten sich bereits in großer Zahl eingefunden und ihre Kunst verlieh dem Fest schon im Vorfeld einen berausenden Vorgeschmack.

Doch was dem einen eine grandiose, festliche Freude ist, gilt dem anderen als Mühsal, Arbeit und eine ständig anwachsende Zahl von Problemen. Der Saal im Haupthaus, sonst der Ort, wo die Bediensteten des Hofes ihre täglichen Mahlzeiten einzunehmen pflegten, war kurzfristig zu einer Art Taverne umgebaut worden, um all die Besucher verköstigen zu können, soweit sie dies nicht aus eigener Hand in ihrem Quartier zu erledigen wussten. Emma Rosendorn kochte sich schon seit Tagen die Finger wund und nun sah es zu allem Unglück auch noch so aus, als würden ihr die Zutaten zu ihrer berühmten Schindkrötensuppe ausgehen. Emma lag Gaelm sehr lange Zeit deswegen im Ohr und erklärte ihm, sie würde keinen Kochlöffel mehr in die Hand nehmen, wenn nicht beigebracht werde, was sie zum Kochen benötigte. Zwar war Gaelm nicht unbedingt ihrer unverrückbaren Ansicht, dass die Welt unterginge, sobald nichts mehr in Emmas Töpfen kochen würde und er hielt auch nicht Schindkrötensuppe als ein unverzichtbares Nahrungsangebot an die freien Völker. Aber Emma war nicht die Frau, mit der man lange zanken wollte, wenn man seelische Gesundheit für sich als wichtig erachtete. Also schickte er ein paar Männer los, um Abhilfe zu schaffen, obwohl deren Hände an anderer Stelle dringender gebraucht worden wären, als für die Jagd nach Schindkröten. Das war aber schon vor ein paar Tagen gewesen und noch immer war keiner von ihnen zurückgekehrt und alles, was aus toten Schindkröten Nützliches zu gewinnen gewesen wäre, musste bisher Mangelware bleiben. Emmas Laune wurde immer unerträglicher deswegen und Gaelm versuchte ihr so gut wie möglich aus dem Weg zu gehen, um sich ihren Vorwürfen nicht stellen zu müssen. Doch weicht man einem Problem aus, stolpert man mit großer Wahrscheinlichkeit in ein anderes hinein.

Atemlos kam Cam Apfelholz angerannt, wie von tausend Trollen gehetzt, wenn nicht von Schlimmerem. Er hatte Gaelm noch nicht einmal annähernd erreicht, als er schon wild gestikulierend laut los zu plappern begann.

„Herr, eure Entscheidung in heikler Sache ist dringend gefragt. Frank Eichenhauer und Malte Heuwald sind in Streit geraten. Jeder von ihnen fordert den alleinigen Anspruch auf den Amboss der Schmiede!“ Gaelm schloss fast schon resignierend die Augen und atmete erst einmal tief durch, um sich eine Zeit der Besinnung zu errotzen. So sind die beiden Schmiede also doch wieder einander begegnet und jedesmal, wenn dies geschah, würde es Ärger geben. Das war schon immer so gewesen. Die beiden waren Erzrivalen aus Leidenschaft, wahrscheinlich schon seit der Zeit ihrer Geburt. Irgendwann würde sich daraus etwas sehr Unschönes ergeben, aber das sollte nicht jetzt und hier und schon gar nicht auf dem Hengstackerhof geschehen. Gaelm machte sich sofort auf den Weg, um, wenn es schon nicht möglich sein sollte, Frieden zu stiften, wenigstens einen Waffenstillstand zu erwirken.

Auf dem Weg dorthin wurde Gaelm von Oswarth Schohlert, einem Abgesandten der Eglain aufgehalten, der um höhere Zuteilungen von Hafer für seine Pferde bat. Gaelm stellte dies in Aussicht, vorausgesetzt man könne sich über den Preis einigen. Die Einzelheiten zu klären überließ Gaelm dann seinem, von dem neuen Auftrag nur wenig beglückten Stallmeister Erich Buchholz, denn Gesellschaft, ausgenommen der von Pferden, waren dem Stallmeister ein Greuel und das Handeln um Dinge, die wichtig sind, hielt er für ausgesprochen kleinkariert. Gaelm war dies alles sehr bewusst, doch hatte er es, nahe liegender Weise, sehr eilig zu verhindern, dass der Amboss des Hengstackerhofs doch noch mit Blut getränkt werden würde und daher überhaupt keine Zeit für längere Unterredungen.

Gaelm kam nicht weit. Ein aufgebrachter Vertreter der Feste Forod mit dem treffenden Namen Herge Wutwald stellte sich ihm in den Weg und forderte gereizt für seine Herde den neuen Weideplatz, der ihm gemäß der Abmachungen zustehen würde, so stünde es geschrieben. Gaelm hob erst einmal beschwichtigend die Hand, nicht nur, um den aufgeregten Antragsteller zur Mäßigung zu bewegen, sondern auch, um erst einmal selbst wieder Boden unter den Füßen spüren zu können. Dann zog er aus dem Bündel an Pergamenten, die er seit Tagen mit sich trug wie ein Ritter sein Schwert, die Aufzeichnungen über die Weideplatzvergabe heraus. Er stellte fest, dass der Mann seine Forderung zu recht stellte. Schon gestern hätte seine Herde den Weideplatz wechseln müssen, es war in der Hektik

einfach vergessen worden, keine böse Absicht führte die Hand dabei. Gaelm entschuldigte sich von Herzen und sandte den Mann zu Gil Sandheber, dem Knecht des Hofes. Dieser würde alle Nötige veranlassen, versprach Gaelm und sein Herz war dabei frei von jeder Hinterlist, obwohl er Gil kannte und dessen Talent Probleme zu verursachen. Aber insgeheim hoffte er, dass nichts wieder schief gehen würde, hatte ihn doch die Erfahrung der letzten Tage eindrücklich bewiesen, dass das, was fehlschlagen könnte, letztlich auch tatsächlich fehlschlagen würde. Der Vertreter der Feste Forod jedoch beruhigte sich sogleich, nahm die Entschuldigung an und begab sich anschließend auf die Suche nach Gil.

Gaelm blieb für einen Moment stehen und dachte darüber nach, ob es nicht sehr viel angenehmer wäre, jetzt einfach los zu laufen, immer weiter nach Süden, unbeirrt Schritt für Schritt, bis er endlich über die Klippe ins Tal von Archet stürzen würde einem wohlthuenden Ende entgegen, als weiter hier an diesem Ort des eiteln Durcheinanders weiter zu verweilen und im Kreuzfeuer widersinniger Ansprüche zu verbrennen. Es war Cam, der Eogars Sohn aus seinen Gedanken riss. Er zog ihn nervös am Ärmel und beschwor ihn sich zu sputen, ehe die Hufschmiede ihre Hämmer statt auf den Amboss auf dem Schädel des jeweils anderen niederlassen würden.

Gaelm nahm den Weckruf dankend an und beschleunigte seine Schritte, galt es doch ein Unglück zu verhindern. Zerschmetterte Köpfe von Hufschmieden sind nicht gerade der erfreulichste Beginn eines Pferdemarktes. Cam folgte ihm, sichtbar verängstigt.

Ihr Weg führte in den Süden des Hofplatzes, nahe am Eingang des Gehöfts vorbei. Dort war ein kleines Podest aufgebaut. Von dort oben konnte man den ganzen Hofplatz gut überblicken. Genau deswegen hat man es eigentlich dort errichtet, denn in zwei Tagen sollte hier die große Pferdeauktion durchgeführt werden. Das Podest wird dem Plan nach der Platz des Auktionators sein und keine geringere als Cäcilia Orangenblüte selbst wird dann die Pferde der Anbieter mit ihrer gebieterischen Stimme anpreisen, den Interessierten immer höhere Gebote aus dem Mund ziehen und dabei, wie sie es immer zu tun pflegte, das höchste Angebot mit einem kräftigen Schlag ihres Hammer ehren. Doch wie es schien, hatten drei Leute mit diesem Podest ganz andere Pläne. Lindasius Silberling, ein landläufig bekannter Wichtigtuer und ein selbsternannter Barde, stand besitzergreifend auf dem Podest und winkte selbstvergessen einem imaginären Publikum zu.

„Hier bekommen die Töne ihren vollkommen Wohlklang. Sie werde das Publikum entrücken lassen!“, sprach er in innerer Euphorie.

„Sie werden das Publikum fliehen lassen!“, grollte ein untersetzter Mann neben dem Podest, „Ich alleine, Golo Borke, vermag es, das Publikum einzufangen und in meine Lieder einzubinden! Mir und meiner Harfe alleine gebührt dieser Platz.“

Dem widersprach die Frau, die ebenfalls Anspruch auf das Podest erheben wollte.

„Deine Lieder werden die Leute einschläfern, mehr nicht. Auf deiner Harfe kannst du höchstens Gurken hobeln, das war aber dann auch schon Alles. Ich dagegen kann das Publikum mit meinem anmutigen und sinnlichen Flötenspiel verzaubern“

„Sieh mal an, da ist ja Mala Eichenblatt!“, Lindasius lächelte heimtückisch, „Und wo hast du denn dein sinnliches Flötenspiel gelernt? Etwa in dem Freudenhaus, in dem du früher gearbeitet hast?“

Golo prustete lauthals los. Zumindest in diesem Punkt waren sich Golo und Lindasius einig, dass dieser Scherz wahrlich hervorragend wäre und den Tatsachen umfassend entspreche.

„Trefflich, trefflich – dort kann man hervorragend das Spiel mit der Flöte lernen. Es ist nur so dass jeder Mann aus dem Publikum seine eigene Flöte mitbringen muss!“, musste Golo atemlos vor Lachen bemerken, er wäre sonst an den eignen Wort erstickt..

Während sich Lindasius und Golo schier krank lachten, stieg Mala allmählich die Zornesröte ins Gesicht und sie schnaubte vor Wut wie ein wütender Stier.

„Wenigstens habe ich früher keinen Schweinemist geschaufelt so wie du, wertester Lindasius. Du hältst die Laute ja heute noch wie die Mistgabel von damals!“

„Genug, genug, ich kann nicht mehr!“, Golo war vor lauter Lachen schon fast in Atemnot geraten denn auch diesen Witz hielt er für außerordentlich gut geraten.

Lindasius versuchte ohne großen Erfolg seinen Ärger zu verbergen, setzte an seiner Stelle einen mehr als aufgesetzten Frohsinn auf und lächelte mit knirschenden Zähnen.

„Solche Worte prallen an mir ab! Wenn ich erst einmal mein Lied – *Gesang der Lerche* – vortrage, werden mir die Herzen des Publikums zufliegen!“

„Gesang der Lerche – pah!“, Golo hatte sich von seinem Lachanfall halbwegs wieder erholt und hatte nun wieder den Sinn für Gehässigkeiten, „Das - *Röhren eines Elches* - wäre wohl ein angemessenerer Titel und das, was dir zufliegen wird, sind nicht die Herzen des Publikums, sondern faule Tomaten! Aber diesen Unterschied hattest du ja schon seit jeher nicht begriffen!“

„Hörte ich da das Quaken eines Ochsenfrosches, dem die Kehle kurz vor dem Platzen steht?“, Lindasius' mühsam aufgebaute Haltung einer selbstgerechten Gleichgültigkeit bröselte immer mehr.

„Alles was ich ausscheisse hat mehr künstlerischen Wert als das, was aus deinem fauligen Rachen heraus quillt! Du hast doch niemals mehr als stickenden Atem zwischen den Lippen heraus gebracht!“

„Und deine Finger an den Saiten einer Harfe sind ein Verbrechen wider die Natur. Deine Hände taugen gerade mal eben zum Herausreißen von Gedärmen aus geschlachteten Schweinen! Selbst für das Auswischen deines Hinterns sind sie zu ungeschickt!“, ergänzte Mala zusätzlich . Aber nicht der angesprochene Golo, sondern Lindasius reagierte auf die Schmähere der Bardin wütend.

„Halte dich da raus, Mala! Geh einfach wieder mit fremden Flöten spielen, das kannst du wenigstens halbwegs!“

Nun wurde Mala richtig wütend.

„Lindasius, kannst du dich noch daran erinnern? Vor nicht allzu langer Zeit sollte ich auch einmal auf deiner Flöte spielen, aber du hast keine anständige Flöte zusammen gebracht, nur eine kleine, traurige Sackpfeife ohne Pfeife!“

„Oho!“, triumphtierte Golo, „DAS kann er also auch nicht ! Spielst du nur deshalb die Laute, damit du auch einmal etwas Strammes in der Hand halten kannst?“

„ES REICHT !!!“ - der Schrei kam einem Donner bei schwerem Gewitter sehr nahe und er fuhr jedem Anwesenden ins Gebein!

Gaelms Ruf war ein wenig lauter geraten, als er das eigentlich vorgehabt hatte, doch er hatte genug von diesem Gewäsch dem er da beiwohnen musste und am liebsten hätte er alle drei Barden mit Dreschflegeln vom Hof gejagt. Aber in Anbetracht der Umstände zwang er sich dann, der Vernunft den Vorrang zu geben. Immerhin hielten sie jetzt den Mund und Gaelm hatte die uneingeschränkte Aufmerksamkeit der drei Zankenden.

„Hier auf dem Hofplatz wird überhaupt nicht gespielt! Diese Bühne dient alleine der Auktion in zwei Tagen! Spielt gefälligst dort, wo euer Publikum tatsächlich ist und nicht dort, wo ihr es euch wünscht, solltet ihr überhaupt Leute finden, deren Tapferkeit groß genug ist, euch anzuhören!“

Gaelm deutete energisch mit dem Finger auf Golo, als wollte er ihm ein Auge ausstechen.

„Eure irdene Erscheinung und euer grobschlächtiger Ausdruck scheinen mir wie geschaffen für die Ohren der Zwerge, ihr findet sie in der Nähe des Ausschanks. Und wenn die betrunken genug sind, werde sie sicherlich ihr Ohr leihen!“

Gaelm sah Lindasius finster an und dieser Blick alleine schnürte dem Barden fast die Kehle zu.

„Das - *Lied der Lerche* - könnte vielleicht den Zuspruch der Abgesandten aus Gondor finden, alles hochwohlgeborene Leute mit Sinn für solchen Krimskrums! Mit dem vielen Puder im Gesicht könnten sie auch gefallen daran finden, sich die Ohren von euch einstäuben zu lassen!“

Zuletzt war Mala an der Reihe und Gaelm hatte sich schon arg in Wut geredet.

„Zieht mit eurer sinnlichen Anmut zu den Südländern, die an der Westseite lagern. Die haben sowohl Augen, als auch Ohren für alle eure Vorzüge. Die sichtbaren und die Hörbaren! Macht sie glücklich, auf welche Art auch immer!“

Ohne eine Reaktion der völlig verdutzten Barden auf seine Ansprache abzuwarten, erklärte er allen Dreien gleichsam in einem Ton, der sogar Marmor sauber hätte schneiden können:

„Und jetzt verstreut euch augenblicklich, sonst lasse ich die Hunde los oder was auch immer euch vom

Erdboden zu tilgen vermag!“

Als sich die drei dann wie geprügelte Hunde von dannen schlichen, fühlte sich Gaelm auf eigenartige Weise innerlich befriedigt, hatte er in diesem Moment doch das Gefühl zum ersten mal an diesem Tag dem offensichtlichen Wahnsinn die Stirn geboten zu haben. So mag es sich anfühlen, wenn man der Herr eines Geschehens wäre, wenn es gelänge auf Dauer der Herr von irgendetwas zu sein. Denn das Gefühl der Macht ist ein untreuer Gefährte und hüpfst unsterblich von einer Person zu einer anderen. Auch Gaelms schwebende Seele wurde rasch wieder auf den Boden zurück gezerrt, als sich ihm das Problem der zankenden Hufschmiede wieder in das Bewusstsein schob.

Gaelm fühlte traurig dem rasch schwindenden Gefühl der heiteren Zufriedenheit nach und er wappnete sich zögernd entschlossen gegen die Widernisse menschlicher Zwietracht, die lauern auf ihn warteten.

Diesmal wurden Gael und Cam von keinen weiteren Störungen aufgehalten und sie erreichten die kleine Schmiede am Rande des Hofplatzes - wie es schien noch rechtzeitig, denn die zwei Kontrahenten waren beide noch am Leben und sie überzogen sich noch immer mit derben Schmähreden.

„Ich kann mit meinen Zähnen ein Hufeisen besser biegen als du mit Hammer und Amboss!“, brüllte Frank Eichenhauer völlig außer sich. Sein drohender Blick hatte etwas Verzehrendes wie Feuer und Flamme, als versuche er seinen Gegner zu Asche zerfallen zu lassen. Selbst die Augenklappe über seinem rechten Auge schien zu glühen.

Malte Heuwald blieb aber völlig ungerührt.

„Dann biege doch deine Hufeisen mit deinen braunen Stummeln in deinem fauligen Maul und überlasse mir den Amboss!“, erwiderte er scheinbar gelassen. In Wahrheit war er aber auch bis zum Scheitel mit Zorn erfüllt.

„Warum sollte ich das tun? Nur um dich hochwertige Ware zu Altmetall verarbeiten zu lassen?“, keifte der Einäugige und er ballte bereits seine Fäuste.

„Den Amboss willst du? Dann komm doch her, du stinkender Ziegenbock, komm und hol ihn dir!“, brüllte Malte Heuwald kampflustig und machte sich seinerseits bereit den Streit mit den Fäusten weiterzuführen.

Gaelm war also keinen Augenblick zu früh angekommen. Der Zeitpunkt, da der Worte genug gesprochen waren, stand unmittelbar bevor. Bald schon würden Handgreiflichkeiten jedes Argument ersetzen. Gaelm erkannte, um wirklich Frieden stiften zu können, kam er zu spät. Aber er sah auch die Not der beide Streithähne und den Grund ihrer Unnachgiebigkeit über alle persönliche Feindschaft hinweg. Hinter jedem der beiden hatte sich eine stattliche Anzahl von Kunden versammelt, die mit wachsender Ungeduld auf die Erfüllung ihrer Aufträge warteten. Und daher stritten die zwei Hufschmiede um diesen Amboss, als hinge ihr Leben davon ab.

Eine glückliche Fügung wollte es, dass in den Ställen noch zweiter Amboss gelagert war. Er war bisher so gut wie nie genutzt worden, denn für die tägliche Arbeit auf dem Gestüt reichte ein einziger. Der andere war damals eingelagert worden und Gaelm hatte ihn schon fast vergessen. Jetzt aber besann er sich wieder auf ihn und obgleich ein Amboss, der nie gebraucht wurde, für gewöhnlich so nutzlos wie eine Warze am Hintern ist, in einer Situation wie dieser wurde er so wertvoll, als wäre er aus reinem Gold gefertigt.

Gaelm sandte Cam den Amboss mit der Hilfe einiger Knechte zu holen, während er selbst versuchte die Streitenden voneinander zu trennen.

„Hört mal zu, ihr beiden!“, begann Gaelm mit herrischer Stimme, „Ich verstehe eure Probleme sehr gut und dennoch kann ich es nicht dulden, dass ihr wie Waschweiber über euch herfallt! Ihr befindet euch auf dem Hengstackerhof und nicht in irgendeiner schäbigen Gosse in Bree. Ich darf euch daran erinnern, dass der Hengstackerhof all die Jahre einen großen Anteil eures handwerklichen Könnens gegen sehr gute Bezahlung in Anspruch genommen hat. Es würde mir in der Seele weh tun, müsste ich künftige Aufträge an Hufschmiede aus Schragen oder aus dem Bockland vergeben, nur weil ihr euch nicht richtig benehmen könnt!“

Gaelm sah die beiden streng an und stellt dann erleichtert fest, dass seine Wort Wirkung zeigten. Sowohl Frank als auch Malte entspannten sich zusehends, die Möglichkeit gute Arbeit einzubüßen ließ beide sehr nachdenklich werden und langsam ergriff die Vernunft wieder die Oberhand! „Denkt darüber nach!“, forderte Gaelm beide Hufschmiede auf und hoffte, dass der zweite Amboss bald eintreffen möge. Gaelm ließ die beiden Erzrivalen nicht aus den Augen und nahm eine drohende Haltung an, wann immer einer von ihnen ansetzte, etwas sagen zu wollen. Jedes unbedachte Wort hätte den feurigen Konflikt neu anfachen können und Gaelm hatte nicht viel Vertrauen in die Feinfühligkeit eines Hufschmieds.

Endlich kehrte Cam zurück. Er zog den Amboss in einem kleinen Handkarren hinter sich her, vier weitere Knechte schoben das Gefährt, das unter seiner schweren Last schon bedenklich ächzte. Er ließ die beiden Ambosse an den Stirnseiten der länglichen Esse aufstellen, damit die streitbaren Hufschmiede so weit wie möglich voneinander getrennt ihrem Handwerk nachgehen könnten. Wenn sie jetzt noch aufeinander losgehen wollten, müssten sie schon über glühende Kohlen laufen. Aber für einen weiteren Zwist hatten sowohl Frank Eichenhauer als auch Malte Heuwald jetzt keine Zeit mehr. Da nun beiden ein Amboss zur Verfügung stand, hatten sie alle Hände voll zu tun, denn die Arbeit war reichlich und beide waren damit erheblich in Verzug. Und bald schon hörte man den eisernen Klang der Schmiedehämmer und in Gaelms Ohren hörte sich das an wie liebliche Musik.

Erst nach einer Weile bemerkte Gaelm, dass hektisch an seinem rechten Ärmel gezogen wurde. Müde drehte sich Gaelm um nachzusehen, wer denn jetzt schon wieder etwas von ihm wolle. Gil war von seinem Auftrag zurückgekehrt und er machte einen ganz verstörten Eindruck. Seine Augen waren weit aufgerissen und noch immer zupfte er an Gaelms Ärmel, obwohl dieser ihm schon längst zugewandt war. Der arme Kerl wollte unbedingt etwas vermelden, brachte jedoch kein Wort heraus, so aufgeregt war er.

Eogars Sohn atmete tief durch, so von Sinnen hatte er den Hobbit noch nie erlebt. Zugleich wuchs aber auch die Sorge vor dem, was Gil so sehr in Verwirrung gestürzt haben könnte, dass er sich jetzt nicht mehr zu mitteilen vermochte. Er zwang sich zur Ruhe und dann fragte den Knecht behutsam und in der Art wie man mit einem verängstigten Kind spricht:

„Was willst mir sagen?“

Und nachdem Gil noch immer nichts herausbrachte außer ein paar erstickten Lauten, fuhr Gaelm geduldig fort.

„Du willst mir wahrscheinlich sagen, dass die Pferde unseres Gastes nun auf ihren neuen Weideplätzen sind.“

Der Hobbit schüttelte den Kopf, doch dann nickte er zustimmend, um sofort danach wieder den Kopf zu schütteln. Schließlich konnte sich Gil doch noch erklären, wenn auch mehr stammelnd als deutlichprechend.

„Die Pferde sind wohlauf und stehen dort, wo sie hingehören! Aber das meinte ich nicht!“

Gil fuchtelte wild mit den Händen herum, brachte aber kein weiteres Wort heraus. Das musste er auch gar nicht, denn Gaelm erkannte, was ihm der Hobbit so verzagt ihm mitzuteilen versuchte. Er sah den, mit lustigen, farbigen Bändern geschmückte Planwagen von Thara Rosana, die zusammen mit ihren Mädchen durch die Lande zog und bei auf großen Märkten oder Feierlichkeiten ihr Lager einrichtete. Es waren Wanderhuren auf der Suche nach Arbeit. Der bunte Wagen war bekannter als die meisten Namen der Ratsherren zu Bree und im Gegensatz zu diesen, wurde Thara Rosana überall freudig begrüßt, zumindest von den Männern. Frauen hingegen spuckten aus, wenn sie ihn sahen und ihre Gesichter bekamen einen grimmigen Ausdruck, was viele Männer dazu brachte sich mehr innerlich zu begeistern und nicht all zu viel von ihrer empfundenen Vorfreude nach außen dringen zu lassen.

Der Planwagen hielt genau von Gaelm an. Thara sprang vom Kutschbock, ging geradezu andächtig auf Gaelm zu und grüßte Eogars Sohn mit einer höflichen Verbeugung.

„Ihr seid von unserem Kommen unterrichtet?“, fragte sie direkt, denn sie erwartete keine größere

Unterhaltung. Thara war schon immer eine Frau, die wusste was sie wollte und die auf keinerlei Kompromisse einging. Obwohl sie die Blüte ihrer Jahre schon überschritten hatte, machte sie immer noch einen gewinnenden Eindruck auf Männer und dies wusste sie trefflich für sich und ihren Frauen zu nutzen.

Gaelm nickte gelassen und Gil versteckte sich hinter seinem Herren, ihm war die ganze Sache nicht so geheuer, diese Frauen jagten ihm Angst ein. Gaelm fühlte sich auch nicht wohl bei dem Gedanken Huren als Gäste auf dem Hof begrüßen zu müssen, aber ihre Anwesenheit war nach dem Willen seines Vaters gewesen. Eogar und Thara kannte sich wohl aus früheren Zeiten und Gaelm wollte gar nicht wissen, bei welcher Gelegenheit sie sich damals kennengelernt hatten.

„Wo dürfen wir dann unser Lager aufschlagen?“, fragte Thara knapp, nachdem sie feststellen musste, dass Gaelm seine Wortkargheit nicht so schnell ablegen würde. Sie konnte seine Ablehnung ihr gegenüber spüren, aber das brachte sie nicht aus der Fassung.

Diese Frage war gar nicht so leicht zu beantworten, da Thara nicht die einzige war, die sie stellte. Auch die Händlerin Liliane Sandheber und der Händler Thomas Distelwolle wollten zeitgleich wissen, wo sie ihre Waren feil bieten dürften und beide machten mehr oder weniger deutlich, dass dieser Ort möglichst weit vom anderen getrennt liegen möge und auf keinem Fall in der unmittelbaren Nachbarschaft zu dem Zelt mit den bunten Bändern. Mit Tharas unsittlichem Treiben wollte keiner der beiden etwas zu tun haben. Aber mehr noch fürchteten sie um ihre Kundschaft, die von Tharas Anwesenheit entweder vereinnahmt oder verscheucht werden könnte.

Solche Probleme hatte Frau Rosana nicht, ihr war jeder Standort recht. Sie wusste, wo immer sie ihr Zelt aufschlagen würde, bis zur Nacht hin wäre hier jedem bekannt wo man es würde finden könnte. Thara musste ihre Kundschaft nicht suchen, sondern sich nur von ihr finden lassen.

Gaelm kratzte sich verlegen am Kopf. Ihm wollte keine Lösung des Problems einfallen, denn Platz gab es zu dieser Stunde auf dem Hengstackerhof kaum noch. Alles war ringsum mit Zelten und Marktständen voll gestellt und jede Fläche, die Gaelm anzubieten noch hatte, fand nicht den Beifall der Betroffenen.

Thara und ihr liebezendes Gefolge unterzubringen war noch eine relativ einfache Aufgabe. Er schickte sie und ihren Wagen auf eine freie Fläche hinter dem Haupthaus, abseits vom großen Trubel auf dem Hof, weit weg aus den Augen, die sich bei der Anwesenheit derer sittlich empörten, aber dennoch im Gedanken jener, die es fast schon nicht erwarten konnten, bis das Zelt stehen würde und die Frauen bereit wären, die ersten Gäste zu empfangen. Und Frau Rosana war damit zufrieden, sie würde für ihren eigenen Trubel zu sorgen wissen und sie konnte es fast nicht unterlassen, sich voller Erwartung die Hände zu reiben.

Für die Handelstreibenden fand Gaelm dann auch noch einen Platz, der sowohl den Anliegen Frau Sandhebers als auch denen des Herrn Distelwolle insofern gerecht wurde, da sie ihn beide zu gleichen Teilen missbilligten. Aber es war Gaelm nun völlig gleichgültig, dass dort in Frau Sandhebers unmittelbarer Nachbarschaft ein Schlachter frisches Fleisch anbieten würde, bei dessen Anblick und mehr noch dem Geruch ihr übel werden könnte. Und auch Herrn Distelwolle Einwand gegen seinen zugewiesenen Ort, dort die Nähe der Waffenschmiedin Gitta Habichtskraut nicht ertragen zu können, da diese vor Jahren seinen Heiratsantrag mit höhnischem Lachen abgewiesen hatte, ließ Gaelm völlig unbeeindruckt.

Überhaupt bemächtigte sich Gaelm immer mehr eine ihm fast schon wohltuende Gleichgültigkeit, die sich wie Balsam über seine aufgewühlte Seele legte. Er schlichtete noch einen Streit zwischen zwei Mägden, die sich aus heiterem Himmel in den gleichen jungen Burschen verliebt hatten, einem jungen Südländer, der als Gast auf dem Hengstackerhof weilte. Die Frauen gaben sich gegenseitig sehr unanständige Namen, versuchten sich gegenseitig die Haare auszureißen und die Augen aus zu kratzen. Erst der Guss aus mehreren Eimer eiskalten Wassers und das beherzte Eingreifen eines halben Dutzend kräftiger Knechte, die Gaelm herbei rufen musste, brachte diese Kampföhner auseinander.

Der junge Mann aus dem Süden, der Auslöser des erbitterten Streits hingegen schien an beiden nicht sonderlich interessiert zu sein, denn er folgte Frau Rosanas Spur, half sogar eifrig mit, das Zelt aufzubauen. Gaelm sandte die eine Magd zum Ausmisten der Ställe und die andere zum Kartoffelschälen in die Küche, damit sie einander nicht mehr so schnell begegnen könnten. Die beiden Frauen war von ihren neuen Aufgaben nur mäßig begeistert, machten sich aber murrend auf den Weg dorthin. Um sicher zu gehen, begleitete er die ein Magd auf ihrem Weg zur Küche, damit sie auch wirklich dort ankäme und er nahm sich vor, später im Stall zu nachzuprüfen, ob auch die andere Magd ihrem Auftrag nachkäme.

Der Kontrollgang im Stall würde allerdings etwas warten müssen, denn mit dem Betreten der Küche wurde ein weiteres Problem an Gaelm herangetragen.

Ein Gast der Taverne, sichtlich angetrunken, beschwerte sich über das Essen, das dort aufgetragen worden war. Es wäre verdorben gewesen, so behauptete er ärgerlich lallend, ihm sei schlecht davon geworden. Diesen Vorwurf wollte Emma Rosendorn auf keinen Fall auf sich sitzen lassen und warf dem Beschwerdeführer ihrerseits vor, nicht das Essen, sondern die Unmenge an Zwergenbier, das er als Beigabe in sich hinein geschüttet hätte, wäre der Auslöser seiner Übelkeit gewesen, die dazu führte, dass er sich seiner Nachbarin bei Tisch, einer edlen Dame aus Bree, in den Schoß übergeben habe. Auch die angesprochene Dame selbst wirkte alles andere als gelassen, denn sie wollte aufgebracht wissen, was denn nun mit ihrem ruinierten Kleid geschehen solle. Aber Gaelm konnte nichts mehr aus der Ruhe bringen und solche Kleinigkeiten schon gar nicht. Er ließ sich einen Branntwein bringen, den er Glas für Glas dem zornigen Gast als Wiedergutmachung anbot, solange bis dieser in seligem Rausch in sich zusammen sackte und endlich Ruhe gab. Der vornehmen Dame aus Bree bot er an, für die Reinigung des arg mitgenommenen Kleides zu sorgen. Darauf wollte sie sich aber nicht einlassen, da sie die Zeit der Säuberung ihrer Bekleidung nicht in Unterwäsche verbringen wollte. Zu guter Letzt kaufte Gaelm ihr das Kleid völlig überteuert ab und ließ ihr an Stelle des alten Kleids ein neues, aber weitaus weniger prächtiges bringen, das der neuesten Mode kaum entsprechen konnte, aber dafür frei von Erbroschenem war. Man hatte es in einer verstaubten Truhe gefunden, zwischen alten Stiefeln, einer vergammelten Pferddecke und mehreren Behältern mit Lederfett. Dieses Kleid roch zwar etwas abgestanden, aber dafür war es leidlich sauber und ebenso wie jedes andere Kleid geeignet, unerwünschte Blößen zu verdecken.

Das verschmutzte Kleid ließ er zusammen mit anderem Abfall wenig später verbrennen.

Emma Rosendorn zog sich daraufhin wieder zufrieden in ihre Küche zurück, nicht ohne dem zuvor wütenden Gast, der nunmehr friedlich vor sich hin schlief, einen rechthaberischen Blick zu zuwerfen. Gaelm sah, dass in der Flasche noch etwas Branntwein unberührt geblieben war und er gab dem Verlangen nach, sich ordentlich daran zu bedienen. Es tat so gut, als der Schnaps feurig die Kehle hinab floss und es kostete Überwindung, die Flasche wieder abzusetzen, die Verlockung sich der Trunkenheit zu überlassen hatte ihren Reiz.

Jäh wurde Gaelm aus seinen Gedanken gerissen und wieder war es Gil, der seine so dringend erwünschte Ruhe stören musste.

„Schnell Herr, es kommen Reiter auf den Hof zu!“, rief Gil hektisch. Und um seiner Botschaft Nachdruck zu verleihen, ergänzte er mit einer unheilvollen Betonung, „Es sind schwarze Reiter!“ Gaelm sprang auf! Man hatte in diesen Tagen schon öfter von geheimnisvollen schwarzen Reitern gehört und keine dieser Geschichten wollte hoffnungsvoll stimmen. Geister sollten es sein, so sprach man tuschelnd hinter vorgehaltener Hand, widernatürliche Wesen, die in der Finsternis geboren waren Angst und Schrecken zu verbreiten und ausgesandt von einer dunklen Macht, die Welt zu verheeren. Möglicherweise waren es nur unzutreffende Gerüchte, aber die Zeiten waren spürbar unsicherer geworden und man konnte nie wissen, in welcher Gestalt sich die Verderbtheit nähern würde. Gaelm reagierte umgehend, ihn überkam das unheilvolle Gefühl, dass in der nahen Zukunft noch fürchterliche Ereignisse verborgen lägen und sie alle auf einen namenlosen Schrecken zusteuern würden.

„Gil, gebt meinem Vater sofort Bericht über die nahenden schwarzen Reiter und sorgt dafür, dass sich bewaffnete Knechte versammeln, um sie gebührend zu empfangen!“

Gaelms Stimme überschlug sich fast. Noch hoffte er, das ganze würde sich als ein leidiges Missverständnis herausstellen, aber hatte eine heillose Angst. Gemeinsam mit Gil eilte er nach draußen und umfasste den Griff seines Dolchs. Es würde Ärger geben, nicht zu knapp, das wusste er genau. Es war zwar nur ein Gefühl, aber es wurde immer mächtiger in ihm. Und als er wieder auf dem Hof ankam, war er auf alles gefasst! Dann sah er die Reiter in vollem Galopp nahen

Der geschäftige Betrieb auf dem Hof indessen hatte in keiner Weise nachgelassen. Händler beuten ihre Marktstände auf oder boten gar schon ihre Waren feil, die Handwerker ließen sich in ihrem Tun auch nicht von irgendwelchen schwarzen Reitern stören und für Zecher war dieses Ereignis kein Anlass den Humpen vom Mund zu nehmen. Es war, als störe sich nur Gaelm am Erscheinen der dunklen Reiter.

Inzwischen hatten sich auch ein paar Knechte versammelt und sich schützend um ihren Herrn geschart, aber die Furcht war ihnen schon aus großer Entfernung anzusehen, angesteckt von der ängstlichen Unruhe ihres Herren und der Frage, ob sie ihn auch mit großem Eifer verteidigen würden, wollte sich Gaelm gar nicht erst stellen, da ihm die Antwort darauf womöglich nicht gefallen hätte. Regiert die Angst den Menschen ist sein Handeln unvorhersehbar.

Dann erschien Èogar am Ort des Geschehens und im Gegensatz zu allen anderen Anwesenden schien er die Ruhe selbst zu sein. In diesem Durcheinander von hektischem Gewimmel und zitternder Starre wirkte er wie ein starker Mallornbaum während stürmischer Böen, die das umliegende Land aufwirbeln.

„Nehmt die Waffen weg, ihr Narren! Begrüßt man auf diese Weise alte Freunde?“, befahl Èogar energisch.

„Freunde? Aber woran wollt ihr das erkennen, Vater? Man erzählt sich von schwarzen Reitern, die Tod und Unglück über die Menschen bringen!“, erwiderte Gaelm voller Sorge.

„Nicht diese Reiter hier!“, antwortete Èogar knapp und lief anschließend den Reitern entgegen.

Die dunklen Ankömmlinge hatten ihre Geschwindigkeit trotz aller Eile, die sie voranzutreiben schienen, stark vermindert und kamen jetzt in lockerem Trab auf die nervös Wartenden zu. Sie ritten sehr vorsichtig, damit keiner der geschäftig auf dem Hof umher laufenden Leute, die weder der rasanten Ankunft, noch der finsternen Bekleidung dieser Reiter sehr viel Beachtung schenken wollten, verletzt werden würde. Man sollte annehmen, das solche Rücksicht nicht als ein Hinweis für anrückende Übeltäter gewertet werden könnte, so recht trauen wollte ihnen die kleine wartende Schar auch noch nicht. Nur Èogar schien von keinerlei Furcht geplagt. Er ging den Reitern langsam entgegen und hob grüßend die Hand.

„Ich heiße euch willkommen auf dem Hengstackerhof, Meister Marric Drosinis, Herr der Schattenklingen. Ihr und euer Gefolge seid zu jeder Zeit gern gesehene Gäste in meinem Haus. Doch eure Besuche sind sehr selten geworden in der letzten Zeit. Was also führt eure Schritte just in dieser Stunde hierher auf meinen Hof?“

Die Reiter hielten ihre Pferde an und jener, der an Spitze geritten war, stieg von seinem Ross. Er nahm die Kapuze zurück, zog seinen Mundschutz herunter und strich sich durch das kurz geschorene, verschwitzte Haar. Anschließend schüttelte er sich den Staub der Reise aus seinem Umhang und ging dann halbwegs gesäubert lächelnd auf den Pferdeherren zu.

„Habt ihr die Augen eines Zauberers, dass ihr mich trotz meiner Vermummung erkennen konntet?“, fragte Marric verschmitzt lächelnd.

Èogar musste nun ebenfalls grinsen und erwiderte:

„Das wohl nicht, Meister Marric! Aber ich erkannte euer Pferd. Ihr solltet wissen, dass ich nahezu alle

Pferde dieser Gegend kenne und somit natürlich auch jene, die sie reiten!“

Die beiden Männer begrüßten sich mit einer herzlichen Umarmung.

„Euer Wissen ist bewundernswert, fast schon ein bisschen beängstigend, Herr Èogar.“, sagte Marric gut gelaunt, „Aber ihr habt durchaus Recht, nicht ohne Grund suchen wir den Hengstackerhof auf. Wir kommen in der Stunde der Gefahr, doch sollte wir das nicht vor den Augen aller besprechen, ungerne würde ich euer fröhliches Fest stören wollen. Aber zunächst darf ich euch meine Begleiter vorstellen!“
Unterdessen ist auch Marrics Gefolgschaft vom Pferd gestiegen und hatten ihre Kapuzen zurückgeschlagen.

„Das wird nicht nötig sein, Meister Marric. Natürlich kenne ich den Hauptmann Degan, den Helden der Ettenöden und auch Herr Hymephos, der legendäre Hüter ist mir wohl bekannt. Nur wer die junge Dame aus eurem Gefolge sein könnte, entzieht sich meiner Kenntnis!“

Marric lachte.

„Der Name dieser jungen Dame ist Shalawing, eine Bewahrerin der Runen. Sie gehört dem Volk der Elben an und ihr jugendliches Aussehen mag daher darüber hinweg täuschen, dass ihr wahres Alter weit über der Summe unser aller Lebensjahre liegen könnte.“

Èogar räusperte sich. Ihm war es unangenehm bei einer Respektlosigkeit ertappt worden zu sein. Zudem galt sein Interesse einem anderen Thema.

„Meister Marric, ihr erwähntet eine drohende Gefahr die uns ereilen könnte. Es verlangt mich mehr darüber zu erfahren. Darf ich euch und euer Gefolge ins Haus bitten, dort können wir ungestört reden. Außerdem dünkt es mich, ihr könntet einer kleinen Erfrischung nach eurer mühevollen Reise nicht abgeneigt sein!“

Marric konnte dem nur beipflichten.

„Geht voran, wir folgen euch!“, sagt er knapp und gab seiner Begleitung ein Zeichen, es ihm nach zu tun.

Erst als Èogar und seine Gäste das Haus betreten hatten und sich die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, überkam Gaelm das herrliche Gefühl von grenzenloser Erleichterung. Seine Befürchtungen waren wie im Wind verstreut und jede Verantwortung für die Sicherheit des Hofes war ihm nun von der Schulter genommen, jetzt, da sich die Schattenklingen jeder möglichen Bedrohung angenommen hatten.

Die Knechte jedoch verharrten noch immer in angespannter Regungslosigkeit und starrten auf die geschlossene Türe des Hauses, als ob dort jeden Moment etwas Fürchterliches heraus schreiten könnte.

„Was steht ihr hier noch herum und glotzt wie kleine Mädchen auf einen Festbaum? Habt ihr nichts zu tun? An die Arbeit zurück, aber hurtig!“, brüllte Èogars Sohn verärgert.

Die Knechte nahmen die Schelte fast schon dankbar auf und sie beeilten sich an ihre Arbeitsstätte zurückzukehren, nur um diesem Ort entfliehen zu können, denn ihr Herz war von Furcht umwölkt. Von allen Worten die sie eben vernommen hatten, war ihnen nur ein einziges in Erinnerung geblieben: Gefahr!

Kapitel 6

** Ankunft der Schattenklingen **

Gustav Zartlärche, der Bürgermeister der Stadt Bree, galt aus der Sicht der Einwohner seiner Stadt als sehr ehrenvoller Mann, dem das Wohl der Stadt und das ihrer Bürger zu jeder Stunde des Tags sehr nah am Herzen lag und alles, was einem Menschen nur möglich sein konnte, dafür tat, dieses Wohl auch zu erhalten. Zu seinem Verdruss war dies in der jüngst vergangenen Zeit keine leichte Aufgabe für ihn geworden. Der Überfall auf die Stadt Archet durch die Schwarzwold-Banditen, die mysteriösen Ereignisse auf den Feldern der Hügelgräber, das vermehrte Erscheinen zwielichtiger Südländer, der Ansturm der Orks aus den Nordhöhen gegen die Stadt Schragen und nicht zuletzt die anhaltende Dürre, die wie ein flammendes Schwert über das Breeland zog, lagen ihm wie ein Mühlstein auf der Seele und trübten sein Gemüt.

Daher war ihm die Einladung des Herren Èogar, dem Pferdemarkt als Ehrengast beizuwohnen, mehr als willkommen gewesen. Sie war für den geplagten Bürgermeister wie ein kleiner Lichtblick in dunklen Zeiten und eine unverhoffte Möglichkeit der Last seines Amtes für ein paar Tage zu entfliehen und deshalb sagte er mit Freuden zu.

So saßen er und Èogar in einem Hinterzimmer des Haupthauses auf dem Hengstackerhof gemütlich an einem Tisch, tranken Rotwein aus edlen Kelchen und unterhielten sich über den Ablauf des kommenden Pferdemarkts, als der Herr des Hofes zu einer dringenden Angelegenheit abberufen wurde und den Bürgermeister für eine Weile sich selbst und seinen Gedanken überlassen musste. Zartlärche störte dies wenig, nannte er sich doch froh und glücklich, bisher erbaulichere Themen besprochen zu haben, als dies sonst im Zwiegespräch mit meist zornigen Züchtern und nörgelnden Landwirten der Fall gewesen war, deren einzige Sorge darin bestand, dass die Hitze sowohl ihre Ländereien als auch ihren Geldbeutel austrocknen würde. Als ob der Bürgermeister einen Einfluss auf das Wetter haben könnte, dachte sich Zartlärche bitter.

Seine Freude auf die Rückkehr von Èogar und der Fortsetzung ihres kurzweiligen Gesprächs erlitt einen düsteren Dämpfer als er erkennen musste, wer den Pferdeherren begleitete bei seiner Wiederankunft. Zwar hat Zartlärche die Schattenklingen als Diener der Stadt immer sehr geschätzt und er musste auch anerkennen, dass sie sich um das Wohl der Bürger immer sehr verdient gemacht hatten, aber wirklich gemocht hatte er sie nie. Sie waren ihm immer etwas unheimlich gewesen, denn er hatte nie verstanden, wie es ihnen immer wieder gelingen konnte, den Ordnungskräften der Stadt stets einen Schritt voraus zu sein im Kampf gegen Übeltäter aller Art. Zartlärche stellte die Loyalität der Schattenklingen nie in Frage, doch fühlte er sich in Zusammenhang der Sicherheitslage fast schon von ihnen abhängig und das war für einen Inhaber der Macht kein gutes Gefühl. Denn für den Mächtigen gilt: Was man nicht unter Kontrolle hat, muss man fürchten!

„Ich entbiete meinen Gruß, Herr Zartlärche!“, erklärte Marric, nachdem er den Raum betreten hatte und erkannte, wer dort am Tisch sitzend nunmehr mürrisch an seinem Weinkelch nippte. Dem Anführer der Schattenklingen waren die Vorbehalte des Bürgermeisters ihm und seiner Sippe gegenüber wohl bekannt, aber er versuchte sie, dem Dienst an der Sache wegen, so gut wie möglich zu übergehen.

„Meister Marric, Welch eine Freude euch zu sehen!“, antwortete der Bürgermeister betont höflich. Aber die gerunzelte Stirn verriet, dass er ganz anders empfand, als seine Worte glauben machen wollten.

„Ich sehe, die Herren kennen sich.“, stellte Èogar überrascht fest, „Dann können wir uns ein förmliche Vorstellen ersparen. Setzen wir uns doch. Es ist nicht gut wichtige Unterredungen im Stehen zu führen.“

Also nahmen die Schattenklingen Platz, Hauptmann Degan zur rechten und Hymephos zur linken Seite ihres Anführers. Shalawing allerdings blieb stehen und hielt sich mehr im Hintergrund auf, sie zählte sich nicht zu den Wortführern. Sie lehnte auch, den Kelch gefüllt mit Wein, ab, der ihr von Èogar angeboten wurde, um sein Versprechen Erfrischungen zu reichen zu erfüllen. Marric und seine

Offiziere hingegen nahmen das Angebot dankbar an.

„Eure Anwesenheit, werter Herr Zartlärche, ist fast schon eine Fügung.“, begann Marric, er wollte ohne Umwege auf den Kern der Sache zu sprechen kommen. Der Bürgermeister seufzte, verabschiedete sich innerlich von allem erwarteten Frohsinn und hieß bedauernd alle seine Sorgen wieder willkommen.

„Vor ein paar Tagen erreichte uns ein Hilfesuch der Bannwarte.“, fuhr Marric fort, „Ihren Berichten zufolge war in Stadel ein Bauer um einen ganzen Wagen voller Erntegut geprellt worden. Der Bauer selbst blieb nahezu unverletzt, daher wurde die Sache nicht weiter verfolgt. Andere Dinge hatten Vorrang und die Zahl der Bannwarte reicht bei weitem nicht aus, sich um alle verbrecherischen Vorkommnisse kümmern zu können.

Es kam mir von Anfang an höchst verdächtig vor, dass es sich bei dem Raubgut nicht um Gold, Juwelen oder andere wertvolle Ware gehandelt hatte, sondern ausschließlich um Früchte der Erde. Und so stellte sich mir die Frage, wer damit versorgt werden sollte? Um dies zu ermitteln verfolgten wir die Spur anstelle der überlasteten Bannwarte. Das war auf dem harten, ausgetrockneten Boden kein leichtes Unterfangen. Mehrmals verloren wir die Spur und hätte uns der Waldläufer Saeredan nicht geholfen, hätten wir sie womöglich nicht mehr wiedergefunden. So aber gelangten wir nach Schragen und dort wurde uns berichtet, dass kurz zuvor ein Südländer Lebensmittel zu einem Wucherpreis feil geboten hätte und gleich nachdem er alles verkauft hatte, schleunigst wieder verschwand. War kamen leider zu spät, um den Räuber dingfest zu machen.

Also verfolgten wir die Spur wieder zurück in südliche Richtung, stießen dann aber alsbald auf ein Problem. In der Nähe des Immerklarsees schien der verfolgte Wagen eine Rast eingelegt zu haben. Es konnten zusätzlich verschiedene Fußspuren erkannt werden, die sich leider vermengten. Wie ich schon erwähnte, der Boden war steinhart und die Spuren nur undeutlich zu erkennen. Daher konnten wir sie nicht eindeutig zuordnen. Wir wissen nur, dass eine der Spuren wieder zum Wagen zurückführte und zwei andere nordwärts zogen. Wir mussten uns aufteilen, um beide Spuren verfolgen zu können. Ich zog mit meinen Leuten nach Norden, während sich Diandra mit den ihren nach Süden wandte. Was dort später erkannt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Wir hingegen fanden heraus, dass die Spuren kurz vor den Ruinen der Grünwegfestung aufhörten, sie waren offensichtlich einem vorbeiziehenden Wagen zugestiegen. Wir wissen nicht, ob dieser Wagen zufällig des Wegs kam oder ob es sich dabei um einen ausgeklügelten Plan handeln könnte, also setzten wir die Verfolgung fort.

Nicht lange danach gerieten wir unerwartete an ein Schlachtfeld. Der Wagen war allen Anzeichen nach überfallen worden!“

Aufgebracht schlug Zartlärche mit der Faust auf den Tisch.

„Diese verdammten Wegelagerer! Seit sich diese Südländer so zahlreich über das Land verbreiten, hört man immer wieder von derartigen Überfällen!“

Marric unterbrach den Bürgermeister.

„Es waren aber keine Südländer gewesen! Eine Horde Orks hat dieses getan!“

Entsetzt breitete sich auf den Gesichtern Zartlärches und Eogars aus und der Pferdeherr fragte schüchtern nach:

„Seid ihr euch sicher? Bisher erreichte mich keine Kunde, dass Schragen gefallen wäre!“

„Nun, es lagen haufenweise tote Orks herum, das lässt wahrlich keine andere Annahme zu!“, antwortete Hymephos anstelle seines Anführers, ein klein wenig verärgert darüber, dass man Marrics Worte in Zweifel genommen hat.

„Es stimmt, was er sagt!“, bekräftigte Degan, „Die Orks haben den Angriff mit ihrem Blut bezahlt, fast alle wurden niedergemacht!“

„Fast alle? Was soll das heißen?“, fragte Zartlärche verstört nach, tausend Fragen lagen ihm auf der Zunge, doch Shalawing, die bisher geschwiegen hatte, fiel dem Bürgermeister ins Wort.

„Das heißt, dass sich die Leute auf dem Wagen trefflich zu wehren wussten, doch einer der Orks hat das Massaker, wenn auch schwer verletzt überlebt und konnte sich durch Flucht der Gerechtigkeit entziehen. Ich verfolgte die Spur, die er mit seinem Blut legte. Doch die Fährte versiegte. Der Ork war wahrscheinlich von einer anderen Horde aufgenommen und weiter geschleppt worden.“

„Ich verstehe!“, flüsterte Zartlärche verzagt, aber in Wirklichkeit verstand er gar nichts. Allein der Gedanke, es bestünde eine gewissen Möglichkeit, sich bei seiner Heimreise nach Bree plötzlich von blutdürstigen Orks umringt sehen zu müssen, wollte ihm absolut nicht gefallen.

Èogar verstand besser, aber noch wehrt er sich die Erkenntnis zuzulassen aus dem, was er da eben hat hören müssen. Er ahnte bereits die Antwort, als er, in der Hoffnung widerlegt zu werden, fragte:

„Es gab demnach mehr als nur eine Bande Orks?“

„Es gibt wahrscheinlich noch wesentlich mehr davon – sehr viel mehr!“, antwortete Degan mit einer Gelassenheit, als hätte er lediglich kundzutun, dass am Ende eines jeden Tages die Sonne untergehen würde, „Wir müssen leider davon ausgehen, dass die Ork womöglich schon mehrere Lager aufgeschlagen haben. So sehr wir dies auch verabscheuen – die Orks haben sich bei uns festgesetzt.“ Er vernahm es mit Entsetzen, denn genau dieses hatte Èogar zwar nicht hören wollen, aber bereits befürchtet. Denn sollten die Orks in diese Landstrich bereits eingefallen sein, dann wäre der Hengstackerhof in ernsthafter Gefahr, das nächste Angriffsziel zu werden.

Marric hob beschwichtigend die Hand und sprach:

„Bis jetzt sind es nur Mutmaßungen, aber man muss sie ernst nehmen, denn es fehlt nicht an deutlichen Zeichen. Eine konkrete Gefahr ist bislang aber nicht auszumachen. Ein Problem, das uns sehr viel näher liegt, sind die Spuren der Banditen, die wir bis hierher verfolgt haben. Möglicherweise irren wir uns aber auch und wir folgten den Spuren friedfertiger, einfacher Reisender. Doch bezweifle ich, dass diese sich gegen eine Übermacht angreifender Orks hätte behaupten können. Selbst erfahrene Krieger hätten angesichts dieser Bedrohung unter Umständen verzagt. Es muss sich demnach um ausgezeichnete Kämpfer handeln, nachdem sie der Lage so hervorragend Herr geworden waren. Einfache Reisende hätten dies nicht vollbracht.

Wir müssen einfach wissen, mit wem wir es zu tun haben, denn sie verweilen mitten unter uns und daher können wir uns keine Nachlässigkeit leisten!“

„Jedoch kennt ihr weder das Aussehen, noch die Namen und schon gar nicht die Absichten dieser Übeltäter, wenn es denn welche sind. Wie wollt ihr sie dann ausmachen unter den vielen Gästen hier auf dem Hof? Ihr könnt ja nicht hunderte von Leuten gleichzeitig in Verdacht nehmen?“, wandte Èogar ein, besorgt sein Pferdemarkt könnte empfindlich gestört werden.

„Das haben wir auch nicht im Sinn.“, erwiderte Marric, „Halten wir uns lieber an das Wenige, was wir schon wissen!“

„Wir wissen, dass wir einen Pferdewagen verfolgt haben, der eine besondere Spur hinter sich gelassen hat. Eines der Wagenräder hat einen kleinen Riss im Eisenbeschlag und das Rad hinten links sitzt zu locker an der Achse!“, erklärte Degan.

„Und der Vorsprung, den sie vor uns hatten war geringer als das den Eindruck haben mag. Die Spuren waren noch zu erkennen gewesen, wenig später nur und sie wäre auf dem trockenen Boden vom Wind fast komplett getilgt gewesen!“, ergänzte Hymphemos ungeduldig, ihm war die Unterredung zu langwierig. Die Zeit unnützen Redens hätte man genauso gut schon für die weitere Suche verwenden können, zudem sah er nicht so recht ein, warum man für derart wichtige Ermittlungen das Einverständnis irgendwelcher Leute bräuchte und daher empfand er das Gespräch mit dem Bürgermeister und dem Hofherren als eher lästig.

Marric dagegen war schon immer sehr um einen Schulterschluss mit allen Anführern der freien Völker bemüht und daher erachtete er den Austausch mit Zartlärche und Èogar als außerordentlich wichtig. Geflissentlich fasste Marric zusammen:

„Der Wagen, den wir suchen, ist wahrscheinlich nur drei bis vier Glockenschläge vor uns auf dem Hengstackerhof angekommen. Ich denke, das engt das Feld für Nachforschungen entscheidend ein. Wenn wir die in Frage kommenden Kutschen untersuchen könnten, würden wir jene, die wir suchen, eindeutig erkennen können. Die Frage ist nur: Gibt es auf dem Hof jemanden, der eine Übersicht über jüngst angekommene Gespanne haben könnte?“

Èogar nickte mit dem Kopf.

„Mein Sohn Gaelm könnte uns in dieser Sache Antworten geben. Zu seinen Aufgaben gehört es unter

anderem auch, ankommende Gäste zu begrüßen . Ich werde nach ihm schicken lassen, aber es kann eine Weile dauern, er hat sehr viel zu tun!“

Der Pferdeherr erhob sich und verließ eilend den Raum und für den kurzen Moment, da die Türe offen stand, ehe sie Eogar wieder hinter sich schloss, konnte man das Lärmen in der benachbarten Taverne hören. Es herrschte reichlich Betrieb dort, obwohl die Sonne noch am Himmel stand und allem Anschein nach hatten die Besucher dort schon tüchtig dem Bier zugesprochen. Es wurde laut und ziemlich falsch gesungen, in den gegröhlten Trinksprüchen ließ man Dinge hoch leben, die mit Sitte und Anstand nichts zu tun hatten und in zahlreichen Disputen wurde leidenschaftlich um Dinge gestritten, zu denen eigentlich keiner der Beteiligten wirklich eine Meinung hatte. Sowie die Türe dann wieder geschlossen war entstand eine kurze Zeit angespannter aber auch wohltuender Stille, die dann von Zartlärche, dem die Nervosität anzusehen war, als trüge er sie wie ein schrilles Gewand, brüsk gebrochen wurde.

„Sagt, Meister Marric, wie mögen diese Orks in unser Land eingedrungen sein, wenn Schragen dem Ansturm noch trotzen kann?“

Ein klein wenig Vorfreude gepaart mit Häme fühlte der Bürgermeister von Bree bei seiner Frage an den Anführer der Schattenklingen, wähnte er in sich doch in der Hoffnung, mit seinen scheinbar treffenden Worten womöglich Marrics Überlegungen als unlogisch überführt zu haben.

Doch Marric lächelte nur und erklärte trocken:

„Sie kamen wahrscheinlich über den Nen-Harn-See oder an dessen Ufern entlang. Es ist die einzige Möglichkeit, die mir in den Sinn käme. Nördlich des Sees befindet sich eine große Sumpflandschaft, die man die Meluinen nennt. Ein großes Heer kann man durch diese unwirtliche Gegend nicht so ohne weiteres führen, aber kleineren Einheiten könnte es wohl gelingen über diesem Pfad in den Süden zu gelangen.“

„Noch wissen wir nicht, ob es sich bei diesen Orks nur um räuberische Banden handelt oder bereits um Kundschafter des Heers aus Angmar.“, warf Hauptmann Degan ein, „Aber ich für meinen Teil halte diese Orks für die Vorhut des Hexenmeisters!“

„Heer aus Angmar? Wie darf ich das verstehen?“, fragte Zartlärche nach. Er fühlte sich verwirrt und gleichzeitig enttäuscht, sah er doch seinen erhofften Triumph in Rauch aufgehen.

Hymephos drehte gequält die Augen nach oben. Soviel Einfalt war ihm schon lange nicht mehr untergekommen und von einem Mann, der das Amt eines Bürgermeisters von Bree bekleidet, hätte er mehr erwartet als nur die schlichte Weltsicht eines einfachen Ödland-Bauern. Seit Wochen erzählt man sich auf den Straßen hinter der vorgehaltener Hand fast nichts anderes als die Gerüchte über einen bleichen Zwerg der die Verderbnis ins Land getragen haben soll und auch der Name Scharrer ging den meisten Leuten nicht ohne ein fröstelndes Schaudern über die Lippen. Die räuberischen Schwarzwold haben sogar eine ganze Stadt überfallen, an allen Orten machen sich plündernde Südländer breit und jeder Bürger stellt sich die bange Frage, wer wird wohl der nächste sein, der ihnen in die Hände fallen wird? Und das alles zu einer Zeit, da sich Schragen im Belagerungszustand befindet. Selbst wenn man lieber gerne wegsehen mochte, egal wohin man den Blick auch wendete, überall zeigte sich drohend die nackte Wahrheit und es war unmöglich sich ihr nicht zu stellen, es sei denn man wäre mit reichlich Ignoranz oder einer gnädigen Torheit gesegnet. Gerne hätte Hymephos dem Bürgermeister Zartlärche eine passende Antwort gegeben, verbunden mit dem Hinweis, dass die Welt nicht an den Wehrmauern seiner Stadt enden würde, aber Shalawing kam ihm zuvor.

„Ihr könnt wohl den Schatten des Kriegs auch erst erkennen, wenn er direkt euer Augenlicht verdunkelt. Angmar bläst zum Sturm. Orks und Bilwisse sind die Herolde, die ihn verkünden. Dieser Sturm wird sengend über uns hinweg fegen, wenn wir uns nicht entgegen stellen, denn es wird Schlimmeres folgen als Orks. Vielleicht müsst ihr diese Zusammenhänge nicht verstehen, Herr Bürgermeister, ihr könnt durchaus warten, bis an euren Ratsstuhl Feuer gelegt wird! Dann allerdings wird euer Verständnis zu spät kommen!“

Hymephos nickte zufrieden, besser hätte er es auch nicht formulieren können, nur etwas schärfer und dringlicher hätte er seine Worte erwählt. Zartlärche schwieg betreten. Auf der einen Seite empfand er

den offenen Tadel der Elbin als Anmaßung, auf der anderen Seite musste er sich der Aussage ihrer Rede beugen und sich aus diesem Grund ein wenig dumm fühlen, denn die Vorwürfe trafen ihn zu Recht. Zu sehr hatte er sich von seiner Angst lenken lassen, wo der Verstand ein weitaus besserer Steuermann gewesen wäre. Er beschloss, jetzt besser nichts mehr zu sagen, um sich nicht noch mehr zum Trottel zu machen. Die Schattenklingen mochte er jetzt noch weniger als zuvor, obwohl er sie in seinem Innersten auch ein klein wenig bewunderte ihrer Entschlossenheit, ihrer Kraft und nicht zuletzt ihrer Erfolge wegen.

Eogar kehrte zurück und beendete damit das peinliche Schweigen im Raum. Ihm folgte Gaelm, sein Sohn, der sich sichtlich unwohl fühlte, denn sein Vater hatte offen gelassen, aus welchem Grund er bei den hohen Herren vorsprechen sollte.

Marric lächelte milde und sagte:

„Ich grüße Euch Gaelm, Sohn des Pferdeherren. Nehmt in unseren Reihen Platz und legt alle Unruhe ab. Wir denken, Ihr habt überaus wertvolle Kunde für uns, die mit uns zu teilen ich Euch nun freundlich bitten möchte!“

Gaelm setzte sich auf einen freien Stuhl, sichtlich erleichtert, da ihm nun klar geworden war, dass er nicht wegen eines begangenen Fehlers Rede und Antwort stehen müsste. Bei der Vielzahl seiner Aufgaben stünde es durchaus im Bereich des Möglichen, dass ihm irgendein Missgeschick geschehen sein konnte. Nachdem dies offensichtlich nicht der Fall war, fühlte er sich schon erheblich gelassener. „Fragt an, Meister Marric, es ist mir eine Ehre Euch dienlich sein zu dürfen und ich werde auf alle Eure Frage nach bestem Gewissen antworten.“

Marric ließ sich Zeit mit seiner Frage und als er dann begann betonte er fast jedes Wort.

„Habt Ihr Kenntnis darüber welche Kutschen, Karossen oder Wägen im Zeitraum innerhalb, sagen wir der letzten drei bis vier Glockenschläge, auf dem Hof angekommen sind?“

„Gewiss!“, bekräftigte Gaelm eifrig und begann in seinen Pergamenten zu wühlen, denn er hatte alles aufgezeichnet, was in den letzten Tagen an Besonderheiten geschehen war. Noch während er nach seinen Notizen suchte, fing er an aufzuzählen, was ihm noch in Erinnerung war.

„Vor kurzem kam der letzte Wagen der geladenen Gäste. Er wurde gefahren von der Frau Rosana.“

„Frau Rosana? Etwa Thara Rosana?“, hakte Hauptmann Degan nach.

„Genau jene...“, antwortete Gaelm.

„Mit einem Wagen voller Wanderhuren?“

„Äh ... ich denke so könnte es sein!“

Gaelm wurde bei diesem Thema recht unbehaglich, er hätte das besondere Handwerk der Frauen um Thara Rosana gerne verschwiegen. Darauf zu sprechen zu kommen, wäre ihm im Beisein hoher Herren als Unbotmäßigkeit erschienen. Um so mehr hatte es ihn verblüfft, Hauptmann Degan so offen darüber reden zu hören. Aber auch alle anderen waren offensichtlich sehr überrascht über die genauen Kenntnisse des Hauptmann Degan, die keiner der Anwesenden in solchem Umfang bei ihm vermutet hätte. Und als sich Degan der verdutzten Blicken, die plötzlich auf ihn gerichtet waren, bewusst wurde, fügte er kleinlaut hinzu:

„Ich ich hab nur davon gehört!“

Inzwischen hatte Gaelm seine Notizen wiedergefunden und verkündete, sichtlich erleichtert das Thema wechseln zu können:

„Es ist zwar in diesem Zeitraum eine Menge Fußvolk hier eingetroffen, aber Kutschen war es neben der von Frau Rosana nur noch drei weitere. Zuerst kam der Karren von Birge Kaltstein, seines Zeichens ein Scherenschleifer aus Archet. Er bot seine Dienste an, doch er stand nicht auf der Liste der geladenen Handwerker. Ich wies ihm dennoch einen Platz zu, damit er dort seiner Arbeit nachgehen könne.

Geschärfte Klingen braucht man ja immer!“

„Kam er alleine?“, wollte Hymephos wissen.

Gaelm schüttelte den Kopf.

„Nein, er war in Begleitung von zwei Männern, die er als seine Gesellen vorstellte.“

„Hat Herr Kaltstein deren Namen erwähnt?“, fragte Marric nachdenklich.

Wieder schüttelte Gaelm den Kopf.

„Nein, das hat er nicht und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich auch nicht weiter nachgefragt hatte. Verzeiht mir bitte diese Nachlässigkeit!“

„Herr Gaelm, niemand unterstellt euch eine Verletzung eurer Pflichten. Ihr habt durchaus wohl gehandelt!“, beschwichtigte Marric, „Aber diese Fragen sind wichtig und solange wir keine Antworten darauf haben, sind wir alle in Gefahr. Erklärt einfach, was Euch Eure Erinnerung noch zuflüstert. Bedenkt, die Last der Wahrheit lastet nicht alleine auf Euren Schultern, aber der Teil den Ihr dazu beitragen könntet, vermag wertvoll sein.“

Besinnt euch zurück. Wer kam dann nach dem Scherenschleifer an?“

„Das war ein Fallensteller und Gerber aus Parth Aduial und er stellte sich als Fitsch Lederschwinger vor. Er will hier während des Fests Rauchwaren und Leder verkaufen. Ich ließ ihn seinen Marktstand etwas abseits der anderen errichten, denn der Geruch, den er als Gerber verströmte war alles andere als angenehm.“, antwortete Gaelm, nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte. Es war nicht so gewesen, dass ihm es an Erinnerungen mangelte, es war deren unglaubliche Vielzahl, die es ihm schwer tat, sich auf bestimmte Begebenheiten konzentrieren zu können.

„Um Eurer Frage zuvorzukommen, Meister Marric, auch der Herr Lederschwinger kam nicht ohne Begleitung. Es war mit ihm ein Pärchen, der Ähnlichkeit im Aussehen wegen wahrscheinlich Geschwister. Kein Gefolge, sondern Reisegefährten wie es den Eindruck machte, denn die beiden und der Gerber gingen nach ihrer Ankunft getrennter Wege. Den Namen des jungen Herren kenne ich nicht, aber die Dame hört auf den Namen Harriet. Ich sprach noch eine Weile mit dieser Frau nach ihrer Ankunft, denn sie hatte eine Menge Fragen, die sie sich aber meistens selbst beantwortet hätten, wäre sie halbwegs mit Geist gesegnet gewesen. Es war ein sehr einseitiges Gespräch, sie redete ohne Unterlass, ich lauschte ihrem Geplapper und beantwortete ihre dummlichen Fragen. Dass wir uns hier auf dem Hengstackerhof befinden, hätte wohl keiner besonderen Bekräftigung bedurft und dass der Name des Hofes sich daraus ableiten ließe, da hier Pferde gezüchtet würden, hätte auch nicht beantwortet werden müssen und dererlei Fragen stellte sie viele. Die junge Frau ist entweder schlichten Gemüts oder hat einfach zu viel Zeit in der Wildnis verbracht. Aber dem Wesen nach schien sie sehr nett zu sein, wenn auch ein wenig arg mitteillos. Harriet erklärte mir, sie habe die meiste Zeit ihres Lebens in Einsamkeit auf der Jagd nach Bären verbracht, was ihre umfassende Unkenntnis erklären könnte und dann erzählte sie mir, wie sehr sie sich darauf freue, die nächsten Tage wieder unter Menschen zu sein, um deren Gesellschaft zu genießen. Sie sprach noch von vielen Dingen, die meisten davon aber völlig belanglos und so behielt ich sie auch nicht im Gedächtnis. Nach unserer Unterhaltung verschwand sie und erst eine Weile später stellte ich fest, dass zusammen mit ihr auch mein Geldbeutel verschwunden war.“

Die letzte Bemerkung Gaelms löste bei den Anwesenden Heiterkeit aus, doch bemühte man sich, Èogars Sohn nicht durch allzu großes Gelächter zu beschämen. Nur Shalawings Gesichtsausdruck blieb unbewegt, während Hauptmann Degan nur mit Mühe ein prustendes Gelächter unterdrücken konnte. Auch Marric schmunzelte, aber er führte wieder auf den Punkt der Sache zurück.

„Ich hoffe euer Verlust hält sich in Grenzen. Man wird diese junge Dame im Auge behaltend müssen, ihr Wunsch den Menschen nahe zu sein hat wohl andere Gründe, als nur den der Einsamkeit zu entfliehen. Aber lasst uns fortfahren, wer kam nach dem Gerber mit seiner diebischen Begleitung?“ Gaelm besann sich einen Moment.

„Das kann sich dann nur noch um den Hochstallmeister aus Gondor handeln. Nach ihm kam dann nur noch Frau Rosana mit ihrem ääh ... Gefolge!“

„Ein Hochstallmeister? Aus Gondor? Hier auf dem Hengstackerhof?“

Hymephos, bisher die Ruhe selbst, schien bei dieser Nachricht in Unruhe zu geraten.

„Ihr seid sicher, dass es sich um einen Hochstallmeister aus der weißen Stadt handelt?“

Diese Frage beantwortete Èogar anstelle seine Sohns.

„Herr von Felden trägt eine Vollmacht mit dem Siegel des Truchsess mit sich. Es gibt keinen Zweifel an seiner Person!“

„An der Person des Hochstallmeisters vielleicht nicht,“, fügte Gaelm der Rede seines Vaters an, „...aber seine Begleiter waren schon sehr nun sagen wir sehr merkwürdig!“

„Würdet ihr das näher erläutern?“, fragte Hauptmann Degan leicht gereizt. Ihm missfiel, dass man Gaelm jedes Wort aus der Nase ziehen musste.

„Nun,“, Gaelm atmete tief durch, „Da waren zum einen seine zwei Diener. Der eine war ein Hüne mit der Kraft eines Ochsen und dem Verstand eines Glühwürmchens, der andere war kleiner und sehr viel hagerer, hatte Ohren wie die Flügel einer Windmühl und das Gemüt eines räudigen Barghest. Er sah aber sehr übel zugerichtet aus. Man erzählte mir, der Wagen wäre in einen Hinterhalt geraten, aber wenn ihr mich fragt, dann hat sich der Dicke wahrscheinlich während der Fahrt auf den Dünnen drauf gesetzt.“

„Eure Wort nach zu schließen, waren dies aber nicht die einzigen Begleiter des Hochstallmeisters!“, bemerkte Marric und sah Gaelm erwartungsvoll an.

„Ihr habt Recht, Meister Marric. Auf der Kutsche befanden sich zwei weitere Mitreisende, ein Mann und eine Frau aus dem Volk der Menschen. Der Name der Frau lautet Abalea und sie ist nach der Art ihrer Kleidung und Bewaffnung offensichtlich eine Jägerin. Auch sie war von einem sehr freundlichen Wesen, aber dennoch ließ ich sicherheitshalber die Hände auf meinen Taschen während ich mit ihr sprach, denn mehr als zwei Geldbeutel nenne ich nicht mein eigen und einer davon war mir ja schon verlustig geworden. Ein Fehler wird zur Dummheit, wenn man ihn zweimal begeht. Mein Argwohn könne allerdings unbegründet gewesen sein, denn ich konnte keine Falschheit an ihr entdecken. Mit ihrem zwielichtigen Begleiter verhielt sich dies jedoch völlig anders. Dieser schient mit allen Wasser gewaschen zu sein und man ist gut beraten, wenn man nach einem Handschlag zur Begrüßung anschließend seine Finger zählt, um sich ihrer Vollständigkeit sicher sein zu können.

Immerhin war er bereit mir seinen Namen zu nennen. Swanter wird er demnach gerufen!“

In diesem Augenblick wurde der Bürgermeister von einem mächtigen Hustenanfall geschüttelt.

Zartlärche hatte während der Ausführungen Gaelms gerade von seinem Wein getrunken und als der Name Swanter fiel, verschluckte er sich daran fatal.

„Mir scheint, als würdet ihr diesen Mann kennen, Herr Bürgermeister!“, fragte Marric überrascht nach. Er hätte nicht gedacht, dass der Bürgermeister bei den Ermittlungen hilfreich werden würde.

Zartlärche nickte eifrig.

„Und ob ich diesen Mann kenne, wenn auch nur zu meinem größten Bedauern. Swanter Breitenfeld ist wahrscheinlich der schlimmste Schurke meiner Stadt. Die Liste der Vergehen, die man ihm zur Last legt ist ellenlang und die Zahl der Beschwerden über ihn schon fast unübersichtlich. In welchem Viertel der Stadt er zu hausen pflegte, war nie herauszufinden und nachweisen konnte man ihm seine Untaten auch niemals. Ginge es nach mir, dann wäre sein ständiger Wohnsitz das Gefängnis und ich wäre auch bereit einen neuen, extra sicheren Pfahl der Schande aus eigener Tasche zu bezahlen, gäbe es eine Handhabe, ihn dort anzubinden. Dass er nun eine Gefährtin haben soll, macht ihn doppelt so gefährlich. Herr Eogar, ihr wärt gut beraten, diesen Mann in Ketten zu legen oder zumindest vom Hof zu jagen., um euch unliebsame Überraschungen zu ersparen!“

Eogar runzelte nachdenklich die Stirn und er war, anders als der Bürgermeister, der Überzeugung, nicht erst auf böse Überraschungen warten zu müssen, da sie bereits zur Genüge geschehen waren und eine weitere den Kohl auch nicht mehr fett machen würde.

Der Pferdeherr neigte den Kopf zur Seite, sah seinen Sohn an und fragte ihn:

„Wo hat dieses zweifelhafte Pärchen auf dem Hof eine Unterbringung erfahren?“

Die Erinnerung daran war noch frisch und daher konnte Gaelm sehr rasch antworten.

„Sie haben sich im Gesindehaus eingemietet. Die Kammer der beiden Knechte, die wir auf die Jagd nach Schindkröten los schickten, ist ja unbenutzt. Und dieser Swanter akzeptierte unerwartet den stattlichen Preis den ich ihm nannte. So sah ich mich in der Hoffnung, es könnte ihm hoffentlich zu teuer werden, auf das schmerzlichste getäuscht. Ich wollte ihn nicht mit einer sofortigen Ablehnung vor den Kopf stoßen, sondern ihn durch Wucher zum Verzicht verleiten. Aber er blieb unbeeindruckt, versuchte auch erst gar nicht zu handeln, sondern zahlte sofort und im Voraus. Gold scheint für ihn

keine Rolle zu spielen, denn der Beutel, aus dem er die Münzen entnahm, war prall gefüllt!“

„Das war mit Sicherheit irgendein Diebesgut!“, bemerkte Zartlärche knurrig, „Woher sollte dieser Tagedieb sonst soviel Münzen erhalten haben, wenn nicht durch eine Gaunerei!“

Alle nickten dem Bürgermeister beipflichtend zu, nur Marric schien noch nicht davon überzeugt zu sein, dass ihre Suche schon jetzt beendet wäre.

„Da mögt ihr Recht haben, Herr Zartlärche, aber wir sollte nicht voreilige Schlüsse ziehen. Wer sich zu schnell dem Offensichtlichen zuneigt läuft in die Gefahr, Hintergründiges zu übersehen!“

Auch Hymephos war noch nicht zufrieden mit dem, was als der Wissensstand des Augenblicks zu gelten hatte.

„Habt ihr an diesem Pärchen besondere Auffälligkeiten bemerken können, Gaelm?“

„Das kann man so sagen!“, antwortete Eogars Sohn, „Der Hochstallmeister berichtete von Wegelagerern, die über sie gekommen sind und er erzählte davon, wie er sie alleine und ohne Hilfe der anderen in die Flucht geschlagen habe. Seine Begleiter, wie auch das Pärchen sahen auch übel ramponiert aus. Sie hatten wohl Glück, dass sie von einem solchen Helden wie dem Herrn von Felden so trefflich beschützt worden sind!“

Marric schmunzelte und auch seine Offiziere konnten ein Grinsen nicht unterdrücken. Der Hochstallmeister hat bei seiner Erzählung wohl ein paar wichtige Einzelheiten vergessen oder einfach weggelassen, die der eigenen Lobpreisung seiner Person im Wege gewesen wären. Die Spuren vor Ort hatten jedenfalls eine andere Geschichte berichtet. Es wäre schon sehr unwahrscheinlich, dass ein Recke mit Schwert, Dolch und Bogen gleichzeitig kämpfen könnte, dazu noch gegen eine erdrückende Übermacht. Die Streiter der Schattenklingen waren sich still schweigend darüber einig, dass es von Felden gewesen sein musste, der sich angstvoll duckend die Spuren unter dem Wagen zurück gelassen hatte. Der Hochstallmeister hatte offensichtlich ein Lügenmärchen aufgetischt.

Doch was hatte seine Worte gelenkt?

Selbstsucht?

Eitelkeit?

Oder hatte der Hochstallmeister doch etwas zu verbergen?

„Die Hinweise verdichten sich und es sieht so aus, als ob dieser Swanter derjenige sein könnte, auf den wir unser Augenmerk besonders legen müssen!“, sprach Marric zusammenfassend, „Aber wir wollen die anderen nicht vorschnell vom Haken lassen. Zu viele Fragen sind offen geblieben und die Wahrheit versteckt sich oft nicht hinter dem, was unsere Augen als Erstes sehen können. Das Wissen ist die Grundlage für das Verstehen, also sorgen wir dafür, dass sich unser Wissen mehrt!“

Degan und Hymephos richteten sich schon ein wenig auf, denn sie spürten, dass nun Handlungsanweisungen folgen würden, sie kannten ihren Anführer gut. Die Art wie er sprach klang so, als betrachte er die Unterredung als beendet. Und sie sollten sich nicht täuschen.

„In Anbetracht der besonderen Umstände,“, Marric räusperte sich und warf einen kleinen Seitenblick auf Hauptmann Degan. „erachte ich als geschickter, wenn Frau Rosana mit den Augen von Shalawing überprüft werden würde!“

Degan lächelte säuerlich, aber das Grinsen Hymephos' hatte schon fast etwas Gehässiges, während die Elbin keine Miene verzog, nur kurz nickte und dann sofort den Raum verließ, ihrem Auftrag nachzukommen.

„Dem Scherenschleifer und dem Gerber fühlt Degan auf den Zahn und vergisst deren Gefolge nicht. Ermittelt die Namen der Gesellen des Schleifers und verschafft euch Erkenntnisse über die Geschwister, die den Gerber begleiteten.“

Der Hauptmann war nicht besonders glücklich mit der ihm aufgetragenen Mission und er brummelte lautlos vor sich hin:

„Ich darf natürlich wieder dorthin, wo es grauenvoll riecht!“

Unbeirrt fuhr Marric fort:

„Ihr, Hymephos werdet den Hochstallmeister überprüfen. Dieser Mann hat etwas zu verbergen, ich kann das in meinen Knochen fühlen. Enthüllt sein Geheimnis, Hymephos. Doch ermahne ich Euch zur

Vorsicht. Geht behutsam vor. Wenn ich mit meinen Ahnungen richtig liege, dann werdet Ihr es mit einem Meister der Intrige und der Täuschung zu tun bekommen.“

„Und was ist mit Swanter und seiner Gehilfin?“, warf Zartlärche schüchtern ein, erfüllt von der Furcht, die beiden könnten vergessen werden.

Marric lächelte überlegen.

„Um diese zwei werde ich selbst kümmern. Doch zuvor hätte ich da noch eine Frage in einer wichtigen Angelegenheit!“

Èogar und Zartlärche beugten sich vor, um Marrics Ansinnen besser lauschen zu können.

„Habt ihr noch etwas von diesem köstlichen Rotwein?“, fragte Marric und hielt Èogar seinen geleerten Weinkelch freundlich lächelnd entgegen.

Kapitel 7

* In der Taverne *

Da war es wieder, dieses eigenartige Gefühl und wie immer kam es nicht schleichend, sondern so plötzlich wie ein Platzregen bei heiterem Sonnenschein. Es war nicht einfach nur ein Empfinden, das den Menschen heimsucht wie ein Grusel an finsternen, unheimlichen Orten, sondern fast schon eine Vorahnung von schrecklichen Dingen, die man besser ernst nehmen sollte, will man vom Unheil nicht überrumpelt werden. Swanter kannte dieses Gefühl, es hatte ihm schon viele Male die Haut gerettet, denn es warnte ihn stets zuverlässig vor einer drohenden Gefahr, selbst wenn Augen und Ohren sie noch nicht wahrnehmen konnten. Und er vertraute diesem Gefühl, denn es war treu und hatte ihn noch nie belogen. Es wog ihm schwerer als manch wohlklingender Ratschlag von Leuten, die vorgaben seine Freunde zu sein.

Und nun war es wieder da und bemächtigte sich seiner, als wolle ihm das Schicksal gegen alle Regeln wieder einmal mehr einen gut gemeinten Hinweis geben. Swanter sah sich beunruhigt um, denn alleine das Gefühl nahenden Unheils genügt bei weitem nicht, eine Gefahr auch konkret ausmachen zu können. Gewiss ist eine Taverne nicht gerade ein Ort, an dem man sich wirklich jemals sicher fühlen sollte, zumal hier bereits reichlich Bier und Branntwein zu Ausschank gekommen waren und die meisten der zahlreichen Gäste fälschlicherweise die Ansicht vertraten, noch nicht genug davon abbekommen zu haben, obwohl ihr Gang schon stark schwankend war und ihre Sprache schon erheblich verwaschen klang. Es lag aber kein Streit in der Luft und das war schon fast seltsam zu nennen, da Betrunkene bekanntlich ja oft dazu neigen, bei einem hitzigen Disput ihren Kontrahenten mittels geballter Faust von dem zu überzeugen trachten, was sie in ihren vernebelten Sinnen für die alleinige Wahrheit hielten. Aber nichts dergleichen war bisher geschehen, es herrschte eine wundersame Eintracht unter den Zechern und abgesehen von dem Vorfall, da ein Trunkenbold sich auf das Kleid einer Edelfrau übergeben hatte, war es ein höchst friedliches Gelage. Allenfalls über die Anlässe, die man im Überschwang mit einem Trinkspruch hoch leben lassen sollte, war man sich hin und wieder uneins. Aber man fand immer wieder einen Ausgleich und sei er auch nur dergestalt, dass sich letztlich für alles, was irgendjemanden wert und teuer schien, sei es über den Pferdemarkt als solches, das Zwergenbier im Allgemeinen oder die Brüste der anwesenden Frauen im Besonderen, ein passender Trinkspruch zum Besten gegeben werden konnte, der die Zustimmung aller Anwesenden fand. Letzten Endes ging es einfach nur um das Trinken als solches und Gründe dafür gab es in Hülle und Fülle.

Manch einer, dem Ehre und Anstand die höchsten aller geistigen Güter galten, würde das Treiben in dieser Taverne als ausschweifend und unzüchtig beschreiben und er hätte damit auch nicht völlig unrecht. Doch zur Stunde wollte nichts darauf hinweisen, dass über die sittlichen Verfehlungen hinaus auch eine größere Gefahr drohen könnte. Und dennoch hielt dieses Gefühl nahenden Unheils Swanters Geist in fesselndem Bann.

Abalea hingegen schien nichts dergleichen zu verspüren. Sie saß eher gelassen neben Swanter auf der Bank und trommelte mit den Fingern auf dem Tavernentisch herum, denn sie verspürte Durst und das Warten auf Bedienung ließ sie etwas nervös werden. Der Tisch stand etwas abseits des wilden Treibens und man konnte sich bequem zur Wand entspannt zurück lehnen, was Swanter auch getan hatte, bevor sich seine Instinkte in ihm rührten und zu einer vollen Konzentration zwangen. Es war ein hervorragender Platz, wenn man unauffällig für jedermann bleiben wollte und dies auch weiterhin zu bleiben, war Swanter von besonderer Bedeutung, denn der Schatten ist die Heimat eines Schurken. Leider galt diese Wirkung für jeden forschenden Blick, so auch für den der Schankmädchen, die an den mittleren Tischen der Taverne alle Hände voll zu tun hatten und daher Swanter und Abalea ohne böswillige Absicht immer wieder übersahen und ihr Rufen überhörten.

„Ich habe ein mulmiges Gefühl!“, sagte Swanter zu Abalea, unnötigerweise flüsternd, denn auch ein Gebrüll wäre im Lärm der Taverne für fremde Ohren unhörbar gewesen.

„Ich auch ...“, antwortete Abalea gereizt, verärgert darüber, dass immer noch niemand nach ihrem Begehrt gefragt hatte, „... und zwar im Magen. Ich habe Hunger und Durst, aber das scheint in dieser Taverne offensichtlich keinen zu interessieren!“

„Ich werde mich darum kümmern!“, beeilte sich Swanter zu sagen. Auf einmal wurde für ihn jede verborgene Gefahr leicht vernachlässigbar, würde sie ohnehin verblassen im Vergleich zu jener, die von Abalea ausgehen würde, wenn sie hungrig oder durstig bleiben müsste. Swanters Eifer war aber nur halb so selbstlos, wie dies den Anschein gehabt haben mag. Er selbst fühlte sich einem wohlschmeckenden wie sättigendem Happen nicht minder abgeneigt als die Jägerin, zumal sich zwischen dem Dunst, der die Taverne ausfüllte, genährt aus zahllosen brennenden und dampfenden Pfeifen mit Pfeifenkraut minderer Güte, dem Geruch von Schweiß aus seit Tagen nicht gewechselter Kleidung, sowie von dem schier erdrückenden Mief aus den großflächigen Lachen verschütteten Biers auf dem Holzboden, bisweilen der verlockende Duft frisch aufgetragenen Schweinebratens hindurch quälte.

Swanter erhob sich und folgte, immer der Nase nach, der wohlriechenden Spur der Verlockung. Er kam nur nicht weit, denn die Taverne hatte sich mittlerweile mächtig gefüllt. Jetzt, da sich der Tag dem Ende zuneigte, sowie auch die Arbeiten überall auf dem Hof beendet waren, kamen immer mehr neue Gäste ins Haus und nicht alle fanden einen Sitzplatz, da diejenigen, die schon seit geraumer Zeit hier verweilten und sich schon mehr als gesättigt und weit über das Maß des Vernünftigen hinaus getrunken hatten, das Feld einfach nicht räumen wollten. Ein paar dieser Uneinsichtigen ließ man aber bei der Frage ihres weiteren Aufenthalts dahier keine Wahl. Aus den Augenwinkeln konnte Swanter, gerade noch rechtzeitig bevor sie ihn überrumpelten, erkennen, dass zwei kräftige Knechte heranrückten, die sich jeweils zur Linken wie zur Rechten eines völlig überzechten Gast eingehakt hatten und den sturzbetrunkenen Tropf nach draußen ins Freie zu flankieren versuchten. Das war keine leichte Aufgabe, denn es war mühsam den schwankenden Mann, der das Ende seiner Durststrecke mehr als erreicht hatte und nun des selbstständigen Laufens nicht mehr mächtig war, auf den Beinen zu halten. Zudem verhielt er sich ihrem Ansinnen gegenüber nicht unbedingt wohlwollend, war aber zu einer richtigen Gegenwehr nicht mehr in der Lage. Daher versuchte der Betrunkene auf eine andere Weise seinen Verbleib in der Taverne zu sichern.

„Lasst es gut sein, Männer! Es geht mir gut! Komm wir trinken noch etwas, ich gebe einen aus!“, lallte er seine Begleiter an.

„Später!“, knurrte der eine Knecht, der kräftigere der beiden und auch der andere zeigte sich wenig interessiert an diesem Angebot. Nachdem die Knechte sich darauf nicht einlassen wollten, versuchte der betrunkene Gast sich noch einmal aufzubauen, um sich dem festen Griff seiner Begleiter zu entziehen. Aber er hatte einfach nicht mehr die Kraft dazu und das einzige, was er mit diesem Handeln erreichte war, dass sein Körper, vom Magen ausgehend, in Zuckungen geriet. Die zwei Knechte wussten dieses Zeichen wohl zu deuten und nun hatten sie es besonders eilig. Rüde schoben sie den Gast durch die dichte Menschenmenge und Swanter sah ihnen nach, bis sie aus seinem Blickfeld verschwanden. Er hörte gleich darauf die Proteste von Gästen, die sich auf unangenehme Weise auf die Seite geschoben fühlten und gleich darauf den alarmierenden Schrei eines Knecht:

„Schneller! Er kotzt gleich!“

Dann war eine kurze Weile nichts mehr anderes zu hören als das Gemurmel und das Gelächter der übrigen Gäste in der Taverne, alles schien aufs Neue seinen gewohnten Gang zu gehen. Swanter wollte sich schon von dem eben erlebten Geschehen abwenden und sich wieder um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, da vernahm er über den normalen Lärm der Taverne hinaus dieses merkwürdige würgende Geräusch, das in etwa so klang, als würde man mit einem kleinen Eimer zähen Faulschlamm aus einer tiefen Sickergrube schöpfen. Kurz darauf roch es auch so und dort, wo dieser Gestank herkam, spritzen die Menschen auseinander, als hätte man ihnen einen ganzen Sack voller lebender Ratten vor die Füße gekippt. Verärgerte Rufe wurden laut und alle verkündeten ein Höchstmaß an Abscheu und Ekel. Aber alles wurde übertönt von dem schrillen Geschrei einer Frau, die immer wieder denselben Satz wiederholte:

„NICHT SCHON WIEDER! NICHT SCHON WIEDER.....!“

Swanter schüttelte grinsend den Kopf und war recht froh darüber, dass ihn sein Weg in eine völlig andere Richtung führen würde und ihm der Anblick der Einzelheiten dieses Vorfalles erspart blieb.

Abalea hatte von diesem Ereignis von ihrem Platz aus nur wenig bis gar nichts mitbekommen. Sie war sehr mit sich selbst beschäftigt, denn eine derartige Anhäufung von Menschen, wie sie es hier und jetzt erleben musste, war ihr eher ein Grauen. Die Einsamkeit der Wildnis wäre ihr jetzt als Aufenthaltsort sehr viel angenehmer gewesen. Doch nachdem in diesen Tagen dort offensichtlich mehr Orks herumstreiften als kauflustige Menschen um den Keilerbrunnen zu Bree während eines Markttags, war es doch die bessere Idee gewesen, ein befestigtes Lager aufzusuchen, anstatt im Freien zu nächtigen, dem Schicksal auf Gedeihen oder Verderben ausgeliefert. Auch wenn sich die Kammer, in der sie sich einquartiert hatten, mehr aussah wie ein Geräteschuppen mit zwei kleinen Betten, in denen es selbst Hobbits schwer fallen würde sich auszustrecken. Für ein paar Nächte würde es schon gehen, das würde sie schon aushalten können, befand Abalea, doch diese Erkenntnis stimmte sie nur halb zufrieden, denn in der Enge dieser Taverne fühlte sie sich wie eingesperrt, wie ein Tier in einer Falle. Ungeduldig wartete sie auf die Rückkehr von Swanter und suchte Ablenkung in der Vorfreude auf ein kräftiges Mahl und einem würzigen Trunk. Doch Vorfreude alleine machte nicht satt und so sank ihre Laune ins bodenlose.

Plötzlich wurde fast schon donnernd ein Bierkrug auf den Tisch geknallt und weckte Abalea aus ihren grimmigen Gedanken.

„Wollt ihr auch einen Schluck von diesem köstlichen Bier?“

Der alte Mann, der sie dies mit ächzender Stimme fragte, sah sehr herunter gekommen aus, jedes einzelne seiner strähnigen Haare schien in eine andere Richtung zu deuten. Wind und Wetter hatten sein Gesicht arg zerfurcht und die zahlreichen Narben zeugten von einem harten Leben und einem ebenso schweren Schicksal, das dem Alten im Lauf der Jahre den Rücken gebeugt hatte. Er trug ein ärmliches, an vielen Stellen zeretztes Gewand, selbst sein Mantel schien mehr in Streifen an ihm herunter zu hängen. Der Fremde lächelte, aber es war ein erschreckendes Lächeln, denn seine Zähne waren braun gefärbt und die Zeit, da sie noch weiß gewesen waren, musste schon lange zurück liegen wie die Zeit, da die dunkle, glotzende Brühe, die er in seinem Krug der Jägerin zum Verzehr angeboten hatte, noch ein köstliches, schäumendes Bier gewesen war. Obwohl sie sehr durstig war, spürte Abalea keinerlei Neigung dazu, sich an diesem ekeligen Getränk zu bedienen, wahrscheinlich hätte es ihr den Magen umgestülpt. Sie schüttelte stumm den Kopf, dann senkte sie den Blick, in der Hoffnung, dass der Alte ebenso plötzlich verschwinden würde, wie er aufgetaucht war. Doch der Fremde tat ihr diesen Gefallen nicht.

„Ihr scheint alleine zu sein. Es ist nicht gut für eine Frau in diesen Zeiten alleine zu sein!“, sagte er unbeirrt mit seiner gebrechlicher Stimme.

Abalea seufzte und drehte gelangweilt die Augen nach oben. Das letzte, was sie jetzt gebrauchen könnte, wäre ein selbsternannter Beschützer, der ihr mit mehr oder minder klugen Ratschlägen auf die Nerven gehen würde. Einsamkeit mag dem einen eine Schreckensvision sein, anderen jedoch galt sie als ein leicht zu zahlender Preis für Freiheit und das Leben in der Abgeschiedenheit der Wildnis als eine geliebte Heimat, die man nur dann verlässt, wenn es unbedingt sein muss. Etwa weil das Salz ausgegangen war, die Schuhe alt, abgetragen und an den Sohlen löchrig geworden sind oder man die wertvollen Felle die man gesammelt verkaufen muss ehe sie vergammeln - eben immer dann, wenn man einen Händler oder Handwerker braucht. Alleine und ausschließlich für sich selbst verantwortlich zu sein und niemandem Rechenschaft schuldig zu sein, das war Abalea das wertvollste aller ihrer Güter des Glücks, obwohl sie diese, und das musste sich die Jägerin eingestehen, von Herzen gerne mit Swanter teilte. Aber vor allem in diesem Augenblick wäre sie liebend gerne alleine gewesen, denn noch immer hatte sie Hunger, Durst und dabei überhaupt kein Verlangen nach einer Unterhaltung mit unheimlichen Fremden. Abalea schwieg und behielt ihre Gedanken für sich, denn sie hatte das Gefühl, mit einer Antwort diesen vor Dreck und Schmutz starrenden Fremden zu einem weiteren Verbleib

einzuladen und das wünschte sie sich weniger als ein eitriges Furunkel am Hintern. Der Alte jedoch nahm von Abaleas ablehnender Haltung keine Notiz, sondern setzte sich, ohne eingeladen zu sein, auf einen der Stühle bei Tisch. Er wirkte auf einmal sehr verwirrt und welche Gedanken ihn auch immer umher trieben, es hatte nicht mit dem zu tun, was auf und um den Tisch des Nachdenkens würdig gewesen wäre. Sein Blick schien jedes Mauerwerk durchdringend in die Ferne zu gehen und die Bilder, die sich dabei vor seinem Auge auftaten, stammten entweder vom andren Ende der Welt oder aus den Tiefen seines verwirrten Geists. Mehrmals holte er tief Luft, als hätte er etwas zu verkünden, brach dann aber immer wieder ab um zu husten, sich zu räuspern oder irgendetwas, was ihm vom Magen auf die Zunge gehüpft war wieder herunter zu schlucken.

„Damals, vor so langer Zeit, musste ich meine Liebste alleine zurücklassen – sie ließen mir keine Wahl, diese Hunde!“, begann er dann endlich, stockend, als müsste er die Worte aus würgen.

Die Stimme des Alten klang stammelnd und ohne jede Melodie, als verkünde er kraftlos ein letztes Vermächtnis an die Nachwelt. Tatsächlich sah es so aus, als würde er jeden Augenblick die Besinnung verlieren. Wie im Wahn schüttelte er seinen Kopf und eine Träne lief über seine Wangen herunter.

„Was muss sie gelitten haben!“, flüsterte er traurig, mit halb erstickter Stimme vor sich hin und Abalea wurde der Alte langsam noch ein wenig unheimlicher. Sie räusperte sich laut, um auf sich aufmerksam zu machen und um die Gedanken des Fremden wieder in die Wirklichkeit zurück zu holen. Es gelang ihr aber nicht, der Alte blieb in seiner geistigen Versenkung.

„Ich muss sie suchen, ich muss sie finden! Jetzt bin ich wieder da – wartet auf mich!“, murmelte er in innerer Verzweiflung, er wollte oder könnte sich einfach nicht aus seiner Traumwelt lösen, in die er so unvermittelt gestürzt war und die Jägerin fühlt sich ziemlich hilflos. Sie traute sich nicht ihn anzustupsen, um ihn wieder in die Gegenwart zu locken, denn sie fürchtete, selbst ein sanfter Stoß könnte ihm die zerfledderte Kleidung vom Leib bröseln lassen und dies wollte sie unbedingt vermeiden. So abstoßend seine Erscheinung auch gewesen sein mochte und so sehr sie sich auch vor ihm ekelte, Abalea empfand dennoch ein starkes Mitleid mit ihm, denn sie spürte sein Leiden und seine seelische Qual erschütterte sie. Gerne wäre sie diesem verrückten Alten eine Hilfe gewesen, doch wusste sie nicht, wie sie das hätte anstellen sollen. Ihm Linderung zu spenden wäre selbst einem Heiler, der sich auf die Gesundung kranker Gemüter verstünde, äußerst schwer gefallen, vor allem auch schon deshalb, da der Alte nach seiner ersten lautstarken Klage in ein dumpfes Schweigen verfiel und nicht mehr ansprechbar schien.

Abalea fühlte sich unbehaglich neben diesem unheimlichen Fremden, selbst ihr Hunger und ihr Durst waren ihr in dieser Situation nicht mehr sonderlich wichtig. Sie ertappte sich bei dem Wunsch, dass Swanter endlich zurückkehren möge, da er in solchen Situationen sehr viel entschlossener zu Werke ging, als sie dies vermocht hätte, Mitleid stand ihr dabei im Weg. Dennoch war sie der Gesellschaft dieses Manns überdrüssig und so holte Abalea schon einmal tief Luft, um dem Fremden dringend anzuraten, sich behende zu entfernen. Aber ehe sie ihr Vorhaben durchführen konnte, erhob sich der Alte von seinem Stuhl und entfernte sich schwerfällig tippelnd vom Tisch, seinen Krug wie eine Standarte vor sich her tragend. Er schien die Gegenwart der Jägerin völlig vergessen zu haben und konnte sie offensichtlich auch nicht mehr wahrnehmen. Auf der einen Seite war Abalea erleichtert als der Alte ging, auf der anderen Seite fühlte sie etwas Ähnliches wie Scham, da sie sich vorwarf, einem Bedürftigen im Zeichen der Not Hilfe verweigert zu haben. So rief sie dem Entschwindenden noch nach, im vollen Bewusstsein, dass sie diese Frage ganz bestimmt noch irgendwann bereuen würde:

„Wer seid ihr eigentlich? Wie ist euer Name?“

Der Alte hatte wider allen Erwarten ihre Worte tatsächlich vernommen und drehte sich langsam um, sah die Jägerin mit trüben Augen an und antwortete, ohne Abalea dabei direkt in das Gesicht zu blicken:

„Nennt mich Schlammibert, einfach nur Schlammibert! Das tun alle hier!“

Dann trottete er zittrig weiter und verschwand in der Menge der herumstehenden Gäste wie ein Geist durch eine Wand.

Swaners Jagd nach einer Schankmaid hatte bisher nur mäßigen Erfolg. Es kam ihm langsam so vor, als wäre es im Vergleich dazu sehr viel einfacher, ein fliehendes Karnickel bei den Ohren zu packen. Zwar war hin und wieder eine der Schankmädchen in seiner Nähe an ihm vorbei geeilt, aber meistens waren sie schon mit einem leicht mürrischen Ausdruck im Gesicht damit beschäftigt ein gutes Dutzend schwerer, gefüllter Krüge vor sich her zu stemmen und dem Zuruf bedürftiger Gäste gegenüber so wenig aufgeschlossen wie ein Zwerg für ein asketischen Leben. Man hätte sein Anliegen genauso gut einer der zahlreichen Holzsäulen vortragen können, die stumm und brav die Last des Deckengewölbes trugen, sich sonst aber nicht im Geringsten um die Bedürfnisse des hungrigen Volks scherten. Holzsäulen stehen einfach nur da und bewegen sich nicht, aber die Schankmädchen tauchten plötzlich aus der Menschenmenge auf und verschwanden wieder in ihr wie flüchtige Erscheinungen in einem wirren Traum.

Swanter war des Wartens müde. Wenn das Glück nicht zu einem kommen will, dann muss man es eben suchen, damit man es ergreifen kann. So begann er den dienstbaren Mägden, sowie er sie in seiner Nähe gesichtet hatte, auf ihren Wegen durch die Taverne zu folgen, um einen günstigen Augenblick abzapfen zu können, dann doch noch seine Bestellung abgeben zu können und wenn er sich ihnen dafür in den Weg zu werfen müsste. Abalea wartete nun bereits eine ziemliche Weile und ihre Laune ist in dieser Zeit bestimmt nicht besser geworden. Aber es war gar nicht so einfach, mit den flinken Frauen Schritt halten zu können, denn die dicht stehenden Gäste gaben zwar einer fleißigen Schankmaid den Weg gerne frei, aber leider nicht ebenso einem nachfolgenden Schurken. Sobald die Bedienung die bereitwillig eingeräumte Gasse durchschritten hatte, schloss sich der Durchgang auch schon wieder und die Gäste setzten ihr Gespräch fort, dort wo sie es kurz zuvor unterbrochen hatten, achteten nicht weiter auf Swanter und dessen Flehen, man möge auch ihn passieren lassen. Es hatte auch wenig Sinn mit diesen Leuten zu disputieren, denn sie waren betrunken und viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich mit ihm abzugeben und das einzige Angebot das Swanter erhielt, war das eines kräftigen Hünen, der ihm ein paar kräftige Schläge aufs Maul offerierte, wenn er nicht endlich Ruhe gäbe. Swanter entschied sich gegen dieses Option und hielt es für geschickter einen Umweg einzuschlagen, weit genug, um aus der Reichweite dieses aufbrausenden Grobians zu kommen. Damit konnte er zwar sein Gesicht vor durch Fäuste hervorgerufene Unebenheiten bewahren, doch die Schankmaid hatte er erneut aus den Augen verloren.

Swanter fluchte verhaltend, seine Laune umwölkte sich langsam. Er reckte sich, um über die Köpfe der anderen Gäste hinweg nach dem typischen Häubchen zu suchen, das die Schankmädchen hier auf den Kopf trugen, um sich als solche den Anwesenden zu erkennen zu geben. Doch Swanter sah nur Hüte, Kappen und Kapuzen in jeglicher Form und in allen Farben, doch nicht das, was er so dringend suchte. Er war derart konzentriert in die Ferne zu blicken, dass er auf seine Schritte nicht mehr gebührend aufpasste und so lief er von hinten auf den drallen Leib einer Frau auf, die sich gerade über einen Tisch gebeugt hatte, um dort leere Krüge einzusammeln und sich zudem in einem deftigen Streit mit einem Beschwerde führenden Gast befand. Dieses Missgeschick war Swanter zwar sehr unangenehm, aber zugleich hätte er jubeln können, denn diese Frau war eine jener der Zunft, die er so verzweifelt gesucht und jetzt unverhofft gefunden hatte. Diese Dame war ihm allerdings zunächst alles andere als gewogen, denn sie hielt den Aufprall von Swaners Hüften auf ihren Hintern nicht für einen Zufall, sondern mehr für einen unbotmäßigen Versuch sinnlicher Annäherung. Wütend fuhr sie herum, den Arm weit ausgestreckt, bereit dem vermeintlichen Wüstling mit einer saftigen Ohrfeige auf die Schwere seiner Verfehlung hinzuweisen. Doch als sie Swanter dann ins Gesicht gesehen hatte, änderte sie von einem auf den anderen Moment ihre Haltung und alle Feindseligkeit fiel von ihr ab. Sie befand das Anlitz dieses Fremden als für zu schön, um es mit harten Schlägen zu verunstalten. Auch den Aufprall kurz zuvor sah sie plötzlich mehr betörend als verstörend an. So lächelte sie freundlich, fast schon warmherzig und es war, als hätte sich ein blutrünstiger Wolf vor den Augen Swaners wie auf auf ein Fingerschnippen hin in einen kuscheligen Schoßhund verwandelt. Also ließ die Maid die kampflustige Hand wieder sinken, richtete sich lieber, anstatt Ohrfeigen zu verteilen, damit die Haare und rückte das Häubchen zurecht.

„Na, mein Hübscher? Auf welche Weise kann ich euch dienlich sein?“, fragte sie Swanter mit einer schwülen Stimme, die trefflich anzudeuten vermochte, dass die Art des Angebots ihrer Dienstleistungen weit über jede sittliche Grenze hinaus zu suchen war. Dabei musterte sie ohne Scham den Schurken von Kopf bis Fuß und sie interessierte sich im Besonderen für die Stelle eine Hand breit unter seinem Gürtel.

„Ich“, begann Swanter wurde aber sogleich unterbrochen, denn die Schankmaid rückte nun hautnah auf ihn auf und er spürte den Druck ihres Mieders zwischen seinen Rippen und ihr gewaltiger Busen brandete auf seinem Brustkorb auf, wie riesige Meereswellen auf die steilen Klippen einer steinigen Küste.

„Ja ...?“, fragte sie unschuldig lächelnd.

Swanter räusperte sich unsicher. Ich war auf einmal so fürchterlich warm geworden, auf seiner Stirn bildeten sich die ersten Schweißperlen. Auch empfand er die Luft hier im Raum nun als besonders stickig, sein Rachen war plötzlich so trocken wie Zunder und seine sonst so wohlklingende Stimme verwandelte sich in ein hässliches Krächzen.

„Ich“, Swanter kam wieder nicht weiter, denn er fühlte plötzlich eine Hand in seinem Schritt und das ließ ihm die Stimme stocken. Er wollte nun einen Schritt zurück gehen, um sich der erdrückenden Nähe, sowie des Zugriffs der liebestollen Schankmaid zu entziehen, aber leider war dies nicht möglich, da hinter ihm wieder einmal ein Betrunkener in Freie getragen wurde, was ihm jeden Raum zum Rückzug versperrte.

Swanter seufzte innerlich. Sein Leben war ziemlich kompliziert geworden seit er Abalea kennengelernt hatte. Früher hätte er sofort und ohne zu Zögern alle Wünsche der Schankmaid mehr als befriedigt, denn Genüsse dieser Art hatten für ihn schon immer einen hohen Stellenwert. Essen und Trinken könnte man ja schließlich auch hinterher und wahrscheinlich würde es im Zustand befriedigter Seligkeit auch noch besser schmecken. Doch Swanter war nicht mehr derselbe wie zu jenen Tagen, da ihm der Begriff der Treue genauso unbekannt gewesen war, wie einem Troll ein reinigendes Wannenbad. Sein Herz gehörte jetzt Abalea und damit haben für ihn Recht und Unrecht völlig neue Bedeutungen bekommen, auch wenn ihm das im Moment nicht leicht fiel.

Swanter musste sich arg auf sein ursprüngliches Ansinnen konzentrieren, denn die Zudringlichkeit der Schankmaid fühlte sich immer angenehmer an.

„Meine Gefährtin und ich sitzen am Tisch nahe des Nebeneingangs. Könntet ihr uns zwei Krüge mit würzigem Bier dorthin bringen?“

Swanter betonte das Wort Gefährtin laut und deutlich, in der Hoffnung, die Schankmaid würde von weiterem Werben absehen. Doch entweder hatte diese die Andeutung überhört oder es war ihr gleichgültig, ob sich Swanter in festen Händen befinden würde oder nicht. Sie ließ nicht ab von ihrem Tun, fühlte sie doch, dass ihre Bemühungen nicht ohne Wirkung geblieben war und was sie jetzt ertasten konnte, fand ihren uneingeschränkten Beifall.

„Was immer ihr wollt, schöner Fremdling!“, hauchte sie Swanter ins Ohr, dem jetzt noch wärmer wurde und der langsam wider Willen die Grenzen seiner neuen Tugendhaftigkeit erreichte.

Es war eine sehr laute Stimme, die Swanter aus dieser verflixten Situation errettete und diese klang verdammt ärgerlich, wengleich sie der Schurke auch wahrnahm wie lieblichen Elbengesang.

„HE DA ! Habt ihr mich vergessen !?“, rief der erzürnte Gast, mit dem sich die Schankmaid noch kurz zuvor gezankt hatte, „Ich hatte einen Krug mit Bier bestellt und ich meinte damit einen bis zum Rand gefüllten! Der, den ihr mir brachtet, ist nur zur Hälfte gefüllt. Ich fordere einen Nachschank und zwar heute noch, wenn's genehm ist!“

Die Schankmaid stieß halblaut einen derben Fluch aus und ließ von Swanter widerstrebend ab, um sich dem Gast zuzuwenden. Ihr Gesichtsausdruck schien nichts Gutes zu verkünden, denn Swanter sah den erbosten Gast so heftig zusammen zucken als sähe er jäh einem dämonischen Unhold ins Angesicht.

„Ich meinte ja nur!Es ist nur ...so....der Krug der mit Bier drin nur halb voll!“ stammelte der Gast eingeschüchtert und fluchte innerlich darüber, nicht mit der Hälfte zufrieden gewesen zu sein. Er hatte jetzt wohl erkannt, dass es gesünder wäre mit dieser Frau nicht in Streit zu geraten und daher

wollte er seine barsche Forderung in eine freundlichere Bittstellung umwandeln. Allerdings kam diese Einsicht etwas zu spät, denn die Schankmaid war bereits so wütend wie ein waidwunder Keiler und sie würde sich offensichtlich nicht so schnell wieder beruhigen, dessen durfte er sich sicher sein.

„Ihr wollt also einen vollständig gefüllten Krug?“, fragte sie schon fast drohend nach und der Gast wünschte sich in diesem Augenblick, er hätte an diesem Abend nichts anderes getrunken als reines, frisches Quellwasser. Er nickte stumm, erfüllt von der Furcht, jedes weitere Wort könnte sein letztes unter dieser Sonne gewesen sein. Der Nachbar des Gastes hat von allem dem nichts mitbekommen, denn er lag ausreichend bezechet schlafend mit dem Kopf auf dem Tisch, hatte aber einen noch fast vollen Krug vor sich stehen. Diesen Krug ergriff die Schankmaid und füllte den des aufmüpfigen Gasts mit schalem Bier bis zum Rand auf.

„Ist es recht so?“, fragte sie, gefährlich knurrend wie ein Hund, der seine vergrabenen Knochen in Gefahr vermutet und der Gast antwortete hilflos ächzend und nur wenig von dem überzeugt was er da sagte:

„Es könnte nicht besser sein!“

Um seine Worte zu untermauern, nahm er gleich einen tüchtigen Schluck aus dem Krug und als er bemerkte, dass ihn die Schankmaid noch immer lauend beobachtete, gleich nochmal einen. Erst jetzt schien sie zufrieden zu sein und ließ ab von diesem armen Tropf, der nun vorsichtig und möglichst leise vor sich hin rülpste. Dann wollte sich wieder Swanter zuwenden, doch der hatte sich, die Gunst des Augenblicks nutzend, heimlich aus dem Staub gemacht.

Die Verblüffung der Schankmaid hielt nicht sehr lange an. Zuerst stieg Ärger in ihr hoch darüber, dass dieser schöne Bursche ihren Händen entkommen war, aber sie war schon immer ein Frau gewesen, die noch nie so schnell aufgegeben hat, besonders dann nicht wenn es um Männer ging. Ihr Jagdinstinkt erwachte, denn dieser Schurke war in vielerlei Hinsicht sehr begehrenswert für sie geworden. Zum ersten war er einer der wenigen Männer hier, die sich hier noch nicht halb um den Verstand gesoffen hatten, zum anderen sah er wirklich sehr schmuck aus und überdies war er, soweit sie dies mit ihren Fingern erfühlen konnte, überaus gut bestückt. Dass er sich ihres Zugriffs durch rasche Flucht entzogen hatte, kümmerte sie überhaupt nicht, denn zuvor war er formbar wie Wachs in ihren Händen gewesen und er würde es erneut sein, wenn sie ihn wieder in ihre Finger bekommen würde. Entschlossen bahnte sie sich forsch einen Weg durch die dicht herumstehenden Leute, ignorierte jeden Wink der Gäste, die gerne noch eine Bestellung aufgegeben hätten und erreichte alsbald die Theke. Sie hatte Glück, dass dort noch keine andere Schankmaid vor ihr stand, auf die gefüllten Krüge wartend, die sie unter die Gäste bringen sollten, denn dann hätte sie warten müssen und Zeit hatte sie derzeit überhaupt nicht. Jede Verzögerung steigerte die Gefahr, dass dieser Bursche mitsamt seiner Gefährtin auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein könnte.

„Zwei Zwergenbiere, aber rasch, nicht so lahm wie sonst!“, herrschte sie ungeduldig den Schankwirt an. Dieser nickte stumm und machte sich, obwohl zur Eile ermahnt, in aller Gemütsruhe ans Werk. Das stark schäumende Zwergenbier muss eben sehr ruhig und vor allem langsam eingeschenkt werden, wenn im Krug nicht mehr Schaum als Bier sein soll. Die Schankmaid nutzte die Wartezeit, um sich äußerlich auf eine erneute Begegnung mit dem Schurken vorzubereiten. Sie lockerte die Bänder, die ihr Hemd zusammen hielten, damit ihre großen Brüste in ihrer natürlichen Gestalt und Form besser zur Geltung kämen. Die Schankmaid lächelte siegessicher, bisher hatte noch kein Mann diesem Anblick widerstehen können. Selbst der Schankwirt, den sonst nichts aus der Ruhe bringen konnte, startete sie mit einer Mischung aus Überraschung und Lüsterheit an und vergaß dabei den Zapfhahn rechtzeitig wieder zu schließen und tat es erst, als sich das Bier über den Rand des Krugs schon auf den Boden ergoss. Verlegen lächelnd stellte der die zwei Krüge vor der Schankmaid ab und drehte sich dann schnell weg, um nicht wieder in diesem betörenden Anblick, der jedem Anstand und jeder Sittlichkeit trotzte, rettungslos zu versinken. Demnach sah er auch nicht, dass die Schankmaid eine kleine Phiole aus einer ihrer Taschen holte, sie öffnete und das grünliche Pülverchen darin in den einen Bierkrug rieseln ließ. Die Schankmaid lächelte gehässig. Wenn die Gefährtin dieses Burschen auch nur wenige

Schlücke von diesem Bier tränke, würde sie nicht lange danach in einen tiefen Schlaf fallen. Danach wäre der Weg dann frei, sich diesen Burschen zu schnappen und gefügig zu machen. Die Schankmaid grinste in Vorfreude, denn sie hatte keinen Zweifel daran, dass ihr dies gelingen würde. Männer sind in dieser Beziehung wie einfältige Bären, die immer wieder in dieselbe Fallen tappen, wenn der Köder stimmt.

Sie nahm den präparierten Krug in die rechte Hand, den anderen in ihre linke. Sie durfte die Krüge nicht verwechseln, denn mit einem schlafenden Kerl wäre nichts anzufangen. Vor allem dann nicht, wenn er von einer hellwachen Begleiterin beschützt werden würde.

Als sich die Schankmaid dem Tisch von Abalea und Swanter näherte, wurde sie von den beiden höchst unterschiedlich wahrgenommen. Während die durstige Jägerin hauptsächlich zwei Bierkrüge kommen sah, fragte sich Swanter, ob sich die Brüste dieser Schankmaid in dieser kurzen Zeit so enorm vergrößert hatten oder ob nur mehr davon zu sehen war als bei ihrer ersten Begegnung, von deren Besonderheiten Swanter seiner Gefährtin gegenüber vorsichtshalber erst einmal nichts erzählt hatte. Er klammerte sich an die Hoffnung, dass die Schankmaid die Krüge abstellen, gleich danach wieder verschwunden sein würde und dann nichts weiter bliebe als eine lustige Geschichte, die man sich zur Erbauung aller am Lagerfeuer erzählen wird. Doch das Schicksal wollte Swanter einfach nicht aus den Krallen lassen. Die Schankmaid stellte die Krüge auf den Tisch, nahm einen feuchten Lappen von ihrem Gürtel und erklärte sodann:

„Der Tisch ist ja ganz schmutzig. Ich werde ihn sofort säubern!“

Dieser Tisch war den ganzen Abend lediglich von Abalea und Swanter benutzt worden, doch bisher nur um die Arme darauf abzulegen, während sie auf Speise und Trunk gewartet haben und daher wahrscheinlich der sauberste aller Tisch hier in dieser Taverne. Doch die Schankmaid hatte auch nicht Reinlichkeit im Sinn, sondern etwas ganz anderes. Als sie sich nach vorne beugte, um den Lappen über die Tischplatte kreisen zu lassen, fiel der Kragen ihres Hemds unzüchtig weit nach unten. Es war, als würde sich in einem Theater der Vorhang öffnen, um die Sicht auf eine Bühne freizugeben, auf der schon zwei beeindruckende, unverhüllte Darsteller auf ihren großen Auftritt warteten. Swanter schluckte trocken. Er wollte den Blick wegwenden, aber er konnte es nicht. Die Schankmaid, die dem Schurken immer wieder einen heimlichen Blick zuwarf, reinigte unterdessen eifrig weiter den an sich sauberen Tisch und das Kreisen ihrer Hand übertrug sich auf ihren ganzen Körper. So kamen auch ihre großen Brüste in Bewegung und sie baumelten hin und her wie zwei Moorkuhglocken am Hals eines weidenden Rinds. Swanter starrte auf den verführerischen Tanz dieser Brüste, gebannt wie ein Kaninchen vor einer aufgerichteten Schlange und sein Verlangen, die Hände auszustrecken um sinnlich zu zu greifen, nahm mit jedem Augenblick zu.

Abalea hatte den Rand des Bierkrugs schon an den Lippen, als sie erkannte, wie dreist diese Schankmaid ihren Swanter zu betören versuchte. Sie sah diesem Treiben eine Weile zu und wartete darauf, Swanters Widerstand gegen diese Verführung erleben zu dürfen, doch wurde sie enttäuscht. So beschloss sie ihrerseits dem Ganzen ein Ende zu setzen, bevor Swanter den Verlockungen vollends erliegen würde. Wütend schlug sie mit dem Hacken ihres rechten Stiefels unter dem Tisch gegen Swanters Schienbein und hoffte von Herzen, dass es ordentlich weh getan hatte. Der Schurke schrie unterdrückt auf, denn der Schmerz war gewaltig und er war mächtiger als der Anmut aller Brüste dieser Welt. Jedes Verlangen, das bis zu diesem Zeitpunkt ihm innewohnte, fiel von ihm ab wie Holzspäne von einem gehobeltem Eichenbrett und wurde ersetzt durch die Sehnsucht, dass dieser Schmerz bald nachlassen würde. Aber er wollte sich davon auch nicht unterkriegen lassen und versuchte, auch wenn es schwer fiel, nicht jämmerlich zu wehklagen, die Haltung zu bewahren, sich so gut wie möglich nichts anmerken zu lassen.

„Könntet ihr uns auch mit einer warmen Speise glücklich machen?“, fragte Swanter die Schankmaid mit gepresster Stimme. Er hatte zwar nun überhaupt keinen Hunger mehr, aber es war ihm sehr daran gelegen, dass diese Frau endlich vom Tisch verschwinden würde. Insgeheim richtete er sich schon auf eine geriebene Schelte von Abalea ein und er wusste, dass er das verdient hatte. Er fühlte sich so

schuldig wie ein Fuchs, der in einem leeren Hühnerstall ein Nickerchen hält auf einem Berg von frisch gerupften Federn.

Die Schankmaid tat ihm diesen Gefallen. Sie richtete sich wieder auf, steckte den Lappen weg und ordnete den Ausschnitt ihres Hemds, da nachdem sie sich erhoben hatte, ihre linke Brust nicht ordnungsgemäß in ihr Versteck zurückgefallen war.

„Einem schönen Mann kann ich keinen Wunsch ausschlagen.“, erklärte sie zwinkernd.

„Seiner schönen Gefährtin auch nicht – so hoffe ich. Ich hätte nämlich auch Hunger!“, warf Abalea ein und ihre Stimme klang so frostig wie ein Fallwind an den Gipfeln des Nebelgebirges.

„Selbstverständlich!“, entgegnete die Schankmaid höflich, aber nicht minder unterkühlt.

Swanter fröstelte! Ihm war, als wäre er nackt einem Sturmwind in Forochel ausgeliefert. Hätte er jetzt eine brennende Fackel zwischen diese beiden Frauen gehalten - die Flamme wäre erfroren.

Endlich zog sich die Schankmaid zurück und Swanter atmete ein klein wenig auf, obwohl er annehmen musste, dass jetzt gleich der Zorn Abaleas über ihn kommen würde. Doch nichts dergleichen geschah und das beunruhigte Swanter noch mehr als die Erwartung deftigen Tadels. Die Jägerin saß nur still da und sah starr vor sich hin. Noch nicht einmal das frische Bier hatte sie anrühren wollen. Doch die Ruhe täuschte. Abaleas Gesicht war bleich wie ein frisch gewaschenes Laken und sie presste ihre Lippen zusammen, als wolle sie ungehörige Worte zurück halten. Swanter war diese Mimik durchaus vertraut. Es waren Anzeichen wilder Wut, die noch in ihrem Innersten kreiste und den Weg nach außen suchte. Swanter fühlt sich wie am Fuß eines grummelnden Vulkans, aus dessen Krater sich schon dichter Rauch erhob. Der Ausbruch war nur noch eine Frage der Zeit.

Das Schweigen zwischen den beiden wurde immer schwerer und belastender. Swanter hielt es dann nicht mehr länger aus und fragte Abalea in kläglichem Tonfall:

„Warum musstest du gleich so grob vorgehen und einfacher Stubser hätte es doch auch getan?“

Der Schurke erlaubt sich jetzt zum ersten mal das angeschlagene Bein zu reiben.

„WARUM?“, giftete Abalea aufgebracht zurück und Swanter sah aus seinem gedachten Vulkan schon die erste Flammenwolke aufsteigen. „Wäre ich sanfter vorgegangen, wärst du wahrscheinlich mit dem Gesicht voran zwischen ihre Brüste gefallen!“

„Aber es waren doch so prächtige, anmutige Dingerchen gewesen!“, versuchte Swanter kleinlaut zu erwidern und war sogar noch der Meinung, sich damit lückenlos erklärt zu haben. Abalea teilte diese Ansicht aber nicht. Sie hielt Swanter ihre Fäuste vor das Gesicht und zischte zornig:

„Das hier sind auch prächtige, anmutige Dingerchen und wenn du so etwas gerne von der Nähe betrachtest, kann ich sie dir gerne mit Wucht auf die Augen drücken!“

Swanter beschloss jetzt besser nichts mehr zu sagen. Auch empfand er das folgende Schweigen eher als wohltuend und sehr viel weniger belastend. Und so saßen sie eine Weile nebeneinander und keiner sprach ein Wort. Es war wie eine stille Übereinkunft lieber zu schweigen, als jetzt noch etwas Falsches zu sagen. Abalea war wütend, jedoch zugleich sehr traurig und sie hatte die Angst aus dem Moment heraus zu zerschlagen, was ihr lieb und teuer geworden war. Swanter hingegen fühlte sich als Täter und Opfer zugleich und er konnte sich nicht entscheiden, welche der beiden Rollen er zu seiner Standarte machen sollte.

Gerade wollte Abalea einen Schluck aus ihrem Krug zu sich nehmen, als sie aus den Augenwinkeln heraus sah, dass Swanter eben das Gleiche zu tun im Begriff war. Trotzig stellte sie den Krug auf den Tisch zurück, ohne aus ihm getrunken zu haben. Sie wollte in diesem Augenblick nichts im Gleichklang mit Swanter tun, dazu war sie noch zu wütend auf ihn. Aber Swanter stellte seinen Krug auch unverrichteter Dinge zurück. Im Gegensatz zu der Jägerin war ihm daran gelegen, eben das zu tun, was Abalea in diesem Moment auch täte, denn dann würde er nichts Verkehrtes tun, so dachte er. Nachdem der Swanter seinen Krug wieder abgestellt hatte, sah die Jägerin die Gelegenheit gekommen alleine für sich trinken zu können und hob den Krug wieder an, aber Swanter machte ihr es sofort und geflissentlich nach. Gegen ihren Willen musste Abalea fast schon wieder grinsen. Die

Situation, egal aus welchem Ärger geboren, hatte nun gegen alle Erwartungen auch etwas Belustigendes.

„Soll das jetzt den ganzen Abend so weitergehen?“, fragte sie Swanter mit annähernd sanfter Stimme. „Ich hoffe nicht!“, antwortete Swanter trocken, „Sonst verdursten wir vor gefüllten Krügen!“

Die Jägerin konnte nicht mehr anders, sie musste laut lachen und sich eingestehen, dass es Swanter wieder einmal geschafft sie um den Finger zu wickeln.

„Also gut!“, erklärte sie entschlossen, „Lass uns Frieden schließen! Für diese mal vergebe ich dir noch einmal, aber ich möchte nicht, dass dies wieder vorkommt!“

„Ich danke dir, du Herrin meines Herzens!“, antwortete Swanter feierlich, „Ich gelobe, dass meine Augen, meine Hände und anderes nur dir gehören und sollte ich nieder sinken, dann nur noch zwischen deinen Brüsten!“

Abalea glaubte ihm kein Wort seines Schwurs, musste aber trotzdem lachen. Ihr war durchaus bewusst, dass sich ein Wolf nicht so einfach in einen Pflanzenfresser verwandeln würde und sie musste sich eingestehen, dass der Wolf in Swanter für sie etwas sehr Erregendes hatte und sie es eigentlich gar nicht anders haben wollte.

„Darauf wollen wir trinken!“, rief Abalea und Swanter stimmte uneingeschränkt zu.

„Jetzt oder nie!“, rief er kämpferisch und hob den Krug und Abalea beeilte sich es ihm nach zu tun. Sie prosteten einander zu und führten den Krug zum Mund.

„HALT! Warte!“, rief Swanter plötzlich und erschrocken hielt Abalea inne.

Da war es wieder, diese eigenartige Gefühl und wie immer kam es nicht schleichend, sondern so plötzlich wie ein Platzregen bei heiterem Sonnenschein. Swanter seufzte, hatte er nicht schon genug Ärger am Hals? Wollten ihn die Herolde des Schicksals gar nicht vor der liebestollen Schankmaid warnen?

Das Gefühl, in Gefahr zu sein wurde immer stärker, sein Herzschlag wurde schneller und seine Hände feucht. Eine kurze Zeit lang glaubte Swanter, der Streit mit Abalea könnte in ihm nachhallen und die Furcht ihre Liebe verloren zu haben, ihn nachträglich beeinflussen. Doch der Streit mit ihr war vorbei und ihre Zuneigung zueinander stärker den je.

Swanter sah sich in der Taverne um. Es war schon spät, die Reihen der Gäste hatte sich erheblich gelichtet. Es waren da nur noch wenige, die keinen Sitzplatz gefunden hatten, man konnte den Raum jetzt sehr viel besser überblicken. Auch die Jägerin sah sich inspiriert von Swanter um, wenn sie auch keine Ahnung hatte, wonach sie eigentlich suchen sollte, aber die hatte Swanter offensichtlich auch nicht. Diese Annahme war in gewisser auch zutreffend. Swanter wusste in der Tat nicht genau wonach genau er Ausschau hielt. Aber sein Instinkt hatte ihn nicht betrogen, denn er wurde fündig. Doch fühlte er keinen Triumph deswegen.

Denn das, was er entdecken musste war etwas, was selbst ihm den Schrecken tief in die Gebeine trieb. Ihm wurde schlagartig bewusst, dass er und Abalea wohl bis zum Hals in der Jauche steckten und ihre Leben bald schon weniger wert sein würden als verschüttetes Bier.

Kapitel 8

** Tod beim Bade **

Ein blauer Rauchkringel stieg schräg empor, ein fast perfekter Kreis. Er wurde immer größer, aber auch blasser und verschwand dann im qualmigen Dunst der Taverne. Ein zweiter folgte und auch ihm erging es nicht anders als seinem Vorgänger. Marric zog noch einmal tüchtig an seiner Pfeife, füllte den Mundraum mit aromatischem Rauch und formte seine Lippen zu einer Rundung, dann stieß er mit der Zunge einen Teil des Rauchs in die stickige Luft hinaus und ein weiterer Rauchkringel begann seine Reise. Marric zog gleich danach seine Lippen zu einem kleineren Kreis zusammen und pustete nun

auch den Rest des Rauchs aus seinem Mundraum, doch diesmal stärker und kräftiger. Der Kringel, der dadurch entstand, war kleiner, aber sehr viel schneller als jener kurz zuvor. Der kleine Rauchring holte seinen großen Bruder rasch ein und schwebte dann durch dessen Mitte hindurch. Der große Kringel verblasste alsbald, doch der Kleine flog noch ein gutes Stück weiter, ehe auch ihn das Schicksal ereilte, sich im Raum aufzulösen. Marric lächelte zufrieden. Endlich war ihm dieses kleine Kunststück gelungen, nach einer langen Reihe peinlicher Fehlversuche an diesem Abend. Bei Gandalf sah das immer so einfach aus. Und der Erfolg kam gerade noch rechtzeitig, denn viel Zeit hätte Marric nicht mehr gehabt, das Pfeifenkraut in seiner Pfeife war schon fast verglüht.

Zu Marrics allergrößtem Bedauern war der kleine Beutel, der neben ihm auf einem kleinen Beistelltisch lag, bis auf ein paar wenige, verbliebene Krümel auch schon fast leer. Der winzige Rest an Pfeifenkraut, eine Sorte, die landläufig Zaubererfeuer genannt wird, hatte gerade eben noch gereicht, ein Pfeifchen zu füllen für einen letzten rauchigen Hochgenuss. Es würde an Saatgut für Süße Lobelie fehlen, hatte ihm Ahandalion erklärt, ohne die keine der notwendigen Kreuzungen verschiedener Pfeifenkräuter möglich wären, um am Ende eines langen Wegs mehrfacher Aussaat und Ernten die Krönung jener Pflanzen einzufahren, aus denen letztlich Zaubererfeuer geschaffen würde. Doch die Süße Lobelie ist schwer zu finden, denn sie lässt sich nicht kultivieren und in der Wildnis ist sie selten zu entdecken.

Marric saß unbequem, sein Rücken schmerzte erheblich. Der Stuhl, auf dem er Platz genommen hatte, war nicht für hohe Herrschaften gedacht. Auf ihm saßen sonst nur Knechte oder Mägde, die darauf geduldig warteten, gerufen zu werden, sobald sich bei Unterredungen im Hinterzimmer ein Bedarf ergab, etwa um Essen oder Trinken herbei zu schaffen, wenn sich die hohen Herren von Hunger oder Durst beeinträchtigt fühlten oder um Botschaften zu übermitteln, wenn dies als wichtig erachtet wurde. Der Tisch neben diesem Stuhl war ziemlich klein. Der leere Beutel für Pfeifenkraut lag auf ihm, zusammen mit dem Weinkrug, der mittlerweile ebenso leer war wie der Beutel, mehr hätte auf dem Tisch auch keinen Platz gefunden. Es war bestimmt kein Ort, den er sich ausgesucht hätte, um einen geruhsamen Abend zu verbringen, aber er hatte andere, bedeutendere Vorteile, die Marrics Absicht sehr entgegen kamen. Von diesem Ort hatte man einen guten Überblick über die Taverne und er lag abseits des wilden Treibens, im Schatten der flackernden Lichter. Man sah gut, konnte aber nicht so leicht gesehen werden. Ideal, wenn es galt, jemanden unbemerkt zu überwachen.

Marric blinzelte unauffällig schräg zur rechten Seite. Die Schankmaid hatte den Tisch Abaleas und Swaners gerade eben verlassen und nun schienen die beiden sich gründlich in den Haaren zu liegen, weswegen auch immer. Soweit dies Marric erkennen konnte, war die Jägerin außer sich vor Zorn, während Swanter einen eher verlegenen Eindruck machte. Marric war sehr erstaunt, konnte er sich doch nicht erklären, weshalb die beiden so plötzlich in einen herben Zwist geraten sein könnten. Aber es schien zumindest zu keinem großen Zerwürfnis zu kommen. Marric lächelte, denn er vermochte, obwohl sich die beiden nun trotzig anschwiegen, die heimlichen Blicke die sich die zwei zuwarfen, stets bemerkt, dass der jeweils andere dies nicht bemerken würde, gut zu erkennen. Es war als suchten sie nach einer Gelegenheit wieder Frieden zu schließen und Marric war sich sicher, dass es ihnen bald gelingen würde. Gaelm hatte die zwei wirklich hervorragend beschrieben in ihrer äußeren Erscheinung ebenso, wie in der Art ihres Wesens. Man könnte es förmlich spüren, so hatte der Sohn Eogars erklärt, dass beide die Freiheit ebenso lieben würden, wie sie Abhängigkeit scheuten, aber ihre Bindung zueinander war sehr stark und keiner könnte mehr ohne den anderen sein, ohne sich als halber Mensch zu fühlen, was sie auf der einen Seite genossen, aber gleichzeitig auch verdrießlich machte. In vielen Dingen war Gaelm eben sehr viel feinfühlicher als sein Vater, der die beiden regelrecht verabscheute und sie abwertend ein lüsternes Gesindel nannte.

Gaelms Beschreibung der äußeren Erscheinung des Paares war nicht minder zutreffend, als die ihrer Wesensart. Marric hatte sie sogleich erkennen können, als er vor nicht allzu langer Zeit aus dem Hinterzimmer in die Taverne zurückkehrte, mit einem frisch mit Wein gefüllten Krug in der Hand. Er fühlte sich erleichtert darüber, dass er nicht lange nach ihnen hatte suchen müssen. Denn das Gelände des Hengstackerhofs war sehr weiträumig, zudem durch die zahllosen Gäste auch außerordentlich

unübersichtlich und wären sie nicht in dieser Taverne gewesen, sie hätten überall stecken können. Es hätte Stunden gebraucht sie ausfindig zu machen, es war schon viel angenehmer zeitnah wie durch eine glückliche Fügung, über sie zu stolpern. Also bezog Marric auf diesem kleinen, unbequemen Stuhl Stellung und beobachtete Swanter und Abalea, ließ sie keinen Augenblick aus den Augen.

Seither ist allerdings sehr wenig geschehen, was Marrics forschendes Interesse hätte erregen können. Swanter und Abalea saßen einfach nur auf ihrem Platz, sahen vor sich hin und gaben sich auch zueinander seltsam wortkarg. Niemand der Gäste nahm Kontakt zu ihnen auf und sie selbst suchten ebenfalls keinen, sieht man einmal davon ab, dass sie schon fast verzweifelt und ohne Erfolg um die Aufmerksamkeit einer Schankmaid gebuhlt hatten. Nur einmal, als Swanter sich aufmachte, offensichtlich um eine der Schankmädchen zu stellen, kam ein zerlumpter, alter Mann an den Tisch, setzte sich an die Seite Abaleas und begann ein Gespräch mit der Jägerin. Leider konnte Marric nicht verstehen, worüber sie sich unterhielten. Der Mann blieb auch nicht lange dort, er machte sich schon nach kurzer Zeit wieder auf den Weg. Marric dachte noch eine Weile über den heruntergerissenen Alten nach, denn er war sich nicht schlüssig darüber, ob das sehr wirre Gehabe dieses Manns auf übermäßigen Trunk oder auf eine Schwachheit des Geistes zurückzuführen wäre. Aber möglicherweise tat der Alte auch nur so, als wäre er nicht richtig bei Verstand und folgte in Wirklichkeit einem wohl berechneten Plan. Zudem plagte Marric die Frage, warum der zerlumpfte Fremde gewartet haben mochte, bis Swanter vom Tisch gegangen war, ehe er sich zu Abalea gesellte?

Über diese Jägerin war so gut wie nichts bekannt. Könnte es sein, dass sie ein übles Geheimnis in sich trüge? Über Swanter hingegen wusste man ziemlich viel und nichts von dem, was man von ihm zu kennen glaubte, stand als Zeugnis für eine edle Gesinnung. Marric musste diesen Schurken sehr konzentriert beobachten, um ihn genauer wahrnehmen zu können. Ein paar beiläufige Seitenblicke reichten da nicht, denn dann wirkte Swanter wie ein flüchtiger Schatten, der den Beobachter schon nach kurzer Zeit nicht mehr sicher sein ließ, überhaupt etwas gesehen zu haben und jede Erinnerung daran nur Abbild seiner ausschweifender Gedanken hielt. Es bedurfte schon eines längeren Hinsehens, jene kantigen Konturen Swanters Wesen erkennen zu können, die verborgene Kraft, einen eisernen Willen und eine verspielte Freude am Risiko vermuten ließen. Marric lächelte mit einem Anflug von Häme. Er konnte nun verstehen, warum Zartlärche diesen Mann über alle Maße hinaus fürchtete. Der Bürgermeister fühlte sich unterlegen und ist wahrscheinlich schon mehrfach von dem Schurken gefoppt worden. Marric wurde richtig neugierig, er hätte nur allzu gerne gewusst, was Swanter Zartlärche alles angetan hatte, dass dieser ihn mit so großem Hass verfolgte. Der Anführer der Schattenklingen beschloss, sich in näherer Zeit darüber kundig zu machen, was die beiden in diesem argen Maße zu Feinden gemacht haben könnten. Die Erkenntnisse hierüber könnten außerordentlich erheiternd werden, wobei Marrics Sympathie fast ausschließlich Swanter zuteil wurde. Vor allem deswegen, da er den Bürgermeister von Bree nicht ausstehen konnte und ihm daher reichlich Schaden und Spott gönnen würde. Aber Marric wagte es bei allem Wohlwollen nicht die Verschlagenheit des Schurken zu unterschätzen und er war sich sicher, wenn Swanter auch nur zwei Schritte weit an einem vorbeigeinge, wäre man gut beraten, sofort seine Habseligkeiten zu überprüfen, ob denn noch alles vorhanden wäre. Aus Abalea aber wurde Marric zunächst nicht schlau. Nichts an ihr war auf den ersten Blick so richtig auffällig. Man würde sie in einer Menschenmenge glatt übersehen, so unscheinbar präsentierte sie sich einer flüchtigen Betrachtung. Erst bei anhaltend aufmerksamen Beobachtungen offenbarte sich die schillernde Persönlichkeit dieser Frau. Dann sah man in Abalea nicht mehr die einfache Frau aus dem Volk, sondern erkannte bewundernd die Schönheit ihrer Gestalt, die Einzigartigkeit ihrer geschmeidigen Bewegungen in perfekter Anmut und Zweckmäßigkeit zugleich. Sie schien in ihrem Wesen sowohl unbedingte Lebenslust, als auch ordnenden Anstand zu gleichen Teilen einzubringen, was sie in ihrer Anmut begehrenswert, aber auch unberührbar machte. Zweifellos war sie eine Meisterin der Überlebenskunst und trotz der zarten Sinnlichkeit ihrer Ausstrahlung stark, robust und bereit, sich jegliche Entbehrung wie leichtes Gepäck auf ihre Schultern zu laden. In gewisser Weise erinnerte Abalea Marric an eine der zahllosen Straßenkatzen in den Gassen Brees, die sowohl geliebt als auch gehasst wurden, die man liebend gerne streicheln würde, hätte man nicht die Angst übel

gekratzt zu werden, die sich nie fangen ließen, die auftauchten und verschwanden, ganz wie es ihnen beliebt und denen man zu großem Dank verpflichtet war, sorgten sie doch dafür, dass die Mäuseplage in der Stadt halbwegs erträglich blieb. Swanter hingegen war für Marris wie ein Fuchs, schlau und rücksichtslos, auf Pfaden schleichend in der Kenntnis aller heimlichen und verruchten Wege einer Welt, die ihm als ein einziger großer Hühnerstall erschien, in dem man sich nach Gutdünken bedienen durfte.

Marris Gedankenspiele wurden jäh unterbrochen, denn Hymephos war von seinen Ermittlungen zurückgekehrt. Wie es schien, nicht ohne Ergebnisse, denn der Hüter schien es sehr eilig zu haben. Geradlinig wie eine Lawine bahnte er sich von der Eingangstüre aus einen Weg durch die dicht aneinander gedrängten Gäste, nahm, ohne seine Schritte zu verlangsamen, einen leer stehenden Stuhl, dessen bisheriger Besitzer zu diesem Zeitpunkt zum Wasserlassen in den Hof gegangen war, mit einem kurz entschlossenen Handgriff mit und stürmte mit diesem Stuhl in der Hand weiter auf Marris Aufenthaltsort zu. Natürlich eckte er mit seinem sperrigem Gepäck bei allen Umherstehenden für die Betroffenen teilweise recht schmerzhaft an. Deren Protestschreie waren es dann auch, das Marris hellhörig gemacht hatte und auf diese Weise das Nahen des Hüter bemerkte. Hymephos kam auch gleich zur Sache als er den Tisch seines Anführers erreichte, noch während er sich auf seinem mitgebrachten Stuhl niederließ, begann er schon erregt zu erzählen.

„Diese Angelegenheit ist durch und durch verwurmt!“

Der junge Hüter wirkte sehr aufgebracht. Marris versuchte erst gar nicht ihn zu beruhigen. Es hätte zum einen nichts geholfen, denn wenn Hymephos erst einmal in Wallung geraten war, dann brachte ihn nichts auf dieser Welt wieder herunter, sein jugendliches Ungestüm war stärker als jede weise Bedachtheit die Marris zu bieten hatte. Zum anderen war Marris selbst auch viel zu neugierig auf das, was Hymephos zu berichten sich anschickte und wollte sich daher nicht dessen Eifer in den Weg werfen.

„Ich habe mich bei vielen der Leute aus Gondor, vorwiegend jenen, die sich um diesen Hochstallmeister scharen, ein wenig umgehört und mit jedem Gespräch mehr steigerte sich mein Argwohn. Mit jeder Antwort die ich erhielt wuchs die Anzahl meiner Fragen. Am meisten wunderte es mich, dass niemand aus seinem Gefolge den Hochstallmeister vor dem heutigen Tag je von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden war. Zudem hielt ich es für sehr ungewöhnlich, dass Herr und Tross getrennt reisten!“

Marris nickte beipflichtend.

„Das macht mich auch sehr nachdenklich!“, erwiderte der Anführer der Schattenklingen, „Warum sollte ein Anführer seine Leute voraus befehlen, eskortiert von einer erklecklichen Anzahl bis an die Zähne bewaffneter Krieger, um selbst vollkommen schutzlos hinterher zu ziehen? Das ist nun ja auch nur um Haaresbreite gut gegangen. Hätte er nicht zufällig unterwegs einen Schurken und eine Jägerin an seine Seite geholt, müssten wir jetzt wohl kaum noch über die Person des Hochstallmeisters nachdenken, sondern höchstens noch um sein geheimnisvolles Verschwinden!“

Hymephos runzelte die Stirn. Die Gedanken, die ihm jetzt in den Sinn schossen, gefielen ihm überhaupt nicht.

„Findet ihr nicht auch, dass das ziemlich viele Zufälle auf einmal sind?“, fragte er seinen Anführer, „Was wäre, wenn dies alles gar keine Zufälle waren?“

„Ihr meint?“, begann Marris, wurde aber sogleich von Hymephos unterbrochen.

„Genau ! Wir verfolgten zu Beginn die Spur von Räubern und Wucherern. Sie führte uns an den Hundholzhof, der schon vor längerer Zeit von grausamen Südländern, von denen niemand weiß aus welchem Loch sie hervor gekrochen kamen und wem sie wirklich dienen, im Handstreich eingenommen wurde. Doch teilte sich zuvor die Spur und diese Abzweigung führte uns nach Norden, wo sie sich mit einer anderen wieder vereinigte. Sind Abalea und Swanter dem Hochstallmeister dort aufs Geratewohl begegnet oder hat dieser sie dort gar bereits erwartet? Immerhin boten sie ihm einen Schutz, auf den er zuvor tollkühn verzichtet hatte, indem er alle seine bewaffneten Begleiter mit dem Tross voraus sandte. War es eine Fügung, dass die zwei Reisenden ihm schon wenig später die Haut

retteten oder war es die Voraussicht des Hofstallmeisters, der um die Gefahr bereits wusste und auf diese Weise Vorsorge getroffen hatte?“

Die Erkenntnis überfiel Marric wie ein gleißender Blitz in einer tiefschwarzen Nacht.

„Dieser Hinterhalt! Natürlich – dieser Hinterhalt ...!“, murmelte er vor sich hin, während er aufgeregt seine Gedanken ordnete.

„Das war alles sehr strategisch durchdacht! Einfache Wegelagerer gehen sonst sehr viel plumper vor! Und darüber hinaus neigen Orks mehr zur rohen Gewalt als zur tückischen Raffinesse! Sie müssen auf einen Befehl hin gehandelt haben! Doch wer gab diesen Befehl?“, fuhr Marric fort und Hymephos ergänzte:

„Und es traf nur diesen einen Wagen. Keinen einzigen Wagen zuvor und nachher ... , nun, darüber lässt sich nur mutmaßen, da die Orks zu diesem Zeitpunkt schon Fraß für die Wölfe gewesen sind. Aber ich bin überzeugt davon, dass es nach diesem Überfälle keine weiteren mehr gegeben hätte. Für mich steht fest: Die Kutsche des Hochstallmeisters war ein ausgesuchtes Ziel und nur durch den Beistand von den zwei Reisenden, die kurz zuvor seiner Kutsche zugestiegen sind, ist er jetzt noch am Leben! Zufall!?“

„Ihr habt Recht, guter Hymephos! Das sind ein paar Zufälle zuviel!“, erklärte Marric anerkennend, doch der Hüter war noch nicht am Ende seiner Ausführungen.

„Gehen wir ein wenig weiter in der Reihe der Vorkommnisse. Die Kutsche, samt Lenker und Mitfahrer, kommt also lädiert, aber sonst wohlbehalten hier auf dem Hof an. Der Hofstallmeister übernimmt sofort die Herrschaft über sein nicht unbeträchtlich großes Gefolge. Keiner kennt ihn oder hat ihn vorher jemals gesehen. Alle vertrauen dem Siegel des Truchseß und ordnen sich willig unter. Der Hochstallmeister bezieht umgehend ein Zelt, dessen Pracht eines Fürsten würdig wäre. Kennt ihr sonst noch einen Stallmeister, egal wie hochtrabend sein Titel auch klingen mag, dem solche Ehren zuteil wurden?“

Marric schüttelte den Kopf und fragte:

„Habt ihr schon eine mögliche Erklärung für diesen Umstand?“

„Ein solcher Aufwand stünde nur einem sehr bedeutendem Mann zu. Ich weiß nicht, wer dafür in Frage käme, dazu bin ich schon zu lange von der Stadt weg. Ebenso entzieht es sich meiner Kenntnis, warum nicht dieser noble Mann anstelle des Hochstallmeisters auf dem Hengstackerhof eingetroffen ist. Vielleicht liegt die Antwort auf diese Frage verborgen in dem, was mir die Leute aus Gondor sonst noch erzählten!“

Hymephos schluckte plötzlich schwer, als bereite es ihm Mühe weiter zu sprechen und als er wieder das Wort ergriff, lag Trauer in seiner Stimme.

„Gondor liegt im offenen Krieg ! Mordor hat sich wieder erhoben und brandet an die Tore der weißen Stadt. Osgiliath war gefallen und wurde wieder eingenommen. Die Lage dort ist unübersichtlich und die Weisheit des Herren Denethor scheint zu schwinden. Eine Person von Rang würde sich in dieser Lage niemals einem Pferdemarkt weit im Norden widmen. Es wundert mich sowieso, warum sich eine Abordnung Gondors auf diesen beschwerlichen Weg gemacht hat, nur um hier anwesend zu sein. Seht euch diese Leute einmal genau an. Es sind einfache Menschen, zumeist Diener, Knechte und Mägde, geschützt von Veteranen, die noch nicht viel zu alt sind, ein Schwert halbwegs führen zu können. Was wollen diese Leute hier?!“

Hymephos seufzte. Ihn bewegten nicht nur die Sorge um die vielen unbeantworteten Fragen, sondern auch die wieder aufgeblühte Erinnerung an die weiße Stadt, die er seine Heimat nennt und der er sich aus tiefstem Herzen verbunden fühlte.

Nach einer langen Pause des Schweigens ergriff Marric wieder das Wort.

„Wie wollt ihr weiter vorgehen?“, fragte er den Hüter, denn er war sich sicher, dass dieser bereits Pläne geschmiedet hatte.

Hymephos schüttelte allen Wehmut ab und wurde sofort wieder von entschlossenem Tatendrang erfüllt.

„Ich werde morgen weitere Fragen stellen, vor allem bei den Kriegern die mitgereist sind. Von diesen erhoffe ich mir am ehesten Antworten als von den Dienern und Mägden, die nicht viel mehr kennen als die Ausübung ihrer Pflichten. Aber ich werde nicht darum herum kommen, auch bei dem

Hochstallmeister einmal vorzusprechen. Ich bin mir sicher, er verbirgt ein Geheimnis und ich werde herausfinden welches! Aber zur Stunde werde ich mich nur noch an Speise und Trank laben und danach Nachtruhe suchen!“

Hymephos musste nun ausgiebig gähnen, die Müdigkeit in ihm wurde immer stärker und es machte langsam nicht mehr viel Sinn, dagegen anzukämpfen.

„Ich werde meinen Plan in der Reihenfolge abändern und den Schlaf dem Hunger vorziehen!“, erklärte der Hüter matt und Marric nickte zustimmend. Es war ein sehr langer und anstrengender Tag gewesen, mit sehr vielen Kraft raubenden Ereignissen. Hymephos hatte sich diese Ruhe mehr als verdient und der morgige Tag versprach schon jetzt allerhand Mühen. Eine erquickende Nachtruhe wäre eine wünschenswerte Grundlage, wenn harte Tage bevorstehen, so dachte sich Marric. In diesem Punkt hatte er recht, doch er irrte in dem, was er sich von seligem, nächtlichen Schlaf versprach, denn es sollte nichts daraus werden!

Nicht nur Hymephos fühlte sich schleichend von Schläfrigkeit übermannt, auch Gaelms Glieder wurden immer schwerer und er hatte große Mühe die Augen offen zu halten. Der Sohn Eogars stand vor dem Haupthaus, gleich neben der Eingangstüre zum Speiseraum für das Gesinde, jenem Ort, der für die Dauer des Markts zu einer Taverne umgerüstet worden war. Der Lärm, der selbst noch zu später Stunde aus dem Haus nach draußen drang, störte ihn nicht weiter, lieber genoss er die Friedlichkeit der Nacht, die alles Mühsal des vergangenen Tags von ihm abfallen ließ. Die Luft war immer noch sehr warm, auch nachdem die Sonne hinter dem Horizont verschwunden war. Aber mit ihr war auch diese stechende Hitze verschwunden und dies wurde von allem was lebt als eine große Erleichterung empfunden. Aber langsam keimte eine Schwüle auf, welche die Luft auch im Freien immer stickiger werden ließ und vereinzelt spürte Gaelm einen leichten, sehr kühlen Windhauch auf der Haut seines Gesichts. Auch glaubte er hin und wieder, weit in der Ferne ein Grollen zu hören, das wie Donner klang. Offensichtlich wird die furchtbare Hitzewelle schon bald ein Ende finden, jedoch wird sie sich, allen Vorzeichen nach, sehr wahrscheinlich mit Blitz und Sturm verabschieden. So sehr sich Gaelm ein Ende dieser Dürre auch wünschte, so hoffte er aber auch, es möge erst nach dem Ende des Pferdemarkts geschehen, denn der Erfolg dieser aufwändigen Veranstaltung sollte nicht in einem Unwetter untergehen.

Mittlerweile verlöschten langsam immer mehr von den Lagerfeuern in den Lagern rings um den Hof. Gaelm sah es mit Freude, denn in ihm wohnte die Furcht, eines der Feuer könnte außer Kontrolle geraten, denn nicht jeder aus den Reihen anwesenden Volks ging angemessen auf Sicherheit bedacht mit den Flammen um. Der Boden war knochentrocken, nicht minder ausgedörrt war der Bewuchs. Ein winziger Fehler nur und ein kleines Feuer würde schnell zu einem lodernden Flächenbrand heranwachsen. Daher war die Dunkelheit die sich langsam wie eine wohlige Bettdecke über die kleine Zeltstadt legte, dem Sohn Eogars herzlich willkommen, denn sie ließ seine Sorgen schwinden. Der Hengstackerhof und alle seine Gäste gingen langsam zur Ruhe und nur in der Taverne war noch sehr viel Betrieb und ein Ende noch lange nicht in Sicht. Gaelm seufzte. Das war in dieser Weise nicht vorgesehen gewesen. Man hatte gehofft, dass die Hungrigen und vor allem die Durstigen bedient werden würden von den vielen Köchen und Bierbauern, die den Weg hierher gefunden hatten, ihre Ware feilzubieten. Doch waren diese heute zu sehr mit den Vorbereitungen für ihr Handwerk beschäftigt gewesen. Den Bedarf ihrer Kundschaft würden sie daher erst am kommenden Tag befriedigen können und Gaelm hoffte von Herzen, dass dann der Ansturm auf die Taverne nachließe. Jedoch, noch war es nicht soweit. Zwar hatten weit mehr Leute die Taverne in einem mehr oder weniger beklagenswerten Zustand verlassen als neue Gäste hinzugekommen waren, aber noch immer saßen viele Besucher auf den Bänken der Taverne, als hätte man Freibier ausgerufen. Immerhin hat niemand mehr in der Zeit, seit Gaelm gemütlich seine Pfeife rauchte, um Einlass ersucht und er hoffte, dass dies auch so bliebe. Um so mehr wunderte sich der Sohn des Pferdeherren, dass sich aus der Dunkelheit des Hofplatzes doch noch die Umrisse einer Gestalt lösten, die zielstrebig auf den Eingang der Taverne zu eilte. Gaelm kniff die Augen zusammen, die wachsende Dunkelheit machte ein frühes,

forschendes Betrachten dieser Person schon fast unmöglich, trug sie zudem auch noch einen schwarzen Mantel, die Kapuze tief über das Gesicht gezogen. Erst als diese Gestalt in den Lichtschein trat, der durch die Fenster der Taverne strahlte und den Vorplatz schwach erhellte, erkannte Gaelm, dass es sich um eine Frau handelte, die er hier an diesem Ort nicht erwartet hätte und die auch nicht hier sein durfte. Sie hatte im Laufen ihren Mantel geöffnet und darunter sah Gaelm ein helles, wallendes Kleid, das mit vielen bunten Bändern geschmückt war. Damit war ihm klar, es konnte sich nur um eine von Frau Rosanas Mädchen handeln.

Schon hatte die Frau ihre Hand ausgestreckt, die Türe zur Taverne zu öffnen, da warf sich Gaelm ihr in den Weg.

„Haltet ein!“, forderte er schroff, „Huren und Hübschlerinnen haben hier keinen Zutritt. Das ist ein Gesetz und das sollte euch bekannt sein!“

Die Frau blieb sofort stehen, sagte kein Wort, kehrte aber auch nicht um. Sie stand einfach nur da, als warte sie, dass ihr der Weg freigegeben würde. Die Kapuze ihres Umhangs war noch immer tief ins Gesicht gezogen, man konnte also nicht erkennen ob sie überrascht, gelangweilt oder gar zornig war. Gaelm wurde etwas nervös, denn er hatte keine Erfahrung im Umgang mit solchen Weibern, war auch nie darauf aus gewesen, seine Kenntnisse in diesem Punkt zu vertiefen. Diese Begegnung war ihm daher mehr als unangenehm, auch wenn er von dieser Frau nicht mehr erbeten wollte, als sich dorthin, wo sie hergekommen war, wieder auf den Weg zu machen. Nachdem diese Dame aber anhaltend, geradezu provozierend schwieg, ergriff er wieder das Wort.

„Ich habe dieses Gesetz nicht erlassen, bin aber gewillt es einzuhalten!“, erklärte er schon fast schüchtern, „Demzufolge ist euch die Öffentlichkeit nicht erlaubt! So zieht euch zurück und übt euer..“, Gaelm räusperte sich kurz, „... Handwerk an jenen Orten aus, die euch zu diesem Zweck gestattet sind!“

Noch immer machte die Frau keine Anstalten, seinen Forderungen nach zu geben. Ganz im Gegensatz zu Galems Ansinnen kam sie sogar einen Schritt näher und noch immer blieb sie eisern schweigsam.

„Ich bitte euch, kommt nicht näher!“, flehte Gaelm, dessen Unsicherheit ihn fast schon lähmte, „Ich kann und werde euch keinen Einlass gewähren!“

Die Frau schlug die Kapuze zurück und sah Gaelm streng an. Der Sohn Èogars erschrak, als er die Dame erkannte. Man konnte es im dämmerigen Licht nicht so gut sehen, aber die Farbe seines Gesichts wechselte beständig von aschfahl zu knallrot und dann wieder zurück.

„IHR? ... Ihr seid das?? Aber... warum.... ?“, stammelte er halblaut vor sich hin und schüttelte fassungslos den Kopf.

„Ohne Zweifel begehrt es euch zu wissen, warum ich dieses Kleid trage?“, erwiderte Shalawing ruhig und doch auch ein wenig ungeduldig. Sie wollte nicht so lange warten, bis Gaelm die richtigen Sätze gewählt hätte, soviel Zeit hatte sie einfach nicht. Gaelm nickte stumm und war froh, nicht mehr weiter um Worte ringen zu müssen.

„Es gibt einen alten Sinnspruch,“, begann Shalawing, „Wer sich forschend unter Wölfe begibt, sollte einen Wolfspelz tragen, wenn die eigene Haut nicht zu Schaden kommen soll.“

Die Mundwinkel der Elbenfrau zuckten kurz nach oben, es war ihre Art zu lächeln. Shalawing gönnte sich keinen Frohsinn – niemals!

„Die Gepflogenheiten des Menschevolks und auch ihre Gesetze sind mir durchaus bekannt. Es ist mir auch bewusst, dass selbst eine gute Tarnung an einem anderen Ort nicht mehr wirksam sein muss. Aber die Botschaft, die ich zu überbringen habe, ist von sehr hoher Bedeutung. Daher kann ich mich mit solchen Einzelheiten nicht weiter befassen.“

Shalawing sprach ruhig und sachlich, als würde sie einen Schüler über die Auswirkungen der Jahreszeiten auf das Gemüt eines Lebewesens belehren. Gaelm schluckte trocken. Er fühlte sich erdrückt wie Oliven in einer Ölpresse. Doch dann sammelte er sich innerlich, nutzte ein kurzes Aufwallen seines Selbstbewusstseins und erklärte trotzig.

„Mir mangelt es sicherlich nicht an dem nötigen Respekt gegenüber euch und eurer wichtigen Mission. Es ist dieses Kleid, das mir Sorge bereitet, denn es kennzeichnet euch als eine Person die ihr nicht seid.“

Es ist nicht nur ein Gewand, sondern auch ein Zeichen für dieses besondere Gewerbe“

Gaelm hatte wieder einmal einen sehr trockenen Hals, krächzte mehr als er sprach. Er hatte seine liebe Not damit, Dinge zu benennen, die seiner Meinung nach jeden Anstand verspotteten. Aber er fühlte sich der Elbenfrau verpflichtet, denn ihr Auftrag galt auch der Sicherheit des Hofs. Nur wäre es ihm lieber gewesen, Shalawing hätte einen anderen Weg und vor allem eine andere Bekleidung gewählt. Hätte sie doch nur in der Küche ermittelt, dann trüge sie jetzt eine Schürze und alles wäre in bester Ordnung.

„Ihr dürftet dieses Kleid außerhalb der Zelte von Frau Rosana gar nicht tragen. Streng genommen müsste ich euch durch einen Büttel festsetzen lassen!“

Shalawing wollte der Rede Gaelms etwas entgegenen, doch er war noch nicht fertig. Er deutete auf die Eingangstüre hinter sich und fuhr fort..

„Die meisten aus dem Volk dieser Zecher da drinnen waren schon ohnehin mit nicht sehr viel Weisheit gesegnet, als sie die Taverne betreten haben. Mittlerweile haben sie wahrscheinlich das bisschen Verstand, der ihnen von Natur aus zuteil gewesen war, mit viel Bier und Branntwein aus ihren Schädeln geschwemmt und ihr Handeln dürfte nun dem enthemmter, wilder Tiere ähneln. Sie suchen Streit mit ihren Nachbarn, ecken überall an und belästigen dreist alles, was Röcke trägt. Selbst die Schankmädchen, denen eine Hand an ihrem Hintern so vertraut ist, wie das Hütchen das sie immerfort auf dem Kopf tragen, machen einen großen Bogen um diese Leute oder reichen ihnen das bestellte Bier aus größtmöglicher Entfernung. Glaubt mir, mit dem Betreten dieses Raums würdet ihr keinen Wolfspelz mehr tragen, sondern ein Lammfell mitten in einem Rudel hungriger Wölfen!“

„Eure Sorge rührt mich, Sohn des Eogar!“, erwiderte Shalawing trocken, „Mein Ansinnen duldet jedoch keinen Aufschub. Ich muss umgehend Bericht erstatten, denn Zeit spielt eine große Rolle dabei und wir haben zu wenig davon. Seid euch gewiss, gegen aufdringliche Wölfe habe durchaus geeignete Mittel, sie zahm zu machen ist mir ein Leichtes. Mach euch also keine Sorgen um mich, sorgt euch lieber um das Wohl des Hengstacker-Hofs und gebt den Weg frei!“

Gaelm fühlte sich wie auf einem verlorenen Posten, überwältigt von der Einsicht, dass er es niemals schaffen würde die Elbenfrau umzustimmen und Befehle würde sie von ihm nicht annehmen.

Resigniert trat er zur Seite, es war ihm der schwerste Schritt des heutigen Tags gewesen. Er erörterte dabei stumm die Frage, ob er sich selbst nun einen feigen Schwächling oder einen schwachen Feigling zu schelten hätte. Einen kurzen Moment dachte Gaelm noch darüber nach, ob er die Elbin begleiten sollte, aber da war Shalawing schon an ihm vorbei geeilt und hatte die Türe entschlossen aufgerissen. Sie nickte dem Sohn Eogars noch einmal aufmunternd zu, dann betrat sie die Taverne. Als sich die Türe hinter ihr schloss, wurde es drinnen seltsam ruhig. Gaelm stand wie versteinert und lauschte. Er hielt diese unerwartete Stille im Gastraum für ein schlechtes Zeichen. Das mochte nicht unbedingt viel bedeuten, denn für Gaelm bestand zu diesem Zeitpunkt die ganze Welt überwiegend aus bösen Omen. Doch fühlte er sich in seiner Annahme bestätigt, als sich aus dieser unnatürlichen Ruhe heraus ein mächtiges, launisch lüsterndes Gebrüll erhob. Es klang fast schon wie ein kleiner Aufruhr und es konnte nichts Gutes bedeuten für die schöne Elbendame. Gaelm war verzweifelt, er fühlte sich schuldig. Er hätte das alles verhindern müssen, aber er war zu ungeschickt gewesen. Getrieben von Verzweiflung schlug er mehrmals hintereinander, sich selbst bestrafend, seine Stirn hart gegen den Türrahmen, als könnte er damit seine bedrückenden Gedanken aus dem Kopf verjagen, die ihm immer wieder dieselben zwei Fragen stellten.

'Warum immer nur ich?'

'Warum immer nur bei mir?'

Erst als Gaelm zusätzlich zu dem lärmenden Gegröhle auch noch ein lautes Scheppern und Poltern hören musste, unter das sich auch Schreie mischten, die offensichtlich aus üblem Schmerz geboren waren, fand Gaelm einen Weg aus seinem lähmenden Selbstmitleid. Wut stieg in ihm auf und er fühlte sich plötzlich von Kraft und Mut erfüllt, als habe ihm ein Hauptmann seinen wohlwollenden Segen gegeben. Sein Geist wurde mit einem Mal geordnet und klar. Gaelm schwor sich, Shalawing zu retten, ohne Rücksicht auf sich selbst. Was hatte er schon zu verlieren als nur die Erbärmlichkeit seines

Daseins?

Mit seinem Dasein mehr als zufrieden war in diesem Augenblick Hauptmann Degan. Er lag ausgestreckt in einem großen Zuber, gefüllt mit warmem, mit Seife ordentlich angereichertem Badewasser und gerade eben hatte die Magd, der er einen ansehnlichen Geldbetrag zugesteckt hatte, damit sie ihm zu später Stunde noch ein Bad richte, einen weiteren Eimer dazu gekippt.

„Ist es recht so?“, fragte sie mit einem freundlichen Lächeln, nachdem sie den geleerten Eimer abgestellt hatte.

„Es könnte nicht besser sein.“, antwortete Degan mit einem Seufzer des Wohlbehagens und lehnte sich zufrieden zurück. Das Badewasser hatte jetzt genau die richtige Temperatur. Es war warm genug, um wohltuend zu entspannen, aber nicht eben auch nicht zu heiß und daher bei der stickigen Schwüle der Luft durchaus auch noch eine Erfrischung. Der große Zuber stand im Freien gleich hinter den Haupthaus des Hofes und nur ein paar aufgestellte Planen schützten vor neugierigen Blicken, von denen es aber um diese Zeit kaum noch welche hätte geben können. Degan fühlte sich also in keiner Weise bedrängt und es war ihm, als befände er sich in einem Zelt ohne Dach in freier Natur. Konnte er doch, wenn er sich, so wie er es jetzt gerade tat, in seiner Wanne zurück lehnte, wunderbar den Sternenhimmel betrachten und die Welt mit ihrem wilden Treiben einfach vergessen.

„Eure Kleider sind bereits gewaschen, aber es dürfte dauern bis sie auch trocken geworden sind.“, erklärte die Magd, die trotz der fortgeschrittener Nacht fast schon widernatürlich wach und munter erschien. Etwas kleinlaut fügte sie an,

„Ich kann aber nicht mit Bestimmtheit sagen, ob wir sie auch von diesem üblem Geruch restlos befreit haben!“

Degan lachte bitter.

„Ich kann auch noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob ich mich selbst von diesem Gestank erlöst habe! Wasser alleine scheint nicht zu genügen!“

„Was ist geschehen?“, fragte die Magd neugierig, „Seid ihr in eine Sickergrube gefallen?“

„So etwas Ähnliches!“, antwortete der Hauptmann ausweichend, darauf wartend, dass sich die Magd endlich zurückziehen möge und er sich weiter in Ruhe und Beschaulichkeit dem Anblick des Sternenzelts widmen könnte. Aber die junge Frau blieb beharrlich stehen und wartete diensteifrig auf neue Anweisungen.

„Soll ich euch noch einen Eimer Wasser bereiten?“, fragte sie erwartungsvoll.

„Nein!“, antwortete Degan knapp.

„Braucht ihr noch ein paar Tücher?“

„Nein!“

„Soll ich euch den Rücken schrubben?“

„Nein!“

„Möchtet ihr, dass ich euch den Nacken massiere?“

„Nein!“

„Wäre euch ein Duftöl im Wasser genehm?“

Degan stutzte.

„Duftöl?? Was in aller Elben Namen ist ein Duftöl?“

Die Magd war sichtlich erfreut darüber, wieder hilfreich sein zu dürfen und sei es auch nur mit einer Erklärung.

„Es ist kein Öl im eigentlichen Sinn, mehr eine Essenz. Man gewinnt es aus einer riesigen Menge von Blütenblättern. Daher entfaltet es einen mächtigen Duft, der alle anderen nicht erwünschten Gerüche bezwingen kann. Die Herstellung einer solchen Essenz ist der eines Branntwein nicht unähnlich.“

Mit dem Begriff Branntwein konnte Degan schon mehr anfangen, aber was es mit diesem Duftöl auf sich haben könnte, blieb immer noch ein Rätsel. Jedoch die Verheißung, dass es einen Duft geben könnte, der den Gestank, der sich wie eine Zecke auf seiner Haut festgesetzt hatte, würde bezwingen können, erweckte das Interesse des Hauptmanns sehr. Auch die Art wie sich die Magd sich immer

wieder mit den Händen dezent Luft zu fächelte, machte ihm mehr als ihre Worte deutlich, dass sie den Gebrauch von Duftöl in Degans Fall für außerordentlich empfehlenswert hielt.

Degan seufzte. Das sind eben die Folgen, wenn man die Zeit zwischen zwei Glockenschlägen an der Werkstatt eines Gerbers verbringen muss, weil der Auftrag es verlangte. Nicht nur, dass der Gestank jedem, der sich dort in der Nähe aufzuhaltend hatte, fast Löcher ins Hemd und in die Lungen fraß, es musste zudem auch noch der Kessel, in dem die frischen Tierhäute eingelegt wurden, mitsamt seinem widerlichen Inhalt auf einem morschen Tisch stehen. Dem launischen Schicksal wollte es obendrein auch noch gefallen, dass Degan ausgerechnet auf der Seite stand, wo unerwartet das Bein des Tisches einknickte. Es ging alles zu schnell, Degan konnte einfach nicht mehr reagieren. Der Kessel kippte und die ekelhafte Brühe ergoss sich über die Kleidung des unglücklichen Hauptmanns, der seitdem ein Aroma ausstrahlte, das jeden Trollfurz im Vergleich dazu wie ein liebliches Frühlingslüftchen wirken ließ.

„Es ist mir egal woraus es besteht oder wie es hergestellte wird.“, sagte Degan, „Wenn es hilft diesen entsetzlichen Mief loszuwerden, ist es mir sehr willkommen!“

„Dann soll ich welches holen?“

„Ich bitte darum äh ... wie war doch gleich noch einmal euer Name?“

„Man nennt mich Luilia.“, sagte die Magd freundlich und machte einen Knicks dabei.

Degan lächelte.

„Ich bitte darum, Luilia! Ich werde euren Eifer wohl zu würdigen wissen!“

Luilia errötete leicht, das Lob des Hauptmanns erfüllte sie mit einem großen Stolz, den sie selbst, ihrer natürlichen Bescheidenheit wegen, schon fast als anstößig erachtete, aber dennoch freudig entgegen nahm. Dann eilte sie zu einer kleinen Truhe, aus der sie eine Phiole entnahm, die sie dann schon fast ehrfürchtig dem Hauptmann überreichte, der sie dann dankend übernahm.

„Ein paar Tropfen sollten genügen!“, erklärte sie Degan.

„Besondere Umstände verlangen besondere Mengen!“, erwiderte der Hauptmann, dann öffnete er das kleine Fläschchen und kippte den gesamten Inhalt ins Wasser. Sofort verbreitete sich der herrliche Geruch von Lavendel rings um den Zuber und verzauberte diesen Ort in ein aromatisches Wunderland. Degan schöpfte nun wieder die Hoffnung, sich wieder unter Menschen wagen zu können, ohne dass sich die Leute würgend von ihm abwenden würden. Die Freude, die den Hauptmann in diesem Moment wie ein innerer Segen erfüllt, vermochte auch Luilia zu ergreifen und so konnte sie einigermaßen darüber hinweg sehen, dass Degan ein kleines Vermögen in das Wasser gekippt hatte, denn das Öl war sehr teuer und sehr schwierig zu erwerben. Für gewöhnlich war der Gebrauch des Badezusatzes der Familie des Pferdeherren vorbehalten, aber für einen Hauptmann der Schattenklingen sollte man schon eine Ausnahme machen.

So sehr sich Degan auch gewünscht hatte, dass dieser Augenblick der wohlriechenden Erleichterung um nicht weniger als die Ewigkeit andauern würde, war ihm dennoch bewusst geblieben, dass er sich nicht zu seinem Vergnügen hier auf dem Hengstackerhof aufhielt und er noch einen Auftrag zu erfüllen hätte. Wenn ihm auch bei Fitsch Lederschwinger, dem Gerber und seinem Kessel, nichts unbedingt Gutes widerfahren war, die Erkenntnisse, die er aus dessen Aussagen gewinnen konnte, musste man als sehr wichtig einstufen und der Anführer der Schattenklingen musste unbedingt davon erfahren. Degans Nachforschungen haben zwar bisher wesentlich mehr neue Fragen aufgeworfen, als sie Antworten erbracht hatten, aber bei der Lösung mancher Probleme sind die richtigen Fragen oft wichtiger, Antworten ergeben sich dann mitunter von alleine. Es wurde eben langsam Zeit sich mit Marric und den anderen zu beraten. Auch war Degan neugierig darauf, was Hymephos und Shalawing in Erfahrung gebracht hatten, vielleicht wird sich, wenn alle Erkenntnisse zusammen getragen werden, ein Überblick ergeben, aus dem man schlauer werden würde.

Degan seufzte. So sehr es ihn auch schmerzte, er musste seinen Aufenthalt hier beenden und seine Pflichten wieder aufnehmen, jetzt, da er sich nach diesem so wohl duftenden Bad wieder unter das Volk mischen konnte, ohne Abscheu zu erregen.

„Werte Luilia, würdet ihr nach meinen Kleidern sehen. Sollten diese halbwegs trocken sein, dann

würde ich sie gerne wieder anlegen. Und sollte dies nicht der Fall sein, hätte ich die Bitte, dass ihr mir statt meiner, andere trockene Kleidung besorgen würdet. Aber ich ersuche euch nach einer Robe zu suchen, die üblicherweise von Männern getragen wird. Es wäre mir nicht recht, mich meinen Freunden in Weiberkleidung und nach Lavendel duftend nähern zu müssen.“

Die Magd musste grinsen, konnte ein lautes Lachen gerade noch unterdrücken. Das Bild, das der Hauptmann beschrieben hatte, war zu komisch, um dabei ernst bleiben zu können. Aber Gelächter wäre zu respektlos gewesen, so etwas geziemt sich nicht für eine Magd. Also nickte sie eifrig und machte sich fast schon hastig auf den Weg, um in der Gegenwart des Hauptmanns nicht doch noch los zu lachen, denn der Gedanke an das Bild eines edlen Manns in Frauenkleidern, verfolgte sie bei jedem Schritt und wurde von mal zu mal erheiternder.

Als sie jedoch die Plane, die den Eingang verdeckte, zurück schlug, blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen und gab einen kleinen, erstickten Laut von sich. Sie stand einfach da, zitterte leicht am ganzen Körper und kein einziges Wort kam über ihre Lippen. Degan, der sich bereits wieder einer ausgesprochen angenehmen Ruhe überlassen wollte, hätte das alles fast nicht bemerkt. Doch hatte er diese Magd bisher als eine Person kennen gelernt, die immer fast schon zwanghaft in Bewegung sein musste. Entweder sie rannte, einer Emse gleich, geschäftig herum oder sie plapperte ununterbrochen. Stillstand hatte Degan seit ihrem ersten Zusammentreffen bei Luilia noch nie erlebt und daher fand er ihr plötzliches Verharren und ihre ungewohnte Schweigsamkeit als außerordentlich befremdend.

Luilia drehte sich langsam um und sah Degan mit einem fassungslosen Blick an und schüttelte ungläubig mit dem Kopf. In ihrem sonst so fröhlichen Gesichtsausdruck war nun überhaupt nichts mehr Heiteres zu entdecken. Die Augen waren starr vor Schrecken aufgerissen und ihr Mund wie zu einem stummen Schrei geöffnet. Mit verkrampften Händen hielt sie sich den Bauch, Blut floss zwischen ihren Fingern hindurch und tropfte zu Boden – viel Blut! Die Magd torkelte noch ein paar Schritte auf den Zuber zu, dann brach sie lautlos in sich zusammen.

Sogleich wurde die Plane am Eingang erneut zurück geschlagen und zwei finstere Gestalten traten in den Badebereich. Sie waren ganz in schwarz gekleidet, von den Stiefeln aufwärts bis hin zu ihren Kapuzenmänteln, alles war tiefschwarz gefärbt. Sogar die Tücher, hinter denen sie das Angesicht versteckten, waren dunkel wie die Nacht. Jener, der als erster eintrat, hielt einen mit Blut verschmierten Dolch in der Hand. Der zweite Finsterling hatte keine Waffe gezückt und er schien derjenige zu sein, der das sagen hatte.

„Sieh da, sieh da! Ein Schattenklinge, welche eine Freude. Dazu noch unbewaffnet und wehrlos! Das Schicksal ist uns wohl zugeneigt!“

Er lachte roh und sein Gefährte stimmte mit ein. Degan blieb aber unbeeindruckt, obwohl dieser feige Attentäter nicht ganz unrecht hatte. Die Waffen des Hauptmanns lagen zwar in der Nähe, aber er hätte sie niemals schnell genug erreichen können, er wäre wahrscheinlich noch nicht einmal aus dem Zuber heraus herausgekommen, bevor der Angriff dieser Halunken über ihn käme. Ohne diese Mordbuben aus dem Auge zu lassen, ließ Degan die Arme außen aus der Wanne herab hängen und tastete forschend nach irgendeinem Gegenstand, den er als Ersatz für eine Waffe gebrauchen könnte, konnte aber nur den Eimer ertasten, den Luilia vorhin dort abgestellte hatte, nachdem sie das warme Wasser in den Zuber geschüttet hatte.

Er war sich durchaus im Klaren darüber, was die Absichten dieser gedungenen Mörder betraf. Niemand würde auf so brutale Weise eine arme Magd nieder strecken, um hernach ein nettes Plauderstündchen zu halten. Wahrscheinlich war er nur noch deshalb am Leben, weil die zwei Bösewichte, die Gunst der Stunde nutzend, ihren Triumph nach allen Regeln der Kunst auskosten wollten, ehe sie dem Hauptmann ans Leben gehen würden.

„Wonach riecht es hier denn so seltsam?“

Die zwei Attentäter stutzten und schnupperten in der Luft herum. Dadurch waren sie eine kurze Zeit lang abgelenkt und Degan nutzte diesen Augenblick, um den Griff des Eimer fest zu umfassen.

„Es riecht hier, als habe jemand in ein Lavendelfeld geschissen!“, der Anführer lachte höhnisch und der andere lachte pflichtbewusst mit. Aber sogleich wurden sie wieder ernst.

„Ich bitte um Vergebung!“, sagte der Anführer zu Degan und dem Hauptmann war, als höre er in der Stimme des Attentäters erstaunlich wenig Spott, „Ich habe nichts gegen euch persönlich, aber ihr seid nun mal eine Schattenklinge und die sind lebend nicht einfach zu ertragen. Vor allem dann nicht, wenn sie viele Fragen stellen und die Antworteten darauf unsere Kreise empfindlich stören könnten. Euer Ableben ist also ein Gebot der Stunde und nichts weiter nur, als unserer Sache dienlich!“

„Welcher Sache?!“, fragte Degan ohne große Hoffnung auf eine Antwort, er wollte nur ein klein wenig Zeit gewinnen. Aber der dunkle Anführer durchschaute die Absichten des Hauptmann.

„Gewiss, ich könnte euch viel erzählen und müsste keine Folgen fürchten, da ihr eure Kenntnisse mit ins Grab nehmen würdet. Leider ist meine Zeit sehr kostbar und ich habe mich hier schon viel zu lange aufgehalten. Zudem bereitet es mir eine große Freude, euch ahnungslos sterben zu sehen!“

Er sah seinen Helfer an und gab ihm das Zeichen zum Angriff.

„Mach ein Ende!“

Wie ein Luchs schnellte der Kumpan vorwärts und hatte schon nach zwei Schritten den Zuber erreicht, den Dolch zum Stoß erhoben. Degan riss schnell wie ein Blitz den Eimer hoch, hielt ihn über sich wie einen Schild und wehrte den Hieb ab. Die Klinge des Dolchs fraß sich ins tief ins Holz und blieb darin stecken. Der Hauptmann musste den Eimer nur kurz drehen, schon lockerte sich der Griff des Meuchlers am Heft der Waffe und dann brauchte es nur noch einen kurzen ziehenden Ruck, sogleich war der Mann entwaffnet. Diese unerwartete Wendung löste bei den Angreifer eine kurze Starre aus und dies wusste Degan vortrefflich für sich zu nutzen. Er taucht den, nun mit einem Dolch verzierten Eimer ins Badewasser und ließ ihn, soweit es ihm zeitlich möglich war, ordentlich voll laufen. Danach schüttete er den Inhalt dem Anführer vor die Füße und als dieser sich in Bewegung setzen wollte, seinem Kumpan zur Hilfe zu eilen, rutschte er auf dem nassen, seifigen Gras aus und fiel der Länge nach auf den Boden. Behende wie eine Raubkatze versuchte der Gestürzte wieder rasch auf die Beine zu kommen, aber der Boden war zu rutschig, er glitt immer wieder aus und stürzte erneut. Dann sah er ein, dass er mit Hast nichts würde erreichen können. Daher bewegte er sich, nun auf Sicherheit bedacht, entsprechend langsam und kam so wieder Stück für Stück in die Höhe. Auf diesem unsicheren Untergrund musste der Ausgang eines Nahkampfes auf Leben oder Tod sehr zum Nachteil des Anführers angesehen werden. Trotz Überzahl und besserer Bewaffnung, fühlte sich der Anführer in einer kritischen Situation. Sehr viel kritischer aber war aber die Lage seines Kumpan. Dem hatte Degan zunächst einmal den Eimer in den Magen gerammt und als er von diesem Treffer zusammensackte, legte ihm der Hauptmann den linken Arm von hinten um den Hals. Dann drückte Degan den Kopf des Attentäters mit einem heftigen Ruck zur Seite, bis ein leises Knacken zu hören war. Der Körper des Angreifers wurde sofort schlaff und fiel wie ein Mehlsack, nachdem Degan seine Umklammerung um den Hals gelöst hatte, mit dem Kopf voran in das Badewasser. Der Anführer sah dem Tod seines Gefolgsmanns zunächst ungerührt zu. Erst als er nach kurzem Überdenken erkannte, dass sein Vorhaben als gescheitert betrachtet werden musste, stieß er einen herben Fluch aus. Er hatte die Kampfkraft seines Feind erheblich unterschätzt. Nie hätte er gedacht, dass zwei Männer, die im Umgang mit Waffen mehr als geübt waren, gegen einen nackten, unbewaffneten Mann unterliegen könnten. Jetzt war einer von diesen zweien gefallen und der Gegner zwar noch ungerüstet, aber dafür wieder bewaffnet. Es war zwar nur der Dolch, den der Feind aus dem Eimer gezogen hatte, aber auch das machte ihn zu einer tödlichen Gefahr. Der Anführer verlor die Hoffnung aus diesem Waffengang als Sieger hervorgehen zu können und wandte sich daher zur Flucht.

„Ich verfluche dich, Schattenklinge!“, brüllte er Degan hasserfüllt an, dann schlitterte er aus der glitschigen Pfütze heraus und sowie die Sohlen seiner Füße wieder griffigen Boden spürten, begann er zu rennen.

„Ich verfluche dich, Schattenklinge!“, rief er noch einmal, dann erreichte er den Ausgang und verschwand er in der Dunkelheit.

Degan stieg vorsichtig aus dem Zuber, den Dolch zum Kampf bereit erhoben, man konnte ja nicht wissen, ob nicht noch weitere Angreifer im Schatten der Nacht lauerten. Dann schlich er zu der am Boden liegenden Luilia und untersuchte ihre Verletzungen. Es war eine hässliche Wunde und sie hatte

schon viel Blut verloren, aber die Magd lebte noch. Die Klinge des Dolchs war ihr in den Unterleib gefahren, doch ging der Schnitt sehr schräg und so bestand zumindest die Möglichkeit, dass kein Organ erheblich verletzt worden war. Doch selbst dann wäre ihr Schicksal besiegelt, gelänge es nicht diesen Blutfluss aufzuhalten. Zwar verstand sich auch Hauptmann Degan ganz vortrefflich auf die Kunst eines Heilers, doch Shalawing wusste und konnte mehr in diesem Fach. Zudem würde ein Dolch in der Hand und guter Wille im Herzen als alleinige Geräte für einen Heiler nicht ausreichen. Degan nahm dem toten Attentäter den Umhang ab und hüllte sich selbst darin ein. Des Hauptmanns eigene Kleider hingen irgendwo zum Trocknen, sie zu suchen hätte zu viel Zeit beansprucht, Zeit die Lulilia nicht mehr hatte. Erst hob er vorsichtig, fast schon zärtlich den zierlichen Körper der Magd vom Boden auf, bettete ihren Kopf auf seine Schulter und schlang seine Arme um ihren Leib, damit sie sicher läge. Dann brach er auf die heilenden Hände Shalawings zu suchen, mit angemessener Eile, aber nicht in überstürzter Hast. Zu großes Rütteln hätte sich ungünstig auf die Wunde ausgewirkt. Lulilia war ohne Bewusstsein, aber Degan redete dennoch immer wieder auf sie ein, beschwor sie durchzuhalten und um ihr Leben zu kämpfen. Für einen kleinen Moment glaubte der Hauptmann ein Lächeln auf ihrem bleichen Gesicht gesehen zu haben und das machte ihn sehr froh. Jetzt wusste er, dass seine Worte in der Tiefe ihres Geistes angekommen waren.

Kapitel 9

**Auf das Gold **

Gaelm holte noch einmal tief Luft, dann riss er die Türe auf und betrat die Taverne mit einer Entschlossenheit, als wäre er die Vorhut eines Sturmkommandos. Aber niemand beachtete ihn, trotz seines mächtigen Auftritts, fast jeder widmete sich dem Gespräch oder seinem Bierkrug und hatte für Gaelm allerhöchstens einen Seitenblick übrig. Der tosende Aufruhr, den er vor der Türe noch hören musste, hatte wohl offensichtlich schon ein Ende gefunden, noch ehe der Sohn Eogars hätte eingreifen können. Allem Anschein nach war die Sache für die Aufrührer nicht gut ausgefallen, denn Gaelm sah einen umgestürzten Tisch und auch die Bänke lagen nicht mehr so, als könnte man sich bequem darauf setzen. Über diese Verwüstung verteilt, lagen oder kauerten fünf junge Burschen herum, Knechte aus dem Gesinde eines Großbauern in Bree und jeder von ihnen sah so aus, als hätten sie tüchtig eins auf das Maul bekommen. Sonst aber stand und saß noch alles wie zuvor, es waren keine anderen Tische betroffen. Fast die ganze Taverne brüllte vor Lachen und man war sich überwiegend drüber einig, dass es nichts Lustigeres gäbe, als zuzuschauen, wie eine ganze Meute kräftiger Kerle von einer einzigen Hure verprügelt würde.

Gaelm nahm die fünf armseligen Gestalten streng in den Blick.

„Was ist hier vorgefallen !!!“, fragte er forsch, „Heraus mit der Sprache, sonst lasse ich euch in einem hohen Bogen aus der Taverne werfen!“

„Es ist nicht so schlimm wie ihr denken mögt, Herr!“, antwortete einer der Burschen, während er sich erhob. Seine linke Wange war schon deftig angeschwollen und man sah dort leuchtend den Abdruck

einer zarten Frauenhand. Aber er schien sich an dieser Verunzierung nicht weiter zu stören, denn er grinste, als ob man ihm Freibier versprochen hätte „Wir wollten doch nur einen kleinen Spaß wagen!“ „Was für ein Spaß soll das denn gewesen sein?“, fragte Gaelm barsch nach.

„Wir haben doch nur versucht, ihr ein wenig den Rock hoch zu heben.“, bekannte ein anderer der Burschen, der jetzt auch wieder auf die Beine kam und dessen rechtes Auge ringsherum schon ziemlich blaue Farbe angenommen hatte. Er lächelte, wenn auch, durch die dicke Backe verursacht, sehr einseitig. „Ob das Kleid bei Tag oder in der Nacht einmal mehr oder weniger gelüftet wird, wäre doch völlig belanglos. Das täte doch keinem weh, außer vielleicht Frau Rosanas Geldbeutel!“

„Nun ja! Euch zumindest dürfte es doch ziemlich geschmerzt haben, so wie ich das hier sehe!“, bemerkte Gaelm und er verbarg dabei die Häme, die seinen Worten innewohnte, nur sehr halbherzig. „Es hätte viel mehr geschmerzt, hätten wir es unversucht gelassen.“, murmelte ein weiterer der jungen Kerle. Seine Worte klangen sehr undeutlich, da er sich ein Tuch vor die stark blutende Nase halten musste. Auch seinem Verhalten war keinerlei Reue anzumerken, auch er lächelte, als wäre ihm Großartiges widerfahren.

„Wann kommt es denn schon einmal vor, dass eine leibhaftige Hure in Reichweite an uns vorbei schreitet? Wir haben noch nicht einmal Geld genug die Plane um Frau Rosanas Zelt außen berühren zu dürfen, geschweige denn eines ihrer Mädchen innen. Was sollten wir also machen, wenn uns eins dieser Prachtweiber außerhalb ihres Reichs begegnet? Vorbei ziehen lassen, traurig nachwinken und wieder nicht gesehen zu haben, was unter ihrem Kleid zu sehen gewesen wäre?“

Wider Willen spürte Gaelm einen Hauch Verständnis für diese Burschen, denn tief in seinem Inneren teilte er ihre Sehnsüchte und in seinen Gedanken wuchs der Zwist zwischen Anstand und Begierde. Aber wie immer siegt sein Pflichtbewusstsein.

„Dieser Augenblick der Freude ist euch aber teuer zu stehen gekommen!“, meinte Eogars Sohn belehrend, „Glaubt ja nicht, dass ich eurer demolierten Erscheinung wegen Mitleid für euch empfinde. Ich finde, es geschah euch zu Recht und hoffe, dies wird euch eine Lehre sein!“

„Dabei ist uns ja nicht einmal gelungen. Sie war einfach zu schnell und behende und zu kräftig!“, jammerte einer mit schmerzverzerrtem Gesicht, den Gaelm bisher noch nicht so richtig wahrgenommen hatte, weil dieser noch immer gekrümmt auf dem Boden kauerte. Er war offensichtlich von einem harten Schlag in seiner Körpermitte getroffen worden und zwar dort, wo es einen Mann am meisten schmerzt.

„Du sprichst aber nur für dich selbst!“, hörte man darauf von irgendwo her. Erst als hinter der umgestoßenen Sitzbank der rundliche Kopf, gefolgt von einem nicht minder rundlichen Körper, der letzte der Burschen auftauchte, konnte Gaelm erkennen, wer diese Worte gesprochen hatte. Blut lief dem armen Kerl aus den Mundwinkeln über das Kinn und er sah so aus, als hätte er eben eine Katze gerissen. Aber es lag dennoch eine erhabene Seligkeit auf seinem Gesichtsausdruck, das Schicksal selbst schien ihn von innen her zu erleuchten. Er wischte sich das Blut vom Kinn, spuckte noch einen Zahn aus und fuhr triumphierend fort:

„Mögt ihr vielleicht versagt haben. Ich für meinen Teil war höchst erfolgreich und ich kann euch nur sagen, es hat sich gelohnt!“

Für einen kurzen Moment herrschte eine Ruhe der Verblüffung. Dann aber überkam die Truppe eine fast schon hektische Regsamkeit. Sogar jener, der sich, noch immer von Schmerz gebeugt die Klöten hielt, kam wieder Bewegung.

„Ehrlich?“, fragte der Bursche mit der dicken Backe fast schon schüchtern.

„Du Glücklicher!“, bemerkte der andere mit der blutenden Nase bewundernd.

„Los komm, du musst uns alles erzählen!“, forderte der dritte, jener mit dem blauen Auge, wissbegierig.

„... und zwar in allen Einzelheiten!“, ergänzte der Letzte der Truppe, der sich, als er dies sprach, gerade wieder an einem aufrechten Gang versuchte.

Alle Wunden, sowie die Schmach der Niederlage und ebenso der Tadel des Hausherrn waren jetzt mit einem mal völlig nebensächlich geworden. Alles, was jetzt noch als von Belang galt, war so schnell wie

möglich zu erfahren, was der Rundliche alles gesehen hatte, als sich ihm der Blick auf alle Herrlichkeit eröffnete. Eifrig stellten sie den Tisch und die Bänke wieder auf, sammelten alle auf dem Boden herum liegenden Bierkrüge ein, von denen, wie durch ein Wunder, keiner zu Bruch gegangen war und setzten sich dann nieder. Sie nahmen sich nicht einmal mehr die Zeit für eine Bestellung nach einem Ersatz des verschütteten Biers, sondern steckten sofort ihre Köpfe zusammen und lauschten voller Erwartung. Der Rundliche begann sogleich seine Erzählung und mit einer properen Freude, gleich dem Stolz eines frischen Drachentöters, genoss er den Umstand, dass ihm seine Freunde bei jedem Wort an seinen mitgenommenen Lippen hingen und alles, was er sprach, wie Nektar aufsaugten. Gaelm fühlte sich wie das fünfte Rad am Wagen und um die Gelegenheit betrogen, sich wenigstens einmal als ein echter Held darstellen zu können. Shalawing hatte die Bedrohung geradezu spielend selbst abwenden können und jede Sorge, die Gaelm zuvor zum Ausdruck gebracht hatte, kam ihm nunmehr schon fast lächerlich vor. Den Gedanken, diese Burschen für ihre Untat eigentlich bestrafen müssen, verwarf der Sohn Èogars sogleich wieder. Zum einen waren die jungen Kerle mit ihren verbeulten Gesichtern ohnehin schon gebeutelt genug. Wem würde es nutzen, in ein totes Reh noch einen weiteren Speer zu treiben? Zum anderen erheiterte es Gaelm und machte ihn milde, wenn er dieser Truppe bei dem Auskosten ihres schalen Erfolgs zusah, als hätten sie soeben den endgültigen Sieg über Hexenmeister errungen.

Gaelm trat unschlüssig auf der Stelle. Das Einzige, was ihm jetzt noch zu tun ein Auftrag gewesen wäre, er musste noch sich im Namen des Hauses bei Shalawing wegen des unerfreulichen Vorfalls entschuldigen. Schließlich liegt es nicht in der Verantwortung des Gastes für seine Unversehrtheit sorgen zu müssen, sondern es obliegt den Pflichten des Gastgebers und Gaelm hatte nicht den Eindruck viel dafür beigetragen zu haben. Doch der Sohn Èogars zögerte, denn er sah aus der Ferne Shalawing in einer intensiven Unterredung mit ihrem Anführer und wollte da auf keinen Fall stören und schon gar nicht wollte er am Ende mitbekommen, worüber sich die beiden so konzentriert austauschten. Die Schattenklingen hatte ihre eigene Sicht der Dinge und das, was sie als interessant erachteten, vermochte Gaelm womöglich bis ins Mark erschrecken. Dann sah er Shalawing mit besorgter Miene Meister Marric eine kleine Tasche übergeben, der sie nicht weniger nachdenklich entgegen nahm und beide schwiegen hernach. Da sah Gaelm den Augenblick gekommen vorstellig zu werden und hastete los, während der Rundliche am Tisch der Burschen, nach aufdringlichen Aufforderungen seiner geschundenen Gefährten, seine Geschichte zum vierten mal erzählte. Mit jedem mal mehr war sie dramatischer und ausschweifender geworden. Wenngleich alle zusätzlichen Beschreibungen auch mehr dem Wunsch und der Phantasie des Rundlichen entsprungen waren, seine Zuhörer nahmen sie gerne als einen Ausdruck der Wirklichkeit an.

Marric bemerkte das Nahen des Sohnes Èogars früh, als dieser noch etliche Schritte entfernt und doch schon zu erkennen war, auf welches Ziel er zusteuerte.

Leise ermahnte der Anführer der Schattenklingen seine Gefährten.

„Wir bekommen Gesellschaft!“, flüsterte er ihnen zu, „Bleibt zurückhaltend mit euren Worten. Wir müssen unsere Kenntnisse noch für uns bewahren, solange uns das wahre Gesicht der Bedrohung noch nicht offenbart ist!“

Hymephos nickte stumm. Er stand ein klein wenig abseits vom Tisch. Als Shalawing auftauchte, hatte er ihr bereitwillig seinen Platz angeboten, denn er wollte sich ehemals sowieso auf sein Nachtlager begeben. Doch hat er den Antritt seiner Nachtruhe doch noch verschoben, denn es verlangte ihn den Bericht der Elbin zu hören. Und jetzt, da er ihn vernommen hatte, war an Schlaf ohnehin nicht mehr zu denken.

Gaelm trat an den Tisch der Schattenklingen heran und war der Eile wegen ein klein wenig außer Atem. Er verneigte sich respektvoll. Er versuchte es zumindest, tatsächlich sah es etwas un gelenkt und steif aus. Er wartete höflich bis ihm Marric mit einer kleinen Geste das Wort erteilte und begann sein Anliegen vorzutragen.

„Meister Marric, bitte verzeiht meine ungestüme Störung eurer Zusammenkunft. Aber es ist mir eine

Pflicht, mich bei Frau Shalawing für das erlittene Ungemach durch die ungebührliche Aufdringlichkeit einiger unserer Gäste zu entschuldigen.“

Er sah die Elbin fast schon mit einem Flehen im Blick an.

„Nehmt in eurer Güte mein allergrößtes Bedauern ob dieses Vorfalls an. Ich verspreche euch Gerechtigkeit und Genugtuung. Wenn es euer Wunsch ist, dann werden die Übeltäter mit aller Macht des Gesetzes bestraft werden!“

Shalawings Gesichtsausdruck blieb ohne Regung, wie immer und bei jeder Gelegenheit. Doch ihre Stimme klang sanft, als sie Gaelm antwortete.

„Es ist nichts geschehen, was ich euch verzeihen müsste. Schließlich hattet ihr mich freundlich gewarnt vor dem, was ihr als eine Gefahr erachten musstet. Aber eine Gefahr bestand niemals wirklich. Es waren doch nur ein paar Kinder, die eben noch die Rockzipfel ihrer Mütter losgelassen hatten und sich nun forschend nach Röcken anderer Frauen Umschau halten, um sich dann dort festklammern zu können. Man sollte davon ausgehen, dass euch ein solcher Drang nicht fremd sein dürfte und es zeichnet euch aus, eurem tierischen Trachten nicht nachgegeben zu haben. Ich erinnere mich genau an die Art, wie ihr mich angesehen habt. Wollt ihr daher jemanden bestrafen dafür, dass er im Überschwang tat, was ihr euch selbst in Weisheit verwehrt habt? Lasst die Sache einfach auf sich beruhen. Ihr habt in allem, was ihr getan habt, ehrenvoll gehandelt. Daher seid bedankt dafür und nehmt hingegen mein Bedauern entgegen, dass ich die Grenzen, die ich den lüsternen Knaben setzen musste, so hart und unnachgiebig waren. Es war nicht meine Absicht, die Güte eurer Gastfreundschaft in diesem Maße zu belasten.“

„Wenn dies euer Wunsch ist, dann soll es so geschehen!“, erklärte Gaelm und er fühlte sich so erleichtert, als wäre eine enge Schlinge um seinen Hals soeben gelockert worden, obgleich er sich gleichzeitig fragen musste, ob Shalawings Ausführungen ihn nun gelobt oder getadelt hatten. Er war sich da nicht so sehr im Klaren darüber. Aber es war im Moment für ihn eine Frage minderer Bedeutung, sehr wichtiger war ihm, dass die Elbin dem Haus verziehen hatte und nur darauf war es ihm angekommen. Schon wollte er sich ehrfürchtig verneigen, um sich dann in Würde zurückzuziehen, da wurde sein Vorhaben durch einen lauten Ausruf Marrics brüsk gestoppt.

„VERDAMMT!“, brüllte Marric und er schien sehr aufgebracht zu sein. Sofort war Gaelm so, als würde die Schlinge um seinen Hals wieder enger werden, bis er erkannte, dass der heftige Fluch des Anführers der Schattenklingen nicht ihm galt, sondern eine ganz andere Ursache hatte.

„Sie sind weg !!!“, brummelte Marric wütend, aber es schien mehr ein Zorn auf sich selbst zu sein, weniger eine Vorhaltung gegenüber einer Person unter den Anwesenden.

„Wer ist weg ??“, fragte Hymephos, der den harschen Ausbruch des Anführers ebenso wenig verstehen konnte wie Shalawing oder Gaelm.

„Diese Abalea ist verschwunden und Swanter ebenso!“, erklärte Marric gereizt, „Eben saßen sie noch dort hinten im Eck und mit einem mal sind sie weg!“

Alle Blicke folgten der Richtung, die Marrics ausgestreckter Arm anzeigte und in der Tat, der Platz auf den Marric deutete, stand verlassen. Marric hielt es nicht mehr auf seinem Platz. Aufgeregt sprang er auf und streckte sich erst einmal, denn sein Rücken schmerzte ein wenig. Diese Stühle waren aber auch alles andere als bequem. Aber gleich danach eilte er zu dem Tisch, an dem Swanter und Abalea ihren bisherigen Abend verbracht hatten. Aber auch aus der Nähe sahen die Stühle ebenso verlassen aus wie aus der Ferne. Die zwei Krüge standen geleert auf dem Tisch, die Jägerin und ihr Begleiter würden also auch nicht so schnell, wenn überhaupt, zurück kehren. Sie zu dieser Stunde noch ausfindig zu machen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

„VERDAMMT!“, rief Marric noch einmal und er meinte es so, wie er es aussprach.

Als Marric sich selbst als einen unachtsamen Narren beschimpfte, weil sie verschwunden waren, saßen Swanter und Abalea gerade geduckt in einem Gebüsch und fühlten sich von Feinden umzingelt. Wenn man verstehen will, wie es dazu gekommen war, muss man das Rad der Zeit ein klein wenig zurückdrehen. Marric spielte gerade mit Rauchkringeln, Degan genoss die Vorzüge eines warmen

Bades, Hymephos eilte auf die Taverne zu, Shalawing beschloss zu diesem Zeitpunkt sich nicht erst umzuziehen, bevor sie ihrem Anführer Bericht erstattete und Abalea freute sich auf den ersten Schluck Bier.

Der Warnruf Swanters fuhr ihr ins Gebein, wie eine Axt in die Borke einer Eberesche. Fast hätte sie den Krug fallen lassen. Sie stellte ihn etwas ungehalten ab und drehte sich dann zur Seite, um Swanter zu fragen, was ihm einfiel, sie derart zu erschrecken. Aber Abalea startete auf einen verlassenem Platz. Dort wo Swanter noch Augenblicke zuvor gesessen war, stand nun ein leerer Stuhl. Die Jägerin rieb sich die Augen, sah aber danach dennoch nicht mehr. Swanter musste sich in Luft aufgelöst haben.

„Psssst !“

Abalea wollte ihren Ohren nicht trauen, aber da hörte sie es erneut.

„Psssst!“

Diesmal klang es ein wenig aufdringlicher, aber die Jägerin vermochte noch nicht zu ergründen, woher dieses Geräusch kommen könnte. Langsam schob sie es ihrer Übermüdung zu, da können einem Augen und Ohren schon mal einen Streich spielen. Vielleicht war es aber auch nur der Durst. Doch ehe Abalea einen Schluck nehmen konnte, kam es schon wieder.

„Psssst!“

Diesmal war es begleitet von einem leisen Klopfen, als ob jemand mit den Fingerknöcheln auf die Tischplatte schlug. Nachdem Abalea ausschließen konnte, dass oberhalb des Tisches jemand auf den Tisch geklopft haben könnte, konnte das Geräusch nur von unten kommen. Vorsichtig sah sie unter den Tisch und wahrhaftig - Swanter saß dort unten, zusammen gekauert wie ein Ochsenfrosch unter einem zu kleinen Stein.

„Nicht nach unten sehen !!“, zischelte Swanter ihr zu und sofort richtete Abalea ihren Blick folgsam wieder gerade aus, obwohl sie sich gerade vorkam wie eine Katze, der man einen scheppernden Blechteller an den Schwanz gebunden hatte.

„Was, bei allen Trollen, soll das Ganze?“, raunte sie nach unten, während sie ihren Blick starr und ziellos in die Ferne warf, wie es ihr geheißen war.

„Siehst du uns gegenüber in der Taverne jemanden, von dem du den Eindruck hast, er könnte uns beobachten?“, antwortete Swanter auf die Frage der Jägerin mit einer Gegenfrage, „Er müsste sich in der Nähe der Türe aufhalten. Er tat es zumindest. als ich ihn erblickte.“

Abalea blinzelte ins Halblicht der Taverne hinaus. Es waren noch dutzende Gäste anwesend und jeden von ihnen könnte ihr Gefährte gemeint haben. Aber die Jägerin konnte die Auswahl einschränken, denn in der Nähe einer Türe müsste die gesuchte Person stehen und ein Mann musste es sein. Leute, die mitten in der Taverne standen oder saßen, konnten also schon von vorneherein ausgeschlossen werden, ebenso alle anwesenden Frauen, auch jene die untereinander ins Gespräch vertieft waren und die Leute, die vom Bier überwältigt bereits am Tisch eingeschlafen waren, konnte Swanter sowieso nicht gemeint haben.

„Ja.....“, murmelte sie leise unter den Tisch, als sie glaubte fündig geworden zu sein „Da hinten sitzt ein Mann in einer dunklen Uniform. Er scheint nicht nur mit Rauchringen aus seiner Pfeife zu spielen, sondern er sieht auch immer wieder in unsere Richtung. Er versucht unauffällig zu sein, aber allein die Häufigkeit, mit der er es tut, verrät eine gewisse Absicht dahinter.“

„Diesen habe ich auch gesehen. Aber das ist nur einer von den Schattenklingen, die sind harmlos.

Wende deinen Blick weg von der Tür, die meines Erachtens ein Durchlass zu einem hinteren Zimmer ist und achte verstärkt in die Richtung der Eingangstüre auf die Leute, die dort stehen!“

„Dort sehe ich nur die übliche Anhäufung betrunkenen Schwachköpfe. Einige von ihnen stehen herum und schwanken wie eine Gerstenfeld im Sturm, andere betrinken sich sitzend, der Rest liegt bereits unter dem Tisch.“, flüsterte Abalea gereizt zu ihrem geduckten Gefährten herunter, „Nur ich alleine scheine hier dazu verdammt zu sein, durstig bleiben zu müssen!“

Abalea wollte nun endlich aus ihrem Krug trinken, aber Swanter zupfte sie aufdringlich am Ärmel, dass sie es nicht geschafft hätte, ohne sich erheblich mit Bier zu bekleckern. Sie seufzte grollend, setzte den Krug widerwillig wieder ab und dachte ernsthaft darüber nach, ob sie Swanter nicht noch

einmal unter dem Tisch treten sollte, damit er endlich Ruhe gäbe.

„Nein, nein, schau nochmal hin!“, wurde sie von Swanter schon fast angefleht, „Ich würde es nicht verlangen, wäre es nicht sehr, sehr wichtig!“

Die Jägerin spürte, dass es ihrem Gefährten sehr erst damit sein musste. Bisher hatte sie nicht ausschließen können, dass Swanter wieder einen üblen Spaß mit ihr treiben wollte, es schien tatsächlich sehr wichtig zu sein. Zudem hörte sie in seiner Stimme eine gewisse Furcht mitschwingen und diese war nicht von ihm vorgetäuscht, sondern er empfand sie wirklich, wie sie ihren Durst.

Swanters Drängen nachgebend sah sich Abalea ein weiteres Mal in der Taverne um, doch diesmal konzentrierte sie sich dabei und ging nicht wieder so oberflächlich vor, wie bei ihren ersten Versuchen. Jetzt, da sie mit mehr Eifer bei der Sache war, fielen ihr viel mehr Einzelheiten auf, die ihr zuvor entgangen waren und sie erkannte auch schnell jene Person, die Swanter gemeint haben könnte.

„Ich sehen einen grimmigen Südländer, der übertrieben viel Schmuck um den Hals trägt und er hat an allen seinen Fingern mehr Ringe als ein Goldschmied in seinem Warenangebot!“, teilte Abalea mit, „Ist es jener, den du in deinen Gedanken hattest?“

„Genau diesen meinte ich!“, freute sich Swanter begeistert, wenn auch nur verhalten laut, um nicht entdeckt zu werden.

„Und was soll mit diesem Südländer sein, abgesehen davon, dass er beunruhigend oft zu mir herschaut? Möglicherweise interessiert er sich auch nur für meine Brüste, sowie sich andere Leute für die anmutigen und liebreizenden Dingerchen von Schankmaiden begeistern können!“, bemerkte die Jägerin mit einem scharf ätzenden Tonfall, daran erinnernd, dass sie den Vorfall von vorhin noch nicht vergessen hatte. Swanter ächzte leise. Nicht einmal geprügelte Hunde sind so nachtragend wie Frauen und besonders die Sturheit von Abalea wird nur noch knapp von der eines alten Maulesels übertroffen. Er beschloss die Andeutung der Jägerin zu überhören und entgegnete ihr:

„Damit könntest du sehr richtig liegen. Erkennst du seinen Begleiter?“

Die Jägerin blinzelte auf die andere Seite der Taverne hinüber.

„Du meinst diesen kleinen, älteren, grauhaarigen Mann, der an der Seite des Südländers steht und wie eine kleiner Hund darauf wartet, dass ein Stöckchen geworfen wird?“

„Genau dieser! Du siehst ihn heute zum ersten mal, er hingegen sah dich schon vorher, doch hattest du damals keine Kleidung, sondern nur frisches Seewasser an deinem wonnigen Leib!“

„Oh!“, meinte Abalea knapp, „Das ist also jener, dem du das Goldsäckel vom Gürtel geschnitten hast?“

„Du hast es endlich erraten!“, antwortete Swanter spöttisch und Abalea trat ihm für diese freche Bemerkung in die Seite.

Der alte Rossler schwitzte mehr als bei einer Arbeit im Steinbruch unter einer glühenden Sonne, seit sie die Taverne auf dem Hengstackerhof betreten hatten. Doch nicht Mühe oder Plage ließ ihm das Wasser von der Stirn rinnen, es war die Angst, die solches bewirkte. Und für diese Furcht hatte er auch sehr viele Gründe. Er war überhaupt nur noch am Leben, da es eine ferne Hoffnung gab, das Goldsäckel wieder zurück zu gewinnen. Aber dazu müsste er die Frau wiederfinden, die er damals am See beobachtet hatte. Der Anführer war, nachdem er seine Wut über Rosslers Versagen mit den Hieben seiner Peitsche auf dessen Rücken ausgelassen hatte, auf diese Weise beruhigt zu der Ansicht gekommen, dass die Badende ein reines Ablenkungsmanöver gewesen sein musste, auf das Rossler tapsig wie ein Jungknecht hereingefallen war. Fände man diese Frau, so sagte der Anführer, dann bekäme man auch ihren Komplizen zu fassen und damit auch das Goldsäckel. Da hatte der Anführer wohl recht, nur galt es jetzt diesen Plan auch in die Tat umzusetzen und genau an diesem Punkt begann das Unglück des alten Rosslers. An den nackten Körper der Frau im See konnte er sich gut erinnern, an die Rundungen ihrer Brüste, an die Form der Haare, sowohl der auf ihrem Kopf als auch sogar jenen am oberen Ende ihrer Beine, aber eben nicht mehr an die Züge ihres Gesichts. Das machte ihm ein Wiedererkennen sehr schwierig. Rossler mühte sich redlich, seit sie auf dem Hengstackerhof angekommen waren. Bisweilen hatte er das Gefühl, die Augen könnten ihm aus dem Schädel springen, so sehr suchte er bei den Frauen, die ihm hier über den Weg liefen, nach einem Angesicht, das einen

Funken Erinnerung in ihm hätte wecken können. Aber noch immer war ihm jede Frau fremd geblieben. Der Tag ging, die Nacht rückte heran und sie blieben in ihrer Suche beständig erfolglos. Die Laune des Anführers sank in ungeahnte Tiefen und Rossler sah es mit wachsendem Unbehagen, dass sein Befehlshaber mit den Fingern der rechten Hand gedankenverloren mit dem Griff seiner Peitsche herum spielte.

Als die Nacht schon eine Weile über sie gekommen und die Dämmerung der Dunkelheit gewichen war und das Fortführen der Suche so sinnlos wurde wie ein Sonnenschirm bei einem Sturm, beschloss der Anführer, in der Taverne noch etwas kräftigendes zu sich zu nehmen, damit sein Arm stark genug wäre, den alten Rossler gehörig zu züchtigen, um ihn für den kommenden Tag angemessen zu motivieren, sobald sie das Lager mit dem Rest ihrer Truppe außerhalb des Hengstackerhofs erreicht hätten. Rossler hingegen, der genau wusste, was ihn im Lager erwartete, verspürte weder Hunger noch Durst.

Doch seine düstere Miene erhellte sich plötzlich nach dem Eintreten in die Taverne und ihm war, als würde auf seinem schattigen Pfad eine leuchtende Laterne entzündet werden. Die Jägerin, die er in der hinteren Ecke, ein wenig abseits des allgemeinen Trubels, allein an einem Tisch sitzend hatte erspähen können, kam ihm sehr bekannt vor. Für einen Moment dachte er, es säße jemand neben ihr, aber Rossler kam zu dem Schluss, dass er sich da getäuscht haben müsste. Aber das war dem alten Kutscher auch völlig egal. Ihm genügte es durchaus diese Jägerin gefunden zu haben und bei ihr nach Übereinstimmungen mit der Frau am See suchen zu können. Auf jeden Fall hatte sie dieselbe Haarfarbe, dies konnte er schon einmal feststellen. Auch die Länge der Haare könnte hinkommen, wobei dies nicht einfach zu bestimmen war, denn bei der Badenden hingen die Haare nass triefend von ihrem Kopf und bei der Jägerin waren sie adrett nach hinten zu einem Pferdeschwanz zusammen gebunden. Es war zwar nicht viel, was der alte Rossler an gemeinsamen Äußerlichkeiten zusammentragen konnte, aber es genügte, um die Hoffnung zu nähren, er könnte die gesuchte Frau gefunden haben.

Dem Anführer fiel die Veränderung im Verhalten des alten Kutschers sehr wohl auf. Er schien nachzudenken und das machte er nicht oft. So eingehend und anhaltend hatte der alte Rossler in seinem ganzen Leben noch nie gegrübelt. Er verfolgte Rosslers Blick und dann sah auch er die Jägerin, die der alte Kutscher so eingehend betrachtete.

„Ist sie das?“, fragte der Anführer mit einem Anflug von froher Erwartung.

„Das ist gut möglich....!“, antwortete Rossler ausweichend, „Mit Bestimmtheit kann ich das noch nicht sagen.“

„Dann denk nach, denk nach ...!“, ermunterte der Anführer seinen Kutscher und beide starrten angespannt auf Abalea wie zwei jagende Katzen auf ein leeres Mausloch.

Abalea wurde es langsam mulmig und sie fühlte sich langsam wie ein Köder in einer Bärenfalle. Dabei betrachtete sie in ihrer Phantasie die zwei starr glotzenden Südländer am anderen Ende der Taverne als lauernde Bärenjäger, die darauf warteten, dass ihre Beute endlich in die Falle ginge. Der Bär hingegen, in Abaelas bildlicher Vorstellung hörte er auf den Namen Swanter, hatte aber die Falle längst erkannt und sich unter dem Tisch zusammengerollt. Dort wartet er nun, dass die Bärenjäger aufgeben würden und er sein Versteck unbedrängt wieder verlassen könnte, frei dorthin zu tapsen, wo immer es ihn verlangte. Abalea spielte in Gedanken durch, wie ihre erdachte Geschichte ausgehen könnte, wenn zum ersten die Bärenjäger, allen Erwartungen zu Trotz, doch nicht von ihrer Jagd abließen und sich der Bär doch noch in der Falle verfangen sollte oder zum zweiten dem Bär die Flucht gelänge und seine Jäger enttäuscht zurück ließe. In beiden Fällen und auch nicht in allen anderen, die sich Abalea als möglichen Ausgang ihrer Geschichte vorstellen konnte, ging es gut für den Köder aus. Die Rolle der Verliererin lag ihr nicht und Abalea wollte sich von vorneherein auch erst gar nicht daran versuchen.

„Bist du sicher, dass dich der Alte nicht erkannt hat?“, raunte sie dem versteckten Swanter zu, „Ständig schauen diese zwei unheimlichen Südländer heimlich zu mir herüber!“

„Das ist völlig unmöglich!“, flüsterte Swanter zurück, „Sowie ich den Alten erkannt hatte, bin ich auch schon abgetaucht. Zu diesen Zeitpunkt haben diese Südländer noch Löcher in die Luft gestarrt“

„Ich meine nicht diesen Moment, sondern jenen, da du ihm das Goldsäckel abgenommen hattest!“, beharrte Abalea auf ihrer Frage.

„Auch das ist unmöglich!“, erwiderte Swanter so leise wie möglich, „Er hatte nur Augen für dich und deine zwei anmutigen und liebebreizenden Dingerchen!“

Für diese Bemerkung kassierte Swanter wieder einen Tritt.

„Bist du dir sicher, dass die Alte dich damals nicht bemerkt hat?“, fragt der Anführer den alten Rossler, „Ständig starrt sie verstohlen zu uns herüber!“

Der Kutscher schüttelte den Kopf:

„Nein, das ist völlig unmöglich. Ich stand gut verborgen in einem Gebüsch, es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass sie mich dabei gesehen hat. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte sie sich bestimmt nicht weiter so zur Schau gestellt!“

„Gut, gut!“, brummelte der Anführer halbwegs beruhigt, „Wenn du sie so uneingeschränkt hattest betrachten können, dann sag, was ist dir damals besonders aufgefallen?“

„Sie hatte Grübchen auf beiden Pobacken!“, beeilte sich Rossler zu erklären, doch seinen Anführer stellte er mit dieser Beschreibung nicht zufrieden.

„Da sie gerade auf ihrem Hintern sitzt, sind die Grübchen dort wohl kein taugliches Merkmal für einen Vergleich!“, knurrte der Anführer ungeduldig.

„Die Brüste waren sehr stramm und ihre Knospen reckten sich keck nach oben!“, ergänzte Rossler sein Beschreibung hastig.

„Wie du unschwer sehen kannst, werden ihre Brüste nun von einem Gewand verhüllt und niemand vermag zu erkennen, wie stramm ihr Busen wirklich ist und ob sich ihre Knospen stolz nach oben strecken oder traurig nach unten hängen. Es sei denn man würde sie fragen, ob sie Lust hätte, ihr Hemd kurz anzuheben!“

Eifrig nicht der alten Kutscher.

„Wie ihr es wünscht. Ich werde sofort zu ihr hin gehen und sie fragen, ob sie dies tun möchte!“

Schon wollte Rossler los stürmen, aber da legte sich eine kräftige Hand auf seine Schultern und er wurde von seinem Anführer brutal zurückgezogen.

„Das war doch nur ein Scherz, du Sohn eines kranken Keilers!“, raunzte er den nun völlig verwirrten Kutscher verärgert an und insgeheim fragte er sich, warum er, bei allen Dämonen Morgoths, nur von Trotteln umgeben war.

„Wir müssen hier verschwinden, so schnell wie möglich!“, tuschelte Swanter ächzend unter dem Tisch hervor. Langsam schmerzte ihn der Rücken und seine Beine drohten einzuschlafen, lange würde er die gekrümmte Körperhaltung nicht mehr aushalten können.

„Das ist heute die beste Idee, die du bisher hattest.“, nuschelte Abalea zurück. Sie traute sich nicht die Lippen zu auffallend zu bewegen, wusste sie sich doch unter ständiger Beobachtung und sie glaubte nicht, dass die zwei Südländer auf die Dauer annehmen würden, sie führe die ganze Zeit nur Selbstgespräche. In diesem Fall wäre Swanter schnell entdeckt worden. Der Bär wäre dann in der Falle gewesen und der Köder würde eine andere Anwendung finden. Soweit durfte es nicht kommen.

„Aber wie sollen wir das anstellen, die Kerle lassen mich nicht einen Moment aus den Augen!“, fragte Abalea leise und so verborgen wie möglich.

„Ganz einfach – sie können nicht die ganze Zeit zu uns her starren. Wann immer ihre Aufmerksamkeit abgelenkt sein mag, dann gib mir ein Zeichen. Dann werde zu der Hintertüre links hinter uns robben, sofern das meine Beine noch hergeben, denn sie fühlen sich schon überwiegend taub an, und dann aus dem Haus verschwinden!“

„Das nennen ich einen wirklich guten Plan!“, entgegnete Abalea schnippisch. Sie hielt ihre Hand vor den Mund, damit niemand sehen konnte, wie sich ihre Lippen beim Sprechen bewegten, denn was sie jetzt zu sagen hatte, sollte sehr deutlich sein und kein Wort davon im Nuscheln untergehen.

„So wärst du dann also in Sicherheit? Wie schön für dich!“, sprach sie spottend, „Und was soll ich

derweilen tun? Still sitzen bleiben und ruhig darauf warten, bis sich die Südländer darauf geeinigt haben, in welcher Reihenfolge sie mich notzüchtigen werden?“

„Sei nicht albern.“, antwortete Swanter, „Du kannst doch auch abhauen, wann immer es dir beliebt, sobald sich dir eine Möglichkeit dazu bietet. Du siehst eine solche Gelegenheit wenigstens kommen, denn du hast freie Sicht. Ich hingegen sitze zusammen gekrümmt hier unten und alles, was ich sehen kann, sind deine wunderschönen Beine.“

Swanter hüstelte leise und fügt an:“

Ich liebe deine Beine, auch wenn sie mich immer treten!“

„Hmpf!“, meinte Abalea nur, weder ablehnend, noch zustimmend. Swanters Plan hatte ganz bestimmt noch ein paar andere Haken, auf die sie bisher nur noch nicht gekommen war, aber ein besserer wollte ihr einfach nicht einfallen. Sie hätte einfach aufstehen und die Taverne in aller Ruhe verlassen können, aber dann stünden ihr wahrscheinlich dann sofort zwei unerwünschte Begleiter an der Seite, die den weiteren Verlauf der Nacht auf sehr zwingende Art in ihrem Sinn gestalten würden. Swanter könnte sich dann zwar unbemerkt aus dem Staube machen, aber sie hätte dann die Südländer alleine an den Backen und dies näher als ihr lieb sein würde.

„Was sollen wir denn jetzt tun?“, fragte Rossler in einem kläglichen Tonfall, „Ich bin mir fast sicher, dass sie es ist, greifen wir sie uns einfach!“

„Und das werden wir auch tun!“, sprach der Anführer, „Aber nicht hier, du misstratenes Kind eines Erdferkels. Hier in der Taverne gibt es doch viel zu viele Zeugen. Glaubst du wirklich die Gäste hier würden tatenlos zusehen, wenn wir das Weib gegen ihren Willen aus der guten Stube zerren?“

Rossler zuckte unbeholfen mit den Schultern und sagte lieber nichts dazu. Seiner Ansicht nach waren die Gäste in dieser Taverne ausschließlich mit sich selbst beschäftigt und sie hätten es nicht einmal bemerkt, wenn man mitten im Raum ein Schwein geschlachtet hätte, solange kein Blut in ihren Bierkrug spritzt. Aber sein Anführer war anderer Meinung.

„Natürlich nicht!“, sagte er, „Wir warten einfach bis sie von selbst hier rausgeht und schnappen sie uns draußen!“

„Aber sie wird auch draußen um Hilfe rufen!“, wandte der alte Kutscher ein.

Der Anführer grinste grimmig.

„Jemand, der ein Messer an seiner Kehle spürt, ruft nach gar nichts!“, erwiderte er und lachte roh. Da wagte auch Rossler wieder ein leichtes Grinsen in der Gegenwart seines Anführers, ohne die übliche Furcht sofort gemaßregelt zu werden. Gerade wollte der alte Kutscher seinen Anführer ob seines verschlagenen Plans loben und ihm bestätigen, dass er sich das alles sehr gut ausgedacht hatte und danach noch eine Weile schleimend dessen Weisheit und Umsicht preisen, in der Hoffnung in der wohlwollenden Gunst seines Herren wieder etwas zu steigen, da wurde er rüde zur Seite gestoßen. Auch den Anführer hatte es erwischt, auch er hatte einen Rempler abbekommen und war sogar ins Wanken geraten. Fast wäre der über eine Sitzbank gestürzt, aber Rossler konnte ihn noch rechtzeitig fassen. Wütend sah der Anführer dem Mann nach, der ihn beinahe zu Fall gebracht hatte, der sich wie ein wilder Stier einen Weg durch die Schar der Gäste gepflügt hatte, ohne Rücksicht auf sich oder andere. Die Höflichkeit unter den Menschen war auch nicht mehr das, was sie einst einmal war. Der alten Kutscher, der sich um sein Loblied geprellt fühlte, sah nun eine Möglichkeit seinem Herrn und Meister gefällig zu sein, um sich bei diesem wieder einzuschmeicheln.

„Soll ich ihm Manieren beibringen?“, fragte Rossler seinen Anführer, bemüht, möglichst aufgebracht zu erscheinen. Er hatte schon die Hand an seinen Dolch gelegt und war bereit zuzuschlagen, um diesem Rüpel zu zeigen, dass man in dieser Weise nicht mit seinem Meister umspringen dürfe. Aber in einem, für ihn seltsam anmutenden Gleichmut, beschwichtigte der Anführer den Zorn des Kutscher.

„Lass es gut sein.“, murmelte er halblaut, „Das war einer von den Schattenklingen und mit denen sollte man sich besser nicht anlegen. Nur Schwachköpfe rufen nach ihrem Henker selbst!“

„Jetzt oder nie!“, hörte Swanter Abalea rufen und in vollem Vertrauen darauf, dass seine Gefährtin die

Lage richtig eingeschätzt hatte, ließ er sich einfach auf die Seite kippen und plumpste dann wie ein umgestoßener Mehlsack unter dem Tisch hervor. Nur mühsam kam er auch nur halbwegs auf die Beine. Zu lange war er kauern unter dem Tisch gesessen, nicht alle seine Gliedmaßen wollten ihm auf Anhieb gehorchen. An ein aufrechtes Laufen war auf keinen Fall zu denken. Swanter krabbelte unbeholfen wie ein frisch geborenes Rehkitz auf allen vieren zur Hintertüre und reckte seine Hand stöhnend zum Türknauf, wie ein Verdurstender nach einem Krug frischen, klaren Wassers. Als er ihn zu fassen bekommen hatte, zog er sich daran erst einmal in die Höhe, um endlich wieder aufrecht auf den Füßen zu stehen, missachtete jeden Schmerz, den ihn das Aufrichten kostete und drückte dann vorsichtig gegen die Türe. Das Glück stand auf seiner Seite, sie war nicht verschlossen und jedes Scharnier ordentlich eingeölt, die Türe ließ sich ohne Quietschen oder Knarren öffnen, das war schon einmal wichtig. Ach wenn es doch immer so wäre, dachte sich Swanter, für dessen Handwerk es letztlich unabdingbar war, sowohl ungesehen, als eben auch ungehört, in Häuser einzudringen und zu gegebener Zeit auch aus ihnen wieder heraus zu kommen. Er öffnete die Türe sachte und schlüpfte dann mit einer wiedergewonnenen Geschmeidigkeit durch den engen Türspalt ins Freie.

Ein kühler Windhauch empfing ihn dort. Es hatte sich draußen offenbar erheblich abgekühlt, seit sie auf dem Hengstackerhof angekommen waren. Aber vielleicht käme ihm das auch nur so vor, dachte sich Swanter, vor allem nach dem sonnigen Gluthauch des vergangenen Tags oder nach dem sehr ausgedehnten Aufenthalt in einer stickigen Taverne. Da ist jede Kühle eine wahre, fröstelnde Wohltat. Zum Glück waren auch abseits des Hauses und fern zu dem eigentlich Eingang zur Taverne etliche Laternen aufgestellt, wenn auch zu dieser späten Stunde nur noch weniger als die Hälfte davon brannten und bald schon würden auch diese erlöschen, wenn das Lampenöl aufgebraucht sein würde und es war nicht zu erwarten, dass die vor Tagesanbruch wieder aufgefüllt werden würden. Aber im Moment war der Seitenplatz noch genug beleuchtet, Swanter konnte sich ohne Mühe orientieren. Er erkannte ein paar offene Pferdeställe, dahinter gleich das Gatter, das den Hofplatz von der Westweide trennte. Nur war von einer Weide zu diesem Zeitpunkt nicht viel zu erkennen gewesen. Überall standen Zelte und Lagerplätze dort, die Herberge vieler Besucher des Pferdemarkts, die am vergangenen Tag schon angereist waren und nun dem Beginn des Markts entgegen schlummerten.

Swanter überlegte fieberhaft. Noch hatte er nicht die leiseste Ahnung, wohin sie sich wenden sollten. Nur eins stand für ihn fest, heute Nacht könnten sie ihr Zimmer nicht aufsuchen, das wäre zu gefährlich. Dort würde man sie als erstes suchen und womöglich noch im Schlaf ergreifen. Swanter war zuversichtlich. Irgendeine sichere Ecke wird sich schon finden lassen, redete er sich solange beständig ein, bis ihm der Wunsch zur trügerischen Sicherheit wurde. Doch zuerst müsste Abalea zu ihm finden, eine solche Entscheidung fällt man am besten zu zweit. Seite an Seite zu stehen macht den Weg in den Untergang etwas erfreulicher.

Wo blieb sie nur?

Sie hätte doch schon längst erscheinen müssen. Swanter wurde unruhig, obwohl er von den Fähigkeiten seiner Gefährten vollends überzeugt war. Wenn sie nicht gesehen werden wollte, dann konnte Abalea zu einem Schatten werden. Es war daher mehr als unwahrscheinlich, dass es ihr am Ende nicht gelingen sollte, sich der Beobachtung von zwei trögen Südländern zu entziehen. Die Vorstellung, was geschehen könnte, fiel Abalea in die Hände der Häscher, war zu entsetzlich und Swanter versuchte diese quälenden Gedanken aus seinem Kopf zu vertreiben, was ihm aber von Herzschlag zu Herzschlag immer weniger gelang.

Swantere Unruhe wuchs langsam zu einer beginnenden Panik heran. Das alles dauerte schon viel zu lange. Irgendetwas muss schief gelaufen sein und Abalea würde sich in allerhöchster Gefahr befinden. Von seinem Standort aus konnte Swanter die Seitentüre der Taverne gut erkennen. Bisher wurde sie noch von niemandem durchschritten. Von Abalea nicht, wie auch von keinem anderen. Swanter erwog, auch einmal einen Blick auf den Haupteingang zu werfen, Abalea könnte die Taverne ja auch dort verlassen haben, aber selbst dann hätte sie wohl gewusst, wo er ungefähr zu finden gewesen wäre und sofort aufgesucht.

Swanter wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, die Wirklichkeit verlangte seine Aufmerksamkeit. Er

hörte plötzlich leise Schritte, die sich sachte näherten. Endlich ! Schon wollte er freudig und erleichtert jubeln, dachte Swanter in diesem Moment noch, Abalea hätte es endlich aus der Taverne geschafft und wäre nun auf dem Weg zu ihm. Doch dann wurde Swanter stutzig. Diese Schritte klangen zu leise, zu sacht, zu gesetzt und das konnte nichts Gutes bedeuten. Jemand schlich in unlauterer Absicht um das Haus. Es wurde getuschelt und gemunkelt, es waren demnach mehrere Personen auf finsternen Pfaden unterwegs. Obwohl sie flüsterten, konnte Swanter mit seinem geübten Gehör die Stimmen von vier verschiedenen Männern unterscheiden. Sie kamen näher, doch noch konnte Swanter nicht verstehen, was sie so ausgesucht leise miteinander besprachen. Aber sie kamen immer näher und bald würden sie Swanter erreichen. Der jedoch beschloss einer Begegnung lieber aus dem Weg zu gehen und ein sicheres Versteck aufzusuchen, es könnte sich immerhin um Männer aus der Gefolgschaft dieses Südländers mit den vielen Ringen an den Fingern handeln und solchen mit Leuten gibt man sich besser nicht ab. Jeder in Bree weiß das!

Abalea atmete auf. Sie fühlte sich unendlich erleichtert, nachdem Swanter erfolgreich das Weite gesucht hatte. Der mächtige Auftritt dieses Hüters, der es mehr als eilig gehabt haben musste, denn er raste an den anderen Gästen vorbei wie ein wild gewordenes Mammut durch eine Schonung, war in diesem Moment wie ein Geschenk gewesen. Er hätte jeden, der ihm im Weg gewesen und nicht beizeiten zur Seite ausgewichen war, einfach um gerannt. Die meisten der Leute sahen ihn aber rechtzeitig heran stürmen und konnten sich so größere Verletzungen ersparen, nicht so aber diese Südländer. Die waren zu sehr damit beschäftigt Abalea zu beobachten und ahnten nicht, dass sie gleichsam einem Orkan im Weg standen. Da dieser Hüter weder den Kurs noch seine Geschwindigkeit änderte, wurde ein Aufprall unvermeidlich und der traf die zwei Südländer völlig unvorbereitet. Abalea musste schmunzeln, als der große Kerl mit den vielen Ringen an der Fingern wie ein Spielzeugpüppchen auf die Seite geworfen wurde und der Grauhaarige sich mehrmals um die eigene Achse drehte, ehe er wieder sicher zum Stehen kommen konnte. Als die Südländer in ihrer Empörung dem davon stürmenden Hüter noch ein paar bitterböse Blicke nach warfen, sah die Jägerin die Gelegenheit gekommen, Swanter das vereinbarte Zeichen zu geben. Der reagierte auch sofort und kam stöhnend aus seinem beengenden Versteck unter dem Tisch hervor. Nun hatte Abalea eigentlich erwartet, dass Swanter schnell und gelenkig wie ein junges Wiesel durch die Nebentür verschwinden würde, aber nichts dergleichen geschah. Swanter bewegte sich so langsam und un gelenkt wie ein von einer Vielzahl harter Jahre arg gebeuteltes, alter Mann, schleppend und alles andere als hurtig. Es ging einfach nicht schnell genug. Noch waren die Südländern abgelenkt, aber das konnte sich jeden Moment ändern. Abalea trommelt nervös mit den Fingern auf den Tisch herum.

„Nun mach schon!“ murmelte sie beschwörend leise vor sich hin, aber Swanter bewegte sich noch immer mit der Geschwindigkeit einer kranken Schnecke. Abalea glaubte nun nicht mehr an das Gelingen einer heimlichen Flucht und machte sich schon innerlich bereit, überstürzt fliehen zu müssen. Aber nach einer gefühlten Ewigkeit hatte Swanter dann endlich diese Türe erreicht und noch immer blieb er unbemerkt. Die Wellen, die dieser Hüter mit seinem Sturm Lauf geschlagen hatte, schwappten noch zu hoch. Erst als Swanter die Türe hinter sich zuzog, keinen Augenblick zu früh, hatten die Südländer offensichtlich ihre Verärgerung überwunden und Abalea wieder unter Beobachtung genommen. Die Freude über das Entkommen ihres Gefährten ebte bei der Jägerin langsam ab. Ihr wurde klar, dass Swanter sich zwar jetzt in vermeintlicher Sicherheit befand, aber sie selbst fühlte sich nun wie ein gebratener Kapaun auf dem Teller eines hungrigen Vielfraß.

Swanter hatte es gerade noch rechtzeitig geschafft, sich hinter einem Gebüsch im Schatten des Laternenlichts abzuducken, als vier verummte Männer den Ort erreichten, an dem er noch kurz zuvor auf Abalea gewartet hatte. Sie hatten ihn offensichtlich nicht gesehen, denn trotz bei aller Heimlichkeit, der sie sich befleißigten, verhielten sie sich erstaunlich sorglos. Sie flüsterten auch nicht mehr und Swanter konnte jedes Wort, das sie austauschten, vortrefflich vernehmen.

„Was soll das heißen? Der Plan hat sich geändert?“, hörte Swanter jemanden mit einer recht heiseren

Stimme fragen, „Wir waren uns doch einig, dass wir in dieser Nacht zuschlagen werden!“

„Dinge ändern sich eben!“, antwortete ein dunkle, sonore Stimme, „Das diese Hunde von den Schattenklingen hier auftauchen, war nicht vorauszusehen! Schon alleine ihre Anwesenheit ist von Übel, aber sie stellen auch noch Fragen! Viele dumme Fragen!“

„Und was werden wir jetzt unternehmen?“

„Der Hauptmann sagt, das wir das ganze nur auf die nächste Nacht verschieben werden. So wie es aussieht, zieht ein Unwetter herauf, das spätestens morgen Abend über uns sein wird. Das wird unser Vorhaben begünstigen. Aber die Schattenklingen dürfen das alles nicht mehr erleben. Der Hauptmann wünscht, dass wir sie alle nacheinander töten!“

„Schattenklingen abmurksen? Na, das klingt doch nach sehr viel Spaß!“, sagte einer, mit einer seltsam piepsigen Stimme in heller Vorfreude, „Wann fangen wir damit an?“

„Wir beginnen auf der Stelle! Eine der Schattenklingen ist zur Zeit nicht bei der Truppe, man kann ihn also alleine antreffen. Er nimmt gerade ein Bad, ist daher ohne Waffen und ohne Rüstung, eine leichte Beute!“

Swanter wagte es seinen Kopf ein Stückchen über das Gebüsch zu heben, dass er ein Bild der Lage erhaschen könnte. Aber er sah nicht viel. Nur die die verummten Männer, die alle tiefschwarze Roben trugen, ein Gewand der Nacht. Sie sahen alle gleich aus. Nur der Wortführer, offensichtlich jener der vier, der das Sagen hatte, unterschied sich von den anderen. Er trug weiße Fellstiefel mit einem breiten Lederband um den Schaft. An diesem Band glitzerten im Laternenschein zahlreiche Nieten. Solche Stiefel sieht man nicht oft und dennoch kamen sie Swanter vertraut vor.

Der Wortführer deutete auf zwei Männer.

„Ihr werdet dieser Schattenklinge einen Besuch abstatten und dafür sorgen, dass die Wonne eines warmen Bades der letzte Moment ihres Lebens sein wird!“

„Warum denn diese Zwei, warum nicht ich?“, fragte der vierte, der bis jetzt geschwiegen hatte, mit einem ehrlich empfundenen Ärger.

Swanter hörte den Wortführer lachen.

„Nur Geduld, mein junger Freund! Es sind ja noch genug übrig. Wenn es dir gefällt, dann kannst du dir später das Elbenweib vornehmen. Verfahre mit ihr wie es dir gefällt. Nur tot muss sie zuletzt sein!“

Der junge Finstermann schien mit diesem Angebot zufrieden und sagte nichts mehr weiter.

„Ihr wisst also was zu tun ist, nun sputet euch. Heute Nacht töten wir die Schattenklingen und morgen in der Nacht holen wir uns den Prinz von Bree!“

Die Männer klopfen sich bestätigend mit der rechten Faust auf die Brust, Swanter kannte dieses Ritual zu seinem Bedauern sehr gut. Es war ein Zeichen aus einem früheren Leben, von dem er gehofft hatte, es schon weit hinter sich gelassen zu haben.

„Wie die Schlange in der Nacht!“, sagte der Wortführer.

„Wie die Schlange in der Nacht!“, antworteten seine Männer wie aus einem Mund.

Dann löste sich die Gruppe auf. Zwei, jene die den Mordauftrag erhalten hatten, schlichen nach Norden, der Wortführer, gefolgt von seinem jungen Schützling, verschwand in südliche Richtung.

Schon bald konnte Swanter sie weder hören noch sehen, erst dann wagte er sich aus seiner Deckung heraus. Er fühlte sich in einem fürchterlichen Zwiespalt. Auf der einen Seite musste er hier auf Abalea warten, denn sie hatten beide den Kopf noch nicht aus der Schlinge und nichts lag ihm ferner, als die Gefährtin im Stich zu lassen. Auf der anderen Seite galt es einen Mordanschlag zu verhindern. Beides gleichzeitig würde er nicht bewältigen können, er würde sich entscheiden müssen. Egal wie seine Entscheidung auch ausfallen würde, Swanter hasste sich selbst schon jetzt deswegen.

Das Glück, so heißt es, wäre mit dem Geduldigen. Es ist zwar nicht immer zutreffend, was der Volksmund an Weisheiten zu bieten hat, aber für Abalea erwies es sich als goldrichtig. Sie war schon dabei gewesen, sich mit der Aussicht, niemals aus dieser Falle entkommen zu können schweren

Herzens anzufreunden, als erneut die Rettung durch die Eingangstüre in die Taverne kam. Diesmal war es allerdings kein wilder Hüter, sondern eine der Huren, die heute am späten Nachmittag mit einem

Planwagen auf dem Hengstackerhof angekommen waren. An den bunten Bänder an ihren Kleidern konnte man sie recht gut erkennen. Das Erscheinen dieser Frau sorgte für ein gehöriges Aufsehen. Ein paar junge Kerle umstellten sie sofort und versuchten sie von der Last ihrer Kleider zu befreien. Aber die Frau wehrte sich mit erstaunliche Geschick, die Jägerin hatte ihre hellste Freude daran. Für Abalea allerdings war es von wesentlich höherer Bedeutung, dass sich auch die Südländer von diesem Vorfall beeindruckten ließen. Zweifelsohne gehörte deren Sympathie mehr den jungen Burschen, aber das war der Jägerin gleichgültig. Sie fühlte sich in diesem Augenblick völlig unbeobachtet und das nutzte sie aus. Anders als bei Swanter war sie schon nach ein paar Wimperschläge später an der Türe, öffnete sie und verließ geschwind diese unselige Taverne.

Rosler war enttäuscht, als die jungen Burschen geschlagen auf dem Boden herumlagen und stöhnend ihre Wunden pflegten, er hätte ihnen gerne mehr Erfolg gewünscht. So aber war das Schauspiel nun vorbei. Viel Zeit für Trauer hatte der alte Kutscher allerdings nicht, denn er wurde hart am Arm gepackt und durchgerüttelt.

„Verdammt !! Wo ist Sie!!“, brüllte der Anführer und hörte nicht auf den Kutscher zu schütteln, als habe dieser die Jägerin in seinem Gewand versteckt, „Eben war sie doch noch da!“

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!“, jammerte Rosler unglücklich, „Bitte reiß mir den Arm nicht aus!“

Der Anführer ließ den Kutscher los und sah sich voller Hast in der Taverne um, aber konnte die Gesuchte nirgendwo erblicken.

„Vielleicht ist sie durch diese Türe da hinten ins Freie gegangen.“, erwähnte Rosler beiläufig, weniger aus einer plötzlichen Erkenntnis heraus, sondern mehr beflügelt von der Absicht irgendetwas zu sagen, um beteiligt zu wirken. Der Anführer starrte den Kutscher ungläubig an.

„Also wirklich, Rosler, manchmal vermagst du mich doch noch angenehm zu überraschen. Selbst in den dunkelsten Köpfen scheint bisweilen kurz ein kleines Lichtlein aufzuleuchten!“

Dann legte der Anführer dem Kutscher eine Hand in den Rücken und schob ihn vor sich her.

„Schnell, ihr nach!“, brüllte er.

Sie drängten sich durch die Gäste, fast schon wie dieser Hüter es vor kurzem auch getan hatte und bald schon erreichten sie den Tisch, an dem Abalea gesessen war und hatten die Nebentüre schon in Griffweite vor sich.

„Halt!“, rief der Anführer und der alte Rosler blieb wie angewurzelt stehen, obwohl er den Knauf der Türe schon in der Hand hatte.

„Sieh dir einmal den Tisch an. Sieh genau hin, denn wir waren bis jetzt offensichtlich mit Blindheit geschlagen!“

Der Kutscher tat wie ihm befohlen worden war. Forschend, schon fast stierend, suchte er angespannt und auf das äußerste konzentriert auf die Tischplatte nach Auffälligkeiten ab, und zwar solange bis ihm der Kopf zu schmerzen begann, als würde er mit Zwergenhämmern traktiert werden.

„Ich kann nichts entdecken!“, bekannte er jämmerlich „Es ist einfach nur ein Tisch, auf dem zwei Krüge mit Bier stehen.“

Der Anführer nickte anerkennend.

„Wie du sehr richtig erkannt hast, es sind zwei Bierkrüge, statt nur einer, wie es zu erwarten gewesen wäre, hätte diese Frau alleine hier gesessen. Es sind aber deren zwei Krüge, also hatte sie Begleitung. Wo ist diese Begleitung hingegangen und hat den Krug unberührt zurück gelassen? Rosler, ich denke wir müssen nun keine Grübchen oder kecke Knospen mehr überprüfen. Wir haben deine Frau vom See gefunden, jetzt müssen wir nur noch ihre Begleitung finden und schon bald ist das Gold wieder in unseren Händen!“

Der Anführer war wieder sehr gut gelaunt und das machte auch Rosler glücklich.

„Die Krüge sind noch voll. Wollen wir wirklich das Bier verkommen lassen?“, fragte der Kutscher heiter.

„Natürlich nicht, Bier verderben zu lassen brächte Unglück!“, erwiderte der Anführer lachend und

ergriff einen Krug. Rossler nahm den anderen.

„Bier erquickt und macht einen wachen Geist!“, erklärte der Anführer. Dann erhob er den Krug und sagte feierlich:

„Auf das Gold!“

„Auf das Gold“, beeilte sich der alte Kutscher zu erwidern, obwohl er insgeheim auch auf Grübchen und kecke Knospen trank.

Sie leerten die Krüge mit einem einzigen Zug, wischten sich den Mund mit den Ärmeln ab, dann verließen sie Taverne durch die Hintertüre.

Kapitel 10

** Tumult der Verzagten **

Die jungen Pferdeknechte fühlten sich zwar ziemlich müde, die Stunden der Nacht waren ja auch schon sehr zahlreich geworden, doch noch war Bier in ihren Krügen und noch immer konnten sie sich an den Erzählungen ihres rundlichen Gefährten nicht satt hören. So saßen sie, gegen jede Empfehlung der Vernunft, beharrlich an ihrem Tavernentisch und forderten ihren Kameraden mit dem runden Kopf eindringlich auf, seine Geschichte aufs Neue vorzutragen. Und dieser ließ sich auch nicht lange bitten, obwohl er seine Beschreibung von Shalawings Beinen, von der Ferse aufwärts bis hin zu ihrem Bauchnabel, bereits gut ein Dutzend mal zum Besten gegeben hatte. Mit jedem seiner Vorträge war die Geschichte umfangreicher geworden. Dichtung und Wahrheit hatten sich mehr und mehr vermischt. Über die Tatsache, dass er bei diesem Vorgang ein paar Zähne eingebüßt hatte, war er aber stets großzügig hinweg gegangen, dafür wurden die Beschreibungen dessen, was er gesehen zu haben vorgegeben hatte, immer genauer und reicher im Detail.

Der rundliche Knecht lächelte milde und ergriff zunächst einmal langsam seinen Krug. Er genoss die Wichtigkeit, die ihm seine Gefährten zuteil werden ließen, kostete sie stolz, fast schon überheblich aus. Genüsslich trank er ein paar Schlucke. Seine Freunde sollten ruhig ein bisschen warten, denn das erhöht die Spannung, auch wenn sie die Geschichte bereits so gut kannten, dass einige von ihnen schon glaubten, sie selbst erlebt zu haben. Er setzte mit einer provozierenden Gelassenheit den Krug auf den Tisch, wischte sich vorsichtig mit den Ärmeln Bierschaum von den geschwellenen Lippen und holte tief Luft, um erneut mit der Geschichte vom Weg zur Herrlichkeit zu beginnen. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Die Türe der Taverne wurde regelrecht aufgetreten und der Krach berstenden Holzes ließ auch das letzte Gespräch in der Taverne verstummen. Ein hoch gewachsener, überaus kräftiger Mann mit schwarzem Umhang stürmte in den Raum. Er trug den Körper einer leblos erscheinenden Frau auf den Armen. Die Frau blutete, sie blutete fürchterlich. Sie konnte unmöglich noch am Leben sein! So viel Blut auf einmal hatte der rundlich Knecht nicht mehr gesehen, seit seinerzeit der Müller Mehlmann in Hobbingen, betrunken wie er war, mit der linken Hand zwischen die laufenden Mühlsteine geraten war. Dem Rundlichen wurde übel und er kämpfte gegen einen wachsenden Brechreiz an. Seine Kameraden waren, durch den plötzlichen Lärm erschreckt aufgesprungen, als wäre ihnen eine Schlange in den Schoß gefallen und starrten voller Entsetzen auf die schwer verletzte Frau in den Armen des Hünen. Was mag ihr zugestoßen sein?

Lebt sie überhaupt noch?

Keinem der Knechte stand jetzt noch der Sinn nach frivolen Geschichten. Trauer, Hilflosigkeit und

Angst bewegte nun ihren Geist. Sie standen da wie gelähmt, unfähig zu sprechen oder auch nur eine Hand zu rühren. Tief in ihrem Inneren wussten sie zwar, dass jetzt Hilfe nötig gewesen wäre, aber sie waren auch unfähig ihre Gedanken einem Sinn dienend zu ordnen. Doch irgendetwas mussten sie tun, es drängte sie förmlich, aus ihrer Starre heraus zu brechen. Aber das einzige, was ihnen dazu einfallen wollte, war ein rascher Rückzug aus dieser quälenden Situation. Jedoch nicht einmal dazu konnten sie sich überwinden. Als der mit dem blauen Auge mit brüchiger Stimme erklärte, es wäre schon spät, die Nacht nur noch kurz und der kommende Tag mit Sicherheit sehr anstrengend, war es schon fast wie eine Erlösung. Das Heft des Handelns war ihnen wieder zurück gegeben worden, wenn auch nur eingeschränkt. Sie wollten raus hier, nichts wie weg, irgendwo hin, wo sie es mit sehr viel weniger Blut, Schmerz oder gar Tod zu tun hätten. Die Knechte legten stumm ihre Zeche auf den Tisch, ließen die halb gefüllten Krüge zurück, denn der Durst war ihnen vergangen und verließen dann, so schnell es ihre zitternden Beine erlaubten, ohne sich auch nur einmal noch um zu drehen, auf dem kürzesten Weg das Haus. Erst im Freien erlaubten sie sich einen Stillstand und atmeten erst einmal tief durch. Manche blickten konzentriert in den Nachthimmel, in der Hoffnung, dieses Bild des Friedens könnte die anderen schrecklichen aus ihrem Geist vertreiben. Sie alle fühlten sich nach einer Weile erheblich besser. Nur der Rundliche nicht, denn der hatte zuletzt das Ringen mit seinen Eingeweiden kläglich verloren und er übergab sich wie noch nie in seinem Leben.

Hauptmann Degan kümmerte sich nicht weiter um die jungen, verunsicherten Pferdeknechte, die durch sein Erscheinen aufgeschreckt und von wilder Panik geritten das Weite gesucht hatten, wie ein Haufen Hühner, nachdem der Fuchs in die Behaglichkeit ihres Stalls eingebrochen war. Degan ließ sie ziehen, denn er verstand ihre Furcht. Die Fratze der Gewalt vermag einen Kleinmütigen zu Boden zu zwingen und lässt sie ängstlich ducken, wie es die Hasen auf dem Feld zu tun pflegen, wenn die den Schrei eines nach Beute suchenden Adlers hören. Sie würden hier, dessen war sich der Hauptmann sicher, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die anwesenden Gäste geworfen hatte, nicht die einzigen bleiben, deren Geist durch die Macht der Angst gelenkt werden würde. Auch den Hauptmann bewegte eine leise Furcht. Ständig prüfte er nach, ob die arme Magd den Kampf um ihr Leben nicht schon verloren hätte. Sie atmete noch, wenn auch flach und immer unregelmäßiger.

Es dauerte nicht lange, bis auch der letzte Gast der Taverne auf Degan und die sterbende Magd aufmerksam geworden war. Zuerst verstummten die Gespräche reihum und eine von Entsetzen belastete Ruhe kehrte ein. Doch dann mischte sich dem Schrecken nach einer Weile auch eine gewisse Neugier bei, so etwas Schicksalhaftes geschieht nun mal nicht jeden Tag. Die Leute, denen Degan auf seinem Weg nahe kam, erhoben sich von ihren Plätzen und machten ihm bereitwillig Platz. Doch auch in den hinteren Reihen standen die Gäste auf, teilweise deswegen, um sich von Grauen gepackt aus dieser unheimlichen Situation heraus zu ziehen, manche aber auch deswegen, weil sie eben wissbegierig geworden waren und im Sitzen nicht genügend erkennen konnten von dem, was sich in des Raums Mitte da so abspielte.

Degan ging eilend, aber auch vorsichtig Schritt für Schritt voran, denn üble Erschütterungen hätte die Blutungen verschlimmert und viel Blut konnte im zierlichen Körper der armen Luilia nicht mehr sein. Er kümmerte sich nicht um das Tuscheln, das langsam um ihn herum begann, als sich die Leute gegenseitig die Lage zu erklären versuchten.

Marrille Dachstein, zum Beispiel, eine überaus sittsame Bäuerin aus dem Volk der Hobbits, wohnhaft zu Stadel, die alle Tavernen für einen Ort des Lasters hielt und sich nur deshalb heute in einer solchen aufgehalten hatte, um ihren Gatten im Auge behalten zu können, dem sie, was Sitte und Anstand betraf, nur wenig zutraute. Sie aß nichts und trank nichts, unterhielt sich nie. Der einzige Auftrag den sie sich gegeben hatte war, ihrem Ehemann die Augen mit der Hand zu bedecken, wann immer eine der üppigen Schankmädchen oder andere nachlässig bekleidete Weiber an ihrem Tisch vorbei eilten. Marrille glaubte als erste der vielen Gäste, Degan war noch keine drei Schritte in den Raum hinein gegangen, in allen Einzelheiten zu wissen, was vorgefallen war und wie immer vermutete sie sofort eine Ausgeburt der Sittenlosigkeit hinter diesem Vorfall. Ihrer Meinung nach, so erklärte sie einer mehr oder weniger

wissbegierigen Frau aus dem Volk der Menschen, die zu diesem Zeitpunkt neben ihr stand, hätte das Opfer lediglich bekommen was es auch verdienen würde, denn ganz bestimmt hätte diese so schwer verletzte Frau ein liederliches Leben geführt und ihr Unglück wäre nur eine Folge ihres schandhaften Handelns gewesen.

Eifrig nickte die Angesprochene, eine Kräutersammlerin aus Schlucht mit dem Namen Elvira Moos, eine in die Jahre gekommene, zu Verbitterung neigende Jungfrau, die ein einsames Leben jeder Gemeinschaft vorzog. Doch wurde sie auch in der Abgeschiedenheit nicht glücklich, denn sie wusste von den Freuden der Gesellschaft die sich andere gönnten und das gefiel ihr ebenso wenig, wie selbst daran teilzunehmen. Sie teilte natürlich die Ansicht der kleinen Bäuerin und ergänzte ihrerseits, dass die Mädchen und jungen Frauen sich heutzutage außerordentlich schamlos benehmen würden und sich daher nicht wundern müssten, wenn ihnen so etwas Schreckliches widerfahre. Beide waren sich darüber einig, dass der Wert eines tugendhaften Lebens bedauerlicherweise völlig in Vergessenheit geraten wäre und daher die Welt immer finsterer würde.

Gerbold Spurhalter, ein Fuhrmann aus Archet, noch immer gezeichnet von seinen Erlebnissen, als die Schwarzwolds seine Heimatstadt überfielen, hatte eine sehr einfache Meinung. Ihm zu folge, müsste jemand, der einer armen Frau derart Schlimmes angetan hatte, auf dem höchsten Ast des stärksten Baums aufgehängt werden. Zur Not aber täte es auch ein Deckenbalken in der Taverne. Er hielt Degan nicht unbedingt für schuldig, aber der Hauptmann war der Einzige, den Gerbolds wenig tief gehender Verstand mit dieser Tat in Verbindung bringen konnte und daher auch der Einzige, den man zur Verantwortung hätte ziehen können. Mit dem Gedanken, dass der Hauptmann der armen Frau nichts angetan haben könnte, sondern ihr, im Gegensatz dazu, in ihrer Not hatte helfen wollen, befasste sich der Fuhrmann erst gar nicht, denn dann hätte er niemanden mehr gehabt, dem er eine Schlinge um den Hals legen dürfte. Verbrechen müssen bestraft werden und das geht nicht ohne einen Schuldigen. Beifall bekam Gerbold von Adrion Blattkratzer, einem der Schreiber im Rathaus zu Bree. Adrion hatte zwar überhaupt keine Meinung zu dem, was sich da vor seinen Augen abspielte, aber er sah für seine Leben gerne bei Hinrichtungen zu. Er liebte es, Körper am Galgen baumeln zu sehen und noch mehr gefiel es ihm, wenn sich ein Schwall an Blut über den Pflock ergoss, nachdem der Kopf in den Korb gefallen war. Die Gefühle, die er dann empfand waren der Wollust nahe und sie machten ihn glücklich. Genau so stellte sich der Schreiber aus Bree die Gefühle vor, die aus einer sinnlichen Begegnung mit einem willigen Weib entstehen könnten. Für eine Gewissheit in dieser Angelegenheit fehlte ihm aber jeder Vergleich, denn keine der Frauen die er kannte, hatten jemals auch nur den Hauch eines Interesses gezeigt, ihm nahe sein zu wollen, außer der uralten Heilerin, die ihm gelegentlich Blutegel ansetzte, wenn er wieder sein Bauchgrimmen hatte. Zu Adrions allergrößtem Bedauern war der Vollzug der Todesstrafe in den letzten Jahren, seit dieser Zartlärche das Amt des Bürgermeisters innehatte, sehr selten geworden. Adrion fühlte sich daher unausgefüllt. Jemandem, der an den Schandpfahl gebunden war, eine faule Tomate ins Gesicht zu drücken, war einfach nicht dasselbe. Daher brachte schon alleine die Aussicht auf eine mögliche Hinrichtung sein Gemüt schwer in Wallung und er sah in Gerbold Spurhalter einen strahlenden Helden, denn er fühlte sich von ihm verstanden.

Auch Hubert Drosselwald, ein überaus reicher Holzhändler aus Schlucht, pflichtete dem Fuhrmann aus Archet bei, was insofern sehr bemerkenswert war, da er sonst Leute wie Gerbold Spurhalter als minderwertigen Pöbel ansah, nichts als Abscheu für sie empfinden konnte und deren Meinungen er so zu vernachlässigen wert wähnte, wie alten Dreck an einer alten Schaufel. Diesmal jedoch fanden sich ihre Ansichten, wie durch ein Wunder bewirkt, im Gleichklang. Offensichtlich wird die Kluft zwischen Armut und Reichtum am bestens durch das gemeinsame Ausleben niedriger Instinkte überbrückt. Man könne ihm die Bösartigkeit schon am Gesicht ansehen, befand der reiche Händler, nachdem er Degan einer intensiven, forschenden Betrachtung unterzogen hatte. Die harten Gesichtszüge, der stechende Blick und die durch seine offensichtliche Schuld verkniffenen Lippen, so belehrte Hubert die um ihn herum Stehenden, seien ein unwiderlegbarer Beweis für die Mordlust und den Blutdurst dieser menschlichen Bestie. Man dürfe mit solchen Subjekten, schloss der Holzhändler seinen Vortrag ab, genauso wenig Nachsicht haben wie mit den halb verfaulten Unholden in den Hügelgräbern.

Auch Aliande, des Holzhändlers Ehefrau, hatte Degan sehr eingehend betrachtet, war aber zu einem ganz anderen Ergebnis gekommen, als dies ihr Gatte getan hatte. Sie bewunderte den starken, männlichen Körper des Hauptmanns. Obwohl man ihn unter diesem schwarzen Mantelumhang nur erahnen konnte, machte sich des Händlers Gemahlin sehr genaue Vorstellungen wie es darunter aussehen könnte. Es war diese aufrechte Haltung, die Aliande so beeindruckte, die breiten Schultern ebenso und nicht zuletzt dieser beherzte Gang, in Eile, aber nicht in Hast und voller Rücksicht auf die Zerbrechlichkeit der jungen Frau, die er auf seinen Armen trug. In dessen Gesichtszügen erkannte Aliande Edelmütigkeit und Aufrichtigkeit und sein Blick war klar und rein. Einem solchen Mann würde sie ohne zu zögern in die Arme sinken. Die Vorstellung von diesen starken Armen getragen zu werden, war für sie so berauschend, dass sie dafür auch eine fürchterliche Bauchwunde mit Freuden in Kauf genommen hätte. Doch behielt sie diese Gedanken für sich, ein offenes Aussprechen wagte sie nicht. Ihr Gatte hätte in diesem Fall zwar nicht für eine Bauchwunde, dafür aber für zahlreiche andere an ihr gesorgt. Wie oft schon hatte sie das spüren müssen.

Vilvi, eine junge Gärtnerin aus dem Bockland, hatte nur Augen für die arme Luilia, die wie leblos in Degans Arme hing. Mit einer tief empfundenen Erleichterung erkannte sie, dass das Opfer noch atmete, noch am Leben war. Aber Vilvi war zu sehr mit der Natur verbunden, in diesem immer wiederkehrenden Kreis der Geburt, des Wachstums, des Welkens und zuletzt des Vergehens - Raum zu schaffen für eine neue Geburt, um zu erkennen, dass Luilia nicht mehr viel Zeit blieb, obwohl sie noch hätte wachsen sollen und vom Welken noch weit entfernt war. Das machte Vilvi traurig, denn sie empfand es als ungerecht, dass Luilia gehen müsste, obwohl ihr Kreis noch nicht abgeschlossen war. Sie fühlte sich hilflos und das harte Gerede der Leute bestürzte sie tief. Der Mann mit dem schwarzen Mantel schien der einzige zu sein, der nicht geredet, sondern auch gehandelt hatte und dies beschämte sie obendrein.

„Man muss doch irgendwie anders helfen können! Gewalt ist doch keine Hilfe!“, rief Vilvi laut und bestimmt, sehr viel lauter und bestimmter, als dies sonst ihre Gewohnheit bisher gewesen war. Doch ertete sie keine Zustimmung. Jeder sah sie, ihrer als dreist empfundenen Worte wegen, nur ungläubig an und wenn böse Blicke Dolchen gleich gewesen wären, dann hätte auch Vilvis Kreis unvollendet bleiben müssen.

„Musst du nicht irgendwo Unkraut jäten oder einen Komposthaufen umschaukeln? Pack dich lieber hinfert und tue etwas, was deinem Verstand geziemt!“, knurrte Hubert der Gärtnerin zu.

Elvira neigte ihr Haupt zu Seite und flüsterte Marrille zu:

„Wie ich es schon immer sage. Diese jungen Dinger sind frech und schamlos!“

Auch Gerbold schien verärgert zu sein.

„Dann geh doch und lass dich aufschlitzen, wenn dir unsere Art der Hilfe nicht gefällt!“, raunte er Vilvi zu, „Solche Halunken gehören aufgeklopft, damit sie keinen Schaden mehr zufügen können. Aber wenn du sie lieber am Leben haben möchtest, dann kannst du dich ihnen ja gleich als Appetithäppchen auf den Teller ihrer Begierden werfen!“

Vilvi war den Tränen nahe. Sie hatte doch nur helfen wollen und jetzt wurde sie so gemein getadelt. Das war fast mehr als sie verkraften konnte. Zuerst das unermessliche Leid dieser jungen Frau und jetzt noch die fatale Härte ihrer Mitbürger. Ist die gleißende Sonne der letzten Tage etwa der Vorbote einer ewigen Finsternis gewesen, wie eine lebenspendende Quelle, die noch einmal kräftig sprudelt bevor sie endgültig versiegt und alle Herzen in die Dunkelheit treibt?

„Sei nicht verzagt, kleines Hobbit-Mädchen. Du hast das Herz auf dem rechten Fleck und deine Barmherzigkeit wird anderen ein leuchtendes Zeichen sein wie eine Fackel auf dem Weg durch die Nacht!“

Die klare, aber leicht brüchige Stimme die das sagte, gehörte zu einem Mann, der es eigentlich gewohnt war übersehen zu werden und das war ihm sogar sehr recht, er wollte es gar nicht anders. Er wollte nicht wahrgenommen werden, als wäre er der Lebenden überdrüssig und sein Geist jenseitig darauf warte, dass ihm der Leib folge. Schlammert nannten ihn jene, die nicht sofort weg sahen, wenn

sie ihn gewährten. Er bot stets ein Bild des Jammers. Seine Kleidung hing ihm in Fetzen vom dünnen, ausgemergelten Körper und der Geruch der ihn umgab, ließe sogar eine Stinkmorchel in den Boden zurück wachsen. Man kannte ihn als gebückten und gebrochenen Mann, der um Bier, Brot und Kupfermünzen bettelte und der immer bereit gewesen war, zur Belustigung der Leute den unwürdigsten Aufforderungen nachzukommen. Manche gaben ihm das Gewünschte schnell und ohne Fragen zu stellen, weniger aus Mitleid, sondern mehr deshalb, dass dieser ebenso schnell und ohne Fragen zu stellen wieder aus ihrem Leben verschwinde und fürderhin unsichtbar bliebe. Aber andere, denen es Freude bereitete den alten Mann zu erniedrigen, trieben grausame Späße mit ihm und weideten sich an seinem Unglück. Aber die meisten der Leute versuchten ihn erst gar nicht wahrzunehmen, denn sie störten sich an seinem Anblick. Aber so wie er heute, zu diesem Augenblick auftrat, hatte ihn noch niemand erlebt. Schlammbergt stand gerade und nicht mehr gebückt, seine Worte klangen wohl bedacht und bestimmt. Es ging auch spürbar eine Art Macht von ihm aus, auch wenn diese Macht nicht sonderlich gut roch. Deswegen waren alle Anwesenden zunächst auch erst einmal zu verblüfft, um zu reagieren.

„Ihr alle wollt in diesem Mann,“, Schlammbergt deutete auf Degan, „als den Missetäter sehen, der für diese Untat verantwortlich sein soll und spürten ein ach so tiefes Mitleid für diese schwer verletzte, junge Frau! Wie überaus edel von euch!“

Schlammbergtts Stimme war angereichert, sowohl mit Verachtung als auch der stolzen Freude, die der Gerechte empfindet, wenn er Heuchlern die Maske von Gesicht reißen darf. Und er war noch nicht fertig damit, den Bürgern, die sich selbst für die Redlichsten der weiten Lande hielten, ihre eigentliche Widerwärtigkeit vor die Augen zu führen.

„Sein mächtiges Erscheinen und sein pechschwarzer Umhang spricht ihn in eurem armseligen Verständnis schon des Mordes schuldig?“

Schlammbergtts Zorn wuchs so üppig wie Moos auf feuchtem, schattigem Boden..

„Mehr als diese zwei dürftigen Zeichen benötigten wohl nicht dafür, einem ehrbaren Mann die Würde zu zertreten. Wie dumme Rinder, denen es egal ist, ob sie auf saftiges Gras scheißen, das sie genauso gut auch mit Genuss hätten fressen können?“

Vilvi applaudierte eifrig. Sie hatte an der Ansprache des alte Vagabunden ihre helle Freude, denn seine Worte rührten sie und sie fühlte sich erleichtert, dass sie Sätze hören durfte, die auszusprechen sie sich niemals getraut hätte. So war sie dankbar, dass es ein anderer für sie tat. Schlammbergt war aber noch immer nicht fertig mit seiner Abrechnung mit den Bürgern, die das Banner der Ehre umklammert hielten, obwohl ihr Denken fast ausschließlich von Lust oder Dummheit geritten wurde. Der Alte schien in den letzten, vergangenen Momenten fast schon um eine Haupteslänge gewachsen zu sein. Er war nicht mehr der gebrechliche alte Mann, als der er bekannt gewesen war, sondern stand aufrecht und wirkte entschlossen wie ein Hauptmann, der seine Truppe in einen schweren Kampf führt.. Seine Stimme hatte jede Verunsicherung verloren, wurde klar, rein und fast schon bestimmend. Selbst seinem üblen Körpergeruch haftete nunmehr schon fast etwas Vornehmes an.

Schlammbergt sah jedem der Anwesenden direkt in die Augen, keinen ließ er aus und manch eine von ihnen fühlte sich wie an den Pranger gebunden. Er gönnte sich eine kleine Pause, dann fuhr er fort:

„Ihr alle sonnt euch in einem Weitblick, der nicht von hier bis zur Mauer reicht!“

Alle drehten sich um, blickten hin zur Wand und mussten feststellen, dass es sich es sich tatsächlich um keine weite Strecke handelte, von ihrem Standort bis zur Raumbegrenzung.

„Wenn ihr denn schon der Meinung nachhängt, dass das Vorurteil der letzte Ratschluss der Gerechtigkeit wäre, warum steht ihr dann noch so reglos herum wie Vogelscheuchen? Ihr fühlt euch doch als der strafende Arm aller Völker und die Hüter der Rechtmäßigkeit. Doch siehe da, keiner rührte auch nur einen Finger, um den vermeintlichen Mordbuben dingfest zu machen. Ist es der Zweifel an eurer Überzeugung oder habt ihr einfach nur die Hosen voll? “

Marille kicherte. Ihr gefiel es, wenn Männer ihrer Ungebührlichkeit überführt wurden und sie konnte ihre Freude nicht für sich behalten. Es gefiel ihr weniger, dass dadurch Schlammbergt auf sie aufmerksam wurde.

„Was freust du dich so wie ein Schwein im Dreck, Weib?“ wurde sie von dem Alten in forschender Art direkt angesprochen, „Ich habe es gehört, wie du dich des Leids dieser armen, jungen Frau erfreust. Ist denn deine Selbstkasteiung durch den Verzicht auf Lebensfreude gleichzeitig die Marke, die über Leben oder Tod einer jungen Frau entscheidet? Warum sind deine starken Arme, die du Anstand und Sittlichkeit geweiht zu haben glaubst, nicht schon längst am Werk, der armen Frau dort in ihrer Todesnot beizustehen?“

Schlammibert schnaubte verächtlich.

„Ihr seid doch nicht mehr als Gecken, Gaffer und Klugschwätzer. Es ist für euch sehr viel einfacher aus der sicheren Entfernung mitleidig zu sein oder Prinzipien zu entwickeln, für die ihr nicht einzustehen braucht, weil ihr das Alles für unverbindlich haltet und daher eure Bequemlichkeit nicht weiter gestört wird. Denn sonst müsstet ihr eure fetten Ärsche aus den weichen Kissen heben um euren, von Gerechtigkeit triefenden Worten, Taten folgen zu lassen!“

Die Leidenschaft trieb Schlammibert immer weiter. Es war, als würde ein für erloschene gehaltener Vulkan, zu einem neuen Leben erwachen!

„Mut gilt für euch Verzagte als eine Tugend, über die man zwar gerne redet oder sie in epischen Liedern besingt, aber niemals in Tat und Handlung umsetzen sollte, und dies nicht nur, wenn einem das eigene Leben lieb und teuer ist. Sondern auch bereits dann, wenn eure behagliche Ruhe davon gestört werden würde!“

Des Alten Blick bekam für einen Moment etwas Träumerisches, als ob er sich gerade an uralte Begebenheiten erinnere.

„Viele Legenden wissen sicherlich von mutigen Taten zu berichten, die unserer allerhöchsten Bewunderung wert sind. Sie gelten uns als eine Verpflichtung auf ein erhabenes Ziel, denn sie sprechen von Freiheit und Gerechtigkeit! Jedoch eure Gerechtigkeit dient nur dem eigenen Wohl und euer Ziel ist die Unterdrückung allen dessen, was ihr nicht verstehen wollt und euch daher Furcht bereitet!“

Die Ruhe, die nach Schlammiberts Rede wie Blei auf der Stimmung aller lastete, währte nur wenige Momente.

„Wie könnt Ihr es wagen ...?“, brüllte Hubert wutentbrannt und sein Zorn war so groß, dass ihm keine weiteren Worte einfallen wollten, welche die Respektlosigkeit dieses Vagabunden auch nur annähernd treffend beschrieben hätte.

Da lachte der Alte auch noch höhnisch und sagte:

„Wagemut ist das Kleid der Tapferen, Einfühlung der Mantel der Weisen. Jedoch blinde Wut ist die Nacktheit derer, die weder tapfer noch weise sind!“

Da verlor der Holzhändler jede Beherrschung und der Jähzorn wurde der Meister seines Handelns. So ballte er die Fäuste und erhob den Arm in der festen Absicht, Schlammibert mit einem einzigen Schlag niederzustrecken als Strafe für seine ungehörigen und frechen Worte. Jedoch mitten in der Bewegung hielt Hubert inne, denn die Spitze eines Wurfspießes drückte plötzlich auf seine Nase. Diese Spitze war aus bestem Stahl gefertigt und scharf genug um ein Haar der Länge nach zu spalten. Ein Schritt weiter und die scharfe Schneide dieser Speerspitze hätte die Nase des Holzhändlers in zwei Teile geschnitten. Hubert befand sich zweifelsohne am falschen Ende des Wurfspießes und so zog er es zunächst einmal vor innezuhalten, einen Schritt nach hinten zu weichen und die zum Kampf bereiten Arme wieder zu senken. Der Hüter, der den Spieß in seinen Händen hielt, machte durchaus den Eindruck, dass er sich auf den Umgang mit seinen Waffen verstünde und auch keinerlei Hemmungen hätte, davon Gebrauch zu machen. Hubert hatte schon immer den Konflikt mit Stärkeren vermieden, denn nicht nach Kampf stand sein Trachten, sondern ausschließlich nach Sieg. Er war, das hatte Schlammibert genau erkannt, ein ausgemachter Feigling.

„Ihr habt recht getan Eure Hand zurückzuhalten!“, erklärte Hymephos drohend, dann stellte sich der Hüter schützend vor den alten Schlammibert.

„Hört genau auf meine Worte, denn ich werde sie nur einmal an Euch richten! Ihr werdet diesem alten Mann kein einziges Haar krümmen. Und sollten euch meine Worte nicht kümmern, dann wird mein Spieß für mich weiter sprechen und zwar so lange, bis Ihr es verstanden haben werdet!“

Hubert wurde kreidebleich im Gesicht. Er hatte nicht einmal den Hauch eines Zweifels, dass dieser Hüter seinen Wort auch Taten würde folgen lassen und seine Furcht wuchs über seinen Jähzorn, wie Ranken über eine alte Ruine. So nickte er nur stumm, als Zeichen seiner ergebenen Zustimmung, darauf hoffend, diese Geste würde den Hüter milde stimmen. Erst danach senkte Hymephos den Speiß, ließ den Holzhändler jedoch nicht aus den Augen. Auch eine große Feuersbrunst gilt erst dann als besiegt, wenn auch die letzten, kleinen Funken gelöscht worden sind.

Es war dunkel neben dem Haupthaus und es wurde immer dunkler, denn die Laternen, die das Gelände beleuchten sollten, erloschen der Reihe nach. Aber Abalea konnte sich sehr gut auch ohne Licht orientieren. Wer das nicht vermag, ist in der Wildnis verloren. Die Jägerin war nervös. Sie hatte eigentlich erwartet Swanter hier anzutreffen, um gemeinsam mit ihm das weitere Vorgehen zu beraten. Doch sie sah, hörte und spürte ihn hier nirgendwo, er war einfach nicht da. Dass ihm etwas zugestoßen sein könnte, glaubte sie nicht, dazu war er viel zu gerissen. Zudem war die Dunkelheit Swanters Heimat und niemand bewegte sich so sicher durch die Nacht wie ihr Gefährte. Er mochte wohl seine Gründe gehabt haben, sich von ihrem Treffpunkt zu entfernen, noch ehe sie dort eingetroffen war. Abalea wusste genau, dass auch sie sich nicht lange hier würde aufhalten dürfen. Sie wollte ihre Verfolger nicht unterschätzen. Es konnte nicht lange dauern und ihr Verschwinden aus der Taverne wäre erkannt. Und wenn die zwei fremden Männer auch nur geringfügig klüger waren als ein Grünwaldkeiler beim Wühlen, würden sie bald auf dem rechten Pfad die Verfolgung beginnen. Abaleas Vorsprung war nicht eben groß und jedes Verweilen brächte sie den Händen ihrer Häscher näher. Schon alleine der Gedanke daran, die Südländer konnten ihrer habhaft werden, jagte ihr einen eisigen Schauer den Rücken hinunter.

Sie wusste nicht in welche Richtung sich Swanter begeben hatte, denn es fehlte ihr an der Kenntnis über seine Absichten. Doch konnte sie auch nicht hier auf ihn warten. In das ausgedehnte Lager, das kaum einen Steinwurf weit entfernt lag, wollte sie sich nicht begeben. Die Zelte dort standen dicht beisammen und es war zu dunkel zwischen ihnen hindurch zu schlüpfen. Das Letzte, was Abalea jetzt gebrauchen könnte wäre, über eine Leine stolpernd in eins der Zelte zu fallen, um sich dann mit empörten, brüsk aus dem Schlaf gerissenen Leuten auseinandersetzen zu müssen. Da hätte sie ja dann gleich ihren Verfolgern mit einer leuchtenden Fackel Aufschluss über ihren Standort geben können. Der Weg nach Süden würde sie auf den Hofplatz führen. Die Schritte dorthin zu lenken wäre dreist oder gar tollkühn. Es hätte aber durchaus seinen Reiz. Niemand würde mit einer solchen Verwegenheit rechnen. Der Platz dort war gut ausgeleuchtet und er würde es wahrscheinlich auch bleiben, solange in der Taverne noch Betrieb ist. Die Jägerin stünde dort wie ein gebratener Kapaun auf einem Präsentierteller, für jeden, der auch einen Schritt durch die Türe der Taverne ins Freie träte, klar und deutlich zu erkennen. Doch Abalea ging davon aus, dass sie die Südländer zunächst einmal durch die Nebentüre verfolgen würden, dann wäre die Vordertüre der Taverne der sicherste Platz der Welt. Vielleicht könnte sie die Taverne auch wieder betreten, denn nur von dort aus war die Kammer, die sie angemietet hatten, zu erreichen. Gelänge es, wäre sie zwar noch nicht in Sicherheit, aber dort könnte sie sich wenigstens angemessen bewaffnen. Anders als Swanter, der sich niemals von seinen Dolchen trennte, hatte Abalea ihre Waffen in der Kammer zurück gelassen, in der festen Ansicht, im Hause Eogars gäbe es keinen Trug und keine Arglist. Damit lag die Jägerin wohl richtig, die Herren des Hengstackerhofs waren über alle Zweifel erhaben, aber bei Südländern musste man auf alles gefasst sein. Diese jedoch hatte Abalea als sie ihre Kammer bezogen, nicht auf ihrem Plan gehabt, sonst hätte sie jetzt einen Bogen und ein Schwert in der Hand und wäre nicht allein auf heimliche Flucht angewiesen.

Vorsichtig schlich die Jägerin auf den Hofplatz zu. Sie mied dabei den Lichtkreis der vereinzelt stehen Laternen, zog ihren Weg lieber durch den Schatten der Nacht. Kurz vor dem Hofplatz blieb sie stehen. Sie hörte Schritte.

Jemand musste es verdammt eilig haben, obwohl diese noch nicht sichtbare Person nicht hastig rannte, sondern nur einfach sehr schnell lief. Abalea beschloss abzuwarten und im Schutz der Dunkelheit zu

bleiben. Dann sah sie einen hochgewachsenen Mann, der einen schwarzen Mantel oder eine schwarze Robe trug, genauer konnte die Jägerin dies nicht erkennen, der, so schnell es ihm möglich war, auf die Taverne zulief. Dieser Mann trug den leblos erscheinenden Körper einer Frau auf seinen Armen, offensichtlich der Grund, warum der Unbekannte nicht noch schneller rannte. Dieser Rücksicht zufolge, so erörterte Abalea, musste die Frau noch am Leben sein, obwohl sie wie tot in seinen Armen hing. Die Jägerin erschauerte, denn die Nacht war noch jung und schon jetzt überragte die Anzahl seltsamer Vorfälle alles, was sie in den letzten Jahren bisher erlebt hatte.

Der Mann im dunklen Mantel hatte nun die Türe zur Taverne erreicht, doch öffnete er sie nicht mit der Hand, denn er hatte keine frei, sondern er trat sie einfach ein und verschwand dann wie selbstverständlich im Inneren des Hauses. Das Geräusch der berstenden Tür klang, als würde eine uralte Eiche vom Blitz getroffen zu Boden fallen, nur schneller und einprägsamer. Gleich danach hörte Abalea die Rufe der Überraschung und das Geschrei des Entsetzens aus dem Inneren der Taverne, als die beschwingten Gäste aus ihrem seligen Treiben in eine blutige Wirklichkeit gerissen wurden. Was sie danach zu hören bekam, war nur noch ein wildes Stimmengewirr, die Geräusche verrutschter oder fallender Stühle und das Trampeln in hektischer geratener Füße. In der Taverne musste nun ein heilloser Durcheinander herrschen und das kam Abalea sehr gelegen. Es wäre ihr nun sehr viel einfacher, sich unbemerkt in ihr Zimmer zu schleichen, niemand würde ihr jetzt noch Beachtung schenken. Und es würde auch niemand bemerken, wenn sie sich bis an die Zähne bewaffnet wieder aus dem Haus schleichen würde.

Die Jägerin rieb sich fast schon vergnügt die Hände. Endlich entwickelten sich in dieser Nacht die Dinge in ihrem Sinn, nachdem sie schon nichts zu trinken bekommen hatte und danach vor übelwollenden Südländer fliehen müssen, noch ehe das Essen serviert werden konnte. Aber würde sie erst einmal ihre Waffen in den Händen halten, wären Hunger und Durst rasch vergessen. Abalea hatte den Eingang zur Taverne fast erreicht, schon konnte sie den Duft knusprig gebratenen Specks und das weniger köstliche Aroma von abgestandenem Bier riechen, als eine Herde verstörter, junger Burschen durch die zerstörte Türe ins Freie drang. Wäre sie ein paar Schritte weiter gestanden, hätte die Kerle sie glatt umgerannt, so eilig hatte sie es. Die Jägerin rührte sich nicht, verhielt sich still und hoffte darauf, dass die jungen Männer bald weiterziehen würden. Doch das taten sie nicht. Sie blieben, sowie sie sich wieder an der frischen Luft wussten, einfach stehen, atmeten allesamt erst einmal tief durch und hatten offensichtlich die größte Mühe, ihre fünf Sinne wieder in Einklang zu bringen. Einer von ihnen kotzte auf die Stufen und er konnte gar nicht mehr damit aufhören. Der Verzehr eines ganzen Abends verließ seinen Magen und breitete sich unappetitlich auf dem Boden aus. Doch nicht dies alleine veranlasste Abalea ihr Vorhaben zu überdenken. Diese jungen Kerle waren zwar keine Gefahr für sie, die waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Zudem sahen sie nicht aus wie Südländer, was allerdings nicht viel heißen mochte. Man konnte ja nicht wissen, ob auch nicht andere im Sold ihrer Verfolger stehen könnten. Aber es war nicht auszuschließen, dass zu diesem Zeitpunkt nicht auch noch andere, diesmal nicht eben freundlich gesinnte Männer aus der Taverne kommen könnten und Abalea dem Feind geradewegs in die ausgebreiteten Arme liefere, würde sie ihren Plan weiter verfolgen.

Die Jägerin fluchte leise. Eben noch vom Schicksal begünstigt, stand sie nun wieder da, als stecke sich bis zum Hals in Treibsand. Schritt für Schritt zog sie sich langsam zurück, bis sie wieder von einer schützenden Dunkelheit umgeben und nicht mehr zu sehen war. Von ihren Waffen war sie im Moment ebenso weit entfernt wie vom Keilerbrunnen zu Bree, aber irgendetwas brauchte sie, um sich im Notfall angemessen verteidigen zu können, und wenn es nur ein Stecken oder ein Stein wäre. Vielleicht ließe sich hinter dem Haus etwas finden, das man gegen grimmige Angreifer verwenden könnte.

Wer sich zu sehr auf die Jagd und die Beute konzentriert, dem kann es leicht entgehen, dass er selbst gejagt wird. Den zwei Schlangemännern erging das so, als sie sich vorsichtig in die Nähe des Badebereichs schlichen und sich schon wie von Sinnen darauf freuten, bald schon das Blut einer Schattenklinge vergießen zu dürfen. Zu sehr waren sie Jäger, als dass die bedacht hätten, unter

Umständen zudem auch eine mögliche Beute zu sein. Ihr Aufmerksamkeit war ausschließlich auf das Ziel gerichtet und so vernachlässigten sie den so wichtigen Blick zurück auf das, was hinter ihnen zutrüge. Swanter kam das sehr gelegen, aber er hütete sich davor, es den Verfolgten an Nachlässigkeit gleichzutun, wenn auch sein Blick zurück weniger eventuellen Verfolgern, sondern mehr der Hoffnung gewidmet war, Abalea könnte jeden Moment aufschließen. Aber noch war leider nichts von der Jägerin zu bemerken, der Pfad im Rücken des Schurken blieb leer. Swanter fühlt sich unwohl, Sorge keimte in ihm auf und er klammerte sich an die Hoffnung, dass seine Gefährtin sehr gut auf sich selbst würde aufpassen können. Zu sehr konnte sich Swanter aber nicht auf die mögliche Nachhut konzentrieren, denn die Schlangenmänner legten an Geschwindigkeit zu, je näher sie sich ihrem Ziel näherten. Der Schurke schnupperte in die Nacht hinein. Seit kurzer Zeit verdichtete sich der Duft nach Lavendel, erst sehr leicht, dann immer schwerer werdend. Swanter war über diese Wahrnehmung sehr erstaunt, denn als er sich tagsüber die Zeit genommen hatte, den Hengstackerhof und seine Weiden einmal anzusehen, hatte er nicht ein einziges Lavendelfeld entdecken können, allein der über alles herrschende Geruch war der von Pferdemit gewesen.

Die Schlangenmänner hielten jetzt an und kauerten lauend auf dem Boden. Sie beobachteten ein paar als Sichtschutz aufgestellte Zeltplanen, die einen reichlich durch Laternen ausgeleuchteten Bereich umschlossen. Durch diese Leinwände sah man ab und zu einen Schatten hin und her huschen, wie bei einem flüchtigen Schattenspiel. Swanter konnte die Stimmen eines Manns und einer Frau erkennen. Die Frau plapperte ununterbrochen, der Mann hingegen verhielt sich schweigsam, antwortete, wenn er denn musste, nur sehr knapp. Von dorthin schien auch dieser Geruch nach Lavendel zu verströmen. Man konnte auch ein leises Geplätscher vernehmen und Swanter zog daraus den Schluss, dass sich in diesem hellen Bereich ein behelfsmäßiges Badehaus befinden müsse. Er hatte am Nachmittag dieses Tages bei dem Aufbau dieses Orts zugesehen und sich zu diesem Zeitpunkt verwundert gefragt, wozu die große Wanne denn gedacht wäre. An einen Badebereich dachte er da nicht, schon eher an eine behelfsmäßige Tränke für die vielen Pferde, die sich derzeit zusätzlich zur heimischen Herde auf den Weideplätzen aufhielten. Rund um den Hof gab es nur wenig natürliche Quellen, weitere größere Wasservorkommen dagegen gar nicht. Es gab einen kleinen See im Osten und einen Fluss nördlich gelegen, aber der See war eben sehr klein und der Fluss hatte sich im Verlauf unzähliger Generationen tief in das Gestein gegraben und eine Schlucht gebildet, die es unmöglich machte, sein Wasser auszubeuten. Man hätte schon bis nach Schragen reisen müssen. Nur dort gab es einen Zugang zu den Ufern des Flusses. Es gab zwar eine zweite Möglichkeit Wasser zu schöpfen, aber dazu hätte man schon bis zu Nen-Harn-Fällen ziehen müssen, ein weiter und wie man so hörte, auch ein sehr gefährlicher Weg. Zog man zudem noch diese lang anhaltende Dürre hinzu, ebenso den Umstand, dass zur Zeit hunderte Gäste ringsumher lagerten, die samt ihrer Pferde dadurch mehr Durst hatten als gewöhnlich, mochte es fast schon als Prasserei erscheinen, wenn man sich in diesen Zeiten ein Wannenbad gönnte. Aber genau dies schien hier der Fall zu sein. Swanter dachte nicht mehr weiter über die Verschwendungssucht hoher Herrschaften nach, denn die Schlangenmänner flüsterten sich etwas zu, zweifellos besprachen sie ihr weiteres Vorgehen. Von seinem Standpunkt konnte Swanter nicht hören, was sie redeten. Er musste ein größeres Risiko eingehen und näher an sie heran rücken. Vorsichtig kroch er an die Schlangenmänner heran. Er kam nur langsam voran, Behutsamkeit war mehr gefragt als Eile, denn hier lag ziemlich viel kleines Gehölz herum, durch die andauernde Hitze gut ausgetrocknet. Wenn auf einen noch so kleinen Ast treten werden würde, dann würde dieser unangenehm hörbar knacken und in der Nacht käme das dem Lärm eines brechenden Damms gleich. Es dauerte also, bis er unbemerkt an die zwei Bösewichter auf Hörweite heran gekommen war. Dafür verstand er dann aber auch jedes Wort klar und deutlich.

„Er ist nicht alleine!“, sagte der eine Attentäter, es war jener mit der rauen Stimme, die Swanter schon kurz zuvor gehört hatte.

„Das habe ich auch bemerkt!“, antwortete der andere mit der hohen Stimme, die so quietschte wie eine schlecht geölte Haustüre, „Da ist noch eine Magd bei ihm! Was machen wir jetzt?“

„Wir handeln wie befohlen!“

„Und die Magd? Ich meine, wir können sie doch nicht einfach auch!“

„Sie wird sein Schicksal teilen. Wir können uns keine Zeugen erlauben!“

Dann hörte Swanter eine Weile nichts mehr. Der mit der heiseren Stimme schien das Sagen zu haben und wenn dieser nichts zu besprechen hatte, dann schwieg auch der andere. Der Schurke schlich sich jetzt noch näher, selbst auf die Gefahr hin, dass seine Tarnung auffliegen könnte. Er spürte die Anspannung, die von den zwei Schlangenmännern ausging, ein Zeichen dafür, dass es bald losgehen würde. Also machte sich auch Swanter zum Kampf bereit.

So sehr sich der Schurke auch darauf konzentrierte, er verpasste den Beginn des Angriffs der zwei Attentäter. Swanter hatte sich nur kurz umgedreht, um noch einmal nachzuschauen, ob Abalea nicht doch noch aufgeholt hätte und als er seinen Blick wieder nach vorne wendete sah er, dass die schwarzen Gestalten bereits aus ihrer Deckung gesprungen waren und wie zwei flüchtige Schatten zum Eingang der Zeltwand huschen. Es geschah erschreckend schnell, die Attentäter wussten genau was zu tun war und sie taten es gewiss nicht zum ersten mal, dessen war sich Swanter sicher. Kurz bevor sie den Eingang erreichten, wurden die zwei Tücher, die den Durchgang verdeckten, auseinander geschlagen und die vollkommen ahnungslose Magd trat ins Freie. Der eine Schlangenmann zögerte nicht lange und rammt ihr seinen Dolch in den Bauch. Die Überraschung und der plötzliche Schmerz mochten ihr die Kehle abgedrückt haben, den kaum ein Laut kam über ihre Lippen. Sie hielt sich stumm den Bauch und Ströme von Blut quollen zwischen ihren Fingern hindurch. Dann drehte sie sich nur um und lief aufrecht durch den Eingang in den Badebereich zurück. Erst dort brach sie zusammen, Swanter hörte den dumpfen Aufprall ihres Körpers.

Ab diesem Zeitpunkt hatten es die Schlangenmänner nicht mehr so eilig. Sie standen innerhalb der Zeltwand und der heisere hielt mit dem Badenden sogar noch einen kurzen Plausch, der so harmlos klang, als unterhielten sie sich nur beiläufig über das Wetter und die Auswirkung der Hitze auf Salatpflanzen. Obwohl Swanter sich beeilte näher zu kommen und dabei auf jede Deckung verzichtete, konnte er nicht mehr verstehen, was hinter den Planen gesprochen wurde. Lediglich das Wort „Schattenklinge“ konnte er verstehen. Doch bald schon verstummte das Gespräch und stattdessen erschallte der Lärm eines erbitterten Kampfes auf Leben und Tod. Swanter sprang auf und spurtete los. Er hatte genug gehört oder gesehen und wusste, dass er sich aus dieser Auseinandersetzung nicht einfach würde heraus halten können. Der Schurke war nicht unbedingt ein Freund der Schattenklingen. Streiter um Ehre, Recht und Freiheit waren Swanter schon seit jeher etwas fragwürdig, aber die feige Attacke gegen die arme Magd verschaffte ihm die letzte Gewissheit. Er wusste nun deutlich, auf wessen Seite er sich zu schlagen hätte. Schattenklingen oder nicht – der Angegriffene musste einfach überleben.

Aber auch die attackierte Schattenklinge hatte sich nicht einfach aufgegeben. Der Mann wehrte sich nicht nur redlich, sondern auch sehr erfolgreich. Sehen konnte Swanter zwar noch nichts, er war noch zu weit vom Eingang entfernt, aber er hörte alles, was da drinnen vor sich ging. Zunächst wurde er aus dieser Geräuschkulisse nicht recht schlau. Er vernahm ein massives Geplätscher, als würde jemand in der Wanne sitzend mit den Beinen strampeln, dann hin und wieder einen dumpfen Schlag, als würde jemand übel zu Boden stürzen und zuletzt ein ziemlich hässliches Knacken, das so klang, als zerdrücke jemand mit bloßer Hand ein große Nuss.

Swanter hatte den Eingang fast erreicht, da hörte er einen der Schlangenmänner mit heiserer Stimme brüllen:

„Ich verfluche dich, Schattenklinge!“

Kurz bevor die Planen am Eingang auf ein weiteres zurück geschlagen wurden, schrie der Attentäter ein zweites Mal.

„Ich verfluche dich, Schattenklinge!“

Dann hastete der Schlangenmann ins Freie, ganz offensichtlich auf der Flucht. Das konnte nur bedeuten, dass der andere überwältigt worden war und daher keinerlei Gefahr mehr darstellte. Daher verzichtete Swanter darauf den Badebereich zu betreten, sondern er verfolgte den fliehenden Attentäter. Der Schurke glaubte nicht so richtig daran, dass der Schlangenmann sich vollends zurück ziehen

würde. Der Fluch, den er über die Schattenklinge gesprochen hatte, klang nicht nach einem trotzigem Geplänkel angesichts der Niederlage, sondern nach einem Schwur der Rache. Die Schlange plante einen Gegenschlag und sein Rückzug war nur ein strategisches Handeln. Er musste deshalb gestellt werden, man durfte ihn nicht einfach ziehen lassen. Swanter sollte sich nicht täuschen. Als der Attentäter die Stelle erreichte, wo er sich kurz zuvor zusammen mit seinem Kumpan verborgen hatte, hielt er an, bückte sich und hatte plötzlich eine Armbrust in der Hand. Dann legte er an und zielte auf den Eingang zum Badebereich. Angespannt wartete er auf sein Opfer, wohl wissend, dass die Schattenklinge sehr bald ins Freie treten würde. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem kommenden Ziel, so dass er Swanter, der sich mehr von der Seite her näherte, vollkommen übersah. Wieder wurde die Plane am Eingang auf die Seite geschoben. Ein stattlicher Mann, gehüllt in einem schwarzen Umhang, trat heraus. Er trug die schwerverletzte Magd auf seinen Armen. Wahrscheinlich lebte sie noch und der Mann suchte nach Hilfe für sie. Aber der beiden Leben wäre keine Kupfermünze mehr wert, wenn Swanter sich nicht ungeheuer sputen würde. Der Schurke beschleunigte seine Schritte, er hörte den Attentäter schon leise höhnisch lachen. Jeden Moment könnte er abdrücken. Er hätte es wahrscheinlich schon längst getan, wäre das Zielen bei diesem spärlichen Licht nicht außerordentlich schwierig. Diesen kurzen Moment des Zögerns nutzte Swanter. Als er nahe genug heran war, trat er von unten gegen die Waffe. Der Schuss löste sich zwar dennoch, aber der Bolzen flog steil aufwärts in den nächtlichen Himmel. Der Attentäter fand nicht mehr die Zeit, sich von seiner Überraschung zu erholen. Mit aller Macht trieb ihm Swanter seinen Dolch in die Brust. Die Klinge durchschlug eine Rippe und drang tief in das Herz. Der Attentäter starb auf der Stelle. Swanter holte danach erst einmal tief Luft und ließ die Anspannung der letzten Momente aus sich heraus fließen. Die Schattenklinge war zusammen mit dem Mädchen schon längst in der Dunkelheit verschwunden und der Schurke wünschte beiden alles Glück dieser Welt. Eigentlich wollte Swanter jetzt sofort nach Abalea suchen, aber die Neugier hielt ihn zurück. Diese Attentäter hatten eine Saite in ihm berührt und deren Klang wühlte schwache Erinnerungen in Swanter auf Gedanken, die er tief in sich begraben hatte und denen er sich nie wieder stellen wollte. Nun waren sie aber wieder da und seine Vergangenheit wurde zur Gegenwart. Er musste sich sicher sein, daher ging Swanter zurück, schlug die Planen des Eingang zurück und betrat den Badebereich. Er musste vorsichtig gehen, denn der Boden war sehr rutschig, überall standen Pfützen von Seifenlauge. Es roch dermaßen nach Lavendel, dass es einem den Atem verschlug. Links neben der Wanne war ein großer Blutfleck, dort musste die Magd zusammengebrochen sein. Rechts davon lag die Leiche des anderen Angreifers. Sein Kopf lag etwas zu schräg zum Rumpf, ihm war offensichtlich das Genick gebrochen worden. Seinen schwarzen Umhang trug er nicht mehr, den hatte wahrscheinlich die Schattenklinge an sich genommen, bevor sie den Ort verlassen hatte. Swanter ging näher an den Toten heran und er erschrak bis in die Tiefen seines Gebeins. Er kannte diesen Mann und er kannte dessen Sippe. So wurden seine düsteren Ahnungen plötzlich zu einer traurigen Gewissheit und er war sich sicher, es würde noch mehr Tote geben, sehr viel mehr!

Abalea konnte einfach nichts finden, was sich auch nur halbwegs als Waffe geeignet hätte. Die Äste, die sie fand, waren trocken wie Zwieback und würden wie dieser auch schon beim ersten Angriff zerbröseln. Und die Steine, die hier herum lagen, waren allesamt zu klein. Genau so gut hätte man den Feind mit Keksen bewerfen können. Einmal fand sie eine alte, sehr rostige Schaufel, aber der Stiel brach, als die Jägerin sie aufheben wollte, das Schaufelblatt fiel zu Boden und zersplitterte, als wäre es aus Ton geformt. Das war leider nicht so ganz geräuschlos gewesen und blieb daher auch nicht ohne Folgen.

Abalea hörte Stimmen in der Nähe. Es war ihr zuvor nicht aufgefallen, dass sich Leute näherten. Das konnte nur bedeuten, dass diese Leute auch nicht gehört werden wollten und dieses wiederum ließ nur den einen Schluss zu, dass sie nichts Gutes im Sinn haben könnten.

„Hast du das gehört?“, fragte jemand, der Stimme nach ein Mann.

„Ich habe es auch gehört, es war ganz in der Nähe!“, antwortete ein zweiter, der Stimme nach auch ein

Mann, doch offensichtlich sehr viel jünger als der andere.

Abalea schluckte. Es könnte sich durchaus um die zwei Südländer handeln, die ihr auf den Fersen waren.

„Es ist besser, wir sehen einmal nach, schließlich geht es um viel!“, sagte der Ältere, „Los geh voraus! Ich werde folgen!“

„Werde ich tun!“, sprach der Jüngere eifrig.

Es waren also nicht die Südländer, doch die Jägerin befand ihre Lage dadurch nicht als günstiger als vorher. Es schien geschickter zu sein, sie würde sich, so unauffällig wie möglich zurückziehen.

„Siehst du schon etwas?“, fragte der Ältere leise, fast flüsternd.

„Nein, noch nicht!“, wurde ihm geantwortet.

Die beiden kamen langsam bedrohlich nahe und es gab hierorts nur wenig Buschwerk, das als Deckung hätte dienen können. Abalea duckte sich und wich nach rechts aus. Dort standen ein paar überdachte Pferdeboxen und wenn sie Glück haben würde, dann stünden diese leer und sie könnte sich darin verbergen. Noch schützte sie die Dunkelheit, doch dieser Schutz wäre dahin, wenn die Männer noch näher kämen. Trügen die beiden leuchtende Fackeln oder Laternen, wäre die Jägerin schon längst gesichtet worden. Sie schlich vorwärts und kam gut voran. Dennoch kamen die zwei Fremden noch immer bedrohlich nahe. Es war, als folgten sie ihrer Spur, wie ein Schweißhund einer Fährte

„Weißt du, was ich mir jetzt wünschen würde.“, fragte der Jüngere und der Angesprochene kicherte verhalten.

„Woher sollte ich denn wissen, was in deinem wirren Geist alles vor sich geht?“

Der Jüngere überhörte die Schmähung und ließ seinen Träumen freien Lauf.

„Abwechslung, Alterchen! Einfach nur ein wenig Ablenkung. Der Posten hier ist wohl das langweiligste, was es gibt. Die anderen dürfen jeden Spaß der Welt haben, schneiden Kehlen durch, füllen sich die Taschen, schänden Frauen und wir stehen uns hier die Beine in den Bauch und zählen die Sterne am Himmel!“

„Und wie sollte diese Abwechslung jetzt und hier aussehen, Jungchen?“, wandte der Ältere immer noch leise lachend ein, „hier gibt es keine einzige Kehle, die auf einen Schnitt wartet und die Taschen füllen kannst du dir hier nur mit Sand und Steinen!“

„Nun, es könnte ja hier eine junge Frau herumschleichen und wenn wir die in die Finger bekommen könnten, dann wäre das ja wohl Abwechslung genug!“

Nun musste der Alte aber richtig laut lachen, bekam sich aber wieder in den Griff und dämpfte die Stimme.

„Mann, du hast immer nur Weiber im Kopf. Das wird dir noch einmal das Genick brechen.“, meinte der Ältere wegwerfend, „Soviel Zeit hättest du gar nicht, unsere Leute könnten jederzeit zurückkehren!“

Abalea hatte inzwischen den Pferdeunterstand erreicht und sie hatte Glück, er war leer. Das war fast schon ein Wunder, denn bei dieser unerbittlichen Sonne der letzten Tage boten diese Unterstände den einzigen Schatten für die edlen Rösser und sie waren eigentlich bis auf die letzte Box besetzt. Schnell schlüpfte sie hinein und duckte sich hinter einem Ballen Stroh.

„Auf diese Langweiler könnte ich gut verzichten, aber bei einem jungen Weib hingegen!“

Der Ältere seufzte. Sie hatten jetzt wahrlich etwas besseres zu tun, als der Lust hinterher zu schmachten. Ihre Männer hätten schon längst zurückkehren müssen, sie waren nun schon beachtlich über der Zeit. Das bereitete dem Alten große Sorgen, während der Jüngere noch immer seinen Wunschgedanken hinterher hing.

„Lassen wir diese dumme Suche!“, bestimmte der Ältere, „Es wird wahrscheinlich die Hauskatze gewesen sein!“

Diesmal lachte der Jüngere.

„Komm schon! Schau, diese Box steht leer, wie erstaunlich. Sehen wir einfach mal hinter dem Heuballen nach und wenn dort keine Hauskatze ist, beenden wir die Suche!“

Der Alte blinzelte in den Pferdeunterstand hinein und erkannte im ersten Moment gar nichts, nur die

schwärzeste Dunkelheit, die eine Nacht zu bieten hat. Erst nach einer Weile erkannte er zunächst Konturen, dann weitere Einzelheiten.

„Das kein Heuballen, sondern ein Strohhallen! Und mir ist egal, was sich dahinter verbergen könnte. Möglicherweise ist es eine Katze oder eine Ratte oder gar nichts. Nur eins kann ich dir mit Sicherheit sagen – ganz bestimmt keine junge Frau!“

„Aber schön wäre es gewesen – oder?!“, lachte der Jüngere.

Sein Gefährte antwortete nicht, er war abgelenkt, denn seine Sorge wuchs. Schon längst hätten sie ins Lager zurückkehren müssen, aber das durften sie nicht, denn es fehlten noch zwei Männer.

„Sie sind immer noch nicht da!“, bemerkte er nervös, „Da muss etwas schiefgelaufen sein!“

Jetzt wurde auch der Jüngere nervös.

„Meinst du wirklich?“

„Wir dürfen jetzt keine Zeit verlieren. Ich sehe mich vor Ort um und du benachrichtigst den Anführer!“

„Nichts da !!“, beschwerte sich der Jüngere, „Wir machen es gerade umgekehrt. Du wirst den Anführer aufsuchen und ich werde nach unseren Leuten schauen!“

Der Alte überlegte eine Weile. Er war von der Zuverlässigkeit seines Kumpan nicht unbedingt überzeugt. Es genügte nur der Schatten eines Weiberocks und er würde jeden Auftrag vergessen oder gar vermasseln. Das würde ihm dann seinen Kopf kosten, aber auch demjenigen, der ihm in dieser Angelegenheit vertraut hatte. Das war keine leichte Entscheidung. Aber irgendwann müssen sich auch der Jüngere einmal beweisen können, dennoch zögerte der Alte. Es wäre ihm sehr viel lieber gewesen, die so sehnlichst erwarteten Männer wären just in diesem Augenblick aufgetaucht und alles könnte wie geplant weitergehen, doch das Schicksal tat ihm diesen Gefallen nicht.

Der Alte räusperte sich.

„Lassen wir es auf eine Wette ankommen, einverstanden?“

Der Jüngere stimmte zu und rieb sich freudig die Hände.

„Ist immerhin auch mal eine kleine Abwechslung.“

„Also, wir machen es so: Wir schauen hinter dem Strohhallen nach und wenn sich dahinter eine Katze versteckt, dann machen wir es so, wie ich es vorgeschlagen habe. Wenn sich dahinter aber eine Frau verbirgt, dann hast du gewonnen und wir gehen nach deinem Plan vor. Sind wir uns einig?“

Abalea zuckte zusammen, als sie dies hören musste und hoffte sehr, der Jüngere würde sich nicht auf diese kindische Spiel einlassen. Denn würde sie entdeckt werden, und dies wäre unabdingbar die Folge, schlug der Jüngere auf diese Wette ein, dann gälte nach den Bedingungen dessen Plan und der würde mit Sicherheit eine Ablenkung in seinem Sinne beinhalten.

„Abgemacht!“, rief der Jüngere. Der Alte musste ein wenig schmunzeln. Sein Gefährte war wirklich leicht zu berechnen. Er war zwar jung und kräftig, aber wenig helle und wenn auch nur der Schatten einer Frau ins Spiel kam, dann verabschiedete sich auch noch der Rest seines Verstands.

Wahrscheinlich würden sie hinter dem Strohhallen überhaupt nichts finden. Dann würde das Spiel wieder von vorne beginnen, aber der Alte hätte seinen Spaß gehabt. Er liebte es, den Jüngeren zu foppen.

Sie gingen ein paar Schritte in den Unterstand hinein, als sie in der Dunkelheit das Fauchen einer verärgerten Katze wahrnahmen.

„Eine Katze, wie ich es vermutete!“, rief der Ältere frohlockend, während sein Gefährte nur enttäuscht vor sich hin brummelte.

„Also, du weißt was zu tun ist! Der Anführer muss unterrichtet werden. Beeile dich und lasse dich von nichts dabei ablenken!“, wurde dem Jüngeren mit Nachdruck befohlen.

„Wie die Schlangen in der Nacht!“, rief der Jüngere.

„Wie die Schlangen in der Nacht!“, bestätigte der Ältere.

Dann gingen die beiden in unterschiedliche Richtungen auseinander.

Abalea wartete noch eine Weile, bis sie sicher sein konnte, dass die zwei Kerle in ausreichender Entfernung zu vermuten waren, dann erhob sie sich aus ihrem Versteck. Sie hatte schon immer gut

Katzen nachmachen können, doch dass ihr dieses Talent eines Tages die Haut retten würde, daran hätte sie nie zu denken gewagt.

Jetzt erst einmal durchatmen!

Ruhiger werden!

Und dann in aller Ruhe darüber nachdenken, was nun zu tun wäre. Swanter fehlte ihr. Der hatte immer ein aufmunterndes Wort bereit, auch wenn die Situation noch so aussichtslos erschien. Um diese Sorglosigkeit beneidete sie ihren Gefährten manchmal, auch wenn er ihr damit oft auf die Nerven ging. Sie fühlte sich fast schon umzingelt. Es war, als wäre sie in einem Käfig eingesperrt, der ihr nur Wege von Gitter zu Gitter erlaubte. Sie musste raus aus diesem Käfig und zwar schnell und das war nur dann zu vollbringen, wenn sie das Heft des Handelns wieder in die eigene Hand nehmen würde. Man kann nicht ewig flüchten, vor allem dann nicht, wenn man von einer ganzen Meute verfolgt wird. Es galt nun, offensiv zu werden!

Doch wohin sollte sie sich wenden, nachdem sie schon die meisten Richtungen ausgeschlossen hatte? Ihr blieb da nicht viel Auswahl. Der nördliche Weg, der hinter das Haupthaus des Hengstackerhofs führte, schien Abalea noch am meisten vielversprechend, denn dort hatten sich wahrscheinlich jene Ereignisse zugetragen, welche die zwei Männer so in Sorge brachten und sie wurde das Gefühl nicht los, dass auch Swanter darin verwickelt war. Was auch immer dort vorgefallen sein könnte, es war ihrem Gefährten wichtig genug gewesen, um dorthin zu gehen und genau dasselbe würde sie jetzt auch tun.

Nach diesem Entschluss fühlte sich Abalea schon viel besser und mit wiedergewonnenem Mut machte sie sich auf den Weg. Es war mittlerweile noch dunkler geworden, es brannten nur noch wenige Laternen, die anderen waren alle erloschen. Doch auch das machte der Jägerin keine Furcht, sie fühlte sich unbeschwert, sie wollte sich nun von keiner Gefahr mehr beugen lassen.

Leichtigkeit mag manchmal das Gemüt erhellen, aber sie trübt Auge und Ohr. Es geschah ganz plötzlich. Eine große Hand presste sich grob auf Abaleas Mund und Nase, dass sie keinen Laut mehr von sich gäbe. Dann spürte die Jägerin den kalten Stahl eines scharfen Messer an ihrer Kehle. Abalea geriet in Panik, denn sie bekam kaum noch Luft, aber sie wagte sich nicht zu bewegen. Der Unterschied zwischen Leben und Tod bestand nun nur noch aus einer Fingerbreite, die rasch in ihren Hals geschnitten wäre.

„Ich grüße euch, meine Schönheit!“, sagte eine dunkle Stimme höhnisch, „Wohin des Wegs zu so später Stunden? Welches Ziel ihr auch hattet, ihr könnt es nun vergessen! Ab jetzt gehört ihr uns und ihr werdet demnach unserem Pfad folgen!“

Kapitel 11

** Geheime Geschäfte **

Marric kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf. Die Situation wurde langsam etwas unübersichtlich. Zuviel war geschehen, dies auch noch fast gleichzeitig und nichts davon durfte man außer Acht lassen. Die Schwierigkeiten schossen ins Kraut und ein Ende wollte noch nicht in Sicht sein.

Im Raum der Taverne herrschte eine dumpfe, geradezu unnatürliche Stille, jedoch war kein Frieden darin zu finden. Die Lage schien alles andere als entspannt zu sein, der vermeintlichen Ruhe zum Trotz. Es war, als hielte die Zeit verstört den Atem an, um die Luft für einen gewaltigen Schrei zu sammeln. Selbst die leisesten, sonst kaum wahrgenommenen Geräusche wuchsen in dieser schwülen Lautlosigkeit zu einem scheinbar mächtigen Getöse heran. Die bedächtigen Schritte des Hauptmann Degan wurden nun so laut wie das Getrampel eines wütenden Riesen. Das Herdfeuer, das vordem heimelig vor sich hin prasselte, hörte sich nun fast so an wie eine verheerender Waldbrand und als Shalawing die Oberfläche eines größeren Tisches mit einer wischenden Armbewegung von allen Gegenständen die darauf abgestellt waren, rücksichtslos befreite, damit Degan die verletzte Magd darauf ablegen könnte, klang es in aller Ohren so, als wäre das Obergeschoss des Hauses eingestürzt. Die Leute zogen erschrocken die Köpfe ein, als wäre zu befürchten, die Decke könnte jederzeit nachgeben und sie alle unter sich begraben. Doch es waren lediglich Krüge, Teller und Pfannen, die da klirrend und scheppernd auf den Boden fielen - das meiste davon ging zu Bruch.

Die Mehrzahl der Anwesenden war sehr nervös, manche sogar zutiefst verängstigt. Aber keiner wagte es auch nur einen Schritt zu gehen, obwohl viele Augen heimlich zur geborstenen Tür blickten, innerlich bewegt von dem Gedanken, es wäre wohl geschickter, sich jetzt unauffällig zurückzuziehen. Doch die Neugier siegte bei den meisten der Anwesenden und so blieben sie. Andere aber verharrten regungslos in lähmender Furcht, bemüht, durch nichts aufzufallen, auch nicht durch eine eilige Flucht. Sie alle starrten fast hilflos auf das Geschehen, aber keiner der verbliebenen Gäste rührte auch nur einen Finger, um in einer wie auch immer gestalteten Weise hilfreich zu sein oder ließ auch nur ein einziges Wort verlauten, das zur Klärung hätte beitragen können, sondern tuschelten ihren jeweiligen Nachbarn hinter vorgehaltener Hand mehr oder weniger kluge Kommentare zu. Lediglich Vilvi setzte sich in Bewegung, flankierte Degan und trug die Füße der armen, schwer verletzten Luilia, für mehr Unterstützung reichten ihre Größe und ihre Kraft nicht. Es war zwar mehr eine Geste des guten Willens als eine Hilfe für den Hauptmann, aber der Eifer der jungen Hobbitdame ließ Degan für einen kurzen Moment alle Kummernisse vergessen. Er lächelte und nickte ihr aufmunternd zu. Vilvi nahm das stumme Lob dankbar an und auf ihrem Gesicht machte sich bei aller Sorge, von der sie heimgesucht wurde, ein Ausdruck leichter Seligkeit breit.

Hymephos hatte davon nichts mitbekommen, er hatte den innerlich rasenden Holzhändler aus Schlucht keinen Moment aus den Augen gelassen. Er traute ihm nicht. Selbst ein friedlich erscheinender Tiger kann jeden Moment die Krallen ausfahren. Der Hüter war sehr um Zurückhaltung bemüht, denn er wusste um die Gefährlichkeit des Augenblicks. Herrn Drosselwalds ohnehin nicht sonderlich ausgeprägte Selbstbeherrschung mochte vielleicht gerade eben noch die Einsicht unterstützen, dass er in einer offenen Auseinandersetzung mit einer Schattenklinge nicht viel mehr als eine ordentliche Tracht Prügel zu erwarten hätte, doch dieser Umstand wurde mit jedem Herzschlag bedeutungsloser, je mehr flammender Zorn die schwächelnde Vernunft mehr und mehr verdrängte. Aus diesem Grund hielt Hymephos die Spitze seines Speers zwar gesenkt, um den brüchigen Frieden nicht noch mehr zu beschädigen, doch er beobachtete jede kleine Regung des wutentbrannten Holzhändler, denn jede mögliche Blitzattacke verrät sich schon im Vorfeld durch unscheinbare Vorzeichen. Des Hüters lauernder Blick verriet überdeutlich, dass er jederzeit wieder kampfbereit wäre, sollte es die Situation erfordern. Auch Hubert Drosselwald, dem Zurückhaltung noch nie besonders nahe gelegen hatte, musste erkennen, dass es zur Stunde besser für ihn war, unbedachte Worte oder gar Handlungen zu

unterlassen. Aber es bereitete ihm große Mühe, denn seine Wut wuchs ins Unermessliche. Er war einer jener Menschen, die ihre eigene Meinung stets zur obersten Richtschnur erklärten, die über jede andere Regel hinaus die Welt selbstherrlich in Gut und Böse einteilten und die es für ein Gesetz der Natur hielten, dass sich alle Menschen ihren Ansichten unterzuordnen hatten. Dass sich dieser Hüter einen Dreck darum zu scheren schien, was der Holzhändler für richtig oder falsch zu halten glaubte, versetzte Drosselwald in eine kaum zu bändigende Raserei. Soviel Wut verlangte nach einem Ziel. Als das Eheweib des Holzhändlers ihre Hände auf dessen halb erhobenen, linken Unterarm legte, um ihren Mann zu beschwichtigen, drehte sich Drosselwald zu ihr um und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Es klatschte so laut, als wäre ein Schwein aus dem Himmel gefallen und vor aller Füße auf den Boden geplatzt.

Nun war Eile geboten, sollten die Dinge nicht vollends aus dem Ruder geraten. Marric sah voller Sorge wie die Adern an der Schläfe des Hymephos vor Zorn anschwellen. Der Anführer der Schattenklingen wusste sowohl um den Gerechtigkeitssinn, als auch die Heißblütigkeit des jungen Hüters, eine in dieser speziellen Situation sehr unheilvollen Kombination. Diese leidige Krise in der Taverne durfte einfach nicht zu einem Handgemenge ausarten. Nicht die Sorge in einem Kampf zu unterliegen drückte Marric auf das Gemüt, denn alleine die anwesenden Schattenklingen könnten es mit einer halben Armee aufnehmen. Doch sollte es zu einem Konflikt kommen, wäre schon bald danach in aller Leute Munde, die Schattenklingen hätten die Hand gegen das Volk vom Breeland erhoben. Der gute Ruf der Sippe würde erheblichen Schaden nehmen.

Hastig eilte Marric zu Hymephos, dessen Faust den Schaft seines Speers schon fast krampfhaft umschloss und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, von ganzem Herzen darauf hoffend, dass der Hüter anders reagieren würde, als dies kurz zuvor der Holzhändler gegenüber seinem Eheweib getan hatte.

„Nicht jetzt, mein Freund!“, flüsterte er dem Hüter zu, „Dieser Mann ist es nicht wert einen Kampf zu fechten, der am Ende keine Sieger, sondern nur Verlierer kennen würde!“

Marrics Hoffnungen wurden nicht enttäuscht. Hymephos nickte stumm, entspannte sich spürbar und er war seinem Anführer sogar dankbar für dessen Einschreiten, denn erst dadurch verwandelte sich sein gerechter Zorn wieder in klare Besonnenheit. Zu gerne hätte der Hüter dem gewalttätigen Holzhändler eine gehörige Lektion verpasst, aber er wusste auch nur zu gut, dass man einen Brand nicht mit Bilwissöl würde löschen können.

Hymephos ließ den Speerarm sinken und ging langsam Schritt für Schritt zurück, aber er ließ Drosselwald nicht aus den Augen, auch nicht jene, die um den Holzhändler herumstanden, denn jeder von denen könnte zu den Kumpanen des Rasenden gehören. Es war auf jeden Fall besser ihnen den Rücken nicht zuzukehren.

Marric, dem so war, als fiel ihm eine schwere Last in der Größe eines Mühlsteins vom Herzen, deckte den Rückzug des Hüters und schob dann auch Schlammibert, dem Auslöser des ganzen Schlamassels, aus dem Geschehen hinaus, damit er den Leuten zuerst aus den Augen, dann aus dem Sinn geriete. Der alte Vagabund ließ es einfach mit sich geschehen. Sein Blick war wieder so trübe und leer, so wie man es eigentlich sonst von ihm gewohnt war und nichts deutete mehr darauf hin, dass er noch vor kurzer Zeit eine flammende Rede gehalten hatte, die beinahe einen fatalen Tumult ausgelöst hätte.

Schritt für Schritt wichen sie langsam zurück, bis sie den Tisch erreichten, auf dem Degan die sterbende Magd abgelegt hatte. Shalawing hatte schon damit begonnen, die schlimme Wunde Luilias zu untersuchen und diese Aufgabe verlangte nach ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit. Die sonst so streng gelassene Elbin wirkte sehr unruhig.

„Wie sieht es aus?“, fragte Degan fast schon verzagt, denn er fürchtete die Antwort. Dass Shalawing nicht sofort antwortete, trug nicht gerade zur Beruhigung des Hauptmanns bei, denn als die elbische Heilerin dann doch etwas vernehmen ließ, war es nur die knappe Botschaft:

„Hier kann sie nicht bleiben, denn hier kann ich nicht arbeiten. Lasst sie uns als einen Menschen tragen, nicht nur als einen Leichnam!“

Das war wohl Shalawings Art zu erklären, dass die Zeit drängte. Mehr an froher Botschaft hatte sie nicht zu verkünden.

Gustav Zartlärche wird später für eine lange Zeit immer wieder behaupten, dass er noch nie in seinem Leben derart erschrocken und entsetzt gewesen wäre, wie damals auf dem Hengstackerhof mitten in der Nacht vor dem Beginn des großen Pferdemarkts. Er wird allerdings mit diesem Bekenntnis, so ehrlich es auch gemeint gewesen sein sollte, eher auf ein gedämpftes, fast schon erzwungenes Mitgefühl seiner Mitmenschen stoßen, war doch bei den Leuten weitläufig bekannt, dass es mit dem Mut ihres Stadtoberhaupts schon seit jeher nicht sonderlich gut bestellt gewesen war und er das Piepsen einer Feldmaus schon einmal für das Brüllen eines verwundeten Bären halten konnte. Doch um diesem schlimmen, die zarte Seele prägendem Ereignis dann doch die gebührende Bedeutung zubilligen zu wollen, zuvor war es dem Bürgermeister von Bree recht gut ergangen, danach nicht mehr.

Èogar, der Herr des Hofes, hatte ihn zu einem kleinen Umtrunk eingeladen. Das war auch das Wenigste, mit dem man den Bürgermeister der Stadt Bree angemessen hätte ehren können. Die Harmonie zwischen Handelstreibenden und der Obrigkeit ist ein wichtiger Dünger auf dem Acker des geschäftlichen Erfolgs. In einem Hinterzimmer des Hauses saßen sie dann beieinander, ungestört und fernab von dem hektischen Treiben auf dem Gelände des Hofes und gönnten sich reichlich die besten Tropfen, die der Keller des Hauses zu bieten hatte. Nachdem man sich nach den ersten Schluck gegenseitig höflich nach dem Wohlergehen der jeweils anderen Familie befragt, die momentane Hitzewelle reichlich beklagt hatte und der anstehende Pferdemarkt über alle Maßen für prächtig erklärt worden war, wurde im Anschluss daran das Gespräch sehr viel konkreter. Man sprach über den Krieg im Norden und war sich einig darüber, dass dieser keine ernsthafte Bedrohung für das Breeland darstellen würde. Wobei in diesem Punkt sowohl Èogar, als auch Zartlärche nicht sehr aufrichtig gewesen waren, denn beide waren sehr wohl von Furcht erfüllt, wollten dies aber nicht zugeben. Ihre zur Schau getragene Selbstsicherheit glich mehr einem angsterfüllten Pfeifen auf dem Weg durch einen dunklen, unheimlichen Wald. Jedoch war der Krieg noch eine ferne, fast schon unwirklich erscheinende Bedrohung, vor der man leicht noch die Augen verschließen konnte. Dem Pferdeherren und mehr noch dem Bürgermeister war es zu eigen, Unglück erst dann für bare Münze zu geben, wenn es unüberhörbar an die Haustüre pocht. Sehr viel mehr drückende Sorge bereitete den beiden die stetig anwachsende Zahl räuberischer Banden, die den Handel immer mehr empfindlich störten. Erst vor einigen Tagen, so wusste Zartlärche zu berichten, wäre ein Bauer aus dem Volk der Hobbits um einen erklecklichen Teil seiner Ernte beraubt worden. Man habe jedoch diesen Vorfall als minder bedeutend einstufen müssen, denn die Bannwarte hätten alle Hände voll zu tun und könnten sich nicht um jede Kleinigkeit kümmern. Èogar nickte verstehend und füllte die Becher ein weiteres mal, wie auch zuvor schon beachtlich oft.

Sowohl Herr Zartlärche als auch Èogar befanden sich bereits in jenem Zustand, der kleine, genießerische Schlucke nicht mehr nahelegte, sondern nur noch die großen, zur Gier neigenden zuließ, mit dem Ansinnen, die langsam einsetzende berauschende Wirkung zu befeuern, um die Sorgen des Alltags weit hinter sich zu lassen.

Während der Herr Zartlärche keine Probleme damit hatte, sich einer weinseligen Laune zu überlassen, denn sein Amtssitz im Rathaus lag weit entfernt und mahnte daher nicht mit anstehende Arbeit, plagte Èogar hin und wieder das schlechte Gewissen. seinen Sohn mit der Vorbereitung des Markts alleine zu lassen. Es war nicht die Sorge Gaelm könnte diese Herausforderung nicht bewältigen, es war mehr die Furcht, dass er es ohne die Hilfe seines Vaters schaffen könnte. Èogar, der den Hengstackerhof schon sehr lange führte, war mittlerweile etwas in die Jahre gekommen. Obwohl er immer noch ein Mann von stattlicher Konstitution war, fühlte er doch bisweilen die Last der Jahre und war daher in steigendem Maß von der Angst beseelt, er könnte sich eines Tages als nutzlos herausstellen. Gewiss war dieser Tag noch fern und wenn auch die Kraft beim Holzhacken wesentlich früher nachließ als in vergangenen Tagen, so hatte Èogar noch immer einen hellwachen Verstand, der die Gunst der Stunde gut zu erkennen vermochte. Man sagt Pferdehändlern nach, von allen Berufsständen wären sie

diejenigen, die am meisten mit allen Wassern gewaschen wären und Èogar galt als der König dieser Zunft. So war ihm die Begegnung mit Zartlärche gar nicht unrecht, hatte er doch nun die Gelegenheit heikle Dinge zu besprechen, die ihm schon lange auf dem Herzen lagen.

Um seinen Gast bei Laune zu halten, bemühte sich Èogar, dessen Becher nie leer werden zu lassen, denn beschwipste Leute sind zugänglicher für Einflüsterungen und haben weniger eigenen Willen. Als dann Zartlärche unter dem Einfluss des schweren Weins schon ein Dauerlächeln wie ins Gesicht gemeißelt war, begann Èogar behutsam ins Gespräch einzuflechten, dass die Steuern und Zölle der Stadt Bree ein klein wenig zu hoch sein könnten und daher den Erlös aus den Geschäften arg schmälern würden. Der Pferdeherr betonte eilig, dass er sehr wohl um Belastung aller Stadtverordneten wisse, den sie für das Gedeihen der Stadt und dem Wohl ihrer Bürger zu tragen hätte. Er dächte, so führte Èogar weiter aus, auch gar nicht an eine allgemeine Senkung der Abgaben. Stattdessen schlug der Pferdeherr eine persönliche Abmachung vor, wonach in Zukunft für den Hengstackerhof ein erheblicher Nachlass an Abgaben gelten würde, wenn nicht sogar ein völliges Aussetzen jeder Zahlung.

Zartlärche schien nicht abgeneigt, da ihm just in diesem Moment einfiel, dass die Anzahl der Planwagen die er sein eigen nannte die der Zugpferde, die noch in seinem Stall standen weit überragte, nachdem sich eins seiner Rösser den Fuß gebrochen hatte, ein weiteres gestohlen und ein drittes zu alt geworden war, um noch eingespannt zu werden und daher der Obhut eines Schlachters überantwortet werden musste, um Hundefutter daraus herzustellen. Zartlärche erklärte seinem Gastgeber, dass auch ihm ein freier und unbelasteter Handel schon immer sehr nahe gelegen hätte und er den Austausch von Waren und Gütern als den Blutfluss im Körper des Gemeinwesens erachten würde. Dabei erwähnte er aber auch, dass er mit dem Gedanken umher ginge, drei neue Pferde zu erwerben, wenn er von einem erheblichen Nachlass im Preis ausgehen könnte, wenn nicht sogar ein völliges Aussetzen jeder Zahlung.

Der Pferdeherr und der Bürgermeister lächelten sich vielsagend zu. Ja, man verstand sich wirklich gut und darauf tranken sie!

Doch der Handel kam nicht zustande, denn genau in dem Augenblick, da er durch Handschlag besiegelt werden sollte, kam Gil der Knecht aufgereggt und schwer atmend nach einem hastigen Lauf in den Raum gerannt und verkündete keuchend, dass eine Gruppe schwarzer Reiter auf den Hof zugeritten käme und die Anwesenheit des Hausherrn dringend erforderlich wäre.

Nun hatte Èogar zu seinen ohnehin schon zahlreichen Sorgen eine weitere mehr, denn er erinnerte sich sehr deutlich daran, was sich die einfachen Leute in der letzten Zeit schauernd einander zuflüsterten. Zuerst waren es nur Gerüchte, doch zuletzt waren es bereits Berichte über unheimliche Vorkommnisse im fernen Auenland. Dort sollten, so erzählte sich das Volk, schwarze Geisterreiter gesichtet worden sein, schreckliche Ausgeburten der Finsternis. Es hieß, überall dort, wo sie auftauchen würden, schwände das Licht und die Herzen allen beiwohnenden Volks würden erfrieren. Der Huftritt ihrer finsternen Pferde ließe das Land unfruchtbar werden und nichts anderes als die giftige Tollkirsche würde dort noch gedeihen. Der Hauch der Verderbnis, der sie wie eine Wolke umgäbe, hätte fatale Auswirkungen auf Hobbit, Mensch und Tier. Kühe gäben grüne Milch, Hunde fielen ihre Herren an und angeblich hatte ein Kaninchen einen ganzen Hühnerstall gerissen. Außerdem, so flüsterte man sich im Auenland und anderenorts von Furcht ergriffen zu, vier vornehme Hobbits wären auf sehr mysteriöse Weise verschwunden. Sie hätten sich einfach in Luft aufgelöst, nachdem sie den Geisterreitern begegnet wären, behaupteten manche, andere wiederum hatten eine ganz abweichende Sicht der Dinge, eine abenteuerlicher als die andere.

Sollte das Unheil die Grenze des Auenlands überschritten haben und nun Einzug im Breeland halten?

Èogar war mehr als besorgt, denn morgen sollte ja der Pferdemarkt feierlich eröffnet werden und Geisterreiter, die mit ihrem Erscheinen Wahnsinn unter Mensch und Tier verbreiten, wären sehr abträglich für das Geschäft. Alles andere war auf einmal sehr nebensächlich geworden, Krieg und Räuberbanden waren weit entfernt, doch dieses größte aller Unheile näherte sich dem Hof.

Èogar wurde sehr unruhig, auch wenn man ihm dies äußerlich nicht sofort ansehen konnte, sondern vielmehr den Eindruck vermittelte, als könnte ihn sogar plötzlicher Vulkanausbruch auf der

Hauptweide nicht sonderlich erschüttern. Doch als er sich bei Zartlärche entschuldigte, um Gil eilig zu folgen, vibrierte sein Stimme und verriet seine Furcht.

Der Bürgermeister spürte einen gewissen Unmut, nicht etwa wegen dieser eintreffenden Reitertruppe, sondern weil ihm just in diesem Moment ein gutes Geschäft durch die Lappen gegangen war. Es gibt keine größeren Gliederschmerzen als die, die den Geldbeutel betreffen und Zartlärche fühlte sich sehr betroffen. Drei Pferde, die er um den Wert eines Zugeständnisse hätte einholen können, wären ihm wohl recht gewesen. Er nahm sich vor, dieses Thema bei Gelegenheit noch einmal anzuschneiden, denn immerhin hat der Pferdeherr selbst von sich aus schon Interesse bekundet. Zartlärche rieb sich die Hände bis die Handflächen ganz warm geworden waren, er konnte seine Vorfreude auf dieses Geschäft fast schon nicht mehr bändigen. Doch er musste warten, sehr lange sogar, denn der Hausherr schien sich mit seiner Rückkehr Zeit zu lassen. Was hielt ihn nur auf? An die Geschichten, die sich mit diese Geisterreiter rankten, wollte Zartlärche nicht glauben. Er glaubte nur an das, was er sehen, hören und fühlen konnte.

Schwarze Reiter?

Pah!

Das sind Gruselgeschichten, die sich Waschweiber gegenseitig erzählen, wenn ihnen der Tag zu lang wird!

Die man kleinen Kindern erzählt, wenn sie sich sich trotzig verhalten!

Oder???

Kann man das Flüstern auf der Straße wirklich außer acht lassen und so tun, als wäre es nicht mehr als das Plätschern eines Bachs???

Als Bürgermeister muss man immer sehr sachlich bleiben, befand Zartlärche. Geschäfte aus dem Glauben heraus zu tätigen, führt meistens in den Abgrund. Solange keine schwarzen Reiter durch seine Amtsstube reiten würden, blieben sie für Zartlärche ein Hirngespinnst und diese Reitergruppe, die sich just anschickte auf dem Hengstackerhof einzutreffen, war bestimmt nichts anderes als Männer oder auch Frauen in schwarzen Mänteln. Dunkle Kleidung alleine macht noch keinen Geist! Der Bürgermeister lächelte erheitert. Er hatte sich schon immer über diesen Aberglauben des einfachen Volks amüsiert, doch auch Herren wie Eogar schienen davon befallen zu sein, sonst hätte er diese Angelegenheit seinem Sohn oder einem seiner Knechte überlassen und Zartlärche wäre nun um drei Pferde reicher gewesen.

Der Bürgermeister sollte recht behalten. Es waren keine Geisterreiter, die auf dem Hengstackerhof angekommen waren, doch konnte er keine rechte Freude daran empfinden. An und für sich war Zartlärche ein Mensch, der es fast über alles liebte, sagen zu dürfen:

“Ich hab es euch ja gleich gesagt!“

In diesem Satz steckt so viel Macht und Überlegenheit, dass sich der Bürgermeister daran jedesmal regelrecht berauschen konnte, doch diesmal verwehrt sich ihm der Triumph. Zartlärche konnte es schier nicht glauben, als Eogar in das Hinterzimmer zurückkehrte, die neuen Gäste im Gefolge.

Die Schattenklingen!

Zartlärche erschauerte. Er fürchtete diese Sippe sehr, obwohl er niemals etwas Nachteiliges über sie erfahren hatte und ihr sogar dankbar sein musste, denn ihr Wirken war ein Segen für die Stadt. Was den Bürgermeister dennoch so sehr an den Schattenklingen störte war ihre Macht, die sich seinem Einfluss und Befehl völlig entzog. Sie wussten von Dingen und Begebenheiten von denen er selbst nicht die leiseste Ahnung hatte und ihre Operationen waren sehr bedacht und tollkühn zugleich und so viel mehr als die Ordnungskräfte der Stadt hätten leisten können. Es passte dem Bürgermeister ganz und gar nicht, dass er sich bei jeder Begegnung mit Meister Marric, dem Anführer der Schattenklingen, so fühlen musste, als wäre er ein unwissender Schüler, der bei seinem strengen Lehrer Rechenschaft abzulegen hat. Auf der anderen Seite benötigte er die Hilfe dieser Sippe mehr als alles andere. Zartlärche war kein Dummkopf. Er wusste sehr wohl, dass die Ordnung und der Friede in der Stadt wie

ein Felsbrocken schwer lastend auf dünnem Eis gebettet lagen. Und wenn Bree, anders als Archet oder Schragen, noch immer in einem unbeschwerten und glücklichen Alltag leben durfte, dann war dies nicht zuletzt der Verdienst der Schattenklingen. Aber es schmerzte den Bürgermeister die Leistungen dieser Sippe anzuerkennen, ohne sich zugleich selbst der Ohnmacht und Hilflosigkeit bezichtigen zu müssen.

Auch Eogar war alles andere als glücklich über die Ankunft der Schattenklingen. Anders als der Bürgermeister hegte der Pferdeherr keinen Groll gegen diese Sippe, er bewunderte sie sogar, denn der Beistand der Schattenklingen wog schwerer als jede Bedrohung. Schattenklingen waren überall dort zu finden, wo die Gefahr im Aufmarsch war und genau dies war der springende Punkt, der Eogar schwer umtrieb. Denn ab jetzt weilten sie hier auf dem Hengstackerhof. Das konnte kein gutes Zeichen sein und das auch noch kurz vor dem Beginn des großen Pferdemarkts.

In der Tat brachten Meister Marric und seine Leute keine guten Nachrichten mit. Der Krieg im Norden wäre, den Aussagen des Anführers der Schattenklingen zufolge, demnach auch im Breeland angekommen. Zartlärche befand diese Klarheit als außerordentlich störend, ist sie doch ein gehöriges Gift gegen jeden Selbstbetrug. Es hat wohl wenig Sinn die dunklen Klingen zu leugnen, die bereits über dem Haupt schweben, bereit den Schädel bis zur Schulter zu spalten. Dies alleine wären schon schreckliche Neuigkeiten genug gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit zu Trotz könnte man nahenden Kriegslärm noch als ein aufziehendes Gewitter tarnen, um das Volk nicht zu beunruhigen. Doch vielmehr störte es Zartlärche, dass der Überfall auf den Bauern des kleinen Volks offensichtlich vor der Aufklärung stand und dass sich sehr viel mehr dahinter verborgen hatte als nur ein einfacher Raub. Die Bannwarte hatten die Lage völlig falsch eingeschätzt und sie hatten darüber hinaus noch die Schattenklingen um Hilfe gebeten, anstatt sich selbst um diese Angelegenheit zu kümmern. Zwar hatte der Bürgermeister ernsthafte Zweifel darüber, dass seine Ordnungskräfte mit einem ähnlich erfolgreichen Ergebnis hätten aufwarten können, so wie dies die Schattenklingen gerade getan hatten, aber es kann doch nicht angehen, dass seine Leute immer so aussahen als wären sie Hofnarren, die zur reinen Belustigung dienen. Zartlärche nahm sich vor, nach seiner Rückkehr ein ernstes Wort mit Oberwachtmeister Heidestroh zu reden. Er soll seine Leute einmal auf Trab bringen, damit sie der Höhe ihres Lohns auch endlich einmal wert sein würden. Obwohl, so dachte sich Zartlärche heimtückisch, es eigentlich keine schlechte Idee zu sein schien, diesen Vorfall zum Anlass zu nehmen, ein wenig Geld einzusparen und die Löhne zu kürzen, um einen Ausgleich zu schaffen, wenn die Steuern, die der Hengstackerhof zu entrichten hatte, tatsächlich einmal wegfallen sollten. Der Bürgermeister beschloss, sich die ganze Sache noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Zeit genug hätte er dafür, denn angesichts der Gefahr, die offensichtlich auf den Straßen drohte, war an eine Rückreise momentan nicht zu denken.

Aber es war nicht das, was den Bürgermeister noch so lange einen Schauer über den Rücken jagen sollte und vom dem Gustav Zartlärche noch viel später und für eine lange Zeit danach immer wieder behaupten wird, dass er noch nie in seinem Leben derart erschrocken und entsetzt gewesen wäre, wie damals auf dem Hengstackerhof mitten in der Nacht vor dem Beginn des großen Pferdemarkts.

Zum Glück blieben die Schattenklingen nicht lange. Nachdem alle Themen, die es wert gewesen waren angesprochen zu werden, erörtert waren, schwärmten sie aus, ihre Ermittlungen weiterzuführen. Zartlärche war sichtlich erleichtert, als die Schattenklingen den Raum wieder verließen. Zum einen deshalb, da er sich angesichts der Gefahren, von denen berichtet wurde und dem Bekenntnis, dass sich diese Sippe diesen Gefahren entgegenstellen würde, nun wieder etwas sicherer fühlen durfte, aber hauptsächlich deshalb, da die Anwesenheit der Abordnung dieser Sippe ihm furchtsamen Respekt einflößte.

Meister Marric mochte dem Anschein nach nur ein freundlicher, verständnisvoller und gütiger Menschenfreund sein. Doch Zartlärche wusste, der Anführer der Schattenklingen war auch ein eiskalter Taktiker und Stratege. Ein Wort von ihm konnte die Wirklichkeit verändern und die verdeckte

Autorität, die er ausstrahlte, war erhaben genug, auch die mächtigsten Krieger im Zaum zu halten, wie etwa diesen Furcht einflößenden, gondorischen Hüter, der ihn mit begleitete. Zartlärche fühlte sich sehr unwohl in dessen Nähe und wagte es nicht das Wort an ihn zu richten. Der Bürgermeister war der festen Überzeugung, sollte es ein falsch gewähltes Wort werden, dann hätte er wahrscheinlich nicht einmal mehr die Zeit, dieses zu bereuen, ehe ihn der mächtige Wurfspieß dieses Hüters an die Wand nageln würde.

Aber auch der Hauptmann der Schattenklingen beeindruckte Zartlärche mehr als ihm lieb gewesen ist. Der Bürgermeister wusste, dass Hauptleute sowohl mit Klinge als auch mit Worten in gleicher Weise umgehen können – präzise, scharf und unter Umständen tödlich! Die Macht dieses Hauptmanns ließ Zartlärche sich klein und untertänig fühlen, ein Gefühl, das den Bürgermeister nur selten ereilte und das er abgrundtief hasste, ebenso wie jene, die es in ihm hervorriefen.

Doch am meisten wurde er von der Elbin verunsichert, der einzigen Frau der anwesenden Schattenklingen. Ihre Anmut nahm ihn völlig gefangen und in seinen geheimsten Gedanken verglich Zartlärche sie in einem Anflug sinnlicher Zuneigung mit dem Bild einer wunderschönen Rose. Doch seine Ahnung riet ihm zur Zurückhaltung, denn die Dornen dieser Rose waren ohne jeden Zweifel sehr groß, außerordentlich spitz und wahrscheinlich auch noch giftig. Der Bürgermeister konnte die Magie, die dieser Elbin innewohnte, fast schon auf seiner Haut spüren und als er merkte, dass seine Blicke auf sie zu begehrt geworden waren, bemühte er sich, sie nicht mehr anzusehen, um ihr keinen Anlass zu geben, seinen Schniedel in einen Laubfrosch zu verwandeln.

Zum Glück blieben Marric und seine Leute nicht sehr lange im Nebenzimmer. Umtriebig wie die Schattenklingen nun einmal sind, hatten sie es sehr eilig gehabt ihre Ermittlungen weiter zu führen, um mit Licht auszuleuchten was die Niedertracht in der Dunkelheit zu verbergen versuchte. Der Bürgermeister hatte ihnen viel Erfolg gewünscht, hoffte aber, dass er sich nicht zu schnell einstellen würde, sonst würde die Schattenklingen sofort wieder vorsprechen wollen und er müsste ihre Gegenwart ertragen. Zartlärche atmete erleichtert auf, als er endlich wieder mit Èogar alleine im Zimmer war. Doch die ausgelassene Stimmung, der sich die beiden noch vor kurzer Zeit gemeinsam ergeben konnten, war mit zusammen mit den Schattenklingen verschwunden. Sie saßen sich lange schweigend gegenüber und starrten dumpf in ihre halb geleerten Becher.

Der Bürgermeister versuchte einige Male den Faden der unterbrochenen Unterhaltung wieder aufzunehmen, dort wo er durch die Ankunft jener, die man so vorschnell als schwarzen Reiter erkannt zu haben glaubte, so brüsk abgeschnitten worden war. Doch so sehr sich Zartlärche auch bemühte wieder ins Gespräch zu kommen, Èogar blieb versunken in seinen eigenen Gedanken hängen und schien sich überhaupt nicht mehr für Nachlässe bei Steuern und Zöllen zu interessieren. Der Hofherr wirkte außerordentlich besorgt. Der Bürgermeister nahm das erstaunt zur Kenntnis. Es verwirrte ihn, machte ihm sogar ein wenig Angst. Èogars Blick wirkte starr, Schweiß stand ihm auf der Stirn und seine Hände zitterten leicht. Das war nicht der Èogar den Zartlärche kannte, nicht der unerschrockene Mann, der auch dann nicht einmal mit der Wimper zucken würde, sollte eine wild gewordene Pferdeherde auf ihn zu galoppieren. Gewiss, die Schattenklingen hatten nicht gerade die schönsten Neuigkeiten mitgebracht, aber die Gefahren, welche sie schilderten, wenn es denn überhaupt solche werden sollten, waren noch sehr weit entfernt und zur Stunde noch ohne jeden Belang. Zumindest musste man nicht fürchten, sofort ein Orkschwert am Hintern zu fühlen, sobald man diesen von einem Stuhl erhoben hätte. Èogar jedoch verhielt sich so, als wäre bereits sein letztes Stündchen angebrochen und langsam wurde Zartlärche misstrauisch. Sollte es sein, dass der Pferdeherr mehr wusste, als er zugeben mochte? Waren die Vorkommnisse aus Marrics Bericht Èogar gar nicht so fremd gewesen? Wenn das so sein sollte, dann würde sich die Frage stellen, in welcher Weise war Èogar in diese Sache verstrickt? Zartlärche wollte nicht glauben, dass der Pferdeherr gemeinsame Sache mit den Orks des Hexenkönigs machen würde. Aber was war es dann? Was verstörte diesen sonst so tapferen und aufrichtigen Mann?

Das Schweigen zwischen den beiden Männern dauerte ziemlich lange. Durch die Wand hörte man den

fröhlichen Lärm aus der Taverne, der hier im Nebenzimmer aber keinerlei Heiterkeit hatte pflanzen können. Er war zwar laut, aber eben nicht mitreißend. Èogar seufzte tief und es klang wie eine leise Fanfare, die des Pferdeherrns Rückkehr aus seinen inneren Zerwürfnissen heraus in die Wirklichkeit anzukündigen versuchte.

„Ich nehme an...“, begann Èogar langsam, fast schon schleppend, „dass Ihr eure Rückkehr nach Bree heute nicht mehr antretend werdet. Es wäre Euch auch nicht anzuraten, Euren Weg durch ein Gebiet einzuschlagen, das noch vor kurzem ein Schlachtfeld gewesen ist!“

Eifrig nickte Zartlärche. In der Tat scheute der Bürgermeister sogar schon den Gedanken an eine baldige Rückreise. Es war nicht alleine die Möglichkeit von einer Orkbande überfallen zu werden, dem Bürgermeister genügte bereits der Anblick eines toten Orks, um in Panik zu fallen und solche lagen den Erzählungen Marrics nach in großer Zahl um die Ruine der alten Grünwegfestung herum. Zartlärche wollte diesen Pfad erst wieder begehen, wenn Wölfe und Krähen dort Ordnung geschafft hätten.

„Seid Ihr auf der Reise zum Hengstackerhof von einer Eskorte begleitet worden?“, fuhr Èogar fort. Zartlärche nickte erneut, wenn auch sehr viel weniger begeistert. Er von dieser Frage überrascht worden und er fand, dass dieses Gespräch nun einen seltsamen Kurs einschlagen würde.

Èogar dagegen wirkte zufrieden. Welchen Plan auch immer er gerade verfolgte, er schien aufzugehen – zumindest bis jetzt.

„Wie setzt sich Euer Gefolge zusammen?“, setzte der Hofherr nach und runzelte gespannt die Stirn. Zartlärche überlegte einen Moment, ehe er antwortete.

„Außer dem Kutscher waren noch vier berittene Bewaffnete mit mir! Aber sagt mir doch, warum wollt Ihr das wissen?“

Èogar ging auf die Frage nicht sofort ein, brummelte ein wenig vor sich hin und seine Stirnfalten wurden tiefer als das Flusstal in den Brandybergen. Den Bürgermeister beschlich so langsam der Verdacht, dass der Hofherr gerade in seinem Gedanken an einer Antwort arbeitete, die mit der Wahrheit nicht viel zu tun haben wird.

„Ich will ehrlich zu Euch sein!“, begann Èogar bedeutungsvoll, doch sowohl er, als auch der Bürgermeister wussten, dass er dies nicht sein würde, „Ich werde Euch einen Schlafraum im Haupthaus zuweisen. Das Haus wird von meinen Knechten bewacht und Eure Sicherheit wird unser oberstes Gebot sein!“

Der Bürgermeister beugte sich leicht nach vorne. Bis jetzt war die Rede des Hofherren ganz nach seinem Geschmack.

„So lange Ihr ein Gast unter meinem Dach sein werdet, soll es Euch an nichts mangeln.“ erklärte Èogar weiter, „Nehmt Anteil an dem, was Keller und Küche zu bieten haben in einem Umfang, den zu bestimmen Euch selbst überlassen wird.“

Der Bürgermeister musste schmunzeln.

„Euer Angebot klingt sehr verlockend!“, sagte er, „Doch vernahm ich in eurem Reden einen Ton, der mir neben Euren Worte nahelegte, dass Ihr eine Gegenleistung erwartet!“

Èogar lachte, doch seine Heiterkeit wirkte ein wenig aufgesetzt.

„Ihr habt ein feines Gehör, Herr Bürgermeister, und Eure Rückschlüsse sind weise. Tatsächlich hätte ich eine etwas ungewöhnliche Bitte an Euch!“

„Ich höre wohlwollend!“

„Da ihr Eure Eskorte heute nicht mehr benötigen werdet, könntet Ihr eure Männer für diese Nacht meinem Befehl überantworten?“

Èogar sprach schon fast hastig und schien danach schon fast erleichtert zu sein, als hätte es ihn schwer belastet, diese Frage auszusprechen. Aber der Bürgermeister war zu verwirrt um des Hofherren merkwürdige Reaktion wahrzunehmen.

„Ich soll Euch meine Leute überlassen, im Tausch gegen alle erdenklichen Genüsse?“, fragte Zartlärche sicherheitshalber noch einmal nach!“

„So ist es!“, bekräftigte der Hofherr.

Der Bürgermeister dachte eine Weile nach. Aber wahrscheinlich tat er nur so, als wäge er irgendwelche Gesichtspunkte ab. Die Verheißung auf leibliche Genüssen war bei ihm schon immer eine Trumpfkarte gewesen, die alles andere sticht. Er ließ sich Zeit, aber die Entscheidung war schon längst gefallen. So zog er sich dann endlich einen Ring vom Finger der rechten Hand und reichte ihm den Pferdeherren. „Dies hier,“ so erklärte er Èogar, „ist mein Siegelring und das Zeichen für die Befehlsgewalt über die Bannwarte, Büttel und Stadtwachen! Ich werde ihn Euch überlassen und erwarte die Rückgabe mit dem Anbruch des morgigen Tages. Solang Ihr ihn tragen werdet, sind Euch meine Leute zu Gehorsam verpflichtet. Ihr müsst aber wissen, dass dieser Ring weniger wiegt als mein Wort, Ihr solltet ihn also nicht gegen mich verwenden!“

„Das wäre das letzte, was mir in den Sinn kommen würde, alter Freund!“, beeilte sich Èogar zu sagen, auch wenn er die unverhohlene Warnung des Bürgermeisters fast schon als eine Beleidigung empfunden hatte.

„Das habe ich auch nicht angenommen!“, beschwichtigte Zartlärche, der nun spürte, dass er in diesem Punkt ein wenig zu weit gegangen war. Dennoch war es ihm wichtig gewesen, die Dinge von Anfang an klarzustellen. Mit diesem Amtsring war eine gehörige Macht verbunden und dies konnte selbst dem Untadeligsten zu Verhängnis werden. Die Welt ist voll von Verführungen jeglicher Art!

Èogar nahm den Ring fast schon andächtig an sich. Er atmete tief durch, als wäre eine enorme Last von ihm gewichen.

„Herr Bürgermeister, ihr sollt Euer Vertrauen nicht bereuen! Ich habe nun eine Sorge weniger und Ihr sollt nun auch in Sorglosigkeit schwelgen!“

„Wenn ihr das schon erwähnt,“ warf Zartlärche ein, „welche Gestalt hatte denn Eure Sorge?“

„Das werdet ihr zu einer gegebenen Zeit erfahren, doch im Moment möchte ich euch nicht daran teilnehmen lassen! Noch ist es ein Geheimnis!“, erwiderte der Hofherr ausweichend und unruhig werdend.

Der Bürgermeister seufzte ergeben und freundete sich widerstrebend mit dem Gedanken an, dass dieses sonderbare Geheimnis Èogars wohl für immer ein Geheimnis bleiben wird. Er fragte sich, was dem Hofherren so wichtig sein könnte, dass er nicht einmal den Bürgermeister der Stadt Bree ins Vertrauen nehmen möchte. Aber das Geschäft war getan und Zartlärche würde zu seinem Wort stehen. Er verknipte sich weitere Fragen, er wollte seinen Gastgeber nicht in die Verlegenheit bringen, sein Geheimnis durch Lügen schützen zu müssen. Die Verheißung eines umfassenden Wohlbefindens war zu verlockend, um sie durch klärende Fragerei zu zerstören.

„So will ich Euch nicht weiter mit nutzlosen Fragen aufhalten. Geht euren Geschäften nach und sichert Euch den Dienst meiner Leute, ich will derweilen hier verharren. Doch sendet mir doch bitte Gesellschaft an Eurer Statt, ich möchte mich auf meiner Suche nach Kurzweil nicht unter das einfache Volk mischen müssen!“

Èogar grinste hässlich.

„Ihr müsstet wissen, dass in diesem Haus Gastfreundschaft als heilig gilt. Ich werde Euch eine Magd senden, die Euren Ansprüchen genügen wird. Sie wird Euch mit Essen und Trinken versorgen und allem anderen was Eurer Freude dienlich sein könnte! Aber nun müsst ihr mich entschuldigen. Die Zeit drängt und es gibt Dinge die dulden keinen Aufschub!“

Èogar verneigte sich leicht, dann verließ er das Nebenzimmer.

Draußen vor der Türe wäre der Pferdeherr beinahe über Meister Marric gestolpert, der es sich gleich neben der Tür auf einem einfach Stuhl an einem kleinen Tisch so bequem wie möglich gemacht hatte. Der Herr der Schattenklingen hatte Èogar noch nicht bemerkt, zu sehr war er in die Beobachtung eines ganz bestimmten Paares vertieft und auch der sichtbare Genuss an seiner Pfeife lenkte ihn ab. Èogar kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Die beiden Personen, die Marric in den Fokus seiner Wahrnehmung gerückt hatte, saßen doch etwas entfernt und die Kneipenluft war so dunstig wie die Gestade des Nen Harn an einem warmen Herbstmorgen. Die Frau erkannte Èogar nicht, aber den Kerl der neben ihr saß, hatte er schon einmal gesehen und er verband keine gute Gefühle damit. Es war,

als hätte er einen Geist gesehen oder ein Trugbild seiner Furcht. Er kannte diesen Mann, dessen war er sich sicher, wusste nur nicht, wo er ihm schon begegnet sein könnte. Dies musste dieser Swanter sein, vor dem der Bürgermeister so gehörigen Respekt, ja fast schon panische Furcht hatte. Der Hofherr erschauerte. Einen solch unheimlichen Mann weiß man ebenso ungern in seiner Gesellschaft wie eine Ratte in der Speisekammer. Aber noch hatte er nichts mit diesen Leuten zu schaffen, sollten sich doch die Schattenklingen darum kümmern.

Für den Moment war es besser nicht gesehen zu werden. Ein Geheimnis, das zu schnell enttarnt wird, verliert seinen Wert und dieser lag sehr hoch. Also versuchte Èogar nicht weiter aufzufallen oder gar auf sich aufmerksam zu machen. Ihm war sehr recht, dass Marric ihn nicht bemerkt hatte. Ein solche Nachlässigkeit war allerdings sehr ungewohnt für den Meister Marric. Das Paar, das er da beobachtete, musste ihn sehr stark beschäftigen, dass seine unmittelbare Nachbarschaft so nebensächlich geworden war. Èogar sollte es recht sein, ihm war es sogar lieb so. Leicht gebückt huschte er durch die Taverne und verließ sie auf der anderen Seite durch die Außentüre. Auf dem Hof angekommen, betrachtete Èogar zunächst einmal das hektische Treiben ringsumher. Der Pferdeherr war zufrieden mit dem, was er sah. Man lag gut im Zeitplan und nichts sprach dagegen, dass der Markt morgen pünktlich eröffnet werden könnte. Eine Sorge weniger auf dem Berg der Belastungen. Èogar atmete auf und fühlte sich fast schon ein wenig erleichtert.

Jetzt galt es erst einmal Zartlärches Leibwachen zu finden und Èogar hoffte inbrünstig, dass sie noch nicht zu ausgiebig gezecht hatten, er brauchte ihre volle Aufmerksamkeit. Er beschloss, seine Suche dort zu beginnen, wo des Bürgermeisters Kutsche parkte. Für gewöhnlich bewachen Leibwächter auch das Hab und Gut ihres Herrn, also sollten sie auch dort zu finden sein.

Doch das erste was Èogar finden musste, waren nicht die Recken des Bürgermeisters, sondern Gil, den Knecht, der in aller Seelenruhe auf einem Schemel saß und sich ein Pfeifchen gönnte, obwohl es noch ziemlich viel für ihn zu tun gegeben hätte.

„GIL!!“

Des Hofherren Stimme klang erzürnt und der Knecht fuhr in die Höhe, als habe sich der Schemel in einen Bau voll mit Feuerameisen verwandelt.

„Herr?!“, stammelt Gil unsicher und er versuchte reuig seine qualmende Pfeife hinter seinem Rücken zu verstecken.

„Wo ist diese neue Magd? Ich kann sie wieder einmal nirgendwo entdecken!“, fragte Èogar unwirsch. Seine schlechte Laune kam nicht von ungefähr. Es machte den Hofherren rasend, wenn seine Leute, ob nun alter Knecht oder auch junge Magd, seine Abwesenheit zu Müßiggang nutzten, wenn eigentlich harte Arbeit anstünde. Gil kannte die Launen seines Herren, wusste aber ebenso, dass Èogars Zorn seit jeher nie lange angehalten hatte und so ging der Knecht auch diesmal davon aus, dass es wiederum so sein würde. Aber der Pferdeherr war nervös, Gil spürte das und daher verhielt er sich entsprechend vorsichtig und hielt sein ansonsten so loses Mundwerk lieber im Zaum.

„Aber Herr“, sprach er leise und zurückhaltend, „Ihr selbst habt sie zur Reinigung der Räucherammer befohlen, nachdem es Euch störte, dass alle Knechte den Blick nicht von ihr lassen konnten! Erinnert Ihr Euch nicht?“

Èogar seufzte. Wie hätte er die ganzen Vorfälle, die sich ereigneten, seit er diese Magd in seinen Dienst genommen hatte, auch vergessen können. Sie war ein sehr ansehnliches Frauenzimmer und hatte jene verhängnisvolle Ausstrahlung, die aus gestandenen Männern schmachkende Narren macht. Diese an sich sehr reizvolle Eigenschaft war nicht ohne Folgen geblieben, obwohl die junge Frau in keiner Weise versucht hatte, einen Vorteil daraus zu ziehen. Es geschah einfach und jede Einsicht stellte sich erst zu spät ein. Èogar erinnerte sich grimmig.

Hätte Cedrick, einer der Einreiter Èogars, lieber auf seine Weg geachtet, statt sich von des Mädchens silberklarem Lachen ablenken zu lassen, dann wäre er wahrscheinlich nicht in den Nagel getreten, der ihm dann den gesamten Fuß durchbohrte. Die Gebrüder Tornbald und Grommig Strohweg, die schon seit sehr langer Zeit auf dem Hof als Stallknechte dienten, stießen mit den Köpfen zusammen, als sie beide gleichzeitig die Leiter sichern wollten, auf der die Magd stand, um Girlanden am Dachrand des

Hause anzubringen. Wie zwei Büffel waren sie aufeinander zu gerannt, ohne jeweils den anderen zu bemerken, da ihre gesamte Aufmerksamkeit nach oben gerichtet war, um so schnell wie möglich einen Blick unter ihren Rock erhaschen zu können. Der Aufprall klangt wie ein Schlag auf eine Holzglocke und es dauerte eine ganze Stunde, bis der erste von den beiden wieder bei Bewusstsein war. Die Idee, die Aufgaben zu tauschen und die Magd die Leiter sichern zu lassen, während ein Knecht nach oben stieg, erwies sich dann ebenso als fatal. Von weiter oben konnte man famos in ihren Ausschnitt schauen und das wurde Knecht Bergfold zum Verhängnis. Statt aufzupassen wohin er tritt, glotzte er lieber nach unten, verfehlte eine Sprosse und war dann schneller unten, als er aufgestiegen war. Er brach sich ein Bein! Waldemar Friedheld, erst seit kurzer Zeit auf dem Hengstackerhof tätig, der ausgesandt worden war kaputte Weidezäune auszubessern, fand dort an diesem Ort wunderschöne Blumen, die er dann dieser holden Magd umgehend zum Geschenk machen wollte. Seinen Auftrag vergaß er dabei völlig und als die Herde dort eingelassen wurde, entwichen eine Stute und zwei Hengste durch die schadhafte Stelle des Zauns. Es hatte Stunden gedauert, bis die Tiere wieder eingefangen waren. Und als dieser Magd, als sie in der Küche ihre Arbeit tat, eine Schöpfkelle aus der Hand entglitt, prügeln sich zwei Knechte um das Vorrecht diese Kelle wieder aufzuheben und in die Hand drücken zu dürfen, in der Hoffnung dadurch ihre Gunst zu gewinnen. Bei der Keilerei verlor der eine zwei Zähne und der andere konnte Stunden später noch immer nicht richtig laufen, weil er einen Tritt zwischen die Beine erhalten hatte.

Èogar seufzte erneut. Weibliche Anmut war ein Segen und ein Fluch zugleich, so mochte es erscheinen. Aber der Hofherr fühlte sich auch selbst nicht frei von Schuld. Er hatte die Magd, als sie bei ihm um Arbeit vorgesprochen hatte, eigentlich nicht in den Dienst nehmen wollen. Èogar verspürte schon seit langem gegenüber Südländern ein tief empfundenen Misstrauen und er erkannte in dieser Frau ohne jeden Zweifel eine Südländerin, auch wenn sie es verbissen zu verbergen versuchte. Dass er sie dennoch auf dem Hof willkommen geheißen hatte, konnte er sich jetzt auch nicht mehr erklären. Es lag wohl daran, wie sie sprach, wie sie ging, wie sie lachte, an ihren großen, wunderbaren Augen und daran, dass sie ihn auf geheimnisvolle Weise sowohl an die Freuden des Lebens, als auch an die Erkenntnis erinnerte, dass die Nacht nicht nur zum Schlafen da sein könnte. Kurz gesagt: auch Èogar war ihrem Anmut erlegen.

Der Hofherr hatte die Magd nach dem letzten Vorfall in die Räucherammer geschickt, um sie dort die Feuerstelle reinigen zu lassen. So übel diese Ereignisse auch ausgegangen sein mochten, er musste sich eingestehen, dass die Frau keine Schuld daran trug, denn sie hatte sich an alle Anweisung strikt gehalten und dass sich Männer in ihrer Gegenwart wie betrunkene Idioten verhielten, war ihr nicht zu Last zu legen gewesen. Dennoch war ihr neuer Arbeitsplatz fast schon so etwas wie eine Strafe gewesen, denn die Räucherammer war schon seit Jahren nicht mehr ausgeräumt worden und so hatte sich dort mehr Asche angesammelt als bei einer abgebrannten Burg. Das war eine außerordentlich schmutzige Arbeit und zudem roch es dort ziemlich streng, da in den letzten Wochen ausschließlich nur Makrelen geräuchert worden waren. Dorthin würde ihr dann keiner der Knechte so schnell mehr folgen wollen, denn sie mieden die Räucherammer. Die Arbeit dort war ihnen ebenso lieb und recht wie das Ausschaufeln der Sickergrube. Dort würde ihr dann keiner mehr die Leiter sichern wollen oder würde die Lust verspüren, sie mit einem frisch gepflückten Gebinde zu erfreuen. Nichts kann sinnlicher Begierde mehr abträglich sein als der Geruch von Scheiße oder eben fettiger Asche.

Dabei ist sie in der Tat ein sehr nettes Mädchen. Èogar hatte sie trotz ihrer südlichen Abstammung in sein Herz geschlossen, seit sie auf den Hengstackerhof gereist war, um hier um Arbeit anzufragen. Er empfand sie als sehr zurückhaltend, fast schon schüchtern, aber, wie es sich zeigen sollte, sie erwies sich auch als behende, sehr strebsam und war sich für keine Arbeit zu schade. Der Hofherr hatte es niemals beobachten können, dass sie selbst den Männern des Hengstackerhof Anlass gegeben hätte zu glauben, sie würde irgendjemanden erhören. Eher das Gegenteil war der Fall. Sie war sehr um Abstand bemüht gewesen, aber der Liebreiz, den sie verströmte, war stärker als alle Zurückweisung die sie aussprach und so fand sie sich fast alle Zeit von Verehrern belagert.

„Hör mal gut zu, Gil!“, sagte Èogar leise und verschwörerisch und die Ohren des Knechts wurde noch

spitzer, als sie ohnehin schon waren, "Du wirst dieses südländische Weib jetzt suchen und wenn du sie gefunden hast, dann befehle sie in meinem Namen in das Nebenzimmer, neben dem Speiseraum des Gesindes – du weißt schon - dort wo wir eine Taverne eingerichtet haben! Dort wartet Herr Zartlärche auf Gesellschaft. Sie soll dafür sorgen, dass der Herr Bürgermeister sein Lächeln nicht verliert, sonst verliere ich das meine und das wäre nicht gut für sie! Sag ihr das! Das ist wichtig! Es ist gut möglich, dass wir ihn noch brauchen und da wäre es besser, wenn er sich dann noch glücklich fühlen würde!" Gil nickte stumm. Er hatte zwar kein Wort verstanden, aber dass er diese Magd holen und ihr einen Auftrag überbringen soll, hatte er dann doch kapiert. Von allem anderen, was ihm sein Herr so ausschweifend erklärt hatte, wollte er auch nichts verstehen. Aber er hatte eine Ahnung, dass die neue Arbeit für diese Magd weitaus dreckiger werden könnte als jene, mit der sie momentan noch betraut war. Weisheit ist eine erhabene Gabe, aber sie gehört nicht unbedingt zu den Fähigkeiten, die ein Stallknecht für seine tägliche Arbeit braucht. Gil würde seinen Auftrag erledigen und sich danach wieder seiner Pfeife widmen, diesmal jedoch an einem Ort, an dem er nicht mehr entdeckt werden würde. Er verbeugte sich vor seinem Herrn und zog sich dann Schritt für Schritt rückwärts laufend zurück. Herr Èogar sollte auf keinen Fall die glimmende Pfeife entdecken, die der Knecht noch immer tapfer hinter seinem Rücken versteckt hielt, obwohl sie ihm langsam schon ein Loch in den Hosenboden brannte.

Èogar beobachtete schmunzelnd den Rückzug seines Knechts und er ließ ihn in dem Glauben, dass er dessen Pfeife noch nicht entdeckt hätte. Es stand ihm nicht im Sinn den kleinen Gil deswegen zu schelten, andere Sorgen nahmen da einen viel zu großen Raum ein. Die Lage war sehr kompliziert, er konnte zur Stunde nur auf Ereignisse reagieren, eine Vorausschau war fast nicht möglich, eine Vorplanung noch viel weniger. Es gab zu vieles zu bedenken. Die jüngsten Nachrichten waren schon Besorgnis erregend genug. Doch sehr viel mehr Furcht bereitete Èogar nicht das, was er nunmehr wusste, sondern jenes, was er noch nicht wusste!

Der Hofherr schüttelte heftig den Kopf, um sich von diesen Grübeleien zu befreien. Es galt, einen klaren Kopf zu bewahren. Er hoffte nur, dass er jetzt eine kluge Entscheidung getroffen hatte. Auch der Bürgermeister würde sich der Anmut dieser Magd nicht entziehen können, dessen war er sich sicher. Èogar kannte Zartlärche gut genug, um zu wissen, dass dieser mit Vorliebe zu einem ausschweifenden Leben neigte, wie alle Herrschaften, die so lange schon Macht ausübten. Aber die Macht des Bürgermeisters beruht auf dem Respekt der Ratsherren der Stadt und diese pflegte in der Mehrzahl ein tugendhaftes Leben zu führen, zumindest gaben sie das vor. Und einige von ihnen waren im Geheimen der Ansicht, dass ihr Hintern sehr wohl auch in den Stuhl des Stadtoberhaupts passen würde. Der Großbauer Gerstenreich war da ein gutes Beispiel. Gerstenreich hatte bisher keine Gelegenheit ausgelassen, dem Bürgermeister an den Karren zu fahren. Lieber heute als morgen würde er ihn gerne aus dem Amt drängen um ihn, zum Wohl der Stadt natürlich, anschließend zu beerben. Bisher prallte n aber seine Attacken an dem Bürgermeister ab wie Pfeile an einer Wand aus Granit. Würde jedoch eine Liebelei zwischen dem Bürgermeister und einer niederen Frau aus dem Volk bekannt werden, wäre das für Zartlärches Feinde ein gefundenes Fressen. Der Bürgermeister wäre dann so verwundbar wie ein Lamm in einem Rudel von Wargen. Aber es müsste ja nichts bekannt werden davon, sollte es geschehen. Es könnte ein amüsanter Geheimnis bleiben. Gegen gewisse Gefälligkeiten würde Èogar schweigen können wie ein Grab und der Bürgermeister dürfte sich dann noch lange Jahre seines Amtes erfreuen können.

Èogar rieb sich in Vorfreude zufrieden die Hände.

Für einen kurzen Moment kam dem Hofherren die Frage in den Sinn, wie wohl seine engen Freunde oder gar sein Sohn über ihn urteilen würden, sollten sie jemals Kenntnis erhalten über seine durchtriebene Ränke. Mit Sicherheit würden sie entsetzt sein. Èogar galt schon immer als ehrenhafter Mann und war als solcher überaus geschätzt.

Èogar fragte sich unsicher, wie es hatte geschehen können, dass er den Pfad der Tugend so meilenweit verlassen hatte?

Zunächst war es nur ein kleiner Schritt gewesen. Diesem folgten aber zwangsläufig weitere und jeder einzelne von ihnen hatte Èogar immer weiter weg geführt von dem was untadelig gewesen wäre. Doch Zweifel konnte sich der Hofherr nicht mehr leisten, einen Weg zurück würde es nicht geben. Nun galt es erst einmal die Garde des Bürgermeisters zu finden. Èogar starrte auf den Ring des Bürgermeisters, der ihm die Befehlsgewalt über die städtischen Recken sicherte. Er würde ihn gebrauchen, oh ja, er würde ihn gebrauchen! Und die Aufgabe der Helden der Stadt würde keine leichte werden, das war schon einmal klar. Sollte es das Schicksal fügen, dass der Hofherr dem Bürgermeister über das Ableben einiger, wenn es schlecht laufen würde, sogar aller seiner Leute informieren müsste, wäre es sehr von Vorteil, hätte er Zartlärches Willen bereits im Sack und könnte ihn zu seinem Vorteil beugen .

Èogar setzte seine Suche nach des Bürgermeisters Eskorte fort. Er konnte nicht den direkten Weg zu der Stelle nehmen, an der er sie vermutete, denn immer wieder liefen ihm Schattenklingen über den Weg, von denen er auf keinen Fall erspäht werden wollte. Vor allem Hauptmann Degan schien überall gleichzeitig zu sein. Wich man ihm im Osten aus, kreuzte man gleich darauf im Westen seinen Weg. Aber auch vor Hymephos musste er sich in Acht nehmen. Der Hüter war nicht so leicht auszumachen wie der Hauptmann. Einmal wäre Èogar beinahe mit Hymephos zusammengeprallt, erst in letzter Sekunde hatte der Hofherr die Gefahr erkannt und hatte rechtzeitig anhalten können. Hymephos war sehr in Hast gewesen, sonst hätte er ihn bestimmt erkannt. So aber eilte der Hüter weiter auf seinem Weg und entfernte sich rasch von dem Hofherren, der erst einmal erleichtert aufatmete. Das war sehr knapp gewesen.

Diese Schattenklingen waren unangenehm fleißig. Wenn sie in diesem Tempo weitermachen würden, dann wüssten sie bis zum Abend die Namen und Lebensläufe aller Besucher des Hengstackerhofs. Èogar wusste wohl, dass sowohl Degan als auch Hymephos dies auch zu seiner eigenen Sicherheit taten, aber der Hofherr musste befürchten, dass sie zu viel aufdecken könnten und er dann selbst in Bedrängnis geraten würde. Die Schattenklingen sind mit Sicherheit nicht so leicht an die Leine zu legen, wie er dies mit dem Bürgermeister zu tun gedachte. Für diese Sippe war Ehre eine heilige Tugend. Das war eigentlich bewundernswert, im Moment aber eher lästig! Auf jeden Fall war es besser nicht auf sie zu treffen, dann müsste Èogar auch keine heiklen Fragen beantworten. Schleichwege führen fast immer ins Dunkle – warum nur hatte er sich auf diesen Pfad einlassen müssen?

Zartlärche fühlte sich vernachlässigt und er schätzte so etwas gar nicht! Immer wieder nippte er an seinem Weinkelch, weil es was anderes nicht zu tun gab. Es war ein schwerer Wein und nach seinem bisher übermäßigen Genuss fühlte der Bürgermeister eine heitere Beschwingtheit, die dem Wohlgefühl zwar dienlich ist, der Vernunft aber abträglich war. Er versuchte sich die Zeit zu vertreiben, indem er ein Liedchen vor sich hin pfiff und als ihm dies zu langweilig wurde, allzu viele Lieder kannte er sowieso nicht, begann er die Paneele der Holzwände zu zählen. Er musste immer wieder von vorne anfangen damit, seine Trunkenheit ließ ihn bisweilen in verwirrender Weise die Holzbretter doppelt sehen, dann kam er durcheinander und vergaß den aktuellen Stand seiner Zählung. Also begann er erneut zu zählen, etwas anderes gab es ja nicht zu tun. Das Ergebnis war ja auch nicht wirklich wichtig. Müdigkeit suchte ihn langsam anheim und zudem belastet durch den Alkohol, den er nun schon anhaltend zu sich genommen hatte, drängte es ihn zum Schlafen. Doch stand die Sonne sengend am Himmel und jetzt schon die Ruhe zu suchen, kam Zartlärche als ein Zeichen lächerlicher Schwäche vor.

Gut – man hätte über dieses oder jenes einmal intensiv nachdenken können, es stünde auch Bürgermeister gut zu Gesicht, hin und wieder den Verstand auf sich wirken zu lassen, aber Zartlärches Zustand war dem weinseligen zu nahe. Der Bauch triumphierte über den Geist. Sachlichkeit kann auf solch dürrem Boden nicht gedeihen, aber das Wohlbefinden kann sich dadurch erheblich steigern. Und genau einem solche hatte sich der Bürgermeister in diesem Augenblick zu Gänze verschrieben. Es klopfte an der Türe! Es klang zaghaft, aber für Zartlärche, tief versunken in seinen Träumereien, hörte es sich an, als habe ein Zwergenschmied glühendes Metall mit seinem schweren Hammer auf

einem harten Amboss zu einer Glocke geformt.

„Hmmm?“, sagte er nur, recht viel hatte sein, durch leichte Trunkenheit und Schläfrigkeit träge gewordene Verstand nicht zu bieten. Das war nicht viel und vor allem weder das Zugeständnis für Einlass, noch der Hinweis, es wäre wohl besser draußen zu bleiben. Daher war es kein Wunder, dass es noch einmal klopfte. Zartlärche schüttelte sich, um wieder klar im Geist zu werden. Er räusperte sich, um die Stimme klar werden zu lassen und dann sagte er mit aller Bestimmtheit, die ihm zu diesem Zeitpunkt zu eigen war:

„Herein!“

Es war zwar nur ein Wort, aber es traf den Punkt, denn die Türe öffnete sich daraufhin langsam, fast schon zögernd. Wer immer um Eintritt ersuchte, man tat es nicht aus Leidenschaft, denn die Türe öffnete sich wahrhaftig fast quälend langsam. Die Scharniere quietschten fast unerträglich und die Türe knarrte, als habe sich ein Schlosstor geöffnet. Der Lärm aus der Taverne nebenan schwoll zu einem Getöse an. Lachen, Kreischen und verstörend falsch gesungene Lieder mit zweifelhaftem Text quollen zäh in das Nebenzimmer wie Hirsebrei durch die Risse einer beschädigten Schale. Zartlärche trommelte schon mit den Fingern ungeduldig auf den Tisch, bis es diese Person, die um Zutritt angefragt hatte, auch wirklich über sich bringen konnte die Türschwelle zu überwinden, den Raum zu betreten und die Türe hinter sich wieder zu verschließen, damit das Gegröle des einfachen Volks dort bleiben konnte, wo es hingehörte, damit es dem Bürgermeister nicht weiter auf die Nerven gehen konnte.

„Was wollt Ihr?“, fragte Zartlärche unwirsch, noch bevor er sehen konnte, wer den Raum zu betreten gedachte. Die Störung hatte ihn durcheinander gebracht und jetzt würde er die Zählung der Holzbretter an den Wänden erneut beginnen müssen, dabei war er doch schon so weit gekommen. Eine einzige Wand hätte ihm noch gefehlt.

Gewiss hätte sich der Bürgermeister nicht so erschreckt, wäre er nicht in dem Zustand gewesen, in dem sich die Mischung aus Traum und Wirklichkeit zu einer bizarren Einheit vermischen können. Aber da dies eben der Fall gewesen war, erschrak sich Zartlärche heftig, als sich die Gestalt offenbarte, die langsam auf ihn zukam. Schwarz war sie gewesen! Schwärzer noch als dunkle Reiter es je hätten sein können. Schwarz vom Kopf bis zum Fuß. Zartlärche konnte fast nur Konturen erkennen, so als käme ein unheimlicher Schatten über ihn, wie eine große Woge über einen flachen Sandstrand. Zudem begann es hier im Raum etwas brenzlich zu riechen, als würde jemand in der Nähe vergammelte Fische verbrennen. Für einen Moment glaubte der Bürgermeister, er säße dem leibhaftig gewordenen Tod gegenüber, der gekommen war, um ihn zu holen. Der Schreck, der sein Herz wie eine eiskalte Kralle umklammert hatte, dauerte glücklicherweise nicht sehr lange. Die helle Stimme einer Frau fragte schüchtern:

„Kann ich Euch dienlich sein?“

Nachdem Zartlärche erkennen durfte, dass es es mit einem Menschen und nicht mit einem Dämon zu tun hatte, wurde er wieder gelassener, soweit es der Alkohol zu diesem Zeitpunkt zulassen wollte. Gewiss - das war ein Schrecken gewesen. Aber das war noch gar nichts gegen das, was ihm noch geschehen sollte. Noch immer hatte er den Zenit des nahenden Entsetzens nicht erreicht. Das, was den Bürgermeister noch bis ins hohe Alter eingehend beschäftigen sollte und vom dem Gustav Zartlärche noch viel später behaupten wird, dass er noch nie in seinem Leben derart panisch gewesen war, wie damals auf dem Hengstackerhof, mitten in der Nacht vor dem Beginn des großen Pferdemarkts, wartete noch verborgen in der näheren Zukunft.

Die Frau kam langsam näher, unsicher, als fürchte sie unwissentlich Grenzen zu überschreiten, die eigentlich tabu für sie gewesen wären. Der Bürgermeister tat auch nichts um dieser Frau die Last abzunehmen, die offensichtlich auf ihr Gemüt so unbarmherzig drückte. Dem Mächtigen ist die Furcht seiner Untertanen der Nektar, aus dem er sich nährt. Zartlärche kniff die Augen zusammen, um diese Frau besser erkennen zu können. Sie war ohne jeden Zweifel sehr jung, möglicherweise auch sehr adrett unter dem ganzen Ruß, der sie umgab. Sie sah aus, als wäre sie aus einem erloschenen Meiler geboren und bei jedem ihrer Schritte hinterließ sie auf dem Boden eine schwarze Spur aus Asche, die

ihr von der Kleidung und von der Haut rieselte. Der Bürgermeister war von ihrem Anblick in einer unerwartet angenehmen Weise gebannt obwohl sie so aussah, als wäre sie ein Leutnant aus Morgoths Gefolge.

„Kann ich Euch dienlich sein?“

Die Frau war von Zartlärches Zurückhaltung sehr irritiert und daher wiederholte sie ihre Frage etwas lauter.

„Ähh!“

Der Bürgermeister hatte sehr wohl das Gefühl eine Antwort schuldig zu sein, aber es wollte ihm einfach nichts Gescheites einfallen. So hatte die Frau noch immer das Gefühl nicht verstanden worden zu sein.

„Kann ich?“

Zartlärche unterbrach sie. Entgegen ihrer Annahme hatte er ihr Ansinnen schon verstanden und er fand, es wäre auch nicht falsch daran, wenn ihm Dienste angeboten würden.

„Herr Èogar schickt Euch?“, fragte er, nun halbwegs wieder gefasst, dagegen.

Die Frau nickte und wieder rieselte alte Asche an ihr herab. Zartlärche kratzte sich am Kinn.

„Gut! Ich habe Euch schon erwartet!“, bekannte er etwas frostig, denn er hatte nach Èogars Ankündigung einer Gesellschaft nicht jemanden erwartet, der so aussehen würde wie eine Sumpfhexe.

„Für das erste würde ich vorschlagen, dass Ihr Euch säubert und sollte das nicht zu viel verlangt sein, dann solltet Ihr auch frische Kleider anlegen!“, befahl er energisch und er betonte jedes Wort. Der Gestank nach Rauch und altem Fisch raubte ihm fast den Atem.

„Wie Ihr wünscht!“, wisperte die Frau, „Verzeiht, wenn Euch mein Zustand so sehr störte. Es wurde mir aufgetragen meine Dienste umgehend anzubieten. Daher ließ ich mir keine Zeit für anderes. Jetzt aber will ich Euren Auftrag gerne erfüllen!“

Zartlärche war sehr zufrieden. Diese Magd hatte Stil und sie wusste sich angemessen zu benehmen.

„Bring auf Eurer Rückkehr eine Karaffe Wein mit! Ich fühlte mich durstig!“

Der Bürgermeister fühlte sich wirklich gut. Er hatte alle Fäden in der Hand und das war gut so. Es sollte immer klar sein, wer der Herr und wer die Untergebene ist! Die Magd zog sich langsam rückwärts gehend wieder zurück.

„Es wird eine kleine Weile dauern, aber verlasst Euch auf meine Ergebenheit! Eure Zufriedenheit ist mein einziges Begehrt!“

Als die Magd den Raum verlassen hatte, hinterließ sie einen Bürgermeister, der rundum mit sich zufrieden war. Die Begegnung hatte ihm eine trügerische Kraft zufließen lassen und nun fühlte er sich wieder obenauf, obwohl die mahnende Stimme seines Gewissens ihm ständig zuzuflüstern versuchte, es wäre besser gewesen, die Magd nach dem Standort des Lagers zu befragen, das ihm für diese Nacht zugesichert worden war, um sich möglichst bald zur Ruhe zu begeben, ohne sich eine weitere Karaffe Wein in den Hals zu schütten. Doch von allen möglichen Tugenden des Menschen hatte es die Vernunft schon seit Anbeginn der Zeit am schwersten, sich Geltung zu verschaffen.

Die Deichsel war abgestützt, genau so wie es sein sollte, das Zaumzeug der Rösser war gut eingefettet, die Radlager hervorragend geschmiert. Die Sitze waren sauber und auch die Rösser, welche die Kutsche ziehen sollten, wenn es an der Zeit sein würde, hier wieder aufzubrechen, erfreuten sich besten Wohlbefindens. Genauso war es vor einer halben Stunde auch gewesen, der halben Stunde zuvor ebenso und auch die nächste halbe Stunde würde kaum eine Veränderung bringen. Langweiliger geht es kaum noch. Bannwartin Wirrstorm hatte die Kutsche des Bürgermeisters an diesem Tag schon öfter umrundet als hungrige Wölfe eine Herde fatter Schafe. Doch Wölfe schlagen irgendwann auch einmal zu, aber in ihrem Fall schien es eine Beschäftigung zu sein, die sie auf unbestimmte Zeit zu verrichten verdammt zu sein schien, derselbe Trott, immer das gleiche Ergebnis. Der Bürgermeister hingegen saß wahrscheinlich in einem lieblichen Schatten, labte sich an erfrischenden Getränken und freute sich entzückt seines von Freuden erfüllten Daseins. Sie jedoch musste unter einer gnadenlosen Sonne verharren, um den Besitz ihres Herren zu bewachen, gegen wen auch immer. Als ob sich irgendjemand

für diese alte Kutsche interessieren würde – pah!

Wirrstorm hatte Durst. Die Hitze hatte ihre Kehle ausgedörrt. Aber darum will sich ja niemand kümmern. Wohlbefinden ist ein Privileg der Herrschenden und den Niederen bleibt leider nur eine Sehnsucht danach.

„Rotwurz!!“, brüllte die Bannwartin entschlossen, doch bekam sie keine Antwort. Wo zum Hexenmeister war dieser Wachtmeister nur?

„ROTWURZ !!“

Der Wachtmeister war eigentlich, so wie sie auch, zur Wache eingeteilt gewesen. Doch Wirrstorm hatte ihn seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen. Dass er auf ihr Rufen überhaupt nicht reagieren wollte, erzürnte die Bannwartin.

„ROTWURZ!!! VERDAMMT!!“

Sollte er nicht sofort vor ihr stehen, so schwor sie sich, würde sie sich seinen Arsch als Trophäe an die Wand über dem Kamin hängen. Aber Wachtmeister Rotwurz fand sich dann doch noch ein, nicht so hurtig, wie es sich die Bannwartin gewünscht hätte, aber immerhin rechtzeitig genug, um seinen Hintern zu retten.

„Mach doch nicht so ein Getöse!“, meinte er zu seiner Entschuldigung für seine Verspätung, „Es ist so verflucht heiß hier. Das kann einem mehr zusetzen als eine Horde Südländer!“

Wirrstorm verstand ihn irgendwie, doch wollte sie dies nicht zugeben. Außerdem fühlte sie sich im Allgemeinen verärgert und das suchte nach einem speziellen Ziel, an dem sie sich abreagieren könnte. Also kam ihr Rotwurz gerade recht, der Wachtmeister bot sich dafür geradezu in idealer Weise an.

„Wo warst du? Meinst du vielleicht, ich halte alleine Wacht über diese verwanzte Kutsche?“, schrie sie ihm ins Gesicht. Aber auch um die Laune von Rotwurz war es nicht zum Besten bestellt.

„Ich war kacken!! Und das werde ich mir nicht verbieten lassen! Auch nicht von dir!“

Die Bannwartin schnappte nach Luft. Eine solche Pflichtverletzung war ihr noch nie untergekommen. Gewiss – menschliche Drangsal sollte nie außer Acht gelassen werden, doch hatte sie noch nie von einem Beispiel Kenntnis erhalten, dass jemand mehr als eine ganze Stunde während seiner Dienstzeit lang scheißen musste. Wirrstorm wollte sich ihre als gerecht empfundene Empörung nicht durch sachliche Überlegungen nehmen lassen. Sie wollte einfach grummeln und schimpfen. Und das tat sie dann auch.

„Wenn du Wache schieben musst, dann kneif deine Arschbacken zusammen! Scheißen kannst du in deiner Pause! Der Dienst geht vor! Ist wirklich ein Jammer, dass man dir das erklären muss!“

„Jetzt halt mal die Füße still!“, Rotwurz geriet nun auch langsam in Rage, „Wenn sie uns noch weniger zu fressen geben, dann werden wir ohnehin nicht mehr viel zu scheißen haben!“

„Ich werde dir jetzt einmal was sagen!“

„Was willst du ihm denn sagen?!“, sagte eine Stimme plötzlich.

Die Zankenden hatten das Nahen der Bannwarts Salbeifurt und und seiner Kameradin Zaunkönig nicht bemerkt und sie fühlten sich ein klein wenig ertappt, denn ein Streit unter den Sicherheitskräften der Stadt Bree galt seit jeher schon als unschicklich. Die beiden Ankömmlinge aber hatten die angespannte Situation zwischen Rotwurz und Wirrstorm sofort erkannt. Zaunkönig, die etwas geschickter im Umgang mit Worten war, sah sich beauftragt sofort dazwischen zu gehen.

„Was willst du ihm denn sagen?“, wiederholte Zaunkönig um klarzustellen, dass ihre Frage nicht nur belangloses Gerede gewesen war.

„Ach nichts ...!“ erklärte die Bannwartin Wirrstorm ausweichend und trat wütend gegen einen herumliegenden, kleinen Stein. Und auch Wachtmeister Rotwurz verkniff sich eine Aufklärung, ließ aber seine unmittelbare Umgebung unbehelligt.

„Vergesse es!“, sagte er nur und furzte, so laut wie Fanfaren, die für gewöhnlich das Nahen eines Königs ankündigen.

Salbeifurt schmunzelte.

„Nun gebt euch schon einen Ruck, Kinder!“, sagte der Bannwart in einem sehr zynisch klingenden, väterlichen Tonfall, „Gebt euch die Hand und vertragt euch wieder. Seid wieder Freunde!“

Wirrstorm und Rotwurz gaben sich widerstrebend die Hand.

„Hmpf!“, sagten sie sich einander, dann ließen sie los und drehten sich, so schnell es ihnen gegeben war, wieder den Rücken zu.

„Seht ihr,“, Salbeifurt konnte ein Lachen fast nicht mehr zurückhalten, „Die Welt ist doch so viel schöner, wenn wir uns alle lieb haben!“

Frau Zaunkönig hingegen ließ ihren Gefühlen freien Lauf und lachte, was das Zeug hielt.

Wirrstorm und Rotwurz murmelten etwas grimmig vor sich hin, das man nicht so genau verstehen konnte, aber es waren bestimmt keine Nettigkeiten gewesen.

Salbeifurt gefiel diese kleine Scharade und er wollte gerade damit ansetzen, ein bisschen weiter zu sticheln, um die beiden Streitenden auf den Arm zu nehmen, wurde aber jäh unterbrochen.

„HEDA! Ihr! Alle mal herhören!“

Überrascht und auch ein wenig verärgert drehten sich die Vier nach dieser befehlenden Stimme um.

Niemand hatte das Recht, sie in diesem barschen Ton anzusprechen. Aber da erkannten sie Èogar, den Herrn des Hengstackerhofs, und daher ließen sie sich die rüde Anrede gefallen, denn er stand dem Bürgermeister zu nah, um gegen seine Unfreundlichkeit aufzubegehren. Der Hofherr schien es sehr eilig zu haben und sein Anliegen musste sehr wichtig sein. Niemand, außer jenen, die es dringend nötig hatten, lief bei dieser Hitze so schnell, wie es gerade Èogar tat.

„Ich“, begann der Hofherr kurz, als er den Wachtmeister und die Bannwarte endlich erreicht hatte, musste dann aber eine kleine Pause einlegen, um wieder zu Atem zu kommen. „Ich brauche eure Hilfe!“

Mit ausgesuchter Freundlichkeit erklärte ihm Bannwartin Zaunkönig:

„Es wäre uns eine Ehre Euch zur Hilfe zu eilen, aber die Anweisungen des Bürgermeisters waren eindeutig. Er befahl uns seine Kutsche zu bewachen und das macht uns leider unabhkömmlich, so dringend Euer Bedarf auch sein mag!“

Èogar schüttelte fast schon übertrieben den Kopf, atmete noch einmal kräftig durch und meinte dann:

„Der Bürgermeister war so freundlich, seine Begleiter – also euch – meinem Befehl zu unterstellen!“

„WAS??“, rief Wirrstorm entgeistert.

„WIE??“, entfuhr es Salbeisturm.

„ABER !!“, begann Frau Zaunkönig und fand dann keine weiteren Worte mehr.

„Dieser verfluchte, alte Hurenbock!“, brummelte Rotwurz grimmig vor sich hin.

Bannwartin Wirrstorm fand ihre Fassung als erste wieder.

„Wem dem so ist, dann seid Ihr in der Tat nunmehr unser Kommandant. Aber Ihr werdet verstehen, dass wir uns erst beim Bürgermeister selbst der Richtigkeit Eurer Worte versichern müssen. Erst wenn er den ausdrücklichen Befehl dazu erteilt, können wir Euch folgen!“

„Das wird nicht nötig sein. Dieser Ring wird meine Worte bestätigen!“, entgegnete der Hofherr.

Èogar hielt die Hand hoch, damit jeder den Siegelring des Bürgermeister sehen konnte. Die Wachleute konnten es fast nicht glauben. Das war tatsächlich der Ring des Bürgermeisters. Nie hätten sie gedacht, dass er ihn einmal vom Finger ziehen würde. In der Truppe scherzte man sogar darüber und erzählte sich, der Bürgermeister sei mit diesem Ring auf die Welt gekommen und hätte ihn seitdem nicht abgelegt, weil ihm sonst der Finger abfallen würde. Diesen Ring an einem anderen Finger als den des Bürgermeisters zu sehen, erschien ihnen als eine größere Abnormität als ein Huhn mit Hörnern und Fuchsschwanz. Aber der Hofherr hatte natürlich recht. Dieser Ring gab ihm die Befehlsgewalt und daher waren sie Èogar zur Treue verpflichtet.

Bannwartin Wirrstorm stand sofort stramm, schlug die Hacken aneinander und salutierte vor dem Hofherren.

„WIR ERWARTEN EURE BEFEHLE !!“, brüllte sie zackig und die anderen taten es ihr nach.

„EURE BEFEHLE, HERR!!“, riefen sie, ein wenig leiser als dies Wirrstorm getan hatte, denn ihnen war gar nicht wohl bei dem Gedanken, einem neuen Befehlshaber dienen zu müssen.

Èogar lächelte zufrieden. Bis jetzt lief alles nach Plan!

Bei der verkohlten Magd lief überhaupt nichts nach Plan. Ihr Kleid war voller Ruß und sie würde es so schnell auch nicht wieder sauber bekommen und Zeit hatte sie schon gar nicht, denn der Bürgermeister wartete wahrscheinlich schon ungeduldig auf ihre Dienste. In der kleinen Kammer, die sie sich mit drei anderen Mägden teilen musste, von denen aber außer ihr selbst zur Stunde keine anwesend war, zog sie sich das Kleid aus und warf es achtlos in eine Ecke. Sofort erhob sich eine Wolke schwarzen Rußes, die sich langsam über den gesamten Raum ausbreitete und dann sich überall wieder absenkte. Die Magd achtete nicht darauf, sondern rieb sich die Haut mit einem trockenen Tuch ab. Damit verwischte sie Dreck allerdings mehr als sie abtrug. Es reichte zumindest dazu, auch das Tuch zu verschmutzen. Sie schaute unglücklich an sich herab. Der Ruß hatte sich sogar an Stellen ihres Körpers abgesetzt, die sie durch ihre Kleidung geschützt geglaubt hatte. Sie fluchte!

„Denk nach, denk nach ...!“, spornete sie sich selbst an. Sie durfte diesen Auftrag nicht versauen, sie würde sonst vom Hof gejagt werden und das wollte sie auf keinen Fall erdulden müssen. Hier auf dem Hengstackerhof hatte sie die beste und angenehmste aller Arbeitsstellen, mit denen sie sich, seit sie ihre Heimat verlassen hatte, herumschlagen musste. Aber in diesem Zustand bräuchte sie nicht wieder zum Bürgermeister zurückkehren. Der würde sich bestimmt beim Herrn beschweren und dann würde sie mächtigen Ärger bekommen. Das Tuch, das sie zu ihrer Säuberung gebrauchte, war mittlerweile ebenso schwarz wie ihre Haut und daher nicht mehr weiter zu gebrauchen.

Seufzend setzte sie sich auf ihr Lager. So wird das nichts. Ohne Wasser würde sie sich nicht sauber bekommen, doch Wasser war zur Zeit rar. Die Hitze hatte das Land staubtrocken gemacht und selbst beim Brunnen musste man mittlerweile schon tief schöpfen. An der Rückseite des Hauses war zwar ein kleiner Badebereich durch das Aufstellen von mannshohen Planen abgesteckt worden, doch war dieser Ort für zahlende Gäste gedacht und nicht für in Not geratene Bedienstete. Aber wie heißt es so schön? Not kennt kein Gebot und sie beschloss, dass diese Erkenntnis nicht nur für Gebote, sondern auch für Verbote zu gelten hatte. Sie würde sich dorthin schleichen, denn Wasser gab es dort genug. Blieb nur noch die Frage, was sie sich überziehen sollte, nachdem sie sich gründlich gewaschen hatte. Außer dem Kleid, das jetzt wie verkokelt in der Ecke lag, besaß sie nur noch ein Nachthemd und die Kleidung, mit der sie einst hier auf dem Hof angekommen war. Das Nachthemd schied von vorne herein einmal aus, es wäre zu missverständlich. Aber auch die andere Option machte die Magd nicht sonderlich glücklich. Der Rock war sehr kurz und das Oberteil verdeckte nur die Brüste. Als sie noch auf dem Hundholzhof gearbeitet hatte, war sie damit nicht weiter aufgefallen, denn die meisten der Frauen liefen dort so herum. Sie stammten alle aus den südlichen Ländern, wo es einfach üblich gewesen war, sich derart zu kleiden. Die Traditionen im Breeland waren da schon sehr viel pruder. Das war nicht weiter schlimm, sie hätte sich da schon gerne angepasst, hatte aber bisher keine Gelegenheit gehabt, sich auch entsprechend auszurüsten. Sie konnte sich also nur an dem bedienen, was sie ihr eigen nennen durfte. Aber hatte ein sehr große Scheu davor, sich alleine schon durch die Kleidung als Südländerin erkennen zu geben. Sie spielte sogar mit dem Gedanken die Truhen der anderen Mägde aufzubrechen, um sich dort ein Kleid zu leihen. Doch das konnte sie nicht tun, ihr Gewissen hatte zu viele Einwände.

„Zeit!“, sagte sie zu sich selbst, „Mädchen, du hast keine Zeit!“

Sie sprang auf, packte das Bündel, das ihre letzte saubere Kleidung beinhaltete, schlang sich in die Decke, mit der sie sich in kühleren Nächten immer zudecken pflegte, auch wenn solche Nächte in der letzten Zeit sehr selten geworden waren und rannte aus dem Zimmer, ab jetzt musste alles verdammt schnell gehen.

Zum Glück waren die Leute auf dem Hof vor dem Haus viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf ein, in eine Decke geschlungenes Mädchen zu achten, das wie von Hunden gehetzt auf den Brunnen zu rannte. Der Tag ging langsam seinem Ende entgegen und sie alle hatten, wie die Magd auch, alle keine Zeit, dafür alle Hände voll zu tun, um ihre Aufträge zu erfüllen. Die Zeit scheint der Feind eines jeden zu sein. Alle jene, die ihr Tagwerk schon vollbracht hatten und sich daher in aller Gelassenheit nach hinten lehnen konnten, waren offensichtlich schon seit längerer Zeit in dieser Taverne versammelt. Dem Lärm zufolge herrschte dort eine zu Ausschweifungen neigende Stimmung, mit Gesängen, die

keine halbwegs anständige Frau je hätte mitsingen können. Um diese Leute brauchte sie sich auch nicht zu kümmern. Das einzige, was die noch sehen konnten, war der Grund ihrer Krüge. So kam sie schnell und unbehelligt zum Brunnen, in dem sich frisches und kühles Wasser befand und der zu ihrer Überraschung, trotz der glimmenden Hitze, fast alleine stand. Es schienen nicht viele Leute Durst zu haben oder sie hatten andere Vorlieben als Brunnenwasser. Sie ließ den Eimer in den Schacht sinken. Mit Wasser gefüllt wird der dann ganz schön schwer werden, dessen war sie sich sicher. Sie brauchte beide Arme, um ihn wieder hochzuziehen. Aber wenigstens eine Hand brauchte sie, um die Decke zu halten, wollte sie nicht vor den Augen aller nackt auf dem Hof stehen. Sie verknotete die Ecken ihrer Decke und hoffte ergeben, dass der Knoten, der die Decke an ihrem Körper festhielt, ihren kraft- und schwungvollen Bewegungen auch gewachsen war. Das war dann auch so! Ihrem Wunsch gemäß hielt der Knoten tapfer und sie fühlte etwas wie einen Triumph, als sie den gefüllten Wassereimer letztendlich vor ihren Füßen stehen hatte, ohne sich dabei zu entblößen..

Zeit, Zeit – alles, was ihr fehlte war Zeit. Und sie hatte das fürchterliche Gefühl, immer mehr ins Hintertreffen zu geraten, als wäre sie von der Gegenwart schon mehrfach überholt worden. Der Bürgermeister wartete und ihr war plötzlich so, als müsste sie auf einem weiten Weg Wasser in einem Sieb transportieren, um ein verdammt großes Fass zu füllen.

Der Herr des Hengstackerhofs hatte in weiser Voraussicht verfügt, dass der Badebereich, der ausschließlich für die Gäste des Pferdemarkts errichtet wurde, in einem Teil des Hofes aufgebaut worden war, der abseits des großen Rummels lag. In der Nähe, in nördlicher Richtung vom Haupthaus aus, lag nur noch der Lagerplatz, den Herr Eogar für Frau Rosana vorgesehen hatte. Das machte auch Sinn, denn selbst die Leute, die stets danach eifern, sich in den Mittelpunkt allen Interesses zu drängeln, haben drei Orte, an denen sie unbeobachtet bleiben wollen – auf den Aborten, im Bett einer Liebesdienerin und eben in einem Badezuber! Es waren dort in der Umgebung zur Stunde aber kaum Leute unterwegs und das sollte der Magd nun zum Vorteil dienen. Auch sie hatte Gründe, besser nicht gesehen zu werden, denn für das Gesinde war dieses Angebot nicht gedacht gewesen.

Der Badebereich hatte noch nicht geöffnet, Frau Rosana war zwar schon angekommen, aber war noch damit beschäftigt ihr Lager errichten zu lassen, daher war noch kaum Betrieb in nördlichen Bereich des Hofes. Sollte sie damit fertig werden, wäre auf diesen Pfaden wohl sehr viel mehr Kommen und Gehen zu erwarten, aber bislang blieb es auf dort noch verhältnismäßig einsam.

Die Magd kam endlich schwer schnaufend an, der Eimer mit Wasser wurde auch langsam sehr schwer und sie hatte mittlerweile das Gefühl, ihre Arme wären nun lang genug, um die Schuhe binden zu können, ohne sich bücken zu müssen. Sie blickte sich um. Alles war eingerichtet wie geplant. Die Zeltleinwände ringsherum waren aufgebaut, damit nicht jeder auf die Badenden glotzen konnte, der Zuber in der Mitte des Platzes war groß genug, um notfalls zwei Leute zu beherbergen, manche Paare fanden das ganz nett. In der Ecke stand ein kleiner Holzofen, um das Badewasser anzuwärmen, was zunächst ein wenig als übertrieben anmutete, denn es hätte genügt, das Wasser eine halbe Stunde der gleißenden Sonne auszusetzen und es wäre kurz vor dem Kochen gewesen. Aber in der Nacht scheint keine Sonne, daher hatte der kleine Ofen durchaus seine Berechtigung. Die Regale für die Badezutaten waren aufgestellt und reichlich gefüllt mit edlen Laugen und duftenden Essenzen. Die ersten Gäste hätten also durchaus schon kommen können, um sich wonnigsten Badefreuden zu überlassen, aber die meisten hatten noch zu arbeiten oder hatten sich einem anderen Zeitvertreib überlassen. Alles wäre vorbereitet gewesen, bis auf das notwendige Wasser, denn die Zisterne dort war noch abgeschlossen. aber das hatte die Magd ja selbst mitgebracht.

Die Magd allerdings wartete auf keine Gäste, sie hatte einen eigenen Anspruch. Sie kannte sich sehr gut aus, wusste wo die nötigen Utensilien zu finden waren. Sie nahm sich ein Stück Seife und weil sie schon einmal dabei war sich zu bedienen, gleich auch noch aromatisches Körperöl. Das Zeug war eigentlich ausschließlich für die Gäste des Hauses da, aber das war der Magd ziemlich egal, kleine Diebereien waren bei Bediensteten nicht unüblich. Dann suchte sie nach dem Gestell, das so aussah wie ein Galgen, es war extra für den Badebereich an die Hauswand geschraubt worden. Es war aber kein Galgen, sondern vielmehr eine Vorrichtung, sich selbst mit Wasser übergießen zu können. Man

musste nur einen gefüllten Eimer an dem langen Holzarm einhängen und wenn man an dem Strick zieht, der von oben herabbaumelte, würde der Eimer kippen und seinen Inhalt nach unten ergießen. Schnell, schnell – die Zeit drängt!

Sie öffnete den Knoten, der die Decke um ihre schlanken Körper hielt und das war gar nicht so einfach, denn sie hatte ihn ziemlich fest gezurrt. Dann ließ sie das Tuch von den Schultern gleiten und entblößte ihre ganze, mit Asche gefärbte körperliche Pracht. Die Sonne tat ihr gut auf der Haut und dieses Gefühl machte sie sogar ein wenig ruhiger. Es störte sie kein bisschen nackt zu sein, aber es missfiel ihr schon ein bisschen, dass man den Eingang zum Badebereich nicht verhängen konnte. Jeder, der daran vorbei ging, würde sie so sehen können. Der Magd war dies nicht unbedingt einerlei, aber nicht Schamhaftigkeit war das Problem, sondern die Zeit, die sie nicht hatte, fast noch weniger als Scham. Wenn sie damals bei den Abenden der Männer auf dem Hundholzhof auf dem Tisch zwischen den geleerten Krügen tanzen musste, hatte sie auch kaum mehr Kleidung getragen als jetzt. Vielleicht ein Stirnband um den Kopf oder Glöckchen an den Füßen, das war es dann aber auch schon.

Wenigsten waren hier keine ausgestreckten Hände, die unentwegt versuchten nach ihr zu greifen. Die Magd dachte mit Widerwillen an diese Zeit. Es war gut gewesen, sich dort abzusetzen.

Sie zog am Seil und stellte sich kurz unter den niedergehen nassen Schwall. Das Wasser war unerwartet kalt, löste dadurch aber bei dieser Hitze des Tages mehr Wohlbefinden als einen Schauer aus, höchstens einen erfreulichen. Die Magd überließ sich kurz dem prickelnden Gefühl der Frische, dann seifte sie sich gründlich überall ein und schrubbte sich anschließend mit einer Wurzelbürste Asche und Ruß von der Haut. Mit Wohlgefallen sah sie, dass sich nun endlich der Dreck von ihrem Körper löste und als sie wieder am Seil zog, diesmal lange und ausgiebig, solange, bis der letzte Tropfen aus dem Eimer verbraucht war, flossen Schmutz, Seife und Wasser von ihr ab und hinterließen sie in körperlicher Reinheit. Mehr war nicht zu erwarten gewesen, aber es war alles, was sie sich gewünscht hatte. Sie fühlte sich nicht nur an Leib, sondern auch an der Seele gereinigt. Sie hätte in diesem Moment die ganze Welt umarmen können. Nun ja, vielleicht nicht die gesamte Welt, ein paar Regionen würde sie dann doch lieber ausschließen, vor allem jene, über die man nichts gutes hörte.

Die Magd dehnte sich und streckte sich, das hatte ihr jetzt richtig gut getan. Dann begann sie sich flüchtig abzutrocknen, mehr Sorgfalt brauchte sie nicht, die Sonne würde ihre Haut schon bald vollends getrocknet haben.

Schnell schlüpfte sie in ihre Kleidung. Die südländische Tracht war nicht unbedingt das, was die Sitte hierzulande geboten hätte, aber sie war bequem, gerade bei diesem Wetter. Die vornehmen Damen aus Bree trugen zu fast jeder Gelegenheit immer lange Gewänder, die aus schwerem Leinen gewebt und überdies auch noch dunkel gefärbt waren. Es waren fast schon Rüstungen. Aber bei dieser Hitze, die das Land schon so lange überzog, entwickelte sich unter diesen Kleidern eine Hitze, dass man dort hätte Brot backen können. Eigentlich war die Magd sehr zufrieden mit ihrer Kleidung, auch wenn sie damit ein wenig Aufsehen erregen würde, denn sie konnte sich gut darin bewegen und sie war sehr bequem. Sie zeigte damit viel Bein und Bauch, aber beides war sauber und nicht mehr mit übel riechender Asche überzogen.

Jetzt aber hurtig, der Bürgermeister wartet und wenn hohe Herren zulange warten müssen, werden sie meistens sehr verdrießlich!

In der Tat war Herr Zartlärche des Wartens langsam müde. Wein hatte er schon seit langem nicht mehr und auch seine Geduld ging langsam zur Neige. Was hatte sich Herr Eogar dabei nur gedacht, ihm eine Dienerin zur Seite zu stellen, die so aussah wie ein in Asche gewälzter Bilwiss? Aber auch wenn ihre Erscheinung alles andere als ein Augenschmaus gewesen war und jede Vogelscheuche dagegen aussah wie eine Schönheit, ihre dienenden Hände vermisste Zartlärche schon. Der Bürgermeister ärgerte sich darüber, auf die Abmachung mit dem Hofherren eingegangen zu sein. Seine Leibwache tat jetzt nun Dienst irgendwo auf dem Hof in einer Angelegenheit, von der zu wissen man ihm verweigert hatte. Sein Hab und Gut stand jetzt unbewacht, umringt von habgierigem Pöbel mit furchtbar langen Fingern und das war kein sehr erhebender Gedanke. Er selbst saß von allen verlassen in einem Hinterzimmer,

hatte nichts mehr zu trinken oder zu essen und langweilte sich. Es war zwar nicht so, dass er Hunger gehabt hätte oder gar Durst, denn er hatte vor nicht allzu langer Zeit üppig gespeist und die ganze Zeit über mehr getrunken als gut für ihn gewesen war. Aber es war schon immer eine Eigenart der Reichen und Mächtigen, dass sie sich stets auch weit über ihren Bedarf hinaus versorgt wissen wollen.

Zartlärche erhob sich, trottete zu einem der Fenster und sah ziellos hinaus. Wo zu Tagesbeginn noch eine fast endlos wirkende Weide zu sehen gewesen war, erhob sich nunmehr kurz vor dem Einbrechen der Nacht eine kleine Zeltstadt. Überall auf den Spitzen dieser Dächer aus Leinen flatterten bunte Wimpel, Flaggen oder Banner. Die meisten davon gaben Aufschluss über die Herkunft ihrer Bewohner, andere waren nur reine Zierde. Manche der Leute waren unglaublich weit gereist, nur um morgen der Eröffnung des Pferdemarkts auf dem Hengstackerhof beiwohnen zu können. Zartlärche erkannte die Fahnen aus den Festen Forod und Guruth und entdeckte einige aus Fellen und Leder gefertigten Zelte der Lossoth, dem Volk des eisigen Nordens. Selbst aus dem fernen Gondor und aus dem Königreich Rohan waren sie hierher gekommen. Es war, als blicke in dieser Zeit die ganze Welt auf das Breeland und da er der Bürgermeister der Stadt war, erschien es ihm, selbstgefällig wie er nun einmal war, dass die Augen aller Völker auf seine Person alleine gerichtet wären. Zartlärche mochte das Gefühl im Mittelpunkt eines Kreises zu stehen, der für zwei Tage einen schier unendlich großen Radius zu haben schien. Die leise und zaghafte Stimme der Vernunft war aber noch immer wach in ihm, selbst die großen Mengen an Wein, die der Bürgermeister bis jetzt schon vertilgt hatte, hat sie nicht vollends zu Schweigen bringen können. Für einen kleinen Moment wurde ihm bewusst, dass er zum Gelingen des bevorstehenden Ereignisses nur wenig, eigentlich gar nichts beigetragen hatte und es ausschließlich der Weisheit und Voraussicht Herrn Eogars zu verdanken war, dass sich die Welt im Breeland ein Stelldichein gab. Diese lästigen einsichtigen Überlegungen waren sehr störend, waren sie doch ein Bekenntnis der eigenen Bedeutungslosigkeit. Um sie zu verscheuchen hätte der Bürgermeister mehr Wein benötigt, aber den gab es im Moment nicht! Überdies schien man ihn hier völlig vergessen zu haben. Eine derartige Vernachlässigung durfte nicht hingenommen werden. Zartlärche fühlte gewaltigen Groll in sich aufsteigen und beschloss sich tüchtig bei Herrn Eogar zu beschweren. So etwas dürfte man mit dem Bürgermeister der Stadt Bree nicht machen, dachte er sich auf das schärfste empört, das wäre wider allen Gesetzen der Natur, wie etwa fliegende Schweine oder tanzende Kühe. Er wurde langsam richtig wütend, er knirschte sogar mit den Zähnen. Das hatte er das letzte mal getan, als ihm seinerzeit eine seiner unverheirateten Töchter offenbart hatte, dass sie gesegneten Leibes wäre und die Namen von fünf möglichen Vätern benannte!

In diesem Augenblick hörte Zartlärche das Knarren der Türe. Das lärmende Treiben in der Taverne klang nun vorübergehend sehr viel lauter, fast schon tosend. Dann aber ebte der Krach sofort wieder ab und war nur noch dumpf durch die Wände zu hören. Der Bürgermeister drehte sich langsam vom Fenster weg, wollte erkunden, wer den Raum betreten hätte. Zartlärche hob überrascht die Augenbrauen.

Sieh an! Das war schon ein besserer Anblick als diese Rußratte, die zuvor ihre Dienste angeboten hatte. Eine aus dem Volk dieser verfluchten Südländern zwar, aber eine sehr hübsche Frau! Das es sich um die gleiche Person handelte wie die stinkende Aschenfrau, die er noch vor kurzem angeekelt weggeschickt hatte, eröffnete sich ihm erst nach und nach. Der Unterschied war aber sehr gravierend gewesen. Zuvor war sie eine Beleidigung für die Augen gewesen und nun konnte man nicht ablassen davon sie anzusehen. Diese herrlichen, schlanken Beine, ihre kräftigen Arme, der flache, weich gewölbte Bauch und vor allem ihre wunderbaren, dunklen Augen konnten die Prinzipien eines Mannes schwinden lassen wie Staub bei einem heftigen Wind. Aber so knapp ihre Kleidung auch gewesen sein mochte, sie würde genügen heimtückisch einen Dolch zu verbergen, der leicht in seinem Rücken landen könnte, würde er nicht vorsichtig genug sein. Südländern und auch ihren Weibern durfte man nicht trauen! Auch die sinnlichste Anmut konnte eine täuschende Maske sein, ihre Mordlust zu verbergen. Aber da war noch etwas anderes, was den Bürgermeister mehr noch als ihre überaus sichtbaren körperlichen Reize an dieser Frau interessierte. Sie trug ein Tablett, auf dem eine neue und vor allem frisch gefüllte Weinkaraffe stand!

Das versöhnte den Bürgermeister schon fast wieder mit der Gegenwart - aber nur fast. Die junge Frau wirkte schüchtern und sie trug das Tablett mit einer Andacht, als lägen darauf die Kronjuwelen von Gondor. Aber war es wirklich eine respektvolle Furchtsamkeit, welche die bebende Zurückhaltung in dieser Südländerin auslöste? Zartlärche war sich da nicht so sicher. Es könnte ebenso die lustvolle Erregung in der Vorfreude auf eine nahende Bluttat sein. Aber er fühlte sich gewappnet, denn er hielt sich für klug und vorausschauend. Diese dämonische Südländerin würde ihn nicht so leicht überrumpeln können.

„Hat man sich doch noch dazu durchringen können, mir die Ehre zu geben, die mir zusteht?“, fragte Zartlärche betont knurrig, um in der Dienerin das Gefühl von Minderwertigkeit zu verstärken.

„Es tut mir außerordentlich leid, Herr!“, antwortet diese hastig, „Ich handelte so schnell ich konnte, aber es dauerte eben seine Zeit!“

Der Bürgermeister starrte sie mit finsterem Blick an. Die Wut, die sich in der letzten Stunde in ihm angestaut hatte, kreiste noch immer sehr heftig in ihm und diese Magd bot ihm ein exzellentes Ziel, an dem er sich abreagieren könnte. Mit einer herrischen Kopfbewegung deutete er dem Mädchen an, wo sie das Tablett abzustellen hätte. Sie reagiert prompt. Vorsichtig legte sie ihre Last auf dem Tisch ab, genau an der Stelle, an der der Bürgermeister zuvor gesessen war. Dann stellte sie sich daneben, kreuzte die Hände hinter ihrem Rücken und sah ergeben zu Boden. Sie schien sehr nervös zu sein, denn sie zitterte leicht am ganzen Körper und kaute auf ihren Lippen. Ab und zu erhob sie den Blick, als hätte sie die Angst eine Anordnung zu verpassen, senkte ihn aber wieder sofort, blieb ein neuer Befehl aus. Es machte sie sehr nervös, dass Zartlärche nichts sagte, sondern sie einfach nur forschend ansah. Der Bürgermeister hingegen genoss die Furcht des Mädchens. Angst schafft Ergebenheit, das war schon immer seine Devise gewesen. Er begab sich langsam auf seinen Platz, setzte sich und dann fragte er knurrend:

„Was soll denn das? Muss ich jetzt tatsächlich den Wein direkt aus der Karaffe trinken?!“

Das Mädchen erschrak über ihre Nachlässigkeit. Sie war noch keine fünf Minuten hier im Raum gewesen und schon hatte sie das erste mal versagt! So war das vernichtendes Urteil, das sie über sich selbst fällte, dazu brauchte sie keinen strengen Richter. Schnell schenkte sie Wein in Zartlärches Kelch ein und sie zitterte dabei, als wäre es die letzte Tat vor ihrer Hinrichtung. Es grenzte an ein Wunder, dass sie nicht die Hälfte des Weins neben das Gefäß auf die Tischplatte vergossen hatte, aber sie schaffte es dann doch ohne Verluste. Halbwegs erleichtert stellte sie die Karaffe wieder ab, trat einen Schritt zurück und senkte vorsichtshalber gleich wieder ergeben das Haupt. Obwohl sie letztlich nichts verschüttet hatte, war Zartlärche alles andere als zufrieden.

„Du ungeschickter Bauerntrommel! Eine hübsche Larve ersetzt leider kein Geschick!“, herrschte er die Magd an, die bei jedem seiner Worte wie unter einem Peitschenhieb zusammenzuckte.

Der Bürgermeister nahm sie streng tadelnd in den Blick, um ihr seine Missbilligung auch spürbar werden zu lassen. Dann ergriff er den Kelch und führte ihn zu Munde, obwohl ihm seine mittlerweile sehr schwächlich gewordene Stimme der Vernunft dringend davon abriet, noch mehr zu trinken. Er tat es dennoch und es schmeckte ihm über alle Maßen, auch wenn der letzte Rest an Weisheit, den ihm der Geist des Weins gelassen hatte, nun langsam in den Fluten ertrank.

„Du bist nicht von hier, kommst aus dem Süden – habe ich recht?“

Zartlärche machte keinen Hehl aus seiner Abneigung gegen Südländer, die er allesamt für gesetzloses Volk hielt, Lügner, Betrüger, wenn nicht sogar Mörder!

Die Magd schluckte trocken und antwortete mit krächzender Stimme:

„Das stimmt, ich komme aus dem Süden. Ich wollte mein Glück im Norden suchen, da sich in meiner Heimat die Dunkelheit über das Land gelegt hatte!“

„Die Dunkelheit – so, so!“, meinte der Bürgermeister herablassend, „Mir will es so scheinen, dass du diese Dunkelheit nun hier bei uns zu verbreiten die Absicht hast.“

Aufgeregt schüttelte die junge Frau den Kopf. Angst stieg in ihr hoch. Wie sollte sie nur einen Gast glücklich machen können, wenn dieser nichts als Verachtung für sie übrig hatte? Herr Eogar wird außer sich sein vor Zorn!

„Mein Herr, ich versichere Euch, dass ich, um ein untadeliges Leben in Eurem Land zu führen, sehr bemüht sein werde. Ich schwöre das beim Leben meiner Mutter! Weil“

Die Magd war so aufgeregt, dass sie sich bei ihrer Rede ein paar mal verhaspelte, dann den Faden verlor und dann erachtete, es wäre wohl besser zu schweigen.

„Untadeliges Leben? Ihr scherzt wohl!“, meinte Zartlärche knapp, „Sehe dich doch nur einmal an. So wie du es tust, würde keine anständige Frau aus Bree herumlaufen! Jede Tugend ist dir so fremd wie einem Tier! “

Der Vorwurf des Bürgermeisters, so hart er seine Worte auch wählte, klang dennoch sehr halbherzig, denn in Wirklichkeit genoss er die Freizügigkeit der Südländerin, auch wenn er sie aus Starrsinn heraus dafür tadeln musste. Um den Bauchnabel einer Dame aus Bree sehen zu dürfen, musste man sie schon heiraten und Südländerinnen warfen offensichtlich mit ihren Reizen gerade verschwenderisch um sich. Das war für Zartlärche ein sehr interessanter Aspekt. Man erzählte sich im Kreis der Männer, dass alle Südländerinnen sehr temperamentvoll und immer willig wären und Zartlärche erwog, dieses Gerücht auf seine Richtigkeit hin zu überprüfen.

Die Magd schwieg zu den Vorwürfen. Wenn man in einem Sumpf zu versinken droht, sollte man sich so wenig wie möglich bewegen, sonst versinkt man um so schneller. Und denselben Eindruck hatte sie auch von dieser bedrückenden Situation. Sie würde in den Augen des Bürgermeisters niemals Gnade finden und je mehr sie sich mit Worten gegen ein „Versinken“ wehren würde, desto schneller würde das Unheil über sie zusammen schwappen.

Den Bürgermeister störte es nicht, dass die Frau nichts mehr zu sagen hatte, er hätte ohnehin jede Antwort von ihr als unbotmäßige Frechheit verstanden.

Sie schwiegen lange. Die Magd hatte nicht den Mut etwas zu sagen und der Bürgermeister war still damit beschäftigt den Bauchnabel der jungen Frau anzustarren und seinen immer lüsterner werdenden Gedanken nachzuhängen. Er fragte sich, ob diese makellose Haut der Magd tatsächlich so samtweich sein würde, wie es der Augenschein versprach und es verlangte ihn mehr und mehr sie zu berühren und zu streicheln. Welche Wunder würden wohl unter ihrem kurzen Rock auf ihn warten?

Die junge Frau konnte die Blicke des Bürgermeisters auf ihrem Körper fast schon spüren. Sie fühlten sich an wie Nadelstiche. Wer wird schon gerne die ganze Zeit in den Nabel gestochen? Sie ahnte, wohin das Ganze führen würde und das bereitete ihr großes Unbehagen. Sie war eigentlich davon ausgegangen, für die Gaumen- und Magenfreuden des Gastes sorgen zu müssen. Aber jetzt sah alles danach aus, als müsste sie darüber hinaus für Freuden ganz anderer Natur sorgen.

Auf einmal wurde ihr alles klar! Wie einfältig war sie doch gewesen, wie arg ist ihr Vertrauen ausgebeutet worden. Es war von Anfang an nur darum gegangen dem Bürgermeisters zu schmeicheln und sei es um den Preis einer Liebesnacht. Das war Herrn Eogars Plan gewesen, er hatte alles vorbestimmt. Und es dämmerte der Magd, dass sie in diesem Spiel nicht mehr war als eine Art Nachtsch, den man nach üppigen Essen und Trinken zuletzt aufzutischen pflegt. Sie war sich mit einem mal sicher, dass der Bürgermeister für ihre besonderen Dienste einen vermutlich hohen Preis entrichtet hatte, vermutlich in der Form einer außergewöhnlichen Gefälligkeit. Resignierend stellte sie fest, dass der Herr des Hengstackerhofs auch nicht besser war als die Herren, denen sie bisher gedient hatte. Aber diese hatten sie wenigstens nicht zur Hure gemacht! Aber sie musste diesen Weg weiter gehen. Sie hatte zu oft schon die Erfahrung gemacht, dass man sehr schnell die Peitsche spürt, wenn man aus der Reihe tanzt.

„Komm her zur mir!“, befahl Zartlärche plötzlich. Er sprach nicht laut, aber in der angespannten Stille hörte es sich an wie ein Donnerschlag. Es lag noch Macht in seiner Stimme, auch wenn er mittlerweile schon stark lallte.

Die Magd ging einen Schritt nach vorne.

„Noch näher!“, sagte der Bürgermeister und er klang überraschend geduldig für sein sonst so herrisches Wesen. Aber dennoch, aus seinem Mund hörte es sich an wie eine Ermahnung oder gar eine Drohung. Zudem war er stark angetrunken und in diesem Zustand womöglich zu allen fähig, was ihm sein Gewissen sonst untersagt hätte.

Sie ging zögernd einen weiteren Schritt auf den Bürgermeister zu. Ein unangenehmes Frösteln durchlief ihren Körper. Alles in ihr schrie auf und spornte sie an, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und zwar schnell so sie könnte. Aber sie tat es nicht!

„Noch näher!“

Zartlärches Stimme klang schon sehr viel grollender. Geduld gedeiht nicht gut, wenn Trunkenheit und Leidenschaft sich paaren, angefeuert von Zorn und Hass!

Die Magd seufzte, atmete noch einmal durch, dann lief sie weiter, bis sie direkt vor dem Bürgermeister stand. Sie hatte resigniert und wollte das alles nur noch so rasch wie möglich hinter sich bringen. Sie schwieg, aber ihre großen, dunklen Augen flehten geradezu um Gnade! Doch der Bürgermeister kannte nur noch sein Verlangen, Gnade war ihm zu diesem Zeitpunkt so fremd wie einem Wolf vegetarische Kost.

Zartlärche sah sie prüfend an, vom Kopf bis zum Fuß, gerade in der Weise, wie man ein gut zubereitetes Spanferkel betrachtet, während man sich überlegt, welches Stück man wohl als erstes herauschneiden sollte.

„Setz dich auf meinen Schoß!“, forderte der Bürgermeister und seine Zunge war dabei schon mehr als schwer. Einladend klopfte er sich mit der flachen Hand auf den rechten Oberschenkel und erreichte damit nur, dass sich die Magd noch mehr abgestoßen fühlte. Sie musste sich schon sehr überwinden, sich umzudrehen und sich langsam niederzusetzen. Sie saß sehr unbequem. Sie wagte es nicht, dem Bürgermeister ins Gesicht zu blicken. Dann spürte sie seine Hand auf ihrem Bauch. Es war ein scheußliches Gefühl. Als dort noch Asche, Ruß und Makrelenfett klebten, hatte sie weitaus angenehmere Empfindungen als in diesem Augenblick. Verzweifelt blickte sie hin und wieder zur Tür in der Hoffnung, es könnte jemand eintreten, der sie aus dieser unangenehmen Situation befreien würde. Das Schicksal ist launisch und bietet Rettung erst in letzter Sekunde. Doch nichts dergleichen wollte passieren.

Der Bürgermeister beugte sich leicht vor und flüsterte etwas in das Ohr der Magd. Sie konnte ihn nicht recht verstehen, zu verwaschen war seine Sprache geworden.

„Wie? Was?“, fragte sie nach, „Könntet Ihr nicht etwas deutlicher sprechen?“

Zartlärche machte eine wegwerfende Handbewegung, um seinem Missmut Luft zu machen. Dann versuchte er es erneut. Er bemühte sich wahrhaftig um eine verständlichere Aussprache, es klang aber immer noch mehr nach den Lauten, die ein Keiler von sich gibt, wenn er mit seinen Hauern den Waldboden durchwühlt auf der Suche nach Futter. Aber diesmal konnte er sich verständlicher machen und die Augen der Magd weiteten sich vor Schreck.

„Aber mein Herr!“, antwortete sie mit bebender Stimme, „Wir sind nicht alleine. Nebenan halten sich Dutzende von Leuten auf. Jeden Augenblick könnte jemand den Raum betreten und könnte uns sehen!“ Sollte sie auch nur einen winzigen Augenblick darauf gehofft haben, dass sich irgendeine Einsicht zum vernebelten Verstand des Bürgermeisters würde durchkämpfen können, wäre sie schon einen Herzschlag später sehr enttäuscht gewesen. Der Bürgermeister zuckte nur ignorant mit den Schultern und sprach dann überraschend verständlich:

„Das ist ein Grund mehr, keine Zeit verstreichen zu lassen!“

Rüde schubste er die Magd von seinem Schoß. Das geschah für sie völlig unerwartet und sie wäre fast gefallen, kam dann aber doch auf ihren Füßen zu stehen.

„Beginne!“, herrschte er sie an, „Erfülle deine Pflicht! - Eure Zufriedenheit ist mein einziges Begehren – waren das nicht Eure Worte?“

Die Magd schloss für einen Moment die Augen und presste angespannt die Lippen aufeinander, bis sie nur noch einen schmalen Strich in ihrem kreidebleichen Gesicht bildeten.

„Ich werde meine Pflicht tun, ganz zu Eurer Zufriedenheit!“, sagte sie mit brüchiger Stimme, ging ein paar Schritte zurück und dann begann sie sich zu entkleiden.

Gil rannte, wie er noch nie gerannt war. Üblicherweise pflegte er sonst eine weitgehend langsamere Gangart. Gemütlichkeit galt ihm als das erhabenste aller Lebensziele, die sich ein Hobbit vornehmen

kann. Diesmal jedoch hatte er es brandeilig. Jeder derer, die ihn kannten und ihn mit dieser rasenden Geschwindigkeit an sich vorbei flitzten gesehen hatten, als wären ihm hundert hungrige Hetzhunde auf den Fersen, wunderte sich und blickte ihm erstaunt nach. Eines solchen Tempos befließigte sich Gil sonst nur, wenn zum Mittagmahl gerufen wurde. Es musste etwas schreckliches geschehen sein, wenn er außerhalb der Essenszeiten so hektisch geworden war.

Aber Gil musste Pausen einlegen. Alle zehn Meter hielt er inne und schnappte nach Luft. Gil ging es offensichtlich nicht gut. Sein Magen schien zu revoltieren und er kämpfte darum, sich nicht übergeben zu müssen. Wenn es dann halbwegs wieder ging, rannte er weiter.

Wie ein Irrwisch hastete er ohne jede Rücksicht durch jede Menschenmenge, die sich ihm in den Weg stellte. Den meisten der Leute konnte er ausweichen, aber nicht jedes Hindernis konnte ohne Folgen überwunden werden. So brachte er das Zugpferd eines Fuhrmanns zum scheuen, einem Drechsler stieß er den Werkzeugkasten um und einer Frau riss er im Vorbeirennen einen Brotkorb aus der Hand. Die Brote flogen in einem hohen Bogen in alle Richtungen. Die meisten davon landeten auf dem Weg, aber einige flogen auch in einen Schweinepferch und die Tiere dort nutzten die Gelegenheit sofort, denn frisches Brot gehörte sonst nicht zu ihrem Futter. Das Pferd hatte sich inzwischen wieder beruhigt. Es hatte nur ein paar mal nach hinten ausgeschlagen und dabei den halben Warenbestand einer Töpferin zertrümmert, dann wurde der Gaul wieder so träge wie vor diesem Ereignis. Nur die Töpferin war nun entsprechend aufgeregt. Sie brüllte den Fuhrmann an und wollte einen Ausgleich für den Schaden, den sie erlitten hatte. Doch der Fuhrmann wollte davon nichts wissen, beteuerte seine Unschuld und machte widrige Umstände dafür verantwortlich. Auch der Drechsler befand sich im Streit. Sein Lieblingshammer war durch den Zusammenstoß aus dem Werkzeugkasten in eine große Kanne voll mit Milch gefallen, die kurz zuvor vom Wagen des Fuhrmanns genau neben den Tisch mit dem Werkzeug abgeladen worden war. Der Drechsler wollte seinen Hammer natürlich wieder haben, aber der Bauer, dem die Kanne gehörte, wollte auf keinen Fall einsehen, dass er wegen eines lausigen Hammer nun eine ganze Kanne Milch ausschütten sollte. Überdies, meinte der Bauer sodann, wäre dies eindeutig die Schuld des Fuhrmanns, der die Kanne dort so ungünstig platziert hatte. Also gingen die beiden hin zum Fuhrmann und fragten bei ihm einmal an, was er dazu zu sagen hätte. Dieser meinte allerdings nur, sie sollten sich dorthin scheren, wo die Sonne niemals schiene, er hätte zur Zeit genug andere Probleme. Und wer das Gebrüll der keifenden Töpferin hören konnte und das waren im weiteren Umkreis alle die anwesend waren, wollte es ihm sehr wohl glauben. Der Fuhrmann hatte seine liebe Mühe damit, den Scherben der zerschmetterten Tongefäße auszuweichen, welche die Töpferin in blindem Zorn auf ihn warf. Mehrere dieser Wurfgeschosse landeten dann auch in der Milchkanne und leisteten dem versunkenen Hammer Gesellschaft. Der Kopf des Bauern lief hochrot an. Wütend trat er der Töpferin in den Weg und bot ihr eine Ohrfeige an für den Fall, dass sie nicht für den Schaden aufkommen würde. Mit einer solchen Forderung kam er der aufgebrachten Töpferin gerade recht. Sie brüllten sich gegenseitig an und sie verwendeten dabei Ausdrücke, die selbst einem hartgesottenen Waldarbeiter noch die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Der Drechsler versuchte währenddessen kläglich an seinen Hammer zu erinnern und der Fuhrmann sah mit Besorgnis, dass sein Pferd bei diesem lautstarken Gezänk langsam wieder nervös wurde.

Gil hatte wahrlich das Glück, dass sich niemand mehr in diesem Moment an ihn erinnern konnte, sonst wäre er wahrscheinlich in der Luft zerrissen worden, in derart kleine Teile, dass selbst ein winziger Lufthauch sie bis nach Bree geweht hätte. So aber durfte er weiter hasten und nur seine immer wieder aufkeimende Übelkeit hielt ihn in immer kürzer werdenden Abständen auf. Vielleicht hätte er dem Drang, sich zu übergeben, einfach einmal nachgeben sollen, die Wahrscheinlichkeit, dass es dann mit seinem Unwohlsein vorbei sein könnte, war sehr hoch. Ein Versuch wäre es wert gewesen. Aber er war ein Hobbit und alles was ein Hobbit einmal verspeist hatte, musste den natürlichsten aller Wege nehmen und der war eben nicht oben heraus. Sicherheitshalber dachte er noch einmal darüber nach, was er in der letzten Stunde zu sich genommen hatte, was er in der Zeit davor alles verspeist hatte, wusste er ohnehin nicht mehr. Vielleicht war etwas Verdorbenes dabei gewesen. Die zwei gebratenen Kaninchen waren es auf jeden Fall nicht, die waren erst heute geschlachtet worden und der Kärpfling,

den er als Vorspeise vertilgt hatte, war definitiv frisch aus dem See gewesen und daher völlig unverdorben. Gebraten in einer dicken Buttersoße und mit reichlich Wein übergossen ist das wirklich eine erhabene Gaumenfreude. Unter Umständen war es auch die Kartoffelsuppe, die seine Magenverstimmung hervorgerufen hatte. Er hatte sie nur einmal kurz probieren wollen und als er dies getan hatte, war der beachtlich gefüllte Kessel plötzlich leer gewesen. Er hatte auch zwischendurch ein paar Würste gegessen, immer wieder einmal, sozusagen im Vorbeilaufen. Die waren lecker gewesen, keine dieser fünfzehn Würste hatten auch nur im entferntesten vergammelt geschmeckt. Die Hengstackerhofbrote, frisch aus dem Backofen gezogen, waren für sein Leiden bestimmt auch nicht verantwortlich, er hatte ja nur fünf Laib davon verspeist, nicht wie sonst üblich wesentlich mehr. Mit Wonne erinnerte sich Gil an diesen herrlichen Bärenschinken. Der war solide geräuchert worden und Geräuchertes hatte er schon immer gut vertragen. Danach hatte er einen riesigen Topf mit Sahne ausgelöffelt. Sahne war das beste, was sich Gil als Speise vorstellen konnte und er hatte in seinem Leben schon soviel davon verputzt, dass es gereicht hätte, einer ganzen Herde Kühe die Euter auszutrocknen. Jetzt jedoch war ihm danach dann schon ein wenig komisch gewesen, könnte es sein, dass er ein kleines bisschen übertrieben hatte? Gil schüttelte den Kopf. Nein, das kann es nicht gewesen sein. Dieses üble Gefühl im Magen hatte sich sofort verloren, als er mehrere Zwergenbiere hinterher gekippt hatte. Aber das flauere Gefühl, das in seinem Gekröse herum tobte, war einfach nicht wegzuleugnen. So litt er tapfer weiter.

Er hatte es immer noch in der Nase, es war entsetzlich gewesen. Diese Begegnung hatte ihm wirklich zugesetzt. Er wollte sich gar nicht weiter daran erinnern, sonst müsste er kotzen bis es ihn umstülpen würde. Hilfe musste her und zwar sofort, für ihn, den Hengstackerhof, für das ganze Breeland! Aber zunächst musste er erst einmal wieder verschnaufen. Er hatte es nicht glauben wollen, als ihm Gaelm wiederholt und eindringlich erklärte, dass der übermäßige Genuss von Pfeifenkraut zur Kurzatmigkeit führen würde. Gil hatte darüber immer nur gelacht und erklärt, er würde darauf husten! Aber gerade jetzt, da Gil reichlich erschöpft keuchend gegen den Würgereiz anzukämpfen hatte, fragte er sich, ob da nicht etwas Wahres an dieser Sache dran sein könnte. Jetzt stand er da und traute sich nicht einmal mehr zu husten, ohne die Angst haben zu müssen, dass er dabei das Frühstück von vorgestern verlieren würde. Das hatte er jetzt von seiner Ungläubigkeit! Gil schwor sich in Zukunft auf zwei Pfeifen am Tag zu verzichten. Achtundzwanzig Pfeifchen, die dann als Tagesration noch bleiben würden, wären ja auch noch genug.

Gil fühlte sich krank. Wären die Umstände anders, würde er in einem solchen Zustand jede Arbeit niederlegen, sich leidend auf sein Lager legen und allen, die es hören oder nicht hören wollten, klagend verkünden, wie schwer die Last zu tragen wäre, die ihm das Schicksal aufgebürdet hätte. Aber diesmal war es anders. Jetzt hatte er eine Mission! Es galt die Welt zu retten, also raffte er sich wieder auf und rannte weiter. Aber er kam nur ein paar Meter weit und erneut wurde ihm die Luft knapp und sein aufgebrachter Magen meldete sich auch wieder resolut. Zudem waren ihm langsam die Beine schwer geworden von diesem ungewohnt schnellen Laufen und alle Knochen, die ihn aufrecht hielten schmerzten plötzlich, als würden sie gerade angesägt werden. So beschwerlich hatte sich Gil die Rettung der Welt nicht vorgestellt. Hätte er diese unheilvolle Begegnung doch nie gehabt. Es trifft doch immer die Unschuldigen! Er hatte sich immer für einen wahrlich furchtlosen Hobbit gehalten und nie gedacht, dass er irgendwann einmal in seinem Leben einer solchen Abscheulichkeit begegnen würde, die auch Gil, den wackeren Knecht, an seine Grenzen führen würde.

Aber genau das war geschehen und jetzt hatte Gil nichts als Scherereien damit. Es war höchste Zeit, dass sich andere, würdigere Leute darum kümmern würden. Das klingt zwar feige, aber dennoch fühlte er sich als Held! Kaum jemand, den er kannte, hätte jemals dabei bestehen können, aber er hatte es geschafft – er alleine! Doch noch war es nicht vorbei! Keiner außer ihm und der Hofherr wusste von diesem dunklen Vorfall! Er hatte es Herrn Eogar erzählt, kurz nach dem Vorfall, den Gil erleben musste und ihn so nachhaltig erschüttert hatte. Zum Glück musste Gil nicht lange nach dem Hofherren suchen, das hat mächtig Zeit gespart. Er entdeckte ihn in der Nähe der Kutsche des Bürgermeisters, doch er war dort nicht alleine. Er fand er ihn im ernstesten Gespräch mit den streitbaren Bediensteten Herrn

Zartlärches und er wagte es nicht, sie zu unterbrechen, zumal Herr Èogar mit einem Ernst bei der Sache war, der Gil fast schon ein wenig Angst machte. War der Hofherr in einer solch angespannten Stimmung, da konnte es dann schon einmal Maulschellen regnen, wenn er sich gestört fühlte. Lieber hätte er sich mit einem Balrog angelegt als mit einem Èogar, dessen Laune mit einem drohenden Unwetter zu vergleichen war. Kurz nachdem die Stadtwache den Ort, offensichtlich im Auftrag, verlassen hatte, sprach er ihn dann bangen Herzens an. Der Herr des Hofes wusste immer was zu tun war und Gil hatte vollstes Vertrauen in ihn. Er erzählte ihm alles, was er erlebt hatte und wunderte sich noch, warum ihn der Hofherr nicht so recht zuhören wollte. Er wirkte auf eine seltsame Weise selig und das war nicht oft vorgekommen in der letzten Zeit. Èogar meinte, nachdem er Gils schicksalsschwangere Erklärungen mit der Gelassenheit eines Bergmassivs hingenommen hatte, dass sich der Knecht um dieses Unheil selbst kümmern müsse. Es war ein Unheil, jawohl ein katastrophales Unheil und er, der Knecht Gil, war der einzige, der es jetzt noch würde aufhalten können. Herr Èogar wollte nicht einschreiten, also hing es am Knecht. Und der durfte einfach nicht versagen! Gil keuchte wie ein beschädigter Blasebalg, dann rannte er nein, er stolperte mehr weiter so schnell es seine körperlichen Schwächen und Anfechtungen gestatteten.

Endlich hatte er die Türe des Haupthauses und gleichwohl zur der Taverne, die dort letzte Woche in dem Raum, wo er sonst die meisten seiner Tagesspeisen einzunehmen pflegte, als solche eingerichtet worden war, mit letzter Kraft erreicht. Unsicher sah er zurück, als wäre der Hexenmeister persönlich ihm auf den Fersen. Doch sah er keinerlei finstere Bedrohung hinter sich, sondern nur emsig schaffende Handwerker, die, ohne sich zu befehden, nach Kräften ihrer Arbeit nachgingen, bis auf eine einzelne Gruppe von Leuten, soweit Gil erkennen konnte, ein Drechsler, eine Töpferin, ein Bauer und ein Fuhrmann mit einem total verstörtem Pferd, die sich nicht nur böse Worte um die Ohren hauten, sondern auch andere Sachen, die körperlich sehr viel mehr weh taten. Gil empfand großes Bedauern für diese Leute, denn noch wussten sie nichts von dem, was sie bedrohte und dass ihr Zwist nichts anderes sein konnte, als eine Unstimmigkeit vor dem absoluten und unausweichlichem Ende!

In der Taverne ging es bereits hoch her, obwohl die Sonne noch immer den Tag ausleuchtete. Während die meisten Besucher des Hengstackerhofs draußen in aller gebotenen Eile ihr Tagwerk verrichteten, um es noch vor dem Einbrechen der Nacht vollbracht zu haben, ließen jene, die dies bereits geschafft hatten, die Leichtigkeit des Seins hochleben. Die meisten Anwesenden hatten sich schon gut in Stimmung gesoffen und sie standen lachend und schwatzend so dicht beieinander, dass es sogar für einen Hobbit fast unmöglich erschien, sich Durchlass zu verschaffen. Gelte es einen reißenden Strom zu überqueren, stünden seine Chancen besser. Aber Gil war zu allem bereit, er musste sein Ziel erreichen, sonst wäre alles zu spät gewesen. Aber genau vor dem Knecht türmte sich, einem Gebirge gleich, die überaus beleibte Gestalt eines Viehhändlers aus Bree auf, der Knecht kannte seinen Namen nicht, aber er konnte sich erinnern, diesen Mann schon in Gesprächen mit dem Hofherren erlebt zu haben. Ihn zu bitten einen kleinen Schritt zur Seite zu treten, wäre allerdings ein Ansinnen ohne Sinn gewesen. Wohin hätte der Viehhändler denn auch ausweichen sollen? Der Herr vor ihm, mit dem er ausgiebig disputierte, stand dem dicken Händler schon so nahe auf, dass er schon fast in dessen Wanst zu ertrinken drohte. Und hinter dem Viehhändler stand eine der vornehmen Damen aus Bree, die Gil zwar nicht kannte, die aber von daher sehr bemerkenswert war, da sie an Umfang den ohnehin schon sehr beleibten Händler noch um ein Vielfaches übertraf. Sie standen Rücken an Rücken und der Enge wegen drückten sie sich gegenseitig die großen Hintern platt. Aber ihre fetten Gesäße dürften doch etwas nachgiebiger sein als andere Körperteile und Gil beschloss, sich gerade dort hindurchzupressen. Der Knechte hatte mit seinen Überlegungen gar nicht so unrecht gehabt, denn als er seinen Arm ausstreckte, um mit diesem zuerst in die fettige Wand einzutauchen, spürte er kaum Widerstand. Es war ihm, als würde er seine Hand in eine große Schüssel mit lockerem Teig tauchen. Es kostete ihn etwas Überwindung, nun ganz hindurch zu schlüpfen, denn der Gedanke, dort stecken zu bleiben und dann zwischen zwei fetten Ärschen ersticken zu müssen, schreckte ihn nicht unerheblich. Aber was tut man nicht alles, wenn die Welt in Gefahr ist? Gil holte tief Luft und dann startete er. Es ging leichter als gedacht, er flutschte geradezu durch und die beiden dicken Menschen schienen noch nicht einmal

etwas bemerkt zu haben, denn sie plauderten ungerührt weiter.

Gil war zwar ein Stückchen weiter gekommen, aber sein Ziel blieb noch immer weit entfernt und die Menschen, die ihm jetzt den Weg versperrten, waren leider nicht so dick, bildeten ein solides Bollwerk. Ein Durchkommen ohne jemanden problematisch anzurempeln, war absolut nicht möglich. Der einzige Raum, den Gil für sein Fortkommen noch sehen konnte, war zwischen den Beinen der Leute hindurch. Also ließ er sich zu Boden sinken und krabbelte auf allen Vieren weiter. Gil bekam zwar hin und wieder einen Rippenstoß, verursacht durch den Schuh einer der vorbei eilenden Schankmädchen, die auf wundersame Weise immer genug Platz in dieser eng stehenden Menschenmasse hatten, um sich sputen zu können. Die letzte, die über Gil stolperte, wäre fast gefallen mitsamt der gefüllten Krüge, die sie trug. Zornig trat sie dem Hobbit in den Hintern so fest es ging, ohne aus ihren Krügen zu verschütten. Das war sehr schmerzhaft für Gil, aber die Wucht des Tritts brachte ihn einen Meter weiter. Auch träufelte bisweilen Bier auf seinen Rücken, verschüttet aus den Krügen von Zechern, die zu hastig tranken. Aber das nahm Gil tapfer in Kauf und krabbelte flugs weiter, bis er endlich genug Raum hatte, wieder aufzustehen. Nun war sein Ziel fast schon in greifbarer Nähe. Die Gäste standen zwar noch immer sehr dicht, aber sie machten gerne den Weg frei, wenn der Knecht sie freundlich darum ersuchte.

Im hinteren Bereich der Taverne hielt sich seltsamer Weise niemand auf und Gil hatte dort so viel Raum, dass er wild darauflos hätte tanzen können. Doch nach einer solchen Ausgelassenheit stand ihm nicht der Sinn. Er durfte seine Mission nicht vernachlässigen. Einzig Meister Marric, der Anführer der Schattenklingen, hatte hier einen Platz eingenommen. Offensichtlich hatte er die Zurückgezogenheit gesucht und dort gefunden. Er saß an einem kleinen Tisch gleich neben der Türe zum Hinterzimmer und irgendetwas entferntes schien seine Aufmerksamkeit zu binden. Auf jeden Fall hatte er keinen Blick für Gil übrig. Als der Knecht den Meister erkannt hatte, war ihm ein klein wenig leichter ums Herz und er fragte sich, ob er den Anführer der Schattenklingen nicht Bericht erstatten sollte, über dieses schreckliche Ereignis, das ihn so brüsk ereilt hatte und die Gefahr, die über aller Köpfe schweben würde. Doch Gil wagte es nicht, obwohl ihn alle inneren Stimmen dazu ermuntern wollten, denn die Schattenklingen könnten jedes Problem lösen, egal wie gravierend es sich darstellen würde. Marric jedoch mochte seine eigenen Sorgen haben, denn er war in tiefste Konzentration versunken und das, was er da so intensiv beobachtete, war ganz bestimmt sehr viel wichtiger. Es war wahrscheinlich sogar von allerhöchster Bedeutung und der Knecht wollte daher nicht stören! Zu groß war die Furcht, er könnte sich einen mächtigen Tadel einhandeln. Zudem war der Knecht der Meinung, man sollte nicht auf Plan B zurückgreifen, wenn Plan A noch nicht einmal im Ansatz umgesetzt worden war. Gil ging also weiter ohne Meister Marric über das drohende Unheil in Kenntnis zu setzen. Sein Ziel war jetzt sowieso nur noch eine Armlänge entfernt.

Der Bürgermeister sah in erregter Freude, wie das letzte Kleidungsstück der Magd zu Boden fiel. Sie war wirklich wunderschön und es gab keine Stelle an ihrem Körper, an der Zartlärche seine Hand nicht hätte anlegen wollen. Ein haltloses Verlangen übernahm jetzt völlig die Vorherrschaft über sein Handeln.

„Komm näher zu mir!“, befahl er und die Wollust ließ seine Stimme sehr heiser erklingen. Die Magd tat grimmig entschlossen den ersten Schritt, doch schon der zweite wurde unsicherer und der dritte fast schon zögernd. Für den letzten Schritt musste sie sich schon sehr überwinden. Zuletzt stand sie dann doch vor dem Stuhl des Bürgermeisters, schloss ergeben die Augen und hoffte, dass alles bald vorbei sein würde.

Zartlärche streckte gerade die Hand nach ihr aus, um mit den Fingerspitzen die weiche Haut der Magd zu befühlen, als jäh und unerwartet und außerordentlich störend die Türe aufgerissen wurde. Der Kneipenlärm mit seinem Geschrei und Gekreische, dem lauten Gelächter und den falsch tönenden Gesängen wuchs zu einem Tosen heran, wie eine Fanfare des Hohn zu Lasten des überraschten Liebespaares, das in einer sehr verfänglichen Situation erwischt worden war.

Instinktiv zog der Bürgermeister rasch den Arm zurück und tat so unschuldig, wie es ihm in seinem

trunkenen Zustand gegeben war. Doch die Magd hatte keine Möglichkeit sich der Peinlichkeit des Augenblicks zu entziehen, ihre Kleider lagen zu entfernt, um sich noch bedecken zu können. Und wären sie in Reichweite gewesen, es hätte ihr nichts genutzt, denn der Schreck hatte sie erstarren lassen. Sie seufzte. Nun war es also doch geschehen, sie war nunmehr als sittenlose Person überführt und sie würde wahrscheinlich noch in finsterster Nacht in Schimpf und Schande vom Hof gejagt werden. Niemand wird sich dafür interessieren, dass sie im Auftrag des Hofherren selbst gehandelt hatte. Unter freiem Himmel würde sie nächtigen müssen, den Kopf gebettet auf einem harten Stein. Es war alles aus und vorbei! Es war zwar nur Gil der Knecht, der da so stürmisch den Raum betreten hatte, aber der war ein altes Plappermaul und es konnte nicht lange dauern, bis Eogar davon erfahren würde. Und dann, dessen war sich die Magd sicher, würde sie ihr karges Bündel schnüren müssen. Gil war schon seit jeher, was besondere Umstände betraf, eher begriffsstutzig. Doch jetzt reagierte er mit einer für ihn überraschenden Souveränität. Mit linken Hand schloss er geistesgegenwärtig die Türe zur Taverne. Damit kehrt erst einmal Ruhe ein, was die Situation aber nicht entspannte, sondern eher prickelnder machte. Dann legte Gil die rechte Hand über seine Augen, denn er war ein ehrenhafter Hobbit und er wollte die Magd, aber vor allem den Bürgermeister nicht beschämen. Allerdings spreizte er den Mittel- und den Ringfinger weit genug, um einen Blick auf die Südländerin werfen zu können. Man muss es mit der Ehrenhaftigkeit nicht übertreiben und will ja später etwas zu erzählen haben. Für diesen Anblick hätten die meisten Männer des Hofes eins ihrer Augen geopfert und Gil bekam ihn für beide Augen offenbart.

Es war einer jener Momente, die, obwohl nur ein paar Atemzüge andauernd, unendlich lange erscheinen. Die Magd war buchstäblich in nacktem Entsetzen erstarrt, der Bürgermeister tat so, als wäre er gar nicht da und Gil versuchte sich zu erinnern, weshalb er eigentlich hierher gekommen war. Als es ihm wieder einfiel, wurde er wieder geschäftig. Er ließ seine Hand nun sinken, denn er war der Meinung genug Diskretion ausgeübt zu haben. Eilig rannte er zu der Magd, nahm ihre Hand und versuchte, sie mit sich zu ziehen.

„Schnell, schnell - die Zeit drängt und das Unheil breitet sich aus!“

Doch die Magd wollte so ohne weiteres nicht mit ihm gehen. Sie war verwirrt darüber, dass sich woanders Unheil ausbreiten sollte, wo sie doch glaubte, dass sich alles Unheil dieser Welt über ihren eigenen Kopf zusammenbraute.

„Nun mal langsam“, sagte sie, „Was ist denn überhaupt los? Von welchem Unheil sprichst du?“

Gil seufzte. Wollte diese Weib nicht verstehen, dass allerhöchste Eile geboten war? Doch dann erkannte er, es wäre wohl von Vorteil, wenn sie wüsste, worum es geht.

„Es ist etwas Schreckliches geschehen!“, erklärte er fast schon flüsternd, als fürchte er, böse Ohren könnten mithören.

„Was?“, fragten die Magd und der Bürgermeister fast gleichzeitig und mit einem Anflug von Ungeduld, da der Knecht sehr lange brauchte, um die rechten Worte zu finden. Als er sie dann endlich fand, fuhr er wiederum fast flüsternd fort:

„Finsternis und Pestilenz haben im Hengstackerhof Einzug gehalten. Es traf den Hauptmann Degan von der Sippe der Schattenklingen. Ich möchte gar nicht wissen, was ihm da widerfahren sein könnte, aber was es auch war, es hatte üble Folgen. Wo er nun geht oder steht, riecht es derart widerwärtig, dass selbst die Ratten Reißaus nehmen und wo er wandelt, welken die Pflanzen dahin. Er stinkt wie eine wandelnde Verderbnis! Es muss etwas geschehen, sonst versinkt der gesamte Hof bis morgen in Fäulnis!“

„Und was soll ich damit zu tun haben?“, fragte die Magd, noch immer verwirrt.

„Du kennst dich doch aus im Badebereich?“

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

„Das ist möglich!“, antwortete die Südländerin etwas gedehnt. Sie erinnerte sich daran, dass sie diesen Ort entgegen aller Bestimmung vor nicht allzu langer Zeit benutzt hatte, deswegen antwortete sie etwas ausweichend. Gil dauerte das ganze viel zu lange und eindringlich erklärte er der Magd:

„Luilia, nun höre mir ganz genau zu! Bereite dem Hauptmann ein Bad und reinige ihn von der

Verderbnis und wenn du dann schon dabei bist, dann säubere auch seine Kleidung. Die hat es nicht weniger nötig! Und mach hinne, die Zeit drängt. Ich habe den Ofen schon geschürt und den Hauptmann dorthin bestellt. Es wird bald dunkel, deswegen habe ich auch ein paar Laternen dort aufgestellt, denn es dürfte dauern, bis der Hauptmann wieder unter den Menschen wandeln kann, ohne sie zum Würgen zu bringen!“

„Das würde ich gerne tun,“, warf die Magd ein, „Aber ich kann hier nicht weg! Herr Eogar selbst hat mir aufgetragen dem Herrn Bürgermeister zu dienen.“

„Das weiß ich wohl!“, entgegnete Gil und grinsend fügte er an, „Und das sehe ich wohl!“

Doch dann wurde er wieder ernst.

„Luilia, der Hofherr hat mich persönlich damit beauftragt diese Übel aus der Welt zu schaffen und ich bin auf deine Hilfe angewiesen. Diese Sache hat höchsten Vorrang! Mit dem Bürgermeister kannst du auch später noch spielen!“

Dann verbeugte sich Gil vor Herrn Zartlärche ergeben und sagte drängelnd:

„Ich bedauere außerordentlich, Eure Bedürfnisse hintenan stellen zu müssen. Aber als Oberhaupt der Stadt Bree werdet Ihr sicher Verständnis dafür haben, dass diese Angelegenheit zum Wohl der freien Völker zu einem guten Ende gebracht werden muss. Es wird sicherlich nicht so lange dauern und danach könnte Luilia wieder Euren Wünschen dienen!“

Gerade letzteres sah die Magd aber ganz anders. Sie wusste nicht viel über die Schattenklingen, aber dass deren Offiziere als vollendete Kavaliere galten, war ihr schon zu Ohren gekommen. Einem solch edlem Mann dienen zu dürfen, erachtete sie als sehr viel erstrebenswerter als sich einem Wüstling zu überlassen. Auf jeden Fall dachte Luilia nicht einmal im entferntesten daran, wieder hierher zurückzukehren und hoffte sehr, dass der Bürgermeister sich bald um den Verstand gesoffen haben würde.

„Nun dann los. Lass uns nicht schuldhaft zögern!“, rief sie begeistert. Nun war es die Magd, die es sehr eilig hatte und Gil derjenige der sie bremste. Der Knecht räusperte sich verlegen.

„Du solltest dir etwas überziehen! Wenn du so wie du bist durch diese Türe in die Taverne gehst, so fürchte ich, wirst du niemals rechtzeitig ankommen!“

Luilia lachte, sie hatte in ihrer Freude schon vergessen, dass sie kein Kleid trug. Schnell zog sie sich an und das ging sehr viel schneller als kurz vorher andersherum. Gil hielt ihr derweilen die Türe auf und als die Magd in ihrer südländischen Tracht, die ihr nach dem jüngsten Erlebnis schon fast wie eine Rüstung vorkam, hindurch eilte, rief ihr der Knecht noch nach:

„Sag mal, Luilia, wie lange kannst du eigentlich die Luft anhalten?“

Dann schloss sich die Türe hinter dem Knecht und Herr Zartlärche blieb alleine zurück und würde niemals erfahren, wie lange die Magd die Luft anhalten konnte.

Der Bürgermeister war frustriert und hatte das Gefühl, an diesem Tag von einem Misthaufen zum anderen mit der Nase voran hinein gefallen zu sein. Erst war es nur das entgangene Geschäft mit dem Pferdeherren gewesen. Drei neue Pferde, die nichts kosten sollten, außer einem Zugeständnis, das man billig hätte geben können, wären ihm schon sehr gut gewesen. Dann hatte er alle seine Leute dem Befehl Herrn Eogars überlassen und die Gegenleistung dafür war eben zur Türe hinaus gerauscht. Und nun musste er auch noch auf eine Liebesnacht mit der schönsten Frau auf dem Hengstackerhof, vielleicht sogar der schönsten des ganzen Breelandes, wehmütig verzichten. Außerdem wusste er immer noch nicht, wo im Haus man sein Nachtlager vorbereitet hatte. Diese Art von Rückzug blieb ihm also auch verwehrt. Hätte er doch zuerst danach gefragt, ehe er sich von der Schönheit der Südländerin hatte blenden lassen, dann könnte er sich wenigstens einem wohltuenden Schlaf hingeben. Zartlärche wusste nicht, ob er vor Zorn brüllen, wegen seines Kammers heulen oder beides gleichzeitig tun sollte. Aber so schrecklich ihm die ganzen Ereignisse auch anmuteten, jenes, von dem er noch lange erzählen würde, dass er noch nie in seinem Leben derart erschrocken und entsetzt gewesen wäre, wie damals auf dem Hengstackerhof in der Nacht vor dem Beginn des großen Pferdemarkts, war noch nicht eingetroffen!

Mit trübend Augen blickte er auf dem Tisch herum. Die Karaffe, halb noch mit Wein gefüllt, war offensichtlich der einzige Freund, der ihm heute noch geblieben war und Freunden soll man die Treue halten. Zartlärche machte sich gar nicht mehr die Mühe seinen Kelch zu füllen, er trank gleich aus der Karaffe selbst. Es sollte ein Schluck zu viel werden. Dem Bürgermeister war plötzlich, als ob das Licht aus dem Raum schwinden würde und seine Augenlider wurden so schwer wie ein Pflug. Er kippte mit dem Oberkörper nach vorne und dass seine Stirn schwer auf die Tischplatte schlug spürte er schon gar nicht mehr. Der schwere Wein hatte zuletzt gesiegt.

Doch auch im Schlaf konnte Herr Zartlärche keine Ruhe finden. In einem Traum sah er sich durch die Straßen seiner Stadt wandeln. Er befand sich in der Nähe des Keilerbrunnens und war auf dem Weg zum Rathaus, denn eine wichtige Sitzung des Magistrats stand auf dem Plan. Freundlich begrüßte er alle Bürger, die seinen Weg säumten, aber diese grüßten nicht zurück, sondern lachten lauthals und deuteten mit Fingern auf ihn. Einige spuckten sogar vor ihm aus. Da war nicht einer, der ihm wohlwollend begegnet wäre. Zartlärche beschleunigte seine Schritte, aber Gelächter und Beschimpfungen begleiteten ihn bis zum Tor des Rathauses. Er verriegelte das Tor, damit ihm niemand folgen konnte, dann betrat er den Versammlungsraum. Der Magistrat war bereits komplett anwesend. Als er den Raum betrat, verstummten alle Gespräche und eine bleischwere Stille verbreitete sich. Unsicher stolperte er zum Rednerpult und wollte die Mitglieder des Magistrats begrüßen und die Versammlung eröffnen, als sich der Großbauer Gerstenreich erhob und lachend brüllte:

„Seht ihn euch an, das ist unser Bürgermeister!“

Wie auf ein geheimes Kommando hin begannen die meisten der Magistrate zu lachen, einige wenige schauten nur angewidert zur Seite.

Zartlärche wollte energisch um Ruhe bitten, aber statt Worte kam ihm nur das Gemecker einer Ziege über die Lippen. Erschrocken sah er an sich herab und er erkannte, dass er keine Hosen trug und statt seiner Beine sah er die eines Bocks, zottig behaart bis zur Hüfte. Hilflos mit den Hufen scharrend musste er mit ansehen, wie die Mitglieder des Magistrats, einer nach dem anderen, den Versammlungsort verließen, bis er ganz alleine war und nur noch traurig vor sich hin meckern konnte. Dann erbebt das ganze Haus. Es war ein mächtiger Erdstoß. Stühle fielen um und Regale kippten von der Wand. Das Mauerwerk bekam Risse und langsam bröselte die Decke nach unten. Erst war es nur feiner Staub, dann wurden es Brocken. Das ganze Haus stürzte langsam ein. Die Wände fielen in sich zusammen, zuletzt begruben riesige Steine den armen Bürgermeister unter sich. Aber die Katastrophe hatte ihr Ende noch nicht gefunden. Der Lärm schwoll an, wurde immer lauter, bis die Ohren des Bürgermeisters schmerzten. Die schrillen Geräusche schienen von ganz weit herzukommen und Zartlärche spürte in seinem Traum, wie es ihn an die Quelle des Krawalls hinzog. Eine Zeit lang befand er sich in einem Schwebestadium zwischen Traum und Wirklichkeit und erst das Klirren einer zerspringenden Weinkaraffe ließ ihn endgültig, zumindest halbwegs, erwachen. Mühsam richtete er seinen Oberkörper auf. Zunächst wollte es ihm nicht einfallen, wo er sich überhaupt befand. Die Erinnerung kam nur quälend und in kleinen Häppchen zurück.

Hengstackerhof!

Pferdemarkt!

Eogars Hinterzimmer!

Der Bürgermeister sah alles nur verschwommen, wie durch einen dichten Nebel, der sich einfach nicht lichten wollte. Aber er hörte klar und deutlich die Stimme einer Frau, die Anweisungen gab.

„Leg sie hier auf den Tisch, aber vorsichtig!“

Diese Stimme kam dem Bürgermeister bekannt vor, aber noch konnte er sie nicht richtig zuordnen. Shalawing hatte unterdessen den letzten Gegenstand, der auf dem Tisch gestanden war, kurzerhand von der Tischplatte gewischt. Es war die Weinkaraffe gewesen. Sie fiel zu Boden, zersprang in tausend Scherben und weckte so den Bürgermeister. Der konnte mittlerweile auch wieder etwas klarer sehen. Es waren verdammt viele Personen in das Hinterzimmer gekommen, während er geschlafen hatte, gepeinigt vom schlimmsten Alptraum, den er jemals gehabt hatte. Dann erblickte er Shalawing, die

Elbenfrau unter der Abordnung der Schattenklingen, die auf dem Hengstackerhof verweilte. Sie hielt Runensteine in der Hand und murmelte Worte in einer dem Bürgermeister fremden Sprache. Doch das, was Zartlärche am meisten beeindruckte war, dass ein grünlicher Schimmer von ihr ausging. Es war, als würde sie einen Zauber wirken, doch erkannte der Bürgermeister nicht, welchem Zweck diese Magie dienen sollte. Zartlärche wollte sich von seinem Stuhl erheben, doch er fiel gleich wieder zurück, da ihm schwindelig wurde und der gesamte Raum sich um ihn herum zu drehen drohte. Erst als er wieder saß, wurde seine Wahrnehmung wieder stabiler. Er sah Hymephos, der den heruntergerissenen Bettler zu einem Stuhl am Rande des Hinterzimmers begleitete, ihn dort niedersetzen ließ und dann darauf achtete, dass der Alte auch wirklich dort blieb. Der alte Vagabund zeigte keinerlei Widerstand und brabbelte immer wieder vor sich hin, dass es nicht gut wäre, wenn der Mensch alleine sein müsste. Für einen Moment glaubte der Bürgermeister noch zu träumen, denn alles wirkte so bizarr, so unwirklich. Meister Marric war auch da, aber er stand ein wenig abseits. Er hörte sich gerade den Bericht von Hauptmann Degan an und die Miene des Anführers der Schattenklingen wurde immer ernster und besorgter dabei. Es waren wohl nicht die besten Nachrichten gewesen. Zartlärche fühlte sich zunehmend unsicher. Was zum Henker hatte sich nur zugetragen?

Shalawing verlangte nach sauberen Tüchern.

„Ihr gestattet?“, wurde Zartlärche von einer Frau vom Volk der kleinen Leute angesprochen, der er den Weg zu versperren schien. Das war das erste Mal, dass überhaupt jemand von ihm Notiz genommen hatte. Artig schob er im Sitzen seinen Stuhl zurück und ließ sie passieren.

„Ich danke Euch!“, sagt die Hobbitfrau höflich, lief an ihm vorbei und brachte der Elbin die gewünschten Tücher. Doch Shalawing war noch nicht zufrieden.

„Wo bleibt das Wasser?“

„Kommt schon, kommt schon!“, antwortete eine ältere Dame. Zartlärche kannte sie als eine Kräuterfrau aus Schlucht. Oder war es Archet gewesen? Im Kopf des Bürgermeisters dröhnte es, wie bei einem Hammerwerk, das jeden klaren Gedanken mit schweren Schlägen zermalmte. Er rieb sich die Augen für einen besseren Blick, denn der Nebel vor seinen Augen hatte sich noch nicht vollends aufgelöst. Doch wünschte er sich sofort danach, er hätte dies sein lassen und den Nebel, der vieles seiner Wahrnehmung so gnädig bedeckte, nicht um der Wahrheit willen vertrieben.

Zunächst sah er nur eine junge Frau, die da vor ihm auf dem Tisch lag und ehe er sich wundern konnte, warum sie wohl ausgerechnet dort gebettet lag, entdeckte er die schreckliche Wunde, die ihr zugefügt worden war. Ihm wurde sofort schlecht. Und noch viel übler erging es ihm, als er in dieser Frau die Magd erkannte, die er unlängst zuvor so unschicklich bedrängt hatte. Er hätte sie fast nicht erkannt. Sie war so bleich und die ehemals rosigen Wangen waren nun eingefallen wie bei einer alten Frau. Ihr wunderschöner Körper wurde von Krämpfen heimgesucht und sie war dem Tod sehr nah.

„Luilia!“, flüsterte er heiser, als könne er sie erwecken, wenn er nur ihren Namen rief. Einen Namen, der ihn noch vor Kurzem weit weniger interessiert hatte als das Verlangen, diese Frau zu besitzen.

Zartlärche wurde wieder schwindelig, doch diesmal war es nicht die späte Folge übermäßigen Weingenußes, sondern sein wieder erwachender, langsam von den Fesseln der Trunkenheit befreiter Verstand und mit ihm kam die Reue.

Was hatte er nur getan?

Die junge Magd durfte einfach nicht sterben, sie hätte das Leben verdient. Ein Leben, das unter dem Schutz des Bürgermeisters hätte stehen sollen und nicht dienend als Gegenstand seiner niederen Gelüste. Zartlärche fühlte sich wie auf dem Boden zerschmettert und die Selbsterkenntnis, dass ein Mensch nicht tiefer sinken kann, als er es getan hatte, zerrieb seine Seele wie in einem Mörser.

Shalawing!

Wie sehr hatte er diese Elbin gefürchtet, denn die Magie, die ihr innewohnte, war beängstigend und Ehrfurcht gebietend. Doch nun kämpfte sie um das Leben Luilias, als ginge es um ihr eigenes. Seine Angst vor der Bewahrerin der Runen kam Zartlärche jetzt so lächerlich vor. Gewiss, sie verfügte über eine unvorstellbare Macht, aber niemals hätte sie diese Macht missbraucht, um der Welt ihren Willen aufzudrücken. Das machte diese Elbin in den Augen des zerknirschten Bürgermeisters fast schon

anbetungswürdig. Zartlärche schämte sich in Grund und Boden, denn diese Elbenfrau war zu einem mahnenden Zeichen für ihn geworden, ein Hinweis darauf, wie gierig und korrupt er geworden war. Hymephos!

Es mag sein, dass ihm noch die Weisheit des Alters fehlte, aber die Weisheit des Bürgermeisters, die er sich jetzt noch zubilligte, wurde von der des Hüters bei weitem übertroffen. Der Glaube an Gerechtigkeit lenkte die Taten des Hüters. Zartlärche hingegen hatte jede Gerechtigkeit beiseite gelassen, wenn sie ihm nicht zum Vorteil gereichte. Hymephos galt als ein Hüter der Schwachen und Rechtlosen und seine Kraft und sein Kampfwille widmete er dem Schutz gegen die Willkür derer, die die Macht hatten. Und auch in diesem Punkt musste sich der Bürgermeister selbst schuldig sprechen. Alleine das, was er der armen Lulia angetan hatte und noch hätte antun wollen, sprach eindeutig gegen ihn.

Hauptmann Degan!

Er galt als ein Held der Ettenöden, wo er immer wieder sein Leben aufs Spiel setzen musste, damit Bree als eine freie Stadt weiterleben konnte. Des Hauptmanns Mut und Entschlossenheit war es zu verdanken, dass sich Zartlärche noch Bürgermeister der Stadt Bree nennen durfte, obwohl er nicht besonders mutig war und Entschlossenheit nur noch beim Mehren seines Reichtums Bedeutung hatte. Freiheit ist eine Verpflichtung zum Wohle aller und nicht nur die Gunst und das Privileg einiger weniger Auserwählten, einem erlauchten Kreis, zu dem sich Zartlärche auch zählen musste.

In diesem Moment hatte Meister Marric seine Unterredung mit dem Hauptmann beendet. Er sah so aus, als wäre er in den letzten zehn Minuten um Jahre älter geworden. Sowohl Hymephos als auch Shalawing sahen erschrocken auf, als Meister Marric vor sie hintrat. Die Sorge stand ihm ins Gesicht geschrieben. Zwar wussten sie, dass sich Meister Marric immer Sorgen machte, manchmal viel zu viele Sorgen und dies auch noch unnötiger Weise. Diesmal war es jedoch anders, gewaltiger, erschreckender! Marric schluckte ein paar mal und dann verkündete er die schrecklichen Tatsache:

„Die Schattenklingen befinden sich seit heute in einem Krieg und wir kennen noch nicht einmal den Feind!“

Zartlärches Augen füllten sich mit Tränen. Er schämte sich wie noch nie zuvor. Wie klein, wie unbedeutend war das, was er immer als seine Sorge betrachtet hatte im Vergleich zu dem, was Meister Marric lastend auf den Schultern ruht. Doch die Schattenklingen verstanden sich als Diener des Lichts, während er selbst, Gustav Zartlärche, sein Herz schon weit der Finsternis gegenüber geöffnet hatte, durch seinen Geiz, seine Gier und seinem Hunger nach Macht! Das war der Weg, auf dem der Hexenmeister von Angmar seine Eroberungen machte! Nicht durch das Klirren der Waffen seiner Armeen, sondern auch durch schleichende Verderbnis unterwarf er ein Volk nach dem anderen. Lug und Trug können schärfere Waffen sein als das Schwert.

Der Bürgermeister sprang von seinem Stuhl auf und torkelte so zielstrebig er sein konnte zu einem der Fenster. Er öffnet es, beugte sich ins Freie und dann übergab er sich. Danach fühlte er sich befreiter, aber zugleich kam auch die Schwäche wieder über ihn. Er lehnte sich gegen die Wand und ließ sich langsam zu Boden sinken. Seine Beine wollte ihn nicht einfach nicht mehr tragen.

Nun war der Augenblick gekommen, von dem Gustav Zartlärche später für eine lange Zeit immer wieder behaupten wird, dass er noch nie in seinem Leben derart erschrocken und entsetzt gewesen wäre, wie damals auf dem Hengstackerhof in der Nacht vor dem Beginn des großen Pferdemarkts, als er erkennen musste, was für ein abstoßendes Ungeheuer aus ihm geworden war!

Kapitel 12

** Die enttarnte Schlange **

Es war finster geworden. Eine Fackel nach der anderen Fackel war erloschen, bis nur noch wenige brannten und auch die Laternen wurden dunkel, da niemand mehr da war, der sie mit neuem Öl gefüllt hätte. Das Licht schwand aus dem Badebereich, tauchte das Areal in ein Meer aus Schatten. Swanter hatte die verbliebenen, brennenden Fackeln und Laternen aus ihrer Verankerung genommen und rund um den Badezuber dort positioniert, wo die Leiche des geheimnisvollen Angreifers lag. Der Tote kam ihm bekannt vor, aber Swanter konnte sich nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit sie sich begegnet sein könnten. Es mochte vielleicht auch schon zu lange zurück liegen oder sie hatten nur flüchtig miteinander zu tun gehabt, jedoch wollte sich die Ahnung des Schurken nicht bestätigen, sein Gedächtnis ließ ihn im Stich. Swanter wollte sich dann aber nicht mehr in Spekulationen um die Person des Toten verlieren, sondern auf das konzentrieren, was sich ihm als offensichtlich anbot. Der jüngst durch Genickbruch Verblichene hatte zu seinen Lebzeiten etwa fünfundzwanzig Sommer hinter sich gebracht, mehr waren es mit Sicherheit nicht gewesen. Sein Körper war kräftig und sehnig und war wahrscheinlich schon seit erheblicher Zeit nicht mehr gewaschen worden. Insofern war es fast schon ein Hohn, dass er sein Ende genau neben einem Badezuber finden musste. Aber es muss nicht das Fehlen an Reinlichkeit bei diesem jungen Mann gewesen sein, wahrscheinlich hatte er eher einen Mangel an Gelegenheit sich zu waschen. Er hatte einen Auftrag, das war schon einmal klar. Und diese Mission hatte ihn womöglich wochenlang durch die Wildnis getrieben. Doch was war sein Ziel gewesen? Swanter hatte die Schmähungen gegen die Sippe der Schattenklingen, die bei dem Überfall ausgerufen wurden, noch im Ohr. Doch hatte diese Auseinandersetzung mehr die Natur einer zufälligen Begegnung, als eines geplanten Attentats. Und dennoch war da viel Abneigung, ja sogar Hass im Spiel gewesen. Irgendetwas Großes war im Gange und die Schattenklingen schienen dabei zu stören. Als er die Bekleidung des Toten durchsuchte, fand Swanter mehrere Wurfdolche, die er sofort an sich nahm. Der Attentäter hatte die Waffen an den unmöglichsten Stellen seines leichten Waffenrocks versteckt. Den letzten Dolch entdeckte Swanter an einem Ort, den er selbst niemals dafür auserwählt hätte, ohne die Angst haben zu müssen, sich bei einem ungünstigen Schritt selbst zu entmannen. Mehr als diese Waffen fand er bei dem Toten allerdings nicht, keinen Hinweis auf dessen Herkunft oder gar auf seinen Namen. Doch dann sah er das Medaillon, das dem Verstorbenen an einer kleinen Kette um den zerborstenen Hals hing. Es war eine kleine Scheibe aus Gold, im Durchmesser etwa drei Finger breit. Auf dem gelben Untergrund schlängelte sich von oben nach unten eine schwarze Linie. Swanter wusste um die Bedeutung dieses Symbols und seine Ahnung, dass allerhöchste Gefahr drohte, wurde nun zur schrecklichen Gewissheit.

Der Schurke musste nun sehr vorsichtig sein. Zwei dieser Gestalten waren zwar erledigt, aber es war anzunehmen, dass sich noch sehr viel mehr dieses Menschenschlags in der Dunkelheit der Nacht herum schlichen. Ab diesem Zeitpunkt mied Swanter jedes Licht und hielt sich lieber im Schatten auf, damit er sich nicht als ein Ziel weiterer Attacken anböte. Sollten sich tatsächlich mehr von diesen finsternen Gesellen hier herumtreiben, dann wüssten sie zweifelsohne bereits, dass ihre Kameraden ein gewaltsames Ende gefunden hatten und auch wen sie dafür verantwortlich zu machen hätten.

Im hintersten Eck des Badebereichs fand er im Dunkeln weitere Waffen, doch diese gehörten nicht dem Toten. Es waren große, schwere Waffen, zu plump und zu auffällig für die Hand eines Attentäters, der für sein schändliches Handwerk Stille und Heimlichkeit benötigte. Swanter wurde neugierig, vergaß seine Vorsicht und holte sich eine Fackel, in deren sterbenden Lichtscheins er nicht nur die Waffen, die er zuvor ertastet hatte, erblicken konnte. Dort waren auch die Kleidungsstücke und eine Uniform an einer Leine aufgehängt, wahrscheinlich zum Trocknen nach gründlicher Wäsche. Die Uniform verriet ihren Besitzer als einen Mitstreiter der Sippe der Schattenklingen. Swanter kannte diese Uniform sehr wohl und er hatte einen gehörigen Respekt vor ihr. Er pflegte stets einen großen Bogen zu machen um jene, die sie trugen. Nichts hatte ein Schurke und Dieb mehr zu fürchten als Kämpfer für die

Gerechtigkeit.

Plötzlich hörte Swanter Schritte! Sofort warf er die Fackel von sich, um seinen Standort nicht zu verraten. Sie flog quer durch den Bereich und landete in einer Pfütze verschütteten Badewassers, wo sie leise zischend erlosch. Sofort wurde es noch ein bisschen dunkler, aber das kam dem Schurken sehr entgegen. Es war höchste Zeit wieder den Schutz des Schattens aufzusuchen. Swanter hatte ein verdammt schlechtes Gefühl. Er kannte seinen Feind! Sie waren, wie er auch, Krieger der Nacht und er wusste um ihre todbringende Macht. Aufmerksam lauschte er in die Dunkelheit hinein. Es waren nicht nur diese Schritte alleine gewesen, die er eben aufgeschreckt vernommen hatte. Da waren noch viele andere, leise und geheimnisvoll tippelnd, nicht so stark und entschlossen wie jene, die sein Ohr zuerst vernommen hatte. Und alles waren Schritte von Menschen gewesen. Das waren keine trampelnden Zwerge oder huschende Hobbits, solche Schritte klangen anders. Elben liefen ohnehin völlig lautlos dahin, fast so, als ob sie schweben würden. Selbst das geübte Ohr eines Schurken tat sich schwer, solche Schritte erkennen zu können.

Trotz aller Konzentration, die das Abhören seiner Umgebung von ihm verlangte, gestattete sich Swanter die wunderbaren Erinnerungen an jüngst vergangene, nächtliche Lager unter sternklarem Himmel. Kurz bevor sich Abalea und er Arm in Arm zur Ruhe begeben wollten, das Lagerfeuer war zu diesem Zeitpunkt dann schon heruntergebrannt und der Mond sowie die Sterne waren die einzig verbliebene Lichtquelle geworden, pflegten sie ein kleines Ratespiel zu unternehmen, das ihnen den Tag wohl gelaunt beenden sollte, mit dem sie aber auch entschieden, wer die erste Wache zu übernehmen hatte. Der Sieger durfte wählen. Das führte im Großen und Ganzen dazu, dass Abalea das Sagen hatte, denn sie gewann immer. Bei diesem Spiel ging es darum, in die Dunkelheit zu lauschen, um zu hören, was die Wildnis ihnen mitzuteilen hatte, wer oder was die vielen Geräusche verursacht, die in der Nacht an ihr Ohr drangen. Die Jägerin hörte und verstand fast alles. Es genügte das ferne, kurze Grunzen eines Keilers und Abalea wusste sogleich, wo sich das Tier befinden musste, konnte ebenso schnell den genauen Standort, das Alter und die Größe des Tiers bestimmen. Swanter dagegen hörte einfach nur das Grunzen eines Schweins. Das Gehör des Schurken war zwar dem Abaleas ebenbürtig, er konnte nur das, was er wahrgenommen hatte, den Verursachern nicht richtig zuordnen. Es war, als läse er in einem Buch, dessen Texte in fremden Schriftzeichen verfasst worden waren. Abalea war ein Kind der Wildnis, aber Swanter eines der Stadt. Für die Jägerin, sonst der Einsamkeit verschrieben, waren die mannigfaltigen Geräusche einer Stadt ebenso erdrückend wie ein gewaltiger Steinschlag, so wie die Klänge der Natur für Swanter ein Buch mit sieben Siegeln. In der Stadt wäre der Schurke klar im Vorteil gewesen, denn er erkannte die Stadtwachen schon am Tritt ihrer Stiefel unter vielen anderen heraus oder er hörte am leisen Klimpern in den Münzbeuteln vorüber eilender Stadtbewohnern, ob sich lange Finger rentieren würden oder nicht.

Auf dem Hengstackerhof war aber alles anders, denn hier waren die Geräusche, die man von Stadt oder Natur gewohnt war, auf eine verwirrende Weise vermischt. Der Eingang zur Taverne war zwar auf der entgegengesetzten Seite des großen Haupthauses und der Lärm des ausschweifenden Treibens dort ergoss sich wie durch den Trichter eines Horns nach Süden auf den Hofplatz, doch legte er sich auch hier im nördlichen Teil des Hinterhauses wie Staub auf alle die feinen und leisen Geräusche, die zu erkennen Swanter jetzt sehr wichtig gewesen wäre.

Swanter schloss die Augen. Obwohl er sich bereits in dunkelste Ecke, das er finden konnte, verdrückt hatte, half ihm das, sich noch besser konzentrieren zu können.

Da waren leise schleichende Tritte ganz in seiner Nähe gewesen und sie näherten sich rasch. Doch war es kein Grund sich Sorgen zu machen. Swanter erkannte am Rhythmus, dass es sich bei dem Nahenden um kein Wesen handeln konnte, das sich auf zwei Beinen, sondern vielmehr auf vier Pfoten fortbewegte. Es war möglicherweise eine Katze, für einen Hund klang es zu leichtfüßig. Swanter musste schmunzeln und wider alle Vorsicht ließ er seine Gedanken erneut in Erinnerungen versinken. Abalea hatte ihn einmal bei einem ihrer nächtlichen Ratespiele nach allen Regeln der Kunst genarrt. Swanter glaubte damals einen Hund gehört zu haben, aber gleich danach hörte er den Schrei einer Katze. Er war sehr enttäuscht, denn er war sich seiner Einschätzung außerordentlich sicher gewesen.

Doch Abalea gestand ihm gleich darauf lachend ihren kleinen Betrug. Sie konnte wirklich sehr gut Katzen imitieren. Es war tatsächlich ein Hund gewesen.

Doch Swanter hatte mittlerweile genügend dazu gelernt, um heute mit Sicherheit Hund und Katze am Klang ihrer Schritte unterscheiden zu können.

Die entschlossenen Schritte, die der Schurke anfangs gehört hatte, waren inzwischen verstummt. Das war kein gutes Zeichen. Wer auch immer es gewesen sein mochte, er oder sie hatte innegehalten. Aber warum? Welche Ziele mochte es auf freiem Gelände geben?

Doch Swanter hatte keine Zeit diesen Fragen nachzugehen. Schon drang ein weiteres, sehr viel bedrohlicheres Geräusch an seine Ohren. Diesmal war es keine Katze, obwohl die Quelle zweifelsohne auf dem Dach des Haupthauses zu vermuten war, es sei denn das Tier wäre groß genug, dass die Schindeln unter ihren Tatzen leicht ächzen würden. Swanter war sich sicher, dort oben auf dem Dach stand ein Mensch und er hatte bestimmt nichts Gutes im Sinn.

Der Schurke überlegte nicht mehr lange, sondern überließ sich seinen Instinkten. Rasch ließ er sich zur Seite abrollen – keinen Augenblick zu früh. Dort wo er noch kurz zuvor gekauert hatte, bohrte sich nun ein Wurfspieß in den Erdboden.

Als sich die Schattenklingen und ihr Gefolge, sowie der zu Tode verwundeten Luilia in das Hinterzimmer zurückgezogen hatten und sich die Türe hinter ihnen schloss, legte sich eine angespannte Stille über die Taverne. Keiner der Anwesenden wusste jetzt so recht wie es weitergehen sollte, die verstörenden Ereignisse saßen noch zu tief in der Seele, niemand konnte so einfach zur Tagesordnung zurückkehren und manche wollten dies auch gar nicht. Hubert Drosselwald fühlte sich völlig frei von jeder Betroffenheit, nur die Wut und der Hass hatten für ihn momentan eine größere Bedeutung. Jetzt, da die Kämpfer der Schattenklingen und ihr schrecklich grundgütiger Anführer nicht mehr anwesend waren, sah er sich wieder obenauf und als Herr der Lage und er versuchte das Geschehene in seinem Sinne zu kommentieren. Es war klar, dass die Schattenklingen nicht gerade gut dabei wegkamen. Aber nur ein geringerer Teil seiner Zuhörer wollte ihm beipflichten, die meisten ließen Drosselwalds Tiraden unbeeindruckt verhallen und waren im Stillen den Schattenklingen sogar dankbar dafür, sich dieser Notlage so leidenschaftlich anzunehmen. Aber der Holzhändler wollte sich nicht zurücknehmen und er schürte damit eine gefährliche Stimmung, die am Ende durchaus noch zu einer Eskalation hätte kommen können.

Gaelm war unglücklich, zutiefst verunsichert und er wünschte sich, er wäre den Schattenklingen in den Nebenraum gefolgt. Doch das Pflichtbewusstsein hatte ihn zurückgehalten. Er durfte die Dinge in der Taverne nicht sich selbst überlassen, denn die Gefahr, dass die Probleme ausufern könnten, war noch nicht vorbei – im Gegenteil!

Der Sohn Eogars fühlte sich einsam, fast schon im Stich gelassen. Er wusste, dass er nun handeln müsste, doch wollte ihm keine Inspiration zuteil werden, die sich in einen konkreten Plan hätte umwandeln lassen. Zudem hatte er niemanden mehr an seiner Seite, der ihn hätten unterstützen können. Die zwei seiner Knechte, die schon den ganzen Abend bis in die späte Nacht hinein damit beschäftigt gewesen waren Betrunkene ins Freie zu schleifen, waren nun müde und erschöpft. Einer von ihnen war gar auf seinem Stuhl zusammengesunken und eingeschlafen, der andere war kurz davor. Auf die beiden Schankmädchen, die hier zu dieser Stunde noch ihren Dienst taten, konnte Gaelm auch nicht mehr zählen. Die eine war in offensichtlich ein leidenschaftliches Gespräch mit einem älteren Herren vertieft und die andere damit beschäftigt, sich ausgiebig am Hintern zu kratzen. Aus welchem Grund auch immer ihr das Erleichterung verschaffte, es schien alle ihre Aufmerksamkeit zu binden.

Fieberhaft suchte Gaelm nach einem Ausweg, doch alles was ihm einfiel, musste er sogleich wieder als untauglich verwerfen. Doch das Schicksal meinte es gut mit dem Sohn Eogars.

Gerade als der Holzhändler Drosselwald damit begonnen hatte, mit seinem gehässigen Gerede die Stimmung gegen die Schattenklingen zu einem Höhepunkt zu führen, ertönte eine mächtige Stimme, die alles andere übertönte:

„GIBT ES HIER IN DIESEM LADEN NOCH ETWAS ZU TRINKEN ?!?“

Ein stattlicher Zwerg stand auf den Trümmern der geborstenen Eingangstüre. Niemand hatte sein Eintreten bemerkt, obwohl seine Erscheinung so auffällig war, wie ein Wildschwein in einem Hasenstall. Er trug von den Fersen bis zum Schopf die schwere Rüstung eines Wächters und war bis an die Zähne bewaffnet, als stünde er nicht in einer Taverne, sondern in der ersten Reihe eines Heers kurz vor der Schlacht. Die Axt in seiner rechten Hand sah so mächtig aus, als könnte ein starker Arm damit eine aus Bronze gegossene Statue mit einem einzigen Hieb von oben bis unten spalten. Der Schild den er trug, war mit Scharten und Beulen übersät, Zeugnisse für eine schier endlose Anzahl an Kämpfen auf Leben und Tod. Aber so lädiert wie er auch aussehen mochte, er wirkte noch immer trutzig gegen die verheerenden Hiebe der Feinde wie der Wall einer Festung, ein tragbares Bollwerk aus Stahl und Holz, ein Meisterwerk zwergischer Schmiedekunst.

Der Zwerg lächelte spöttisch, aber das konnte niemand sehen, da sein großer, weißer Bart die Hälfte seines Gesichts versteckte. Schon der Anblick der zerstörten Türe, als er noch vor dem Haus gestanden, hatte ihn sehr belustigt und als er die Taverne betreten hatte, spürte er sofort, dass hier Streit und Zank in der Luft lagen. Das gefiel ihm, er hatte sich sofort wohlfühlt.

Er war ein wenig müde und erschöpft, es lag ein sehr auszehrender Tag hinter ihm und er war auch nicht mehr der Jüngste. Nicht nur die Klagen feindlicher Waffen haben ihm Kerben ins Angesicht geschnitten, es war auch die Zeit gewesen, denn die meisten Falten an Stirn und Wangen hatte das Alter eingegraben. Doch nichts wirkte erfrischender und belebender, als jemanden mit Wucht die Faust ins Gesicht drücken zu können. Das war wie ein Jungbrunnen für ihn. Daher war er auch ein wenig enttäuscht, dass nun plötzlich Ruhe einkehrte und jeder Zwist zu pausieren schien. Alle Anwesenden sahen ihn an und sie schienen ein wenig eingeschüchtert. Innerlich seufzend musste der Zwerg erkennen, dass er hier keinen angemessenen Gegner würde finden können.

Erschrocken blickte Gaelm zum Ausgangsort des wuchtigen Rufs und irgendwie erwartete er, seinen bisherigen Erfahrungen nach, nichts anderes als neuen Ärger und zusätzlichen Verdross. In den letzten Stunden war so ziemlich alles was schief laufen konnte, auch tatsächlich auf fulminante Weise in die Hose gegangen und der junge Hofherr befürchtete, dass sich dies womöglich auch weiterhin so fortsetzen könnte. Das Schicksal schien ihn auf eine schwarze Liste eingetragen zu haben, aus der es für ihn kein Entkommen mehr geben würde. Seine bittere Selbsterkenntnis war für ihn selbstverständlich kein Grund seine Pflichten zu vernachlässigen. Daher eilte er dem späten, neuen Gast entgegen, um ihn höflich zu begrüßen, obwohl es ihm lieber gewesen wäre, dass der Zwerg sich umdrehen und so plötzlich wie er erschienen war auch wieder verschwinden würde.

Noch ehe Gaelm das Wort an den Neuankömmling hatte richten können, hörte er eine weitere Stimme. Diesmal war es aber weniger erschreckend, eher sanft und milde und es war die Stimme einer Frau, die bis jetzt noch nicht in Erscheinung getreten war.

„Und etwas Speise wäre auch nicht schlecht!“, ergänzte die unsichtbare Frau die Bestellung ihres Vorredners.

Erst jetzt erkannte Gaelm hinter dem stattlichen Zwerg, der breitbeinig auf den Trümmern der geborstenen Eingangstüre stand, eine kleine, fast unscheinbare Dame, augenscheinlich aus dem Volk der Hobbits. Ihr war wohl die zuletzt ertönende Stimme zuzuordnen. Die zwei Ankömmlinge erwarteten offensichtlich keine sofortige Antwort, denn sie akzeptierten das lang anhaltende, verblüffte Schweigen Gaelms, der ihnen entgegen kam und sie nahmen sich die Zeit verwundert umher zu blicken. So etwas sieht man nicht alle Tage. Die Eingangstüre war zerschmettert, gut die Hälfte der Tische und Stühle waren umgekippt und überall auf dem Boden lagen die Scherben zerschmetterter Krüge herum.

Der Zwerg grinste.

„Junge, Junge ! Hier versteht man es aber zu feiern!“, erklärte er bewundernd. Seine Begleiterin wollte ihm da aber nicht beipflichten und stellte abfällig fest:

„Na ja, ein heimeliges Haus ist es nicht gerade!“

Ab diesem Zeitpunkt fand Gaelm seine Stimme wieder. Er wollte auf keinen Fall, dass der beklagenswerte Zustand zum hauptsächlichen Thema eines folgenden Gespräch werden würde. Sofort

beeilte er sich die späten Gästen mit einer seiner Nervosität wegen leicht brüchigen Stimme zu begrüßen.

„Willkommen auf dem Hengstackerhof! Mein Name ist Gaelm, Èogars Sohn. Ich vertrete den Hofherren, meinen Vater. Auf welche Weise kann ich dienlich sein?“

Der Zwerg betrachtete den jungen Hofherren von Kopf bis Fuß, abschätzend wie ein Viehhändler, der den Wert einer Kuh zu bestimmen hatte. Dann aber grinste er und verbeugte er sich leicht übertrieben, um über die Höflichkeit seines Gastgebers zu spotten:

„Mein Name ist Onan und ich bin ein Wächter von der Sippe der Schattenklingen. Ob ihr mir die Hilfe, die ich brauche, anbieten könnt, wird sich erweisen. Zunächst würde es genügen, wenn ihr mir ein frisch gezapftes Bier überlassen würdet!“

Die kleine Hobbitfrau stieß dem Zwerg ihren Ellenbogen in die Seite und sah ihn missbilligend an.

„Wir haben einen Auftrag!“, zischte sie ihm eindringlich zu. Zwar wäre auch sie einer kleinen Pause, die man gut hätte nutzen können, einen kleinen Happen zu sich zu nehmen, nicht abgeneigt gewesen, doch die Pflicht stand bei ihr immer an erster Stelle. Wobei es für einen Hobbit durchaus auch als vornehmste Pflicht gelten konnte, nicht widernatürlich vom Fleisch zu fallen. Aber ihre Mission war einfach zu wichtig, um sich leichtfertig zu verzögern.

Onan räusperte sich verlegen, als wäre er bei einer Unterlassung ertappt worden. Im Grunde gab er seiner Begleiterin recht, doch die Hitze des Tages, die ihn fortwährend in seiner eigenen Rüstung hatte köcheln lassen und die Menge des trockenen Staubs, die er auf seinem Weg hatte schlucken müssen, hatten seine Kehle völlig austrocknen lassen. Daher war für ihn einen gefüllten Krug in den Händen zu halten mehr als überlebenswichtig.

„Verzeiht, Gaelm, Èogars Sohn, ich vergaß Euch die kleine, bezaubernde und immer wieder nörgelnde Diopteia vorzustellen!“, sagte Onan mit einem Augenzwinkern.

Die Hobbitfrau verneigte sich leicht, bemüht, den kleinen Seitenhieb des Wächters zu überhören.

„Ich grüße Euch, Gaelm, Sohn des Èogar! Herr über den Hengstackerhof und dessen vorzüglich duftenden Kochstellen!“, sagte Diopteia feierlich, während sie hingebungsvoll dem vorüberziehendem Aroma gebratenen Fleisches nach schnupperte.

Ein seliges Lächeln machte sich auf Gaelms Gesicht breit. Nicht etwa deshalb, da er eben das seltsamste Lob erhalten hatte, das er jemals in seinem Leben hatte entgegen nehmen dürfen, sondern der Eingebung wegen, die ihm nach Diopteias Worten so plötzlich in den Sinn geschossen war, eine Inspiration wie sie gelegener nicht hätte kommen können. Auf einmal kannte er die Lösung für alle seine Probleme, zumindest soweit es die Situation vor Ort betraf.

Wäre die Hobbitdame im Wuchs sehr viel höher gewesen, Gaelm hätte sich dann nicht zurückhalten können, sie impulsiv in Dankbarkeit zu umarmen. Sie hatte ihn an die zwei traditionellen Grundpfeiler menschlichen Daseins erinnert, die alle Last dieser Welt tragen - dem Essen und dem Trinken. Schon der alte Butterblume aus Bree hatte schon seit jeher immer wieder erklärt: alle Probleme dieser Welt seien nur eine Abwandlung von Hunger und Durst. Wer satt wäre, der hätte auch keine Probleme, meinte zumindest der Wirt des Tänzeldes Ponys gegenüber seinen Gästen! Einige waren beeindruckt von diesen Worten, doch die meisten von Butterblumes Gästen vermuteten hinter seiner Aussage lediglich einen kläglichen Versuch, Speisen und Getränke besser verkaufen zu können. Aber Gaelm sah darin ein Fünkchen Weisheit und er hoffte inniglich, dass er Recht behalten würde.

Und so holte er tief Luft und rief allen Anwesenden zu:

„Es ist schon spät geworden und die Nacht sinkt nun dem Tag entgegen. Doch es ist noch soviel Gebratenes in den Töpfen und das Fass ist auch noch nicht geleert. Ich gehe wohl recht in der Annahme, dass niemand hier wirklich möchte, dass köstliche Speise verderbe und das Bier schal werden würde. Würdet Ihr mir die Ehre geben, Euch vor Eurem Weg nach Hause an den restlichen Köstlichkeiten zu laben? Gebt Eurem Hunger und Durst den Vorrang, denn Ihr seid Gäste des Hauses und es ist uns eine Ehre Euch ab jetzt zu bewirten, ohne Euch auch nur eine Münze abzuverlangen. Fühlt Euch alle eingeladen!“

In der Tat hatte Gaelm mit seine großherzigen Angebot großes Erstaunen bei allen Anwesenden

hervorgerufen. Selbst dem aufbrausenden Holzhändler Drosselwald huschte so etwas ähnliches wie ein Lächeln durch das Gesicht, was seltener geschieht als die Geburt zweiköpfiger Kälber. Nach einer Weile verblüfften Schweigens rührten sich dann wieder leise, fast murmelnd die ersten Stimmen. Gaelm hörte viel Zustimmung, sein Angebot wurde sehr freundlich empfangen. Dann applaudierte jemand, zunächst schüchtern und verhalten, dann doch immer stärker werdend. Ein zweites Paar Hände stimmte mit ein, dann ein drittes und ein viertes. Zuletzt brandete Beifall aus allen Ecken der Taverne auf Gaelm ein und dieser war nun mächtig zufrieden. Die angespannte Lage hatte sich im Handumdrehen beruhigen lassen und der junge Hofherr war sehr erleichtert, dass sein Plan aufgegangen war. Und er hatte mit dem, was er sagte, nicht einmal unrecht gehabt. Tatsächlich war das Bier jetzt schon so warm wie Suppe und das köstliche Aroma gebratenen Fleisches würde sich in nicht allzu langer Zeit in das Gegenteil verwandeln. Die Hitze des kommenden Tages würde die Reste zuletzt verderben lassen. Man würde alles auf den Müll werfen oder an die Schweine verfüttern müssen. Letzteres war allerdings unmöglich, es gab keine Schweine auf dem Hengstackerhof. Leider bringt aber Abfall keinen Zins, das Zeug jedoch unentgeltlich unter die Leute zu bringen dient wenigstens noch dem Ansehen, wenn schon nicht dem Geldbeutel und zudem konnte die Rückkehr eines zarten Friedens dadurch erkaufte werden. Des jungen Hofherren Angebot war weit weniger freigiebig als es bei einer ersten Betrachtung den Anschein hatte, doch das war den Leuten ziemlich egal. Wer mochte schon Freibier und kostenloses Essen hinterfragen? Vielmehr galt es, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und so spendeten alle einen begeisterten Applaus, damit es sich Gaelm nicht noch in letzter Sekunde anders überlegen würde. Doch der Sohn Eogars war kein Dummkopf und er kannte die Gier, die ein solches Angebot entfachen könnte. Daher fügte er sicherheitshalber noch an:

„Das gilt nur für heute Nacht und auch nur so lange der Vorrat reicht!“

Aber selbst diese Einschränkung konnte die Begeisterung der Gäste nicht mehr mindern. Einige waren schon dabei Tische und Bänke aufzurichten, damit Platz wäre für die guten Gaben, andere schlossen sich an und kaum einer suchte den direkten Weg zur Theke. Gaelm lächelte zufrieden. Seine Gäste zur Stunde mochten Säufer und Prasser sein, aber es waren gute Leute, mit dem Herz am rechten Fleck. Selbst Hubert Drosselwald packte mit an. Das letzte mal, dass er sich so selbstlos eingebracht hatte, war er noch ein Kind gewesen und sein Vater hatte ihm gewaltige Prügel angedroht, sollte er sich der Arbeit verweigern. Der Holzhändler hatte seit jeher die Angewohnheit, schwere Arbeit auf andere Hände abzuschieben, doch diesmal schloss er sich nicht aus. Was tut man nicht alles für Freibier! Gaelm atmete tief durch, dann wandte er sich wieder Diopteia und Onan zu.

„Nun zu Euch. Wie kann ich Euch dienlich sein?“

Onan grinste breit, als gälte es mit den Zähnen einen Tunnel durch Felsgestein zu graben.

„Oh – das habt ihr bereits getan!“, erklärte er die Hände reibend. Dann fügte er die für ihn sehr wichtige Frage an:

„Wo steht das Fass?“

Diopteia drehte verärgert die Augen nach oben. Es war doch immer dasselbe mit diesem versoffenen Zwerg. Für einen gefüllten Humpen würde er jeden Auftrag leichtfertig hintenan schieben, selbst dann, wenn es sich um ein widerwärtiges Gesöff der Biergenossenschaft handeln würde. Und so schnitt sie Onan die Rede ab und ergriff ihrerseits das Wort:

„Ihr tötet gut daran, diesem abgefüllten Bierschlauch die Antwort zu verweigern, sonst bliebe Euch nichts mehr, womit ihr Eure anderen Gäste erfreuen könntet. Wir ...!“

Weiter kam sie nicht. Nun war ihr Onan ins Wort gefallen und er schien leicht verdrossen zu sein. Es gefiel ihm überhaupt nicht, mit einem abgefüllten Bierschlauch verglichen worden zu sein.

„Nun mal ganz langsam, du Halbling!“

Onan schnaubte vor Zorn!

„Wen nennst du hier einen?“

Vor lauter Empörung brachte der Zwerg diese schlimmen, abfälligen Wörter nicht mehr über die Lippen und die kleine Pause, die dadurch entstand, nutzte Diopteia zum Kontern.

„Ehe du hier jetzt einen kleinen Aufstand baust, darf ich dich an die Worte von Mutter Diandra

erinnern, als sie dir den Auftrag erteilte und mich zu meinem Unheil an deine Seite gestellt hatte. Sie benutzte dabei die Worte zuverlässig, eilig und wichtig! Ist dir die Bedeutung dieser Worte bekannt?“ Halb verlegen, aber zur anderen Hälfte immer noch im Zorn, maulte Onan in abweisendem Ton: „Natürlich ist mir die Bedeutung dieser Worte bekannt. Aber kennst du dafür die Bedeutung des Worts durstig? Wenn ich hier vor deinen Augen vertrocknen würde, könnte ich die Mission auch nicht mehr abschließen können. Denk darüber nach, sofern du auch anderen Dingen nachsinnen kannst, als nur über die Aussicht auf die nächsten Mahlzeit!“

Diopeteia seufzte und beendete den fruchtlosen Disput. Sie widmete ihre Aufmerksamkeit wieder Gaelm zu, das schien ihr sehr viel sinnvoller zu sein.

„Wir suchen unseren Anführer. Wir folgten seiner Spur und die führte uns hierher. Wir gehen davon aus, dass er in Eurem Haus eingekehrt sein muss. Sollte dies der Fall sein, dann geleitet uns zu ihm. Wir haben Nachrichten von allerhöchster Dringlichkeit!“

Onan grummelte vor sich hin. Er war zwar kaum zu verstehen gewesen, aber es war sehr wahrscheinlich eine Zustimmung gewesen. Gaelm konnte nicht anders, er musste lachen. Das Gezänk der beiden war aber auch zu komisch.

„Ich glaube, ich kann Euch allen beiden helfen!“, verkündete er erheitert und er versuchte sehr überzeugend dabei zu sein. Er fühlte sich jetzt fast schon berufen dazu, Schlichter eines jeden Streits zu sein, egal ob er von zwei gegensätzlich gesinnten Gruppen in einer Taverne oder einem Zwerg und einer Hobbitdame ausgetragen werden sollte.

Die Spitze des Wurfspießes hatte sich tief in das harte, trockene Erdreich gegraben. Er musste mit ungeheurer Wucht geschleudert worden sein. Nach der Rolle seitwärts schlängelte sich Swanter auf dem Boden kriechend hinter den Badezuber. Der Stiel des Speers zeigt fast aufrecht stehend in südwestliche Richtung, das war gerade noch zu sehen, denn inzwischen sind noch ein paar Fackeln mehr erloschen, der nördliche Teil des Geländes lag nun in Finsternis. Es bestätigte Swanters Vermutung, der Angriff könnte vom Dach des Haupthauses über ihn gekommen sein. Das war alles andere als günstig für den Schurken. Dort oben war der Feind unangreifbar. Swanter war nur für einen Nahkampf gewappnet, er hatte nur die Wurfdolche, die er dem Toten abgenommen hatte, um auch über ein gewisse Entfernung kämpfen zu können. Doch er konnte kein Ziel erkennen. Er sah nur die Konturen des Hauses im Licht der Laternen, die auf der anderen Seite des Gebäudes auf dem Vorhof noch brannten. Hören konnte er auch nichts, der Angreifer schien in Stille zu verharren, wartend auf eine neue Chance Swanter zu attackieren. Hinter dem Zuber war der Schurke für den Augenblick sicher. Aber das konnte sich schlagartig ändern, vor allem dann, wenn der Angreifer auf dem Dach, wie fast mit Sicherheit anzunehmen wäre, nicht alleine operieren würde. Sie kämpfen ja immer zu zweit! Swanter konnte aber keine weiteren Schritte vernehmen, doch das war ohne Bedeutung. Der Feind, dass wusste der Schurke, konnte sich, wenn es darauf ankäme, fast lautlos bewegen.

Swanter wollte sich nichts vormachen, er saß in der Falle! Selbst wenn er den Ausgang des Badebereichs ungeschoren erreichen könnte, ließe er womöglich dem Partner des Angreifers direkt in die Arme. Aber eine Flucht nach vorne schien auch unmöglich zu sein, wie hätte er den Mann auf dem Dach erreichen sollen, zumal er nicht genau wusste, wo dieser stand. Swanter wurde unruhig, wie immer, wenn die Zeit gegen ihn arbeitete. Doch dann sagte er sich, wer niemals das Unmögliche anstreben würde, der müsste sich immer nur mit dem Möglichen zufrieden geben. Er beschloss in die Offensive zu gehen. Auf direktem Weg würde das aber nicht gelingen, er musste mit einer Finte beginnen. Es brannten nur noch wenig Laternen, die Fackeln waren mit der Zeit alle erloschen. Das war nicht viel Licht für eine Kampfarena, aber es sollte genügen.

Swanter richtete sich auf und ging einen Schritt zur Seite, ließ sich dann aber gleich wieder in seine Deckung zurückfallen. Seine Hoffnung, dadurch einen Angriff zu provozieren, wurde nicht enttäuscht. Nur einen Wimpernschlag später bohrte sich ein weiterer Wurfspieß in den Boden, diesmal in einem etwas flacheren Winkel. Das war nach dem ersten Wurfspieß nun schon der zweite Hinweis auf den möglichen Standort des Angreifers. Swanter versuchte einen Angriff auf gut Glück, er schätzte das Ziel

ab und dann schleuderte er einen Dolch gegen den unsichtbaren Feind. Danach duckte er sich sofort wieder hinter den Zuber. Offensichtlich hatte er gut geschätzt und das Glück war ihm reichlich hold gewesen. Swanter hörte einen unterdrückten Schmerzensschrei, dann ein unruhiges Getrappel auf dem Dach. Es hörte sich sehr unregelmäßig an, als verlöre der Feind das Gleichgewicht. In der Tat war gleich darauf ein Geräusch zu vernehmen gewesen, das von einem Schlittern herrühren könnte. Zuletzt schlug etwas hart auf dem Boden auf und irgendjemand fluchte haarsträubend und ächzte fast mitleiderregend.

„Das wirst du mir büßen, Swanter Breitenfeld!“, sagte der Fremde mit von Schmerz gepeinigter Stimme und kam langsam in den Schein der wenigen, noch verbliebenen Laternen. Die Zeit des Versteckspiels war vorbei. Es waren keine Wunden an ihm zu erkennen gewesen, der Dolch hatte ihn offensichtlich verfehlt, aber immerhin genügend durcheinander gebracht, um den Halt zu verlieren und vom Dach zu stürzen. Der Fremde rieb sich die schmerzende Hüfte und er humpelte auch leicht, aber er hatte nach dem Aufprall auf dem harten Boden aus nicht unerheblicher Höhe keine ernsthaften Verletzungen davon getragen.

Diese Stimme, diese Stimme! Swanter dachte fieberhaft nach! Er kannte diese Stimme, sowie er auch den, in diesem Moment noch unbekanntem Angreifer kennen müsste, denn dieser hatte ihn mit seinem vollen Namen angesprochen und das können nur wenige. Noch verweigerte sich ihm die Erinnerung, doch als der Angreifer ins Licht getreten war, wurde Swanter wieder alles deutlich.

„Dermold! Dermold Hasenring! Nannten wir dich früher nicht immer Dermold Hasenfuß?“ Swanter fühlte sich nicht unbedingt glücklich darüber, dass sich ihm nun wieder Bilder aus seiner Vergangenheit aufdrängten. Es hatte schon seine Gründe gehabt, warum er die vergangenen Zeiten zu vergessen versucht hatte. Aber dass es ausgerechnet Dermold Hasenring sein musste, der ihm diese Zeit wieder lebendig machen würde, hatte gleichzeitig etwas erheiterndes.

„Bist du bei der Flucht immer noch sehr viel geschickter als beim Kampf?“

Mit einem Mal war Swanters Erinnerung wieder lückenlos. Er sah darin einen ängstlichen, jungen Mann, den man einen Hasenfuß nannte, da er sich damals angesichts der Gefahr schon mehrmals in die Hosen gepisst hatte. Sein Umgang mit Waffen war so ungeschickt, dass niemand damit gerechnet hatte, dass er lange überleben würde. Man ging mehr davon aus, er würde sich beim wilden Fuchteln mit dem Dolch irgendwann einmal selbst entleiben. Aber er schien dazu gelernt zu haben. Er hatte noch vor kurzer Zeit die zwei Wurfspere mit äußerster Kraft geworfen und sie hatten ihr Ziel, Swanter dankte in diesem Zusammenhang seinen flinken Instinkten, nur sehr knapp verfehlt. Man durfte ihn nicht unterschätzen! Der Dermold, der jetzt vor ihm stand, hatte mit dem jungen Angsthansen von damals nichts mehr zu tun. Er hatte dazu gelernt und sich zu einem gefährlichen Kämpfer gemausert. Das hielt Swanter aber nicht ab ihn weiter zu verspotten.

„Du trägst ja Hosen! Wären für dich Röcke nicht besser? Die werden nicht so schnell nass, wenn man es wieder einmal nicht halten kann!“

Swanters Schmähungen trafen mitten in die Seele seines Feindes. Dermold verzog bitter betroffen das Gesicht zu einer gepeinigten Grimasse. Wie auch Swanter erinnerte sich auch Dermold nicht gerne an jene nun schon lange zurückliegenden Tage. Es war für ihn eine Zeit der Unterdrückung und Erniedrigung, aber auch eine harte Schule gewesen, die ihm bis heute am Leben erhalten, aber seine Empfindsamkeit völlig ausgelöscht hatte. Noch nicht einmal das Töten konnte er noch als Freude empfinden. So wurde sein Blick wieder stechend und mit Hass erfüllt blitzten seine Augen auf den Schurken. Er wollte Swanters Tod und diesmal würde es ihn mit Genugtuung erfüllen.

„Das mag früher einmal so gewesen sein, nun aber nennt man mich Dermold, den Schlächter!“, sagte Dermold knurrend.

Swanter nickte anerkennend, grinste aber hämisch dabei.

„Sieh an, sieh an! Der kleine Welp hat nun das Kläffen gelernt! Wie bist du denn zu diesem Titel gekommen? Hast du ein paar gestohlene Hühner geköpft?“

Sie standen jetzt etwa zwei Schritte lang voneinander entfernt. Swanter konnte den heillosen Zorn Dermolds fast schon körperlich spüren. Das war ihm aber sehr recht. Diese Wut galt es zu schüren,

denn Zorn verursacht Fehler. Nachdem Dermold entgegen aller Erwartungen noch lebte, schien er sich zu einem passablen und gewissenlosen Kämpfer und Mörder entwickelt zu haben. Er mochte seine Gefühle mittlerweile fast komplett unterdrückt haben, dass zuletzt nur noch Hass und Wut seine Seele ihre Heimat nennen konnten, doch waren alle anderen menschlichen Regungen nicht gänzlich verschwunden, sondern brodelten tief in seinem Innersten wie ein schlafender Vulkan. Hass ist wie der große Bruder der Angst und Brüder lassen sich nicht im Stich. Aber noch war die Zeit des Ausbruchs nicht gekommen, denn anstatt wütend voran zu stürmen, grinste Dermold hässlich.

„Kennst du noch Ormbruch und Keznik, einfältiger Swanter?“

Diese Frage überraschte den Schurken. Natürlich kannte er die beiden. Sie waren seine Lehrmeister gewesen und er hatte sie zumindest als solche verehrt. Ormbruch war der beste Kämpfer, den er damals kannte und Keznik hatte ihm alles beigebracht, was Swanter noch heute über das Stehlen aus fremden Taschen wusste. Aber wie alle anderen der Truppe, waren auch sie gewissenlose Halunken gewesen, denen ein Menschenleben nicht mehr wert war als ein billiger Brotbelag. Nicht zuletzt fand es Swanter seltsam, dass Dermold ausgerechnet diese zwei Übeltäter ins Gespräch gebracht hatte, denn unter niemandem sonst in der Truppe als unter Ormbruch und Keznik hatte Dermold mehr zu leiden gehabt damals. Sie hatten die übelsten Späße mit ihm getrieben und es war nur einem Wunder zuzuschreiben gewesen, dass Dermold diese Misshandlungen halbwegs hatte überstehen können. Swanter wollte sich daran im Detail gar nicht erinnern, es wäre zu ekelhaft und zu grauenerregend geworden.

Swanter kraulte sich den Bart und tat so, als müsse er nachdenken, doch die Bilder von damals waren ihm tatsächlich jetzt wieder sehr gegenwärtig, so unangenehm er das auch empfand.

„Ich glaube ... ja, ich kenne die beiden!“ sagte der Schurke gedehnt, „Sie lehrten mich zu kämpfen und dir, wenn ich mich recht erinnere, brachten sie das Kuschen bei?“

„Ich kusche nun vor niemandem mehr!“, erwiderte Dermold knurrend, „Seit sehr langer Zeit lasse ich andere vor mir niederknien und es ist ein verdammt gutes Gefühl!“

„Darf ich das so verstehen, dass auch Ormbruch und Keznik nun ihr Haupt in Ehrfurcht vor dir neigen?“, fragte Swanter lächelnd, allein die Vorstellung, es könnte so sein, war mehr als erheitend, „Ich meine anders als sonst, als sie zwingend nach unten blicken mussten, um dich überhaupt sehen zu können, weil du gerade wieder auf dem Bauch vor ihnen herumgekrochen bist.“

„Ich sagte dir bereits: ich krieche vor niemandem mehr!“, brüllte Dermold, „Und vor Ormbruch und Keznik sowieso nicht mehr. Sie sind beide tot!“

„Was für eine entsetzlicher Verlust für die Finsternis!“, meinte Swanter spöttisch und fragte sich insgeheim dabei, wie lange er seinen Gegner noch verhöhnen müsste, bis dieser sich in seiner Wut zu einem unüberlegten Handeln reizen ließe. „Wie mag das nur passiert sein? Haben sich die beiden über deine Ungeschicklichkeit totgelacht?“

Wider Erwarten blieb Dermold zurückhaltend. Das ließ Swanter ein wenig erschauern und er hoffte, dass er den Feind nicht völlig fehl eingeschätzt hatte.

„Das war ganz einfach!“, erklärte Dermold, „Ormbruch wurde einst von einem heftigen Fieber geschüttelt. Ich sollte ihm zur Ader gehen und das tat ich dann auch sehr gründlich. Ich ließ das Blut fließen bis er vollkommen leer war. Ich ergötzte mich an seinem hilflosen Blick, als er bemerkte, dass das Leben aus ihm heraus tröpfelte. Er war schon zu schwach, um sich noch wehren zu können. Als sein sterbender Körper zu zucken begann, kam es mir vor wie ein Tanz und das Röcheln kurz vor seinem Ende wollte mir als wunderschöner Gesang erscheinen!“

Dermold erinnerte sich an den Mord mit einer derart entrückten Verzückung, dass es Swanter langsam mulmig wurde. Der Schmerz und die Erniedrigung hatten Dermold zur Bestie werden lassen. Er würde das Erlittene gnadenlos an alle, die seinen Weg kreuzen würden, weitergeben, dessen war sich der Schurke nun sicher. Aber noch immer erfolgte kein Angriff des Mörders. Das ganze wurde für Swanter langsam zu einem Spiel mit der Zeit. Er war ihm ja bekannt, dass diese Leute der Truppe immer zu zweit in den Einsatz gingen und weit konnte der Partner Dermolds nicht sein, wenn dieser Irre überhaupt einen Partner hatte. Wer kämpft schon gerne an der Seite eines Wahnsinnigen, wenn die

Gefahr besteht, beim ersten Aufkeimen von Frustration vom eigenen Partner massakriert zu werden? Swanter hingegen setzte darauf, dass Abalea jeden Moment auf der Bildfläche erscheinen könnte. Sie hätte ihn schon längst einholen müssen, ihr Eintreffen war überfällig. Ihr überstürztes Aufbrechen aus der Taverne hatte zwar einen anderen Hintergrund als die momentane Situation, war aber nicht minder gefährlich. So mischte sich in die Hoffnung Swanters langsam die Sorge, Abalea könnte in Schwierigkeiten geraten sein. Sollte dies der Fall sein, so müsste er ihr unverzüglich zu Hilfe kommen, aber noch war Swanter durch diesen mordlüsternen Attentäter gebunden. Es gab jetzt nur noch zwei Möglichkeiten, die Sache zu beschleunigen. Entweder Swanter würde zum Angriff rüsten oder er brächte Dermold endlich dazu selbst anzugreifen, sonst würde zuletzt derjenige die Oberhand gewinnen, dessen Verstärkung als erste eintreffen würde. Swanter wollte darauf nicht mehr bauen, denn mehr und mehr überkam ihn die Ansicht, dass es wohl Gründe geben musste, dass seine Gefährtin noch nicht aufgetaucht war.

Zwar drängte die Zeit, aber Swanter hätte einfach nur gerne gewusst, was aus Kreznik geworden war. Es interessierte ihn, auf welche Weise wohl dieser ums Leben gekommen war. Swanters Mitleid mit den beiden Verblichenen hielt sich in Grenzen, ihr Ableben hatte die Welt ein klein wenig freundlicher werden lassen, aber die Art des mörderischen Vorgehens Dermolds war für einen Attentäter der Truppe auf ungewöhnliche Weise grausam und das musste Gründe haben.

„Und Kreznik? Hatte der auch Fieber?“, fragte Swanter.

Dermold grinste, als habe Swanter ihm gerade eine heitere Anekdote erzählt.

„Kreznik starb auf einem Höhepunkt des Glücks. Es war ein wahrhaftiger Spaß ihn von dort ins Grab zu stoßen!“

Dass Kreznik durch die Hand Dermolds gestorben war, hatte Swanter schon geahnt und er wusste nicht so recht, ob er Einzelheiten dieser Tat wissen wollte, dennoch fragte er nach.

„Wie darf ich das verstehen?“

„Kreznik war wieder einmal besoffen und hatte sich ein halbes Dutzend Huren auf sein Zimmer in der Herberge bestellt!“, erzählte Dermold und wieder mit dieser verspielten Verzückung, die er schon beim Geständnis des Mords an Ormbruch hatte. Swanter hätte zu gerne gewusst, in welcher Stadt und in welcher Herberge das geschehen wäre, aber darauf ging Dermold nicht ein. Es war untypisch für Kreznik gewesen in Herbergen einzukehren, denn er bevorzugte stets die Nacht auf der Straße zu verbringen, bei seiner Herde, wie er immer sagte. Unter seiner Herde verstand er die vorübergehenden Bürger, die man um ihre Geldbeutel erleichtern konnte, wie eine Kuh von ihrer Milch. In der Nacht klappte das sogar noch besser als am Tag, denn die Dunkelheit ist ein Geährte der Diebe. Aber in einer Herberge wären die Voraussetzungen für einen erzwungenen Wechsel eines beliebigen Besitzstands nicht so günstig gewesen. Swanter verfolgte seinen Gedanken zu dieser Merkwürdigkeit nicht weiter. Es war aber eine Nebensächlichkeits, die noch wichtig werden konnte. Vorerst wollte er aber den folgenden Erzählungen Dermolds lauschen, wenn auch nur widerstrebend.

Wie nicht anders zu erwarten gewesen war, hatte auch Kreznik ein grausames Ende gefunden. Dermold hatte ihn bei seinen Liebesspielen überrascht, den Dolch gezückt und kurzerhand vor den Augen der anwesenden Huren mit einem einzigen Schnitt entmannt. Und während das Opfer langsam verreckte, vergnügte sich Dermold mit den Frauen, die viel zu schockiert gewesen waren, um zu flüchten oder sich noch großartig wehren zu können. Dermold wollte, dass sein Treiben die letzten Bilder werden, die Krezniks Augen noch erblicken würden, ehe er seine letzte Reise in die Dunkelheit antreten würde. Swanter wurde bleich bei dieser Geschichte, ein lähmendes Grauen überkam ihn. Woher kam dieser Hass? Warum diese ausgesuchten Grausamkeiten? Die Attentäter der Truppe hatten für gewöhnlich ein sehr viel einfacheres, dezenteres Vorgehen. Man legte eine Schlinge um den Hals des Opfers und zog rasch zu oder man schnitt mit einem scharfen Messer die Kehle durch. Das war effektiv, schnell und vor allem nahezu lautlos. Wie ein Geist auftauchen, hieß es immer, wie eine Schlange zuschlagen und wieder wie ein Geist verschwinden. Das war die Devise der Attentäter der Truppe! Niemals wäre jemandem in den Sinn gekommen, die Opfer so speziell zu verhöhnen oder zu erniedrigen. Es war ja auch nie etwas persönliches dabei. Der Tod dieser Menschen brachte bare Münze, sonst nichts. Doch

bei dem Hass Dermolds war sehr viel persönliches dabei gewesen, anders ließen sich solche brutalen Unmenschlichkeiten nicht erklären. Als er Swanter angriff, tat er dies rasch und aus dem Hinterhalt, mit dem Ziel, ihn auf die schnelle Art zu töten, so dass es einem guten Attentäter würdig gewesen wäre. Warum also mussten Ormbruch und Kreznik so qualvoll sterben?

Swanter forschte fieberhaft in seinen Erinnerungen. Irgendetwas musste mit Dermold damals geschehen sein, das Jahre später solche Grausamkeit entfacht hatte und die zwei auf üble Art durch anhaltende Blutleere verblichenen Halunken, hatten ganz bestimmt einen erheblichen Anteil daran gehabt. Die Erinnerung kam ihm so langsam und bedächtig wie die Morgenröte zu Beginn eines düsteren Tags.

Swanter schnippte mit den Fingern, als sich dieser spezielle Teil der Vergangenheit erhellte. Aber es war Dermold, der das Gespräch fortführte.

„Weißt du noch?“ , begann er, konnte das Wort nicht fortführen, da ihn Swanter unterbrach.

„Selbstverständlich!“ , antwortete Swanter, natürlich ohne Kenntnis darüber, was Dermold eigentlich auszuführen gewillt gewesen war und er bemühte sich, sich möglichst gelangweilt dabei zu anhören.

„Wie ...??“

Es war Swanter gelungen Dermold zu irritieren, doch führte dessen Verwirrung leider zu einem leichten Abklingen seines Zorns. Das war nicht im Sinne des Schurken gewesen, denn genau das Gegenteil hatte er bewirken wollen. Es war aber nur ein leidlicher Rückschlag. Swanter war sich sicher, das verheerende Feuer der haltlosen Wut in seinem Gegner wieder anfachen zu können.

„Es war an einem angenehm warmen Herbsttag gewesen und wir hatten unser Lager am Rand des Alten Waldes aufgeschlagen! Richtig?“

Dermold nickte stumm und war gleichzeitig überrascht. Genau diese Begebenheit zu erzählen hatte er im Sinn gehabt und ihm war völlig schleierhaft, wie Swanter darauf gekommen sein könnte. Der Schurke konnte fühlen, dass er getroffen hatte und dementsprechend machte er weiter.

„Wir wollten damals auf dieser Baustelle auf halbem Weg zwischen Bree und dem Bockland Bauholz klauen. Warum wir das tun wollten weiß ich nicht mehr, es war halt ein Auftrag.“

„Ja, das ist richtig!“ , bestätigte Dermold mit einer leicht krächzenden Stimme.

„Aber wir waren nicht sehr erfolgreich. Du bist über einen leeren Eimer gestolpert, der dann scheppernd umfiel!“

„Auch das ist leider richtig!“ , bekannte Dermold mit leidvoller Miene.

„ Und du bist dann auch gestürzt deswegen, und zwar direkt auf den Schwanz eines schlafenden Wachhundes!“

„Richtig!“ , stimmte Dermold widerwillig zu.

„Der Hund hatte dich dann gebissen und dein Schmerzensschrei war sogar im Auenland noch zu hören gewesen!“

„Das ist wiederum richtig!“ , musste Dermold zugeben und er rieb sich die Stelle an seinem Arm, an der ihn dieser Hund damals erwischt hatte.

„Im Nu waren zahllose Arbeiter zur Stelle und alle hatten Knüppel, Pickel und andere Werkzeuge in der Hand , die im Falle eines Falles außerordentlich weh tun können!“

„Auch das ist richtig!“

„Wir mussten Hals über Kopf fliehen!“

„Das mussten wir – richtig!“

„Ormbruch und Kreznick waren mächtig böse auf dich, weil du alle vermässelt hast!“

Dermold schwieg und Swanter hatte das Gefühl auf der richtigen Spur zu sein. Jedes Unglück hatte seinen Ursprung und genau dieser Quelle näherten sie sich.

„Als wir gedemütigt am Lagerfeuer kauerten, wurde ein neuer Plan ausgeheckt, um unser Versagen erträglicher zu machen. Was das so?“

„Ja!“

„Es ist lange her, aber ich erinnere mich gut!“ , sagte Swanter bissig und kam dann auf den Kern der Sache, „Ein Forsthof sollte unser neues Ziel werden, damit wir den Tag befriedigend abschließen

könnten!“

„Das ist richtig!“, erwiderte Dermold lauernd, „Das war Krezniks und Ormbruchs Idee gewesen. Du erinnerst dich?“

Swanter nickte zustimmend.

„Es ging damals, soweit ich mich erinnere, gar nicht um Raubgut!“

„Wieder richtig!“, bekannte Dermold, „Sie hatten schon seit Wochen keine Frau mehr in ihre Gewalt bekommen und wollten sich nun dort mit den Mägden vergnügen!“

„Ja, ja...!“, sagte Swanter und hob dann den Finger, als habe er eine Erleuchtung erfahren, „Aber da waren keine Mägde, die hatten alle Ausgang oder so!“

„Wiederum richtig!“

Dermold hatte einen Unterton in seiner Stimme, der Swanter gar nicht gefiel. Offensichtlich erinnerten sich sowohl er, als auch Dermold genauso gut an die damalige Begebenheit. Das war keine schöne Angelegenheit gewesen damals, warum sollten man das alles noch einmal durchkauen, obwohl beiden klar sein musste, wie die ganze Sache ausgegangen war. Aber Dermold hatte damit angefangen.

„Du hast dir damals ein kleines Lagerfeuer vor dem Hof gemacht, um Würstchen zu braten!“, fuhr Dermold an Swanters Stelle fort. Es störte ihn, dass der Schurke nur häppchenweise mit seinen Erinnerungen herausrücken wollte.

„Ich hatte einfach Hunger!“, erwiderte Swanter, „Und da sonst nichts los war, dachte ich, wir könnten etwas zu uns nehmen!“

Dermold schluckte trocken und sein Groll wuchs ins Unermessliche. Nachdem er aber schwieg, ergriff Swanter wieder das Wort.

„Es war gar nicht so einfach ein Feuer zu entfachen! Das Holz war ziemlich feucht gewesen!“

„Deswegen musste ich dir ja auch trockenes Stroh aus dem Stall holen.“, ergänzte Dermold bissig. Swanter konnte hören, dass er dabei mit den Zähne knirschte, was der Stimme einen besonders hässlichen Klang verliehen hatte.

„Genau!“, bekräftigte Swanter, „Und als ich die ersten Würste in der Pfanne haute, gingen Ormbruch und Kreznik mit dir in die Scheune des Hofes, um dir irgendetwas zu zeigen. Was war das eigentlich, was sie dir zeigen wollten? Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass du danach tagelang nicht mehr sitzen konntest.“

„Du Sohn einer räudigen Hündin, du weißt genau, was damals passierte!“, zischte Dermold wütend, widersprach Swanters versteckter Behauptung aber nicht. Dermolds Stimme bebte und kündigte baldige Raserei an, der Vulkan schien kurz vor dem Ausbruch zu sein. Warum, zum Henker, griff der Kerl nicht endlich an? Jeder andere wäre schon haltlos vor Zorn auf Swanter zu gestürmt. Was hielt ihn zurück, obwohl nur noch wenig innerer Druck mehr wahrscheinlich seinen Kopf zum Bersten gebracht hätte? Swanter wäre bereit gewesen. So entspannt sein Äußeres auch erscheinen mochte, alle sein Sinne waren bereits auf Kampf getrimmt und das Kontern war nun mal seine Stärke, mehr als der frontale Angriff. Aber diesen Gefallen tat ihm Dermold nicht. Das war sehr unheimlich und irgendwie auch sehr ungewöhnlich. Irgendetwas stimmte nicht.

„Du bist einfach nur dagesessen und hasst Würstchen gefuttern!“, raunzte ihn Dermold grimmig an.

„Nun, sie waren lecker!“, sagte Swanter und rieb sich genießerisch den Bauch.

„Mehr hast du dazu nicht zu sagen?“

„Oh doch! Da brennt noch eine Frage auf meinen Lippen! Warum erzählst du mir jetzt diese alte Geschichte? Warum nicht damals schon? Du bist den beiden wie ein Hündchen gefolgt und hast brav das Stöckchen geholt, wann immer es ihnen gefallen hatte, es zu werfen. Und wenn man dich fragte, ob das alles in Ordnung wäre, dann hast du eifrig genickt und ein Loblied auf deine Herrchen gesungen. Hast du jemals `nein` gesagt? Hast du dich jemals gewehrt? Hast du jemals eine Grenze gezogen? Und als Ormbruch vorschlug, wir sollten zum Försterhof gehen und uns ein paar junge Mägde schnappen, wer hat denn dieser üblen Idee am meisten Beifall gespendet, nur um ihm zu gefallen? Letztlich hast du ja gesehen, was bei einer solchen Unterwürfigkeit heraus kommt und erleben müssen, wie hart das Leben einer Magd sein kann! Da habe ich doch lieber Würstchen gegessen und darüber nachgedacht,

ob mein weiteres Leben so aussehen soll, an der Seite von Sklavenhaltern und Sklaven, die gemeinsam der Kette huldigen! Deshalb habe ich die Truppe verlassen und mir ein neues Leben gesucht!“

„DU HAST DIE TRUPPE VERRATEN !!!“, brüllte ihm Dermold, alle Vorsicht vergessend, entgegen, „DU HAST DICH EINFACH AUS DEM STAUB GEMACHT!!“

Swanter wurde nachdenklich, sehr nachdenklich sogar! Die Worte Dermolds hatten ihn betroffen gemacht, denn er fühlte sich des Verrats überführt! Nicht etwa gegenüber der Truppe, aber er hatte den jungen, verängstigten und missbrauchten Dermold in der Schlangengrube zurück gelassen, während er selbst einer neuen, besseren, wenn auch nicht sehr viel mehr rechtschaffener Zukunft entgegenstrebt. Auf einmal sah er sich in der Verantwortung über das, was aus dem geknechteten Jungen von damals bis zum heutigen Tag geworden war. Swanter hatte sich schuldig gemacht, wie er es selbst sah, noch mehr als Ormbruch und Kreznik, die Peiniger, denn er hatte Dermold in deren Händen zurückgelassen. Aber es war zu spät! Zu spät für damals und zu spät für heute. Der Vulkan würde jeden Moment ausbrechen und jede Linderung würde fruchtlos bleiben. Swanter konnte Dermold nicht mehr einfach töten, auch wenn er zur Bestie geworden war, ein Ungeheurer, geformt auch von den Händen Swanters. Bei seinem Gegner sah das leider anders aus!

„JETZT WIRST DU STERBEN, SWANTER BREITENFELD!“, brüllte Dermold haltlos und stürmte vorwärts, das Schwert zu einem tödlichen Schlag ausgeholt.

Swanter überraschte der Angriff nicht, er hatte ihn sogar erwartet. Es war ein leichtes dem Hieb auszuweichen. Doch Dermold fing den Schwung der Attacke, die ins Leere gegangen war, ab und ging sofort wieder auf seinen Gegner zu. Zweimal stieß er mit seiner Klinge zu, aber Swanter wich immer wieder leichtfüßig nach hinten aus, duckte sich bei einem weiteren Angriff unter der geschwungenen Klinge hindurch und tänzelte seitwärts nach links oder nach rechts, je nachdem wie Dermold mit dem Schwert auf ihn eindringen wollte. Zu diesem Zeitpunkt hätte Swanter schon mehrfach seinen Dolch todbringend in Dermolds Körper versenken können, doch Mitleid und Reue hielten ihn zurück. Doch Dermolds Besessenheit blieb ungebrochen. Seine Raserei schien durch endlos anmutende Ausdauer genährt und seine Kraft wurde immer mächtiger. Es war nur eine Frage der Zeit, wann er Swanter treffen, verletzen und töten würde. Bei aller Rücksicht, die in Swanter für Dermold gewachsen war, einfach aufzugeben und sich seinem Schicksal zu überlassen, stand auf keinem Fall in seiner Absicht. Und als Dermold wieder einmal mehr mit seinem Schwert über seinem Kopf ausholte, um seinen Gegner in der Mitte zu spalten, wich Swanter nicht zurück, sondern sprang nach vorn und schlug mit der geballten Faust zu. Er traf Dermold an der linken Schläfe, noch ehe dieser seinen Schwerthieb hatte ausführen können. Dermold fiel wie ein gefällter Baum zu Boden und rührte sich dann nicht mehr. Swanter atmete erst einmal tief durch. Der Kampf hatte ihn viel Kraft gekostet und es brauchte seine Zeit, bis er sich wieder konzentrieren konnte. Er hatte gesiegt und Dermold dabei nicht getötet, aber es kamen ihm Zweifel, ob er recht gehandelt hatte. Er hätte es in der Hand gehabt, die Welt von einer Bestie zu befreien und lediglich seine eigenen Anteile an dieser schlimmen Sache hatten seine Hand zurückgehalten. Nun hatte er womöglich ein blutiges Übel verschont und das konnte ihn auch nicht zufrieden stellen. Swanter fühlte sich innerlich zerrissen, als Dermold regungslos vor ihm lag.

Sollte er ihm den Todesstoß geben?

Sollte er ihn verschonen, da dessen Schuld auch die eigene war?

Swanter war sich unschlüssig, wie er weiter verfahren sollte. Dermold würde irgendwann wieder erwachen, was sollte Swanter dann tun?

Das Vernünftigste war wohl, den Gegner erst einmal zu entwaffnen. Swanter nahm das Schwert Dermolds, es lag seiner Hand entglitten etwa einen Schritt neben dem Bewusstlosen. Aber sicher hatte der Attentäter noch weitere Waffen im Ärmel. Swanter wollte kein Risiko eingehen und bückte sich, um nach diesen Waffen zu suchen. Aber kam nicht mehr dazu, diese Handlung auch durchzuführen. Es traf ihn ein Schlag auf dem Kopf, es wurde ihm sofort schwarz vor den Augen und er fiel genau neben den bewusstlosen Dermold.

Kapitel 13

* Der Rat der Schattenklingen *

Der Raum war nicht sehr groß. Bei einem alltäglichen Betrieb auf dem Hengstackerhof nutzte man ihn als einen Lagerraum für Sättel in allen Größen und Schabracken unterschiedlichster Machart sowie Steigbügel, Zaumzeug und sonstigem Gerät, das für die Reiterei als unverzichtbar galt. Aber auch Säcke mit trockenen Bohnen, Mehl und anderen Nahrungsmittel waren oft dort aufgestapelt. Kurz gesagt: Hier kam alles rein was an dem Ort wo es eigentlich hingehörte, kein Platz mehr war und das war oft der Fall, denn der Hengstackerhof lebte im Überfluss. Sogar ein kleines, bescheidenes Kontor hatte Èogar dort eingerichtet. An diesem fast unscheinbar wirkenden Ort waren schon die bedeutendsten Geschäfte mit den vornehmsten Herren abgeschlossen worden und jedes einzelne davon hat Èogars Ruhm vermehrt, aber nicht zuletzt auch wieder ein Stückchen reicher gemacht. Heute jedoch, auf die Dauer des Pferdemarkts, war von alledem nichts zu sehen. Man hatte das Zimmer zunächst völlig ausgeräumt und danach mit einem großen Tisch und Stühlen mit hohen Lehnen ringsherum ausgestattet, Mobiliar wie aus den Räumen mächtiger Herrscher. An den Ecken standen kleinere, einfache Tische, um die herum nur kleine Hocker standen, gedacht als Orte, vertrauliche Verhandlungen durchzuführen, die auch unter Ihresgleichen nicht für die Ohren aller gedacht wären. Der Raum diente vornehmlich dazu, dass sich Herr und Knecht nicht dieselbe Bank in der Taverne teilen mussten, eine Regelung, die allen Beteiligten sehr entgegen kam. Herren unter sich sprechen doch mit freierer Zunge, wenn sie die Ohren ihrer Bediensteten in der Ferne wissen. Aber auch ihre Untergebenen schätzten die Abwesenheit ihrer Herren, denn so konnten sie einen Humpen Bier nach dem anderen vertilgen ohne die Furcht, es würde jemand mitzählen und ein moralisches Urteil fällen.

In der Tat wurde das Nebenzimmer zum Schauplatz dramatischer, nächtlicher Ereignisse noch vor dem eigentlichen Beginn des Pferdemarkts. Das hatte sich Èogar ganz anders vorgestellt. Mittlerweile hat sich auch er im Nebenraum eingefunden. Er hatte sich zwar schon zur Nachtruhe begeben, im Vertrauen darauf, Gaelm würde alles regeln, was sich im Großen und Ganzen zum Ausklang der Nacht an Arbeit noch auftürmen könnte, aber die lauten und anhaltenden Tumulte haben ihn wieder erwachen und die Sorgen nicht wieder einschlafen lassen. Èogar beschloss schweren Herzens das Bett zu verlassen, um nach dem Rechten zu sehen. Hastig kleidete er sich an und stürmte aus seinem Gemach. Er kam noch rechtzeitig in der Taverne an, um Gaelms Angebot an die Gäste zu hören, wonach alle Anwesenden ab sofort auf freie Kost und freien Trunk hoffen dürften und er erschauerte dabei. Èogar nahm sich vor, im Verlauf des kommenden Tags mit seinem Sohn ein ernstes Wort zu reden, schließlich hat der Hengstackerhof nichts zu verschenken. Der Pferdeherr war sehr erzürnt, aber er ahnte ja nichts von der schwelenden Krise zuvor und Gaelms Großzügigkeit nicht anderes gewesen war als eine Vorkehrung, einen Flächenbrand ausgedehnter Streitigkeiten zu verhindern. Èogar sah in alledem nur Verschwendung und nichts hasste er mehr als das. Der Hofherr wollte nicht bis zum nächsten Tag warten und sprach seinen Sohn sogleich mit herrischer Stimme an.

„Ich hoffe, du hast eine gute Erklärung für deine Freigiebigkeit, mein Sohn!“

Gaelm fuhr herum und erschrak bis ins Gebein, als er seinen Vater erkannte. Ihm war klar, dass der Herr des Hofes alles gehört haben musste, was Gaelm lautstark genug den Gästen verkündet hatte und er rechnete mit einem harschen Tadel, denn die Sparsamkeit seines Vaters grenzte sehr dicht an Geiz. Aber Èogar hatte andere Sorgen und die galten nicht dem Moment, sondern fast schon in besessener Weise dem morgigen Tag, dem Beginn des Pferdemarkts, der seinen Erwartungen gemäß perfekt werden musste. Was bedeutet da schon ein Vorfall, der zwar ärgerlich war, aber sonst ohne jeden Belang? Natürlich nur dann, wenn man die Angelegenheit als beendet betrachten könnte. Doch konnte man das?

Èogar sah zu seinem Leidwesen, dass in seiner Abwesenheit einiges zu Bruch gegangen war. Fassungslos starrte er auf die geborstene Eingangstüre und auf die vielen, auf dem Boden

herumliegenden Scherben. Es brauchte keine große Vorstellungsgabe um zu erkennen, dass es hier eine tüchtige Rauferei gegeben haben musste. Eine Schlägerei in einer Taverne ist in den meisten Fällen kein anhaltender Krieg und nach dem dritten gemeinsamen Humpen fast schon wieder vergessen. Insofern tat es dem Hofherren gut, seine Gäste wieder lachend und schwatzend an den Tischen sehen zu können, auch wenn die Tische dafür erst einmal wieder aufgerichtet werden mussten. Vielleicht hatte er seinen Sohn etwas vorschnell verurteilt. Unter Umständen wäre er ihm sogar noch zu Dank verpflichtet. Sollte es so gewesen sein, dass Gaelms kranke Großzügigkeit die ernstesten Folgen brutaler Handgreiflichkeiten hatte abwenden können, wäre das sehr im Sinne des Hofherren gewesen. Der Pferdemarkt, der erste seiner Art im Breeland, sollte nicht mit Blut gesegnet werden. Zu diesem Zeitpunkt wusste Èogar noch nichts von der schwerverletzten Luilia, die im Nebenraum um ihr Leben kämpfte. Dennoch blieb Èogar ein mächtiges Unwohlsein, eine Ahnung, dass der augenblickliche Friede ein sehr brüchiger sein könnte und sich das Blatt jederzeit würde wenden können, wie bei einem Menschen, der voller Kraft zu sein scheint, obwohl ihm bereits der Keim einer schweren Krankheit innewohnt.

„Was ist geschehen?“, raunte Èogar seinem Sohn zu, möglichst unhörbar für die Gäste, damit nicht noch ein Tumult angefacht werde.

„Schlimmes, mein Vater, sehr Schlimmes!“, flüsterte Gaelm zurück, mehr konnte oder wollte er gar nicht dazu sagen. Der Schrecken der letzten Stunde lag noch immer brennend auf seinem Gemüt.

„Ist der Pferdemarkt morgen in Gefahr?“, hakte der Hofherr besorgt nach.

„Nicht nur der Markt, mein Vater!“, antwortete Gaelm düster, „Wir alle sind in entsetzlicher Gefahr! Meister Marric scheint sich arge Sorgen zu machen, obwohl seine Weisheit sonst über allen Schwierigkeiten erhaben ist. Und wenn es dem Anführer der Schattenklingen schon so ergeht, wären wir Narren, es ihm nicht gleich zu tun!“

Èogar schluckte trocken. Dutzende von Fragen versammelten sich auf seiner Zunge, doch keine davon wollte ihm tatsächlich über die Lippen kommen, die Furcht ließ ihn erstarren. Noch hoffte er, diese seltsamen Vorkommnisse der letzten Stunden dem Zufall zuschreiben zu können, dass es Belanglosigkeiten gewesen waren die, obwohl zunächst bedrückend, dann doch in ein paar Wochen nur noch als Belustigungen in einer heiteren Runde um den Tisch einer Taverne gelten würden.

„Vater, Ihr solltet Euch mit Meister Marric besprechen. Die Schattenklingen haben sich zusammen mit dem Bürgermeister im Nebenraum versammelt, um über die neue Situation zu beraten. Es wäre besser, der Hofherr wäre bei dieser Besprechung zugegen.“ sagte Gaelm ernst, obwohl seine Mundwinkel so seltsam zuckten, als müsse er ein Grinsen unterdrücken, aber ein Lächeln wäre in diesem Moment mehr als unangebracht gewesen.

Èogar nickte stumm und wollte sich bereits auf den Weg machen, als er von seinem Sohn aufgehalten wurde. Gaelms Beherrschung, die seiner wachsenden Heiterkeit bis jetzt noch Einhalt geboten hatte, war offensichtlich verbraucht, denn er grinste von einem Ohr zum anderen.

„Vater, wartet! Ihr habt Euch wohl in aller Eile angekleidet. Euer Wams ist zwar tadellos, jedoch solltet ihr auch die Schlafhaube absetzen, Ihr habt es wohl vergessen.“

Der Hofherr drehte die Augen nach oben, als könne er sich an seiner Stirn vorbei auf das eigene Haupt schauen. Er murmelte etwas unverständliches, riss sich dann die Haube vom Kopf und seine Miene verfinsterte sich, Gaelm zum Zeichen. jetzt besser nichts mehr zu sagen.

Èogar ärgerte sich über seine Unachtsamkeit. Fast hätte er sich der Lächerlichkeit preisgegeben. Edle Kleidung gepaart mit einer Schlafhaube lässt vieles an Würde vermissen und das letzte was er nun brauchen könnte wäre, sich vor den hohen Herrschaften aus Bree als Witzfigur zu präsentieren. Aber wenigstens dieses Unheil war abgewendet. Èogar war sich jedoch sicher, dass dies nicht immer so leicht gelingen würde. Je näher er dem Nebenraum kam, desto bedrückter fühlte er sich und als er den Türgriff in der Hand hielt, fehlte ihm fast der Mut ihn zu betätigen. Als er die Türe öffnete, war es schon fast eine Handlung der Demut gewesen. Èogar fühlte sich scheußlich, als wäre er auf einem Gang zu seinem Richter.

Marric Drosinis wirkte sehr müde und er konnte ein Gähnen immer weniger unterdrücken. Sein ohnehin schon hageres Gesicht sah jetzt schon fast eingefallen aus und um seine Augen bildeten sich langsam dunkle Ringe. Würde ein ganz gewöhnlicher Alltag herrschen, bei dem der Bruch eines Wagenrads an einem Karren das beschwerlichste aller anstehenden Probleme gewesen wäre, hätte er sich schon längst einem segensreichen Schlaf überlassen. Aber heute gönnte er sich keine Ruhe. Vieles war geschehen und alles wollte wohl bedacht sein und wer, wenn nicht er, sollte das tun? Was sich im entgegengesetzten Teil des Nebenzimmer abspielte war ihm fast wie ein Zeichen, das ihn stets zum Durchhalten mahnte, obwohl die Augenlider immer schwerer wurden. Immer dann, wenn der Anführer der Schattenklingen von Schläfrigkeit übermannt zu werden drohte, fiel sein Blick auf die andere Seite des Zimmers und aus dem Anblick, der sich ihm dort darstellte, schöpfte er trotzig neue Kraft. Dort lag auf einem Tisch ausgebreitet die bedauernswerte Luilia, zu Tode wund zwar, aber immer noch am Leben. Shalawing hatte es geschafft die verheerende Wunde zu verschließen und die entsetzliche Blutung aufzuhalten. Das Mädchen hatte bei allem Unbill, das ihr widerfahren war, dennoch verdammtes Glück gehabt. Die Klinge des Attentäters hatte keines ihrer Organe derart verletzt, daß mit einem Ausfall und dem darauf folgenden, sicheren Tod zu rechnen gewesen wäre. Allein der enorme Blutverlust bedrohte nun noch ihr Leben. Aber sie hatte einen beachtlichen Lebenswillen. Daher atmete sie noch, mittlerweile ruhig und gleichmäßig. Shalawing sah zufrieden und erschöpft gleichzeitig aus. Jedesmal, wenn Marric zu ihr hinblickte, so als erwarte er einen Bericht über den Stand der Dinge, zuckte sie lediglich mit den Schultern, denn sie hatte noch keinen Ausblick darüber, wie sich die Dinge noch entwickeln würden. Jetzt aber wagte sie ein zögerndes Lächeln, als wäre alles in Ordnung, aber der Gesichtsausdruck der Elbin sagte etwas anderes, etwas unheilvolleres. Was in ihrer Macht gestanden war, hatte sie getan. Das war nicht wenig gewesen, doch war es genug? Sie hatte die Wunde gesäubert, um Wundbrand vorzubeugen und anschließend verschlossen, die Wundränder vernäht. Es war ein Glück gewesen, dass sich Frau Elvira Moos doch noch entschlossen hatte zu handeln, anstatt nur als Zaungast des Geschehens untaugliche Sprüche von sich zu geben. Ihr Beistand war ein Segen gewesen, denn in ihrer Tasche befanden sich alle die Heilkräuter, ohne die Luilia jetzt schon unselig verblichen wäre und nicht zuletzt auch das Garn, das die Wundränder jetzt aufeinander presste. Frau Moos hatte fleißig gesammelt gehabt und dennoch reichte es gerade eben noch so. Es war schwierig die ganzen Heilkräuter unbehandelt zum Einsatz zu bringen. Es war für ein ordnungsgemäßes Ansetzen von Heilmitteln einfach keine Zeit dazu geblieben. Salben, Tinkturen oder Essenzen herzustellen ist kein Handwerk, das man nebenbei oder auf die Schnelle erledigen kann. Aber sie hatte genügend trockene Pflanzen dabei, sei es als Stiele, Blüten oder Wurzeln, die sie nach alten Rezepten nimmermüde zermörsert hatte und Shalawing als Puder reichte, damit sie sie dort auftrüge, wo sie es für richtig und heilsam hielt. Vilvi hatte unterdessen immer wieder die Verbände gewechselt und keinen Augenblick war sie still dabei gewesen. Sie redete wie ein Wasserfall auf die südländische Magd ein, als wären ihre Worte die einzige Brücke zwischen der Welt der Toten und der Lebenden. Sie erzählte Geschichten aus ihrem Garten, beschrieb prachtvolle Blüten und erklärte alle Kniffe, die dazu dienen, dass sich die Pflanzen wohlfühlen könnten und vermittelte ihr die tauglichsten Methoden unerwünschten Blattläusen endgültig den Garaus zu machen. Vilvi redete und redete, konnte gar nicht mehr aufhören damit. Zwar fühlte sich Shalawing dadurch schon sehr in ihrer Konzentration gestört, doch erkannte sie den Wert von Vilvis endlosen Worten und beschwerte sich deshalb nicht. Luilia fühlte sich offensichtlich durch Vilvis endloses Geplapper als wertvoll angenommen und dadurch ans Leben gebunden, denn es schien fast so zu sein, dass sie auf den Wortschwall der kleinen Gärtnerin mit einem unscheinbaren Lächeln antwortete. Shalawing sah es als einzige, Luilia hatte ihren Frieden gefunden. Doch noch war unklar, was die Seele der Südländerin hinter sich gelassen hatte – den mörderischen Unbill, der ihr widerfahren war oder gar das Leben selbst. Die Magd musste einfach spüren, dass sie nicht einfach aufgegeben wurde und dass um sie zu kämpfen bereit war. Und wenn jemand die Schönheit des Daseins blumig beschreiben konnte, dann war es Vilvi, die kleine Hobbitfrau. Ihre Gabe, die unbedeutendste Kleinigkeit eines gleichförmigen Tagesablaufs als eine Ikone der Pracht darzustellen, war wie eine Quelle des Optimismus, aus dem auch die besinnungslose Luilia reichlich zu

trinken bekam und sich augenscheinlich daran laben konnte. Dennoch war Shalawing besorgt. Noch waren sich die Runensteine unerschlossen und wollten ihr die nahe Zukunft nicht offenbaren. So oft sie auch geworfen worden waren, sie wollten der armen Luilia das Leben einfach nicht voraussagen, aber immerhin kündigten sie auch nicht ihren nahenden Tod an. Shalawing fühlte sich völlig ausgelaugt. Mehrmals fielen ihr jetzt die Runen aus der Hand. Nicht etwa, da sie um Botschaften aus der Zukunft zu erhalten geworfen, sondern hauptsächlich deshalb, da sie den müden Händen der Elbin entglitten waren. Mangelnden Schlaf spürte nicht nur Shalawing, auch Meister Marris musste damit zurecht kommen. Hauptmann Degan dagegen sah sehr entspannt aus und der Hüter Hymephos wirkte gar, als würde er vor lauter Kraft und Tatendrang zerspringen.

Der Anführer hatte am anderen Ende des Raums an einem kleinen Tisch Platz genommen und seine Männer um sich geschart. Degan saß zu seiner Rechten, die Beine lässig ausgestreckt., den linken Arm auf dem kleinen Tisch abgelegt, dass es schwierig geworden wäre, dort noch einen Humpen abzustellen. Mit der rechten Hand hielt er seinen Umhang, noch immer das einzige Kleidungsstück, das er am Leibe trug, aufmerksam zusammen, um sich nicht Shalawings missbilligenden Blicken auszusetzen. Die Elbin schätzte die Zurschaustellungen männlichen Stolzes überhaupt nicht und verhielt sich sehr abweisend, wenn Degan nicht aufgepasst hatte, obwohl es dem Hauptmann schon etwas komisch vorkam, sich von einer Frau, die das Kleid einer Hure trägt, zu sittlichem Anstand ermahnen lassen zu müssen.

Hymephos zog es vor zu stehen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, sofort loszuziehen, um diese dunklen Attentäter, einen nach dem anderen, ausfindig zu machen und zu unterwerfen. Aber Marris hatte ihm den Verbleib am Tisch geboten, denn es gab viel zu besprechen. Anders als der junge Hüter, dem stets ein sofortiges Handeln nahelag, war der Anführer der Schattenklingen ein Mann mit Bedacht, der es hasste, spontan agieren zu müssen, ohne vorher einen ausgeklügelten Plan ausgearbeitet zu haben. Doch genau das war zur Stunde ausgesprochen schwierig, denn sie hatten einfach zu wenig Anhaltspunkte, um eine Taktik zu entwickeln. Auf die Frage, wie man sich gegen einen Feind wehren sollte, der bisher völlig unbekannt war und der offensichtlich fast unsichtbar aus dem Dunklen heraus zu operieren pflegte, hatte der Anführer der Schattenklingen keine schnelle Antwort parat. Doch die Zeit drängte und seine Männer sahen ihn erwartungsvoll an. Sie warteten auf Anweisungen, denn es war ihnen wichtig, dem Feinden zu begegnen, auch wenn noch nicht so richtig klar gewesen war, wer ihre Widersacher überhaupt waren. Marris seufzte und rieb sich die berennenden Augen.

„Fassen wir einmal zusammen!“, begann er dann, „Wir sind von einem unbekanntem Feind geradezu umzingelt. Wir kennen ihn nicht und auch nicht dessen eigentliche Pläne. Man hat zwar den Schattenklingen den Tod geschworen, aber ich glaube nicht, dass dies das primäre Ziel gewesen sein konnte. Vielmehr denke ich, diese Attentäter hatten anderes im Sinn und unsere Anwesenheit stört sie dabei!“

„Das sehe ich ähnlich!“, pflichtete Hymephos bei, „Gälte ihr Angriff ausschließlich uns, ergäbe sich die Frage: Warum jetzt und warum hier auf dem Hengstackerhof? Man muss uns nicht erst in der Abgeschiedenheit der nördlichen Breefelder suchen, wir sind überall zu finden und es gäbe weitaus günstigere Umgebungen für einen Hinterhalt. Bisher hat noch keine Schattenklinge von einem derartigen Übergriff berichtet. Dennoch sollten wir alle Schattenklingen danach befragen, ob es ähnliche Vorfälle schon gegeben haben könnte. Es wäre immerhin möglich, dass eine solche Tat einem anderen, bekannterem Feind zugesprochen wurde und von denen gibt es nicht eben wenige!“

Dem widersprach Hauptmann Degan.

„Ich hatte nicht das Gefühl ein zufälliges Ziel geworden zu sein. Der Angriff kam gezielt und mit der Absicht mich zu ermorden. Ich wüsste jetzt nicht, welchen Zielen dieser Finstermänner ich von einer Badewanne aus hätte gefährlich werden können. Aber ich stimme dem zu, dass solche Attacken unter Umständen schon früher erfolgt sind und wir sie nicht richtig erkannten. Die Zahl unserer Freunde ist außerhalb der Stadtmauer erstaunlich gering. Aber es scheint in der Tat so zu sein, dass wir zu den Schwarzwolds, den Südländern, den Orks und jenen, die sich Scharrers Männer nennen, mit einer

weitere feindlichen Sippen rechnen müssen, die sehr viel schwieriger auszumachen sein wird als jene, denen es geradezu eine Lust ist aufzufallen, sei es durch Taten oder Prahlereien!“

Degan gestattete sich eine kleine Denkpause, ehe er fortfuhr.

„Die Befragung unserer Leute ist sicher sinnvoll, aber auch aufwändig und zeitraubend. Wir sollten darüber nachdenken, was wir jetzt und hier unternehmen sollten. Immerhin läuft einer dieser Mordbuben noch frei herum, unbehelligt von der strafenden Hand der Gerechtigkeit!“

Degan war zu jener Stunde vom Ort des Überfalls in großer Hast gewichen und konnte daher nicht wissen, dass der zweite Attentäter schon längst, wenn auch nicht durch die strafende Hand der Gerechtigkeit, sondern mehr durch die nicht minder effektive Hand Swanters, sein verruchtes Leben ausgehaucht hatte.

Marric sah nachdenklich aus. Die Ausführungen seiner Offiziere hatten ihn auf eine Idee gebracht.

„Und was wäre, bestünde zwischen allen diesen Dingen ein Zusammenhang?“, fragte der Anführer der Schattenklingen und er klang dabei geheimnisvoll, wenn nicht sogar rätselhaft. Sowohl Hauptmann Degan als auch Hymephos sahen ihn verständnislos an und zwangen Marric auf diese Weise, das Spiel seiner Gedanken näher zu beschreiben.

„Alle unsere Überlegungen kreisen über das Auftauchen dieser Sippe von Attentätern. Wir fragten nach ihren Beweggründen für den Angriff auf Hauptmann Degan und warum sie, obwohl bisher im Schatten gut verborgen, ihr Dasein gerade jetzt erhellt hatten!“

„So ist es!“, erklärte Hymephos knapp, nicht ohne einen leisen Unterton an Spott. Denn mehr als eine Zusammenfassung der gegenwärtigen Unterredung konnte der Hüter den Worten Marrics bisher nicht entnehmen. Aber der Anführer war noch nicht fertig mit seinen Ausführungen.

„Zudem hat uns das Schicksal der armen Magd sehr betroffen gemacht!“, fuhr er fort, „Shalawing kämpft noch immer um das Leben der jungen Südländerin und der Rest von uns hatte alle Hände voll zu tun, einen größeren Tumult unter den Leuten zu verhindern!“

Jetzt wurde es spannend. Hymephos und Degan beugten sich interessiert ihrem Anführer zu, sie hatte beide bereits eine Ahnung, worauf Marric hinaus wollte.

„Doch ... was haben wir die ganze Zeit nicht mehr getan!?“

Das war der springende Punkt gewesen und die zwei Offiziere fühlten sich auf unangenehme Weise betroffen. Es war so klar auf der Hand gelegen und sie hatten es nicht gesehen.

„Wir haben unsere Ermittlungen aus der Sicht verloren!“, flüsterte Degan leise, fast schon ein wenig beschämt und Hymephos ergänzte:

„... und genau dieses konnte das Motiv für den Angriff gewesen sein. Wir sollten uns in Gefahr sehen und unseren Auftrag vergessen.“

„Und der Angreifer, der leider entkommen konnte, sprach auch noch davon, dass wir durch unsere Nachforschungen irgendwelche Kreise gestört hätten!“, erinnerte sich Degan und ärgerte sich, dass ihm dies nicht schon eher eingefallen war.

„Das Bild wird klarer, nur langsam zwar, vieles bleibt noch verschwommen, aber wir machen Fortschritte!“, sprach Marric zufrieden, „Lasst uns zusammentragen, was wir bisher in Erfahrung gebracht haben!“

Degan nickte grimmig und begann.

„Fitsch Lederschwinger scheint, obwohl er schlimmer riecht als ein nasser Grunzochse, dennoch ein honoriger Mann zu sein. Ich erkundigte mich bei allen Handwerkern, die man mit ihm in einen Zusammenhang bringen konnte und alle sprachen sie fast schon ehrfürchtig von ihm. Er scheint so etwas zu sein, wie der König aller Gerber. Das aus seiner Hand hergestellte Leder gilt als sehr begehrt und teuer, doch scheint es den hohen Preis wert zu sein. Unter seinesgleichen verehrt man ihn sogar. Seinen Ruhm als Gerber hat er sich erworben durch harte, ehrliche Arbeit über den Zeitraum von Jahrzehnten hinweg. Das alles mag vielleicht noch das Werk einer überragenden Täuschung gewesen sein, denn eine Intrige wirkt, je länger sie dauert, um so besser. Aus mancher zertretenen Eidechse wurde oft schon in den Gesängen der Barden ein niedergeworfener Drache. Aber mein Gefühl sagt mir, dass Herr Lederschwinger, zumindest für den Moment, als unverdächtig betrachtet werden muss.“

Anders verhält es sich mit seinen Begleitern. Jenen, die Herr Gaelm als ein Geschwisterpaar erachtet hatte. Lederschwinger erzählte, er habe sie auf seinem Weg aufgenommen, nachdem sie ihn gefragt hatten, ob sie auf seinem Karren mitreisen dürften. Er hatte sich dann darauf eingelassen, schon alleine deswegen, da sie ihm ein hübsches Sümmechen als Lohn dafür angeboten hatten. Doch kennt er weder ihre Herkunft, noch ihr Ziel. Er hätte sie zwar danach befragt, aber er habe nur ausweichende Antworten bekommen, daher hatte er es irgendwann unterlassen weiter zu fragen. Die Frage, die sich mir in diesem Zusammenhang stellt – Wer, bei allen Henkern, steigt freiwillig auf den erbärmlich stinken Karren eines Gerbers und zahlt auch noch dafür? Diese widerlichen Ausdünstungen müssten in den Tagen der Reise durch den Fahrtwind nicht unbedingt an ihnen haften geblieben sein, dennoch war ich mir sehr sicher, die Fährte der zwei alleine durch den Geruchssinn aufspüren zu können. Ich hatte mich getäuscht. Die Spur des namenlosen Bruders, wenn er ein solcher sein sollte, konnte ich nicht lange verfolgen. Sie verlor sich im Zelt von Frau Rosana. Er muss sich sofort nach seiner Ankunft dorthin begeben haben und er hat diesen Ort, solange ich ihn beobachtet hatte, nicht wieder verlassen. Wenn ich einmal davon ausgehe, dass seinen jungen Lenden ein großer Bedarf zu Grunde liegen könnte, die Dauer seines Aufenthalts war sehr verdächtig. Entweder er hatte die Absicht gehabt, jede der Frauen dort mehrfach zu bespringen oder es war ihm gelungen, sich von dort unbemerkt an mir vorbei zu schleichen. Ersteres hätte sich der junge Mann meiner Einschätzung nach nicht leisten können, denn Reichtum, auch wenn er seinen Fuhrmann sehr reichlich entlohnt hatte, schien weniger eine seiner Eigenschaften zu sein und daher ist diese Annahme nicht sehr wahrscheinlich. Aber auch die zweite der Möglichkeiten kann ich mir nicht so recht vorstellen. Es wäre nicht so einfach, sich an mir vorbei zu schleichen und sollte ihm das dennoch gelungen sein, dann wäre er darin verdammt vortrefflich gewesen – zu gut, um dann noch unverdächtig zu wirken. Aber vielleicht war es auch so, dass er das Zelt niemals verlassen hatte und sich noch immer dort aufhält, allerdings mit einem anderen Ansinnen, als sich von den Huren beglücken zu lassen. Dann allerdings stellt sich die Frage – Was hatte er dort zu tun?“

„Warum habt ihr nicht einfach nachgesehen?“, wandte Hymephos mit einem betont hässlichen Grinsen ein, „... oder seid ihr zu bekannt dort?“

Degan aber übergang diese neckische Anspielung und setzte seinen Bericht fort.

„Nachdem ich des Wartens überdrüssig wurde beschloss, ich der Spur der Frau zu folgen, die sich als Harriet vorgestellt hatte. Eine junge, ansehnliche Frau mit der Neigung zu unaufhörlichem Plappern hinterlässt eine deutlichere Spur als ein tobendes Mammut. Nahezu jeder, den ich befragte, konnte sich an sie erinnern und alle beschrieben sie so, wie es auch schon Junker Gaelm getan hatte – als jung, lebensfroh und mit einer Menge unsinnig erscheinender Fragen im Kopf. Plötzlich hegte ich den Verdacht, ihre Fragerei könnte gar nicht so wirr sein, wie der erste Anschein vermuten lassen könnte. Daher notierte ich mir alles, was die Zeugen mir davon berichtet hatten. Ich bin nur noch nicht dazu gekommen alles auszuwerten. Die junge Dame hat mich ganz schön auf Trab gehalten. Ihr Weg führte sie scheinbar ziellos kreuz und quer über das Gelände des Hofes. Zu meinem Bedauern war es mir nicht vergönnt, sie zu Gesicht zu bekommen. Aber ich kam ihr langsam näher. Die letzten Leute, die ich befragte erklärten, ihre Begegnung mit Harriet wäre erst kürzlich gewesen, also war ihr Vorsprung nicht mehr viel. Aber dann war auf einmal Schluss! Einfach so!! Als ob sie sich in Luft aufgelöst hätte. Ab dann hatte sie keiner mehr gesehen und keiner mehr gehört! Sie war verschwunden und auch sie, wie ihr vermeintlicher Bruder, ist nicht wieder aufgetaucht.“

„Wunderlich..!“, bekräftigte auch Hymephos. Auch Marris war beeindruckt, obwohl wieder einmal mehr alle Fragen offen geblieben waren. Die Tatsache, dass dieses Pärchen einem so erfahrenen Spurenleser wie Degan entkommen konnte, verriet sehr viel Geschick und man konnte ihnen nun ein strategisches Vorgehen unterstellen. Aber wozu dieser ganze Aufwand?

„Was konntet ihr über diesen Scherenschleifer in Erfahrung bringen? Wie war noch gleich sein Name? Kaltstein oder so ähnlich glaub ich. Nein, jetzt bin ich mir sicher, sein Name war Birge Kaltstein. Es ging um ihn und die zwei Gesellen, die ihn begleiten. Was gibt es über diesen zu berichten?“

„Leider rein gar nichts!““, bedauerte Degan, „Auf dem Weg zu diesen kam ich noch einmal bei Herrn

Lederschwinge vorbei, es lag fast auf dem Weg und diesen kleinen Umweg nahm ich gerne in Kauf. Ich wollte mich nur kurz vergewissern, dass die Verschwundenen nicht wieder dorthin zurückgekehrt waren. Um es vorweg zu nehmen – das war nicht der Fall gewesen! Dafür machte ich leider die Bekanntschaft mit dem Inhalt eines Gerberkessels und war ab dann für keinerlei Gemeinschaft noch tauglich gewesen. Es war, als wäre ich mit dem Gesicht voran in den Haufen eines Trolls gefallen und daher wagte ich mich ohne gründliche Säuberung nicht in den Kreis der freien Völker zurück. Den Rest der traurigen Geschichte kennt Ihr ja!“

„Also stehen wir wieder fast am Anfang!“, resümierte Marric ärgerlich, „Es ist zum Haareraufen, wir kommen einfach keinen Schritt weiter!“

„Mit welchen Neuigkeiten konnte denn Frau Shalawing aufwarten?“, fragte der Hauptmann interessiert.

Dieses Stichwort riss den Anführer der Schattenklingen wieder aus seiner Grübelelei, ließ ihn aber keineswegs fröhlicher werden.

„Was schon? Natürlich auch nur neue Fragen statt Antworten. Aber immerhin ergab sich ein Ansatz! Zweifellos habt Ihr bemerkt, dass Frau Shalawing ungewöhnlich gekleidet ist. Es war ihre Tarnung, um sich im Zelt von Frau Rosana besser umschauchen zu können. Die eigentliche Besitzerin dieses Kleids hatte wohl in dieser Zeit keine Verwendung dafür gehabt – aus welchen Grund auch immer. Ich will mir die Einzelheiten dabei gar nicht erst vorstellen. Auf jeden Fall konnte sie sich auf diese Weise einen unbemerkten Einlass in Frau Rosanas Reich verschaffen. Und eben von dort brachte sie manche wertvolle Erkenntnis mit. Das meiste davon waren fragwürdige Einsichten in das menschlichen Paarungsverhalten, von denen sie nur wenig begeistert gewesen war und von dem ich annehme, dass sie nichts auf dieser Welt weniger interessiert. Aber darüber hinaus, erkannte sie einen Mann, den wir, zumindest der Beschreibung nach, ebenfalls kennen dürften. Mit seinen übergroßen Ohren und seinem hässlichen, dazu noch recht verbeulten Gesicht dürfte es sich um einen aus der Gefolgschaft des Hochstallmeisters aus Gondor gehandelt haben. Das Interessante daran ist, dass er dort nicht lustvolle Zerstreuung suchte sondern etwas ganz anderes. Shalawing konnte beobachten, dass er von Frau Rosana sofort und vorzugsweise empfangen und in die Zurückgezogenheit eines mit Planen abgehängten Teil des Zelts geführt wurde. Doch nicht, um ihm zu Diensten zu sein, sondern um ihm etwas zu geben und dafür einen großen Münsack entgegen zu nehmen.. Was das gewesen sein könnte, war für Shalawing nicht sofort erkennbar gewesen, aber als Frau Rosana ihren Gast aus dem Zelt hinaus begleitete, heimlich und verstohlen, als ob sie sehr viel Wert darauf gelegt hätte, dass niemand seine Anwesenheit zuletzt doch bemerken würde, gelang es unserer wagemutigen Spionin, eine Auswahl des geheimnisvollen Handelsguts an sich zu nehmen.“

„Und was war das gewesen?“ fragte Degan, gespannt darauf zu hören, ob eine andere Schattenklinge erfolgreicher gewesen war als er.

Marric hob kurz die Hände, um Geduld bittend. Dann nahm er seine Tasche und wühlte darin herum. Zuletzt brachte er fünf handlange Phiolen hervor, deren flüssiger Inhalt in verschiedenen Farben schillerte. Er legte die kleinen Gefäße vorsichtig auf den Tisch und gab sie zur Betrachtung frei.

„Was, zum Balrog, ist das? Ein Gift, eine heilende Essenz, ein spezieller Trank oder einfach nur Speisewürze?“, fragte Degan ungeduldig.

„Vielleicht ist es ein Liebestrank? Wäre das mehr nach Eurem Geschmack, Hauptmann Degan?“, bemerkte Hymephos und grinst dabei mit ausgesuchter Häme.

Marric seufzte.

„Wenn ich das nur wüsste! Leider gebricht es mir an Möglichkeiten, dies ohne die Gefahr eines Selbstversuchs herauszufinden. Doch habe ich das Gefühl, wir haben es mit nichts Gutem zu tun. Aber bis wir die Zusammensetzung dieser Flüssigkeiten endlich wissen, kann es zu spät sein die Ziele, die sich damit verbinden, rechtzeitig zu erkennen. Ich habe dabei ein ganz mieses Gefühl!“

Degan betrachtete respektvoll die Phiolen, er wagte es nicht, das Glas auch nur zu berühren.

„Also sind wir auch hier nicht besonders viel weitergekommen, außer dem Umstand Rechnung zu tragen, dass sich der Kreis der Personen, die sich seltsam verhalten, unaufhörlich größer wird!“

„... und sich um eine Variante bereichert hat, die unser aller Leben unmittelbar zu bedrohen sucht.“, bemerkte Marric. Schon längst hatten die Schattenklingen ihre Position des distanzierten Beobachtens verlassen und waren zu einem Teil tödlicher Ränke geworden. Diese Einsicht beschäftigte Marric mehr als alles andere.

„Meister Marric?“, fragte Degan verhalten, „Was gibt es eigentlich zu diesem zwielichtigen Schurken und der ihn begleitenden Jägerin zu sagen? Konntet wenigsten Ihr etwas erleuchtendes herausfinden?“ Der Anführer hüstelte verlegen.

„Nicht direkt“, gab er zu, „Es scheint, als wäre heute ziemlich viele Leute vom Erdboden verschluckt worden. Die Zwei saßen in trauter Eintracht in der Taverne nebenan, aus diesem Grund musste ich sie erst gar nicht einmal suchen. Manchmal hat man einfach nur Glück, meistens aber nicht. Ich konnte aber nichts Auffälliges an ihnen erkennen, außer der Tatsache, dass auch sie von einem zum anderen Augenblick verschwunden waren, als sich die Ereignisse hier überstürzten. Es mag nicht von Bedeutung sein, aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, diese zwei haben in allen Dingen, die uns hier so konfus umgeben, eine gewichtige Rolle. Ich bin fast geneigt, der Suche nach diesem Swanter und seiner Abalea den absoluten Vorrang einzuräumen. Sie sind für mich der Schlüssel für all die Geheimnisse, die uns umgeben.“

Sowohl Hauptmann Degan, als auch Hymephos sahen ihren Anführer entgeistert an, denn nur selten ließ sich Marric bei seinen Einschätzungen derart von Gefühlen und Ahnungen leiten, wie sie dies eben erlebt hatten. Lieber hielt er sich seit jeher, und nur so kannten ihn seine Offiziere, an Tatsachen und Fakten, denn nur solche wären die Grundlage für ordentliche Berechnungen, wie er immer sagte. Dass er jetzt und hier seinen Ahnungen vertrauen wollte, war wohl über alle Geschehnisse hinaus das Absonderlichste, was ihnen heute widerfahren war. Doch das rührte Marric in keiner Weise. Seine Ahnungen, er hatte tatsächlich mehr davon, als ihm seine Leute zuzutrauen gewillt waren, hatten ihn selten enttäuscht und in diesem Fall war er sich so sicher wie bei einer Behauptung, dass es im Winter kalt und im Sommer warm wäre. Wer wollte dem schon widersprechen?

Die Streiter der Schattenklingen schwiegen dann ein Weile und verharrten in einer vorübergehenden Resignation. Zu tief saß die Enttäuschung, keine Erfolge vorlegen zu können. Ihre Ermittlungen hatten entweder überhaupt keine Erfolge gebracht oder sie waren lediglich nicht in der Lage, sie als solche zu erkennen. Aber das tröstete sie überhaupt nicht – im Gegenteil. Und die Müdigkeit, die Folge eines langen, ereignisreichen Tags, die sich bei allen eingenistet hatte, selbst Hymephos gähnte jetzt hin und wieder verstohlen, war nun mit Macht bemerkbar geworden und sie tat ihr übriges dazu, das Schweigen zu fördern.

Doch die schwere Stille, die einem gesundem Schlaf vorauszugehen pflegt, sollte nicht von langer Dauer sein. Rumpelnd wurde die Tür des Raum von außerhalb rüde aufgestoßen, schwang sich im Halbkreis herum, in den Raum und wieder zurück, so schnell wie eine nach Lachsen fischende Bärenpranke und kracht dann donnernd an die Wand auf der anderen Seite der Türangeln und eine dröhnende Stimme erklärte hernach triumphierend:

„Habt Ihr es gesehen, Frau Diopeteia? Ich habe es Euch ja gesagt, dass ich es schaffe eine Tür mit den Füßen zu öffnen!“

Dann betrat Onan das Nebenzimmer und sofort wurde deutlich, warum es so wichtig für ihn gewesen war, eine Tür mit den Stiefel aufmachen zu können, denn der Zwerg trug in jeder Faust ein halbes Dutzend Humpen, allesamt bis obenhin gefüllt mit schäumendem Bier. Da blieb freilich keine Hand mehr übrig eine Tür zu öffnen, wie es sich gehört.

„Ich habe keinen Moment daran gezweifelt! Wenigstens ist die Tür heil geblieben und ich hoffe, das gilt für mich auch!“, antwortete die Angesprochene schwer atmend. Diopeteias Stimme hörte sich mehr ächzend, fast schon stöhnend an und hatte nichts mehr von ihrem sonst so glockenreinen Klang. Der Grund für ihren mehr klagenden Tonfall war leicht nachvollziehbar. Um seine vielen Krüge besser packen zu können hatte Onan seiner Begleiterin den schweren Wächterschild in die Hände gelegt, als wäre sie ein Packesel und die kleine Hobbitdame trug sehr schwer an ihrer stabilen Last. Ihr war, als

müsse sie ein ganzes Schlosstor schleppen und zwar vom Talgrund aus bis auf die höchste Bergspitze der Gegend, an den Standort einer torlosen Befestigung. Sie schnaubte so wie ein Ackergaul, der einen Pflug durch einen harten, karstigen Acker zu ziehen mit einer Peitsche angetrieben wird. Um diesen mächtigen Schild über die Schwelle der schmalen Türe wuchten zu können, musste sie ihn fast hochkant tragen und sie brach sich fast den Rücken dabei, denn er war mehr als unhandlich für die Hände eines Hobbits.

Aber sie schaffte es!

Dieser spöttische Zwerg hätte sich sehr wahrscheinlich, im Fall ihre Scheiterns, wieder kaputt gelacht und mit ätzenden Worten alle ihre Schwächen höhnisch besungen. Diopeteia kam sich zwar ein bisschen so vor wie ein Tanzbär, der an einem Ring durch die Nase durch glühende Asche geführt worden war. Aber eine gewisse Genugtuung spürte sie dennoch. Wenigstens musste nun dieser gehässige zwergische Wächter die Lippen still halten und die Drangsal seines ständigen Hohns, der ihm so zu eigen war wie sein struppiger Bart, nun anderenorts unterzubringen, als ausschließlich über ihrem Haupt. Jetzt aber, da sie des Zwerges Rüstzeug durch die Türe gebracht hatte ohne in die Knie zu gehen, fühlte sie die diebische Freude einer geheimen Siegerin und sie krönte ihren Triumph damit, indem sie den schweren Schild krachend zu Boden fallen ließ, denn das Ziel war erreicht und jede weitere Anstrengung war so überflüssig wie vergammelter Salat.

Onan zuckte leicht zusammen, als sein Schild dröhnend zu Boden fiel und er fürchtete, dass die ungeschickten Hände Diopeteias seiner geschmiedeten Wehr mehr Schaden zugefügt haben könnte, als ein mit Keulen schwingender Troll. Doch würde er jetzt Beschwerde einlegen, müsste er sich, aller Wahrscheinlich nach, von dieser nervös umtriebigen Frau wieder belehren lassen müssen, dass sie über alles andere hinweg einen Auftrag hätten, er nicht so kleinlich sein sollte bei jeder unbedeutenden Kleinigkeit und Mutter Diandra immer wieder betont hätte, dass es jetzt auf Eile ankäme – bla, bla, bla!

„Das ist aber eine große Menge Bier, Herr Zwerg!“, bemerkte Hymephos, als er sich von der ersten Überraschung erholt hatte.

„Das will ich meinen!“, sagte Onan daraufhin, „Das erste gegen den Durst, das zweite zum Genießen und den Rest für später!“

Danach stellte der Zwerg seine Humpen auf dem kleinen Tisch ab, der unter der großen Last leidend knarrte und knirschte. Einen Krug behielt er aber in der Hand und hob ihn an die Lippe. Er trank mit leidenschaftlichen Zügen, als hätte er schon seit einer ganzen Woche herben Durst erleiden müssen. Aus seinen Mundwinkeln quollen Ströme von Bier, flossen durch seinen Bart wie Quellwasser durch hartes Gestein und ergossen sich zuletzt dann auf dem Boden, wo sie sich zu einer großen Pfütze vereinten. Es war schwer zu sagen, ob das noch der Krug gegen den Durst oder schon jener zum Zweck des Genießens gewesen war.

Meister Marric verfolgte diesen Vorgang mit einem Stirnrunzeln und schüttelte verständnislos den Kopf.

„Aber warum soviel Krüge, anstatt einen einzigen immer wieder nachfüllen zu lassen?“, fragte er dann an.

Onan verzog das Gesicht.

„Ich musste für diese Humpen fast töten, Meister Marric!“; antwortete der Zwerg, „Als ich ein Bier bestellte, wollte man es in einen kleinen Becher einschenken! IN EINEN KLEINEN BECHER!!! Könnt Ihr Euch diese Frechheit vorstellen? Da könnte ich mein Bier doch gleich aus Diopeteias Bauchnabel trinken!“

Onan wirkte sehr aufgebracht! Bier aus Gefäßen zu trinken, aus denen man üblicherweise nur Branntwein reicht, galt für ihn als ein unverzeihliches Verbrechen wider die Natur. Diopeteia dagegen erschrak und legte zur Sicherheit ihre Hand schützend auf den Bauch. Nur für den Fall, der Zwerg käme auf den Gedanken, das mal ausprobieren zu wollen. Wenn Zwerge und Bier aufeinander trafen musste man wirklich mit allem rechnen. Aber allem Anschein nach blieb es bei Onans Vorliebe für größere Trinkgefäße. Denn mittlerweile war er schon beim Bier 'für später' angekommen.

„Ihr werdet Euch doch nicht der Strapaze einer Reise zum Hengstackerhof unterworfen haben, nur um über Bier zu rede? Ihr ward doch der Eskorte für Mutter Diandra zugeteilt und zweifellos hat sie Euch entsandt, eine Botschaft zu übermitteln – oder?“, warf Hauptmann Degan ein, der, anders als Marris und Hymephos, die wie kleine Mädchen vor sich hin kicherten, der Situation nichts witziges abgewinnen konnte.

Das war die Gelegenheit für Diopteia jetzt die Zügel in die Hand zu nehmen. Dieser trunksüchtige Zwerg hätte sowieso nicht antworten können, da er sich gerade mal wieder Bier in den Hals schüttete und sie bezweifelte, dass er, wenn er irgendwann einmal seinen Vorrat verbraucht haben würde, noch in der Lage wäre, sinnvoll zu reden.

„Also ...“, begann sie eifrig, „Wir folgten der Spur nach Süden, wie es unser Auftrag gewesen ist. Das war nicht ganz einfach, denn der Boden war hart und ausgetrocknet und offenbarte dadurch weniger Hinweise als ein befestigter Weg. Aber wir konnten unser Ziel erreichen, Mutter Diandra und Legolowien sind schließlich hervorragende Fährtenleserinnen. Die Spur führte zum Hundholzhof und endete dort.“

„Das ist der Hof, der von einer Horde Südländer übernommen worden ist!“, stellte Hymephos fest und kratzte sich nachdenklich am Kinn, wie er es immer tat, wenn er versunken über etwas nachdachte.

„Gewiss ist er das!“, bekräftigte Onan und wischte sich mit dem Handrücken den Bierschaum aus dem Bart, „Den Berichten nach hätte es dort vor lauter Südländern nur so wimmeln müssen, aber wir trafen gerade mal ein Dutzend von diesen Halsabschneidern dort an. Der Rest schien ausgeflogen zu sein.“

„Und genau dieses machte uns stutzig!“, ergänzte die Hobbit-Dame, „So beschlossen wir, dem Hof einen Besuch abzustatten!“

„Ihr werdet wahrscheinlich nicht gerade freundlich empfangen worden sein!“, bemerkte Marris, der jetzt wieder hellwach war. Er erhoffte sich Nachrichten, die ein wenig Ordnung in diese verworrene Situation bringen könnten.

Onan lachte dröhnend.

„Davon könnt ihr ausgehen, Meister Marris! Als sie uns vom Hof jagen wollten, haben wir sie erst einmal tüchtig verhaun, danach waren wir willkommen!“

Diopteia seufzte.

„Ja, so war es. Nur erzählen wollten uns von denen keiner was. Diese Südländer sind ein ziemlich verstocktes Volk und sie haben allesamt Köpfe auf denen man Holz spalten könnte.“

„Was habt Ihr dann unternommen, um das Eis zu brechen?“

„Das will ich Euch gerne berichten, Meister Marris!“, grummelte der Zwerg. Nun war Onan wieder an der Reihe zu erzählen.

„Diese Südländer sind so dumm wie Sauerteig und so suchten wir einen von ihnen, der halbwegs so aussah, als würde er sich nicht die Hosen über den Kopf anziehen! Den haben wir dann befragt. Mutter Diandra hatte sich redlich Mühe gegeben, in Güte Informationen von ihm zu erhalten, aber sie ist einfach zu weichherzig und dieses Volk so stur wie ein Maulesel. Der Bursche blieb stumm wie ein Felsbrocken aus der untersten Sohle. Aber als ich ihm dann zwei Finger gebrochen hatte, wurde er sehr redselig!“

Marris erschauerte und hoffte sehr, dass Onan bei seinem Bericht nicht zu sehr auf die Einzelheiten eingehen würde. Doch zunächst erzählte Diopteia weiter.

„Es war zwar hart und mir wird jetzt noch schlecht, wenn ich mich daran erinnere, aber es hatte sich gelohnt. Wir erfuhren die volle Wahrheit. Demzufolge haben wir die Erklärung für gut ein Dutzend Missetaten im Breeland erhalten. Es stimmt, dass die Südländer hinter dem Überfall und dem Betrug an diesem Hobbitbauern aus Stadel stecken. Sie hatten sich Nahrungsmittel unter den Nagel gerissen, um sie gegen Wucherpreise in Schragen zu verkaufen. Die Spur, der wir folgten, gehörte zu einem Wagen, der von einem Kutscher gelenkt worden war, den man den alten Rossler nennt. Dieser hatte die ganze Sache auch durchgezogen!“

„Es scheint, als hätten wir unseren Schuldigen gefunden!“, meinte Hymephos zufrieden. Endlich konnte wenigsten eine der vielen Fragen als beantwortet gelten.

„Nun ja“, sagte Diopeteia ausweichend, „Da wäre schon noch eine Sache, die mehr als seltsam ist!“

„Wie darf ich das verstehen?“, fragte Marric besorgt.

„Es war ja noch die Frage offen, wohin sich die fehlenden Südländer aufgemacht hatte. Sowohl der Anführer dieses Haufens, als auch jener, den man den alten Rossler nennt, waren nicht auf dem Hof anwesend und viele der besten Kämpfer und Streiter dieser Halunken auch nicht! Fast könnte man meinen, die Südländer wären in den Krieg gezogen – nur gegen wen?“

Hymephos schlug enttäuscht mit der Faust auf das kleine Stück Tischfläche, das Onans Bierkrüge gerade noch freigelassen hatten. Kaum war eine Frage beantwortet, tat sich schon die nächste auf. Hauptmann Degan fühlte ähnlich und er fragte in der Hoffnung auf eine befriedigende Antwort:

„Habt Ihr dazu schon einen Gedanken gefasst?“

Onan grinste, als habe er nur noch auf diese Frage gewartet.

„Natürlich haben wir das!“, sagte er so selbstsicher wie immer, „Es bedarf dazu aber weitere Erklärungen!“

„Das ist richtig!“, pflichtete Diopeteia bei, „Da waren einige Dinge, die nicht so recht ins Bild passen wollten!“

Hymephos nickte stumm und dann sagte er:

„Für mich stellt sich die Frage, warum die Südländer mit einer halben Armee ausrücken, gleich nachdem sie sich offensichtlich eine Menge Gold ergaunert hatten? Das sieht ihnen nicht ähnlich. Man könnte eigentlich erwarten, dass sie danach tagelang feiern würden, aber stattdessen rüsten sie sich zum Kampf!“

„Sehr gut, Herr Hymephos!“, lobte Onan, „Es scheint mir fast, als wärt Ihr dabei gewesen! Eben dieselbe Frage stellten wir uns auch!“

„Hat jener, den ihr so liebevoll befragt hattet, nichts dazu zu vermelden gehabt?“, hakte Hauptmann Degan nach, doch Onan schüttelte den Kopf.

„Leider nein, dieser hatte wohl die Grenzen seines Wissens erreicht. Selbst nach einem dritten gebrochenen Finger kam von ihm nichts Neues!“

„Und wie habt Ihr dann Neues in Erfahrung bringen können?“, fragte Marric mit düsteren Vorahnungen.

„Wir fanden eine Südländerin, die mehr wusste als ihr Kamerad! Wir suchten sie aus, da sie die einzige war, die den Namen ihrer Eltern wusste. Alle anderen wussten gerade eben mal, wo vorne und hinten ist!“

„Ich hoffe von Herzen, dass Ihr dieser Frau nichts Schlimmes angetan habt!“, sagte Marric, mit leicht bebender Stimme.

„Nein!“, sagte der Zwerg grimmig grinsend, „Bei ihr genügte es, sie ihre Finger zählen zu lassen, den letzten einmal nicht mehr mitgerechnet!“

Diopeteia machte eine wegwerfende Handbewegung. Diesen gruseligen Teil ihrer Erlebnisse hätte sie zu gerne wieder aus ihrem Gedächtnis gestrichen. Sie fühlte sich unwohl dabei, von Onan immer wieder daran erinnert zu werden. Daher übernahm sie die Fortführung des Berichts.

„Immerhin ging es um viel Gold, sehr viel Gold. Sie waren eigentlich alle davon ausgegangen, dass dieser alte Rossler nach seiner Rückkehr vom Anführer wie König geehrt werden würde, da er jede Menge Münzen im Gepäck mit sich führen würde. Aber dann muss alles ganz anders gekommen sein!“

„Was ist geschehen?“, wollte Degan wissen.

„Das wollte sie uns nur sehr zögernd sagen. Erst als ich ihr die Finger streichelte ...“, Onan räusperte sich, „... ich habe sie wirklich nur gestreichelt, wurde sie eifriger. Dieser Rossler kam auf dem Hof an. Sein Wagen war völlig leer, also muss er seine Beute bereits an den Mann gebracht haben. Er wurde von seinem, zu diesem Zeitpunkt noch sehr fröhlichen Anführer ins Haus gebeten. Dann schloss sich die Tür hinter ihnen und sie waren für eine längere Zeit nicht mehr gesehen worden!“

„Aber nur einer von ihnen kam auf demselben Weg wieder zurück.“, fuhr die Hobbitfrau fort, „Irgendwann wurde die Tür brutal aufgerissen und der Anführer kehrte vor Wut schnaubend ins Freie zurück. Seine Raserei war so groß, dass sich alle ängstlich duckten, um nicht ein Opfer seines Zorns zu

werden. Zu diesem Zeitpunkt lag der, den sie den alten Rossler nannten, bereits auf dem sandigen Hofplatz und blutete aus tausend Wunden. Er kam kurz zuvor aus einem Fenster geflogen – um genau zu sein, aus einem geschlossenen Fenster. Da lag er nun und wälzte sich schmerzverkrümmt in den Scherben. Das klingt nicht gerade nach einem triumphalen Empfang, eher das Gegenteil muss angenommen werden!“

Für Hymphos war jetzt alle klar.

„Er hatte das Gold nicht bei sich! Und ich gehe davon aus, dass er den Verlust erst bemerkt hatte, als er das Gold übergeben sollte. Wäre er sich seiner leeren Hände bewusst gewesen, wäre er auf keinen Fall zurückgekehrt. Niemals hätte er sich freiwillig der Strafe seines Anführers ausgeliefert, zumal er ganz bestimmt wusste, dass die Methoden seines Herren Missfallen auszudrücken, denen unseres Herrn Onan nicht unähnlich sein würden!“

Marric wurde unruhig. Er ahnte, dass die Geschichte noch nicht zu Ende sein könnte und noch Ärgeres folgen würde.

„Wohin ist diese Truppe gezogen? Sie müssen Spuren hinterlassen haben, seid Ihr dem nachgegangen?“, fragte er, die Stirn runzelnd.

Diopeteia sah ihren Anführer lange schweigend an, atmete tief durch und erklärte:

„Jetzt wird es richtig wunderbar! Den Spuren nach zogen sie nordwestlich, mehr wissen wir noch nicht genau. Mutter Diandra entschied, der Spur zusammen mit Legolowien zu folgen. Uns aber befahl sie, nach Norden zu ziehen und Euch zu suchen, damit wir Euch vor der kommend Gefahr warnen könnten!“

„Wir sind natürlich sofort los geritten!“, meldete sich Onan wieder zu Wort, „Wir bemühten uns um größte Eile und kamen gut voran. Auf der Höhe der alten Festungsrüine entdeckten wir eine stattlich Anzahl an Orkkadavern und zudem Spuren, von denen wir annahmen, es seien die Euren!“

Der Zwerg nahm einen weiteren Krug in die Hand und beendete seinen Bericht mit den Worten:

„Folgt den Spuren und sie führten uns auf den Hengstackerhof. Und da sind wir nun – Prost!“

Das Bier, das Onan danach in vollen Zügen schluckte, war wahrhaftig eines jener, die er jüngst als die 'späteren' bezeichnet hatte. Das tat aber sowohl seinem Durst, noch seinem Genuss keinen Abbruch.

Für ihn war der Auftrag, den ihm Mutter Diandra mitgegeben hatte, hiermit erledigt.

Aber Hauptmann Degan war noch nicht ganz zufrieden.

„Ihr sagtet etwas von einer Gefahr, vor der Ihr uns warnen solltet. Welche Gefahr meint Ihr?“

Da Onan noch durch anhaltendes Trinken verhindert war, antwortete Diopeteia für ihn.

„Die Truppe aus dem Hundholzhof brach überstürzt, jedoch nicht planlos auf. Die Südländerin war, nachdem Herr Onan versprochen hatte, ihr Haar nicht anzuzünden, bereit uns zu erzählen, sie habe den Eindruck gehabt, ihr Anführer hätte genau gewusst, was zu tun ist. Doch sein genaues Ziel hatte sie uns nicht sagen können. Auch dann nicht, als Herr Onan immer um sie herumlief, mit einer brennenden Fackel in der Hand!“

Onan hatte seinen Krug mittlerweile abgesetzt und berichtete, Diopeteia unterbrechend, weiter.

„Die Spur der südländischen Kampftruppe führte – wie schon erwähnt – nach Nordwesten. Bleibt ihr Kurs in diese Richtung, dann würden sie an die Hütte Searadans kommen!“

Hymphos widersprach.

„Niemals würden sie sich in die Nähe des Waldläufers wagen. Nicht einmal mit einer doppelt so großen Anzahl an Streitern würden sie ihn überwältigen können. Und ich bin mir sehr sicher, dass Saeradan sie nicht hätte weiterziehen lassen!“

„Das wäre sehr wahrscheinlich gewesen. Aber ...“, hielt Onan dagegen, „Mutter Diandra wusste, dass der Waldläufer zur Zeit die Felder der Hügelgräber durchstreift, um dort nach dem Rechten zu sehen. Man hört ja von dort Erzählungen über die ungeheuerlichsten Vorfälle. Jedenfalls hätten die Südländer dort keinen Widerstand zu fürchten.“

„Ich verstehe!“, murmelte Meister Marric, „Sie könnten durch den kleinen Pass dort, in die Richtung des Festplatzes ziehen!“

„..... und sich dem Hengstackerhof von Süden her nähern, abseits von allen befahrenen Straßen!“,

vollendete Onan.

„Verflucht!!!“, entfuhr es Hauptmann Degan, „Wir kennen nun ihren Weg, aber nicht ihr Ziel! Was wollen sie auf dem Hengstackerhof und auf welcher Grundlage begründet sich ihre Strategie?“

Der Zwerg zuckte mit den Schultern.

„Solches herausfinden war nicht Teil meines Auftrags. Ich bin Wächter und nichts liegt mir ferner als taktisches Vorgehen. Meine Devise lautet: Schild voran und dann nichts wie drauf!

Aber vielleicht erfahren wir am kommenden Tag mehr.

Ich und das kleine Frauchen“, Onan zwinkerte Diopeteia schelmisch zu, „... werden bei Tagesanbruch die nähere Umgebung erkunden. Diese Hunde hatten einen Vorsprung und sind möglicherweise noch vor uns hier eingetroffen. In dem Fall müssten sie in der Nähe des Hofes ein Lager aufgeschlagen haben und wenn das so ist, dann werden wir es finden. Aber vorher möchte ich mir noch einen Doppelpack an Schlaf gönnen.“

Onan hatte sein letztes Bier ausgetrunken und rülpse stattlich. Es klang fast nach dem Röhren eines Elchs.

„Hmmm!“, machte Marric nachdenklich. Die Frage nach einem Nachtquartier war im Konkreten noch nicht so richtig abgesprochen worden, „Wir müssen das noch abklären. Die jüngsten Ereignissen haben unsere Pläne empfindlich gestört!“

„Ja, ja, ich habe es bereits bemerkt. Die Taverne gleicht einem Trümmerfeld nach einem Trollsturm und dem armen Mädchen dort drüben ...“, Diopeteia deutete auf Luilia, „...scheint es auch nicht besonders gut zu gehen. Was ist geschehen?“

Marrics Miene umwölkte sich düster.

„Sie geriet in einen Angriff, der Hauptmann Degan galt. Es steht nicht gut um sie. Shalawing tut alles, was in ihrer Macht steht, daher besteht Hoffnung!“

„Wer war das gewesen!“, knurrte Onan drohend und seine Hand umfasste den Griff seiner Waffe, als hätte er jeden Moment Verwendung für sie.

„Das ist uns leider nur im Ansatz bekannt!“, antwortete Marric sanft, „Es scheint, wir haben den Weg einer feindlichen Sippe gekreuzt. Wir wissen überhaupt nichts über sie, aber der Feind weiß eine Menge über uns. Wir sind in großer Gefahr, auch ohne die anrückenden Südländer!“

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet, das wird ja immer besser!“, Onan freute sich und war so aufgeregt wie ein kleines Kind am Morgen seines Geburtstags, „Erst eine Horde Südländer, jetzt auch noch zusätzlich eine feindliche Sippe - das wird ein Spaß!“

Marric betrachtete fassungslos die ausgelassene Heiterkeit des Zwergenwächters. Ob Onan so etwas wie Furcht überhaupt kennt? Der Anführer neigte sich Diopeteia zu und fragte sie flüsternd :

„Eines würde ich gerne noch wissen. Diese Südländerin, ihr wisst schon, jene die ihr so eindrücklich befragt hattet“

Marric druckste herum, als wäre die Frage, die ihm so brennend auf der Zunge lag, entweder mehr als unangenehm oder er fürchtete einfach die Antwort. Schließlich konnte er sich doch dazu durchringen, sie zu stellen.

„Diese Frau hat sie ihre Haare noch !?“

Diopeteia raunte ihrem Anführer zu:

„Ich hoffe, dass es so ist. Aber ich ging vor ihm aus dem Raum Ich will wirklich hoffen, dass es so ist!“

Und dann sah sie Onan finster blickend an.

Abalea hatte keine Ahnung mehr, wo sie sich gerade befand. Sie hatte jede Orientierung verloren. Die heimtückischen Angreifer hatten sie sofort nach dem Überfall geknebelt und ihr die Augen verbunden. Die Jägerin hat das alles gerne mit sich geschehen lassen, die scharfe Klinge an ihrer Kehle hatte eine sehr starke Überzeugungskraft gehabt. Nun, da sie völlig wehrlos war, wurde der Dolch zwar aus der Nähe ihres Hals entfernt, aber es genügte ihr zu wissen, dass es ihn gab, um Respekt vor ihm zu haben. Man fesselte ihre beiden Handgelenke hinter ihren Rücken zusammen und mehr als einmal spürte sie

nebenbei eine forschende Hand an ihrem Hintern und ihr war klar, dass dies nur der Anfang gewesen war.

Noch wusste sie nicht, ob sie ihren südländischen Verfolgern, dieser geheimnisvollen Patrouille von vorhin oder nur ein paar lüsternen Kerlen, denen die Preise in Frau Rosanas Zelt zu unerschwinglich waren und daher billigere Möglichkeiten für sich zu erschließen suchten, in die Hände gefallen war. Eigentlich war das auch völlig egal, denn bei jeder dieser möglichen Optionen lief es nahezu auf dasselbe hinaus und daher rechnete sie damit, in absehbarer Zeit Heu, Stroh oder blanke Erde unter ihrem Rücken zu spüren.

Sie wurde einfach vorwärts geschoben, zunächst immer nur geradeaus. Zur Blindheit gezwungen stolperte sie weiter, bemüht, nicht über ein für sie unsichtbares Hindernis zu fallen. Ihre Entführer sprachen zunächst kein Wort, Abalea hatte noch nicht einmal den Hauch einer Ahnung, wie viele es sein könnten, denn sie hörte immer nur Gezischel und das machte es fast unmöglich, verschiedene Stimmen unterscheiden zu können. Dem Klang ihrer Schritte nach konnten es allerdings nicht allzu viele sein. Hin und wieder wurde sie an ihren Oberarmen gepackt und dann nach links oder rechts gezogen. Abalea konzentrierte sich auf das, was sie hören konnte. Das einzige, das sie als hörbare Landmarke für sich nutzen konnte, war der entfernte Lärm in der Taverne. Aber der kam auch immer aus anderen Richtungen, was der Jägerin den Hinweis gegeben hatte, dass sie sich auf einem sehr kurvigen Kurs befanden. Es ging mal hin, dann wieder her, dann wieder rundherum und bisweilen hatte Abalea das Gefühl, wieder in die Richtung gestoßen zu werden, aus der sie gerade eben herkamen. Das konnte nur zwei Gründe haben. Entweder ihre Entführer mussten Hindernissen ausweichen oder sie hatten noch keinen Plan, an welchem Ort sie sich näher mit der Jägerin beschäftigen wollten.

Manchmal ging es überhaupt nicht mehr vorwärts. Dann standen sie einfach da und es ging keinen Schritt weiter. Abalea hörte dann immer wieder das Getuschel in ihrer Nähe. Es klang nach Beratungen, wie weiter vorgegangen werden sollte, aber nicht immer waren sich ihre Entführer dabei einig gewesen, deswegen dauerte es unterschiedlich lang, bis es wieder weiter ging. Die Stimmen klangen mal zornig, dann wieder erheitert, aber auch manchmal nachdenklich, wenn nicht sogar ängstlich. Doch wie auch immer die Stimmungslage gewesen sein mochte, die Jägerin konnte von dem, was gesprochen wurde, kein Wort verstehen. Aber sie war sich mittlerweile sicher, dass es sich bei den Angreifern nur um die Südländer aus der Taverne handeln konnte. Zweifellos hatten sie die Jägerin eingeholt und sich ihrer bemächtigt. Die zwei anderen Möglichkeiten, die Abalea in Betracht gezogen hatte, erschienen ihr fast schon als ausgeschlossen, denn dann wären sie nicht so wirr durch das Gelände geirrt, sondern es wäre an Ort und Stelle zur Sache gegangen. Sie beschloss, davon auszugehen, dass es sich nur um diese Südländer handeln konnte. Es machte sie unruhig nichts sehen zu können, denn die Männer waren wie ein Schatten und sie brauchte ein Gesicht, um eine konkretere Vorstellung von ihren Feinden zu erlangen. Sie hatte die zwei Südländer in der Taverne ja schon gesehen und nun versuchte sie sich daran zu erinnern, wie sie ausgesehen hatten. Der eine war groß gewesen, eine wuchtige Erscheinung und ohne jeden Zweifel stark wie ein Ochse. Er hatte wuschelige, lange Haare und einen wilden langen Bart, gegen den der 'Alte Wald' so aussah wie eine gepflegte Parklandschaft. Seine Kleidung hatte abgewetzt, aber nicht billig gewirkt, doch statt eines Hemds hatte er nur eine Unzahl an Halsketten getragen, alle in unterschiedlicher Länge, so dass sie wie ein Kettenhemd Brust und Bauch bedeckten. Der andere war kleiner gewesen und sehr viel älter. Sein Haar und sein Bart waren grau, fast schon weiß gewesen. Er hatte sich in der Taverne sehr unterwürfig dem anderen gegenüber verhalten. Man musste nicht viel Menschenkenntnis besitzen um zu ergründen, wer von den beiden das Sagen hatte. Aber die Augen des Alten war stechend und scharf. Ein Zeichen dafür, dass Zurückhaltung und Demut nur ein Akt seiner Strategie gewesen sind. An Boshaftigkeit stand er seinem Anführer bestimmt nicht nach, dessen war sich Abalea sicher. Es war, wie ihr Swanter erzählt hatte, auch jener Kerl gewesen, der sie beim Bade heimlich beobachtet hatte und sie hatte keinen Zweifel daran, dass er seine, von Erregung geprägten Eindrücke, die er damals empfunden haben musste, heute liebend gerne in die Tat umgesetzt hätte, nicht sofort zwar, aber irgendwann schon, wenn die Anliegen seines Anführers in dessen Sinne geklärt wären. Aber Abalea war sich bewusst, dass sie nur eine lustvolle Beigabe sein

würde. Wenn es sich tatsächlich um die beiden Südländer, die ihr Swanter gezeigt hatte, handeln sollte, dann gälte ihr Interesse vorwiegend dem Goldbeutel, den ihr Gefährte heimlich vom Gürtel des alten Südländers geschnitten hatte. Sie wollte gar nicht darüber nachdenken, bei welcher Gelegenheit dies geschehen war. Die wohltuende Erfrischung, die Abalea damals beim Bad im See verspürt hatte, hätte sich heute noch glatt ins Gegenteil verkehrt.

Wieder einmal mehr wurde sie unsanft an der Schulter gepackt, damit sie stehen bliebe. Und erneut hörte sie das stimmlose Flüstern der Entführer. Abalea versuchte sich an die Körpergröße der Südländer zu erinnern. Es fiel ihr schwer, denn sie hatte die beiden doch nur aus der Entfernung erlebt und das machte eine Einschätzung schwierig. Aber es war ihr noch gegenwärtig, dass der 'Graue' um eine Haupteslänge kleiner gewesen war, als der 'Wilde'. Die Jägerin lauschte konzentriert. Das Geflüster kam tatsächlich aus verschiedenen Höhen und es passte zu den Gestalten der Südländer, so wie sie Abalea aus der Taverne noch in Erinnerung hatte. Diesmal schienen sie sich einig zu sein, denn es ging wenig später schon weiter. Ein flache Hand, sie hatte keine Ahnung, wem von den beiden sie gehörte, drückte sie unbarmherzig vorwärts. Fast wäre sie gestürzt, denn es traf sie völlig unerwartet. Bisher hatten sich ihre Entführer für den weiteren Vormarsch mehr Zeit gelassen, aber jetzt schienen sie einem Ziel sehr nahe zu sein, denn auch die Geschwindigkeit nahm zu.

Geräusche haben immer ihre eigenen Gesetze. Sie kommen oft von weit her und vermitteln eine Vorstellung von der Weite eines Raums, wenn man sie hört. Und jene, die man selbst verursacht, breiten sich stets in die Ferne aus und kommen nicht zurück, wenn sie nicht reflektiert werden. Jetzt aber hörte Abalea ein Echo bei jedem ihrer und der anderen Schritte und der entfernte Wind, weit genug, dass man ihn noch nicht spürte, aber schon hören konnte, verschwand ins Nichts. Das konnte nur eins bedeuten – man hatte ein Gebäude betreten. Es roch nach Stroh und Pferdemist und die Luft wurde wärmer und stickiger, als sie ohnehin schon war. Es konnte sich nur um einen der Ställe auf dem Hengstackerhof handeln. Wenn dem so war, dann musste es sich um einen verlassenen Stall handeln, denn Abalea hört weder das Schnauben von Pferden, noch irgendein Scharren mit den Hufen.

Tatsächlich waren sie an ihrem Ziel angekommen und endlich wurde Abalea nicht mehr Schritt für Schritt vorwärts geschubst. Gebessert hatte sich ihre Lage jedoch nicht. Zwar löste man ihre Fesseln um ihre Handgelenke, aber nicht, um sie frei zu lassen, sondern um sie hinter einem vierkantigen Holzpfeiler wieder zusammen zu binden. Zudem band man ihren Kopf, indem man mit einer Schlinge ihren Hals an dem hölzernen Pfeiler fixierte und auch ihre Fußgelenke wurden straff an das Holz gebunden. So stand sie da, zur Bewegungslosigkeit gezwungen und bei jeder unbedachten Regung schnitt sich die Schlinge um ihre Füße tiefer in ihr Fleisch oder würgte sie am Hals. Sie war ihren Entführern auf Gedeih und Verderben gnadenlos ausgeliefert.

Noch immer trug sie ihre Augenbinde und hatte einen Knebel, der ihr jeden Laut versagte. Aber sie war fast schon gespannt, wie es weiter gehen würde, ganz ohne das Gefühl zu haben, völlig ausgeliefert zu sein, als wäre sie überhaupt nicht betroffen. Abaleas Selbstbewusstsein hatte schon immer die Stärke eines Gebirges.

Dann hörte sie, dass einer von den beiden auf sie zukam. Dem Geklimper nach, das sie vernahm, musste es der mir den vielen Halsketten sein, demnach also der 'Wilde'. Er sagte nichts, er tat nichts! Dafür war der andere, der 'Graue' um so aktiver. Es schien, als wäre die Zeit des Geflüsters vorbei, denn ohne seine Stimme zu verstellen, fragte er sie direkt und geradeheraus:

„Sag, verfluchtes Weib, wo ist es?“

Abalea wusste genau, worum es ging, doch hielt sie es für geschickter, sich erst einmal dumm zu stellen und blieb unbewegt. Aber sie hätte des Knebels wegen eh nicht antworten können. Das schien dem 'Grauen' aber nicht zu interessieren.

„Mach das Maul auf, du Hexe! Wir wissen, dass du es weißt, wo es ist!“

Die Jägerin blieb stumm. Das aber mochte der 'Graue' nicht leiden und er gab ihr eine schallende Ohrfeige. Das war völlig unerwartet gekommen. Der Schlag war mit größtmöglicher Gewalt ausgeführt worden und die grausame Wucht des Hiebs hätte ihr beinahe die Sinnen schwinden lassen. Sie hatte den Geschmack von Blut im Gaumen und ihr wurde übel.

„Gehorche und beginne zu erzählen, sonst werden wir dich in kleine Stücke zerreißen!“

Und als Abalea abermals nicht antworten wollte, da sie, und das hatte ihr Peiniger offensichtlich übersehen, nicht antworten konnte, holte der Peiniger aus und trieb seine Faust in ihren Bauch. Dieser Gewaltausbruch traf die Jägerin völlig unvorbereitet. Ihr blieb sofort die Luft weg und ihr Magen drohte zu revoltieren. Sie musste dagegen ankämpfen, sich nicht zu übergeben, denn das wäre fatal gewesen. Sie war immerhin noch geknebelt und wäre mit Sicherheit an ihrem Erbrochenem erstickt, ganz davon abgesehen, dass der Schlag verflucht weh getan und der Strick um ihren Hals, als sie sich unwillkürlich zusammengekrümmt hatte, übel ihren Kehlkopf abgeschnürt hatte. Als die Jägerin es endlich wieder geschafft hatte, sich zu sammeln, begann der 'Graue' auf eine Neues.

„Also – wo ist es?!“

Abalea versuchte verzweifelt zu antworten. Sie wollte nicht wieder geschlagen werden, aber durch den Knebel hindurch brachte sie nicht mehr heraus als ein unverständliches Grummeln, zu wenig nach dem Geschmack des 'Grauen'. Und wieder erhielt sie einen Schlag ins Gesicht, diesmal nicht mit einer offenen Hand, sondern mit einer geschlossenen Faust. Sie spürte erst einen mächtigen Schmerz und sofort danach ein Blitzgewitter in ihrem Kopf. Sie konnte nicht mehr klar denken, ihr Geist versank langsam in der Dunkelheit einer nahenden Besinnungslosigkeit. Auf einmal fühlte sich die Realität immer weiter weg an, als zöge sie sich von ihr zurück. Ein gigantisches Summen bemächtigte sich aller ihre Sinne und eine Ohnmacht, die Abalea in diesem Moment sogar nicht unwillkommen gewesen wäre, versuchte sich ihrer zu bemächtigen. Nicht hier, nicht jetzt!! Abalea kämpfte verzweifelt. Sie wollte der Gewalt nicht unterliegen! Stolz, Kraft und Selbstbewusstsein waren nunmehr ihre mächtigsten Gefährten. Sie würde niemals klein begeben, sich nie und nimmer ergeben! Ihren Feinden zum Trotz würde sie so lange leben, wie es ihr möglich sein sollte.

„Mach es dir doch nicht so schwer, sag uns, was wir wissen wollen!“, hörte die Jägerin diese heuchlerisch sanfte Stimme sagen und sie wusste, der nächste Schlag würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

In diesem Augenblick resignierte Abalea. Die Tortur würde niemals enden und ihre Kraft zu widerstehen sank mit jedem Pulsschlag. Eine weitere körperliche Züchtigung würde sie wahrscheinlich nicht mehr überstehen und so erwartete sie, fast schon gelassen, die Attacke, die ihr das Ende bereiten würde. Im Bruchteil weniger Augenblicke zog noch einmal ihr ganzes Leben an ihrem Auge vorbei und es sollte eine Parade verpasster Momente werden. Hatte sie überhaupt gelebt oder hatte sie ihre Zeit nur durch Gleichförmigkeit vertändelt? War ihre Einbindung in die Natur, die für sie stets heilig gewesen war, nichts weiter gewesen als eine Flucht vor sich selbst? Musste sie ihre eigenen Schattenseiten tatsächlich so sehr fürchten, dass sie sich im Wald verkriechen musste? Was auch immer sie zur Flucht bewogen haben mochte, fühlte sie sich dennoch fast wie errettet, seit sie Swanter begegnet war.

Ach, Swanter!

Wie gerne hätte sie ihn noch einmal in ihre Arme geschlossen und sei es nur, um Dank zu sagen, dass es ihn gibt oder einfach nur Abschied zu nehmen. Erst jetzt, da es zu Ende zu gehen schien, wurde sie sich des Umfangs und die Bedeutung ihrer Liebe zu ihm bewusst. Er hatte sie ins Leben geführt, in das wahre Leben, nicht jenes, das alleine von Pflichten und Zweckmäßigkeit bestimmt war, sondern auch von Lust und Freude. Wo immer er sich jetzt auch aufhalten mochte, was immer ihn auch aufgehalten haben mochte, sie aus Todesnot zu erretten – sie hoffte, er würde sich ihrer Dankbarkeit bewusst sein, auch wenn sie ihm dies mitzuteilen nicht mehr in der Lage sein würde.

Wieder traf sie ein Faustschlag in Leib und dann noch einer ins Gesicht. Es tat gar nicht mehr weh, es rückte nur die Welt ein wenig weiter weg. Sie spürte aber keinen Jammer, vielleicht ein bisschen Wehmut, aber sie hatte nichts zu bereuen.

„Sprich endlich.!!“, brüllte man ihr wieder und wieder ins Ohr, doch auch ohne den Knebel hätte sie nun kein Wort mehr herausgebracht. Das Rauschen in ihren Ohren nahm zu und wurde zu einem mächtigen Tosen. Das Meer soll so klingen, hatte man ihr erzählt. Man nannte es Brandung, so sagten diejenigen, die es erlebt hatten. Sie hatte das Meer noch nie gesehen oder erlebt. Sie wäre gerne wenigstens einmal dort gewesen und in die endlose Weite des Ozeans geblickt. Es heißt, man verspüre

dabei das Gefühl von Ewigkeit. Aber Ewigkeit gibt es einfach nicht und schon gar nicht für sie. Lebe wohl, Swanter, vergesse mich nicht. Wenigstens nicht so schnell, schränkte sie in ihren von zunehmender Dunkelheit umhüllten Gedanken ein, in der Gewissheit, dass Swanter eben ein Schurke ist, zwar ein von ihr geliebter, aber trotzdem noch ein Schurke.

Du Sohn einer Hündin! Und wenn du etwas mit dieser Schankmaid, die dich heute so schamlos umworben hatte, anfängst, dann suche ich dich als Gespenst heim und das würde wahrlich kein Vergnügen für dich werden, das schwöre ich dir!

Sie fühlte sich prächtig, obwohl sie noch ein Fausthieb traf, dann noch einer und danach immer wieder. Sie fühlte keine Schmerzen mehr und immer, wenn sie ein Hieb traf, begann sie zu lachen, sie konnte nicht anders, es musste einfach sein! Wie schön, wenn man zu allerletzt noch Lachen kann.

An alles war gedacht, alles war insgeheim gesagt, Abalea hatte ihren Frieden gefunden und konnte in allem vorbereitet den Tod erwarten, denn die Finsternis ist nur das Fehlen von Licht!

Ein kalter Windhauch kam vorbei. Selbst hier, in diesem Stall, war er noch zu verspüren, obwohl er wie ein Irrläufer über die Ebenen schlich und lange nicht alle Ecken des Landstrichs erreichte. Er war vielleicht nur eine vorübergehende Erleichterung gewesen in der sengenden Hitze des Tages, die selbst in der Nacht noch Macht über die leidgeprüfte Welt hatte. Aber für alle Lebewesen, die der Kühlung bedurften, war er ein willkommener Gast.

Es war der erste seiner Art gewesen, weitere sollten folgen, dann aber leider nicht mehr so freundlich.

Kapitel 14

*** Die Peiniger ***

Als Eogar sich endlich überwunden hatte die Türe zu öffnen, um zögernd in das Nebenzimmer einzutreten, so nervös, als wäre dort ein Zwinger voller hungriger Bären, sah er auf keinen Fall so aus, als wäre er der Herr dieses Hofes, sondern eher wie ein unterwürfiger Diener, dem sein Auftrag, seinem Gebieter schlechte Nachrichten übermitteln zu müssen, tragisch auf den Schultern lastete. Schüchtern, ja schon fast angstvoll, war sein Auftreten gewesen, ohne jedes Anzeichen seiner sonst so beachtlichen Autorität. So war es kein Wunder, dass er, als er dann im Zimmer stand und sich unsicher umsah, zunächst keiner der Anwesenden eine Notiz von ihm nahm - kein gutes Zeichen für jemanden, der es gewohnt war, von jedermann mit großem Respekt behandelt zu werden. Fast alle, die sich hier aufhielten, brüteten dumpf vor sich hin, waren halblaut in ernste Gespräche vertieft und alle hingen sie ihren eigenen, erschreckenden Gedanken nach. Das alles war sehr bedrückend und das lag nicht unbedingt nur an der stickig schwülen Luft, die den Raum ausfüllte wie eine zähe, klebrige Masse. Zwar stand wenigstens eins der zwei Fenster offen. Mehr wäre ungeschickt gewesen, denn dann wäre das Zimmer bereits schon lange von unzähligen, kleinen, blutsaugenden Fliegen übervölkert worden,

aber das half nur wenig. Draußen im Freien stand die Luft still, da gab es nicht einmal den Hauch eines Windes, der kräftig genug gewesen wäre, ein klein wenig Frische in das Haus zu zwingen. Das alles passte leider zu stimmig zu der Stimmung, die den Raum und alle, die sich in ihm aufhielten, mit harter Hand beherrschte und nicht zuletzt auch zu der von Èogar.

Sein Sohn hatte ihn vorgewarnt, dass er solches vorfinden würde, aber das hat der Hofherr nicht so recht glauben wollen, als er es hörte. Doch jetzt wurde ihm deutlich, Gaelm hatte in allen Punkten recht gehabt. Alleine das, was Èogar schon wusste, lag schwer auf seinem Gemüt und noch viel mehr das, was er noch nicht wusste, von dem was sich ereignet hatte.

Meister Marric wirkte in einer Weise nachdenklich, dass es Angst einflößend gewesen war, aber auch seine Schattenklingen schienen sehr besorgt zu sein. Es musste etwas ganz besonders Schlimmes geschehen sein, dass es die Streiter der Schattenklingen, die bisher vor nichts und niemandem Furcht gezeigt hatten, derart zu erschüttern vermochte. Eigentlich wollte Èogar gar nicht wissen, was das gewesen sein könnte, bestimmt wären solche Erkenntnisse schwer nur zu ertragen, aber er fühlte sich zur Kenntnisnahme verpflichtet, es gehörte einfach zu seinen Aufgaben. Èogars Neugier hielt sich in diesem Zusammenhang in Grenzen, aber er war nun mal der Herr dieses Hofes und musste daher über alles, was hier geschieht, Bescheid wissen, auch dann, wenn er sich außerordentlich davor fürchtete. Darüber hinaus spielte es auch eine Rolle, dass Èogar die Schattenklingen zwar kannte und schätzte, aber auch gleichzeitig eine nicht unbegründete Scheu vor ihnen hatte, denn er wusste nicht, wie lange er sein Geheimnis noch vor ihnen verdeckt halten könnte. Für einen Moment dachte er darüber nach, ob er sich Meister Marric nicht in vollem Umfang anvertrauen sollte, aber ein Gefühl falscher Ehre hielt ihn davon ab.

Noch immer hatte ihn niemand der Anwesenden angesprochen. Meister Marric unterhielt sich leise und angestrengt mit seinem Tischnachbarn Hauptmann Degan und sie hatten kein Auge für ihn übrig. Auch Hymephos beachtete den Eintretenden nicht, sondern lauschte konzentriert dem Gespräch seiner Kameraden. Er war der einzige der, wenngleich auch er müde zu sein schien, dennoch viel vitaler aussah als die anderen und daher noch ziemlichen Tatendrang zeigte. Weit abseits von allen, nahe beim Fenster, dem möglicherweise angenehmsten Ort hier im Raum, weil man sich dort hin und wieder einen kühlen Windhauch wenigstens erhoffen durfte, saß der alte Schlammberg, der heruntergerissene Vagabund, wie ein alter Komposthaufen zusammengesunken auf einem Stuhl. Er starrte ins Leere, brabbelte unsinniges Zeug vor sich hin und sah so aus, als wäre er eben einem Hügelgrab entstiegen, alles Lebende zu quälen. Er rührte sich kaum, nur seine Lippen bewegten sich im Rhythmus unhörbarer Worte und sein Finger trommelt unruhig auf des Alten Knie. Es war ein Bild des Jammers, dem sich Èogar nicht lange aussetzen wollte. Hinten rechts, etwa auf dem halben Weg zwischen dem Tisch mit Meister Marric und seinen Offizieren auf der einen Seite und dem streunenden Bettler auf der anderen, sah Èogar einen wuchtigen Zwerg und eine Frau aus dem Volk der Hobbits stehen, die sich dem Augenmerk nach mehr als uneins waren. Der Kleidung nach gehörte sie zu den Schattenklingen, doch gesehen hatte sie der Hofherr bisher noch nicht. Zumindest konnte er sich nicht erinnern, sie in jüngster Zeit schon einmal begrüßt zu haben. Sie mussten sich erst später zu den anderen Schattenklingen gesellt haben, denn als gestern Nachmittag Meister Marric auf dem Hengstackerhof eingetroffen war, gehörten sie noch nicht zu seinem Gefolge. Diese zwei stritten nicht zu knapp. Das lag für einen Beobachter zumindest sehr nahe, denn sie verhielten sich sehr kampfbetont zueinander. Sie gestikulierten wild, fuchtelten in der Luft herum, als wollten sie ein Schwader Sumpffliegen vertreiben und ihre Worten waren, obwohl Èogar nicht verstehen konnte, was genau zum Ausdruck gebracht wurde, eine deutliche Verärgerung anzumerken. Weswegen sie so heftig disputierten erschloss sich dem Hofherren nicht, denn trotz ihrer offensichtlichen Verstimmungen, waren sie um zurückhaltende Lautstärke bemüht. Aber aus einzelnen Wortfetzen, die er dann dennoch hatte verstehen können, glaubte Èogar zu erkennen, dass es sich bei deren Auseinandersetzung um einen 'Volltrottel' und um eine 'dumme Kuh' handeln musste. Eine Einigung schien nicht so bald in Sicht zu sein. Was, im Namen aller Dämonen, war nur geschehen?

Hinten und weit abseits von Meister Marric und seinen Leuten, huschten drei Frauen geschäftig um

einen Tisch herum. Der Hofherr konnte den Gegenstand ihres Eifers nicht erkennen. Irgendetwas lag auf dem Tisch, mehr konnte er nicht erkennen. Einmal, für einen kurzen Moment, glaubte er auf der Oberfläche des Tisches zwei bare Füße gesehen zu haben, was er zunächst als eine Folge seines verwirrten Geists abtat. Aber dann gewahrte er, dass eine der Frauen dort ein Kleid trug, mit dem sich üblicherweise die Mägde von Frau Rosana zu bekleiden hatten. Demzufolge wäre es also nicht so unmöglich, wie er es zuerst angenommen hatte, dass er mit seiner Wahrnehmung richtig gelegen und keinem Produkt eines Hirngespinnsts aufgesessen war. Auf einmal wollte es Eogar nicht mehr so genau wissen, welche Art der Arbeit diese Frauen ausübten.

Was, beim Hexenmeister, suchte eine Hure unter seinem Dach?

Und wer hatte es gewagt, zwischen den Mauern des Haupthauses unkeusche Dienstleitungen für sich einzufordern?

Der Hofherr unterdrückte das Verlangen, diesem unsittlichen Treiben ein Ende zu bereiten und beschloss, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen. Er beließ es bei seinen oberflächlichen Eindrücken und so erkannte er zunächst weder die wahre Natur des aufopfernden Werks dieser Frauen, das entgegen seiner flüchtigen Einschätzung weder als sittenwidrig zu bezeichnen war oder gegen irgendein Gesetz verstieß, noch erkannte er Frau Shalawing in ihrem, für sie weitgehend untypischen Gewand. Eogar empfand in diesem Augenblick, es wäre ein gerüttelt Maß an Desinteresse wesentlich erstrebenswerter, als den mühseligen Weg zu einem besseren Verständnis der Dinge. Zufrieden stimmte ihn diese Haltung aber nicht. Unglücklich stellte er fest, dass Passivität in der letzten Zeit zur obersten Grundlage seiner Handlungen geworden war. Die Zügel waren ihm aus der Hand geglitten und das Schicksal selbst bestimmte nun den Kurs. Er hätte diesen fragwürdigen Handel damals, den er vor aller Welt zu verstecken suchte und durch den nun aus allen Ecken Pein auf ihn zurückzufallen drohte, niemals eingehen dürfen. Aber er hatte es getan und alle mögliche Folgen ignoriert. Es wäre auch besser gewesen, er hätte sich zuvor mit Gaelm, seinem Sohn, abgesprochen, doch dieser hätte ihm sehr wahrscheinlich abgeraten und Eogar war von seinem Plan viel zu besessen gewesen, als dass er hätte davon ablassen können, daher ließ er ihn lieber in Unkenntnis! Und als die Schattenklingen auf dem Hof eingetroffen waren, hätte er ihnen von Anfang an reinen Wein einschenken und um Hilfe gegen seine nun fast schon übermächtigen Probleme bitten sollen. Aber dies hat er eben nicht getan und stattdessen alle Zeichen einer nahenden Katastrophe weit von sich geschoben. Er hatte alles unterlassen, was seiner verlorenen Ehre zu einer Wiedergeburt hätte verhelfen können. Alles, was er jetzt noch tun könnte, um die kommenden Ereignisse grundlegend zu beeinflussen, wäre ausschließlich mit dem Eingeständnis seiner Schande verbunden gewesen und er scheute die Befleckung seines Namens.

Eogars Phantasie spielte verrückt. Die wilden, durch keinerlei genauen Kenntnisse zur Situation eingeschränkten Gedankenspiele, mit denen er sich auszumalen versuchte, welche Ereignisse zu einer solch schweren Niedergeschlagenheit bei diesen tapferen Recken hätten führen können, trugen ausschließlich die dunklen Farben der Furcht. Angst ist ein fruchtbarer Boden für die fürchterlichsten Spekulationen. So war es nicht weiter verwunderlich, dass Eogar bei allen Szenarien, die ihm in diesem Zusammenhang im Kopf herumspukten, zuletzt ein schreckliches Unheil zu erwarten war und der Hengstackerhof, bei allen seinen Prophezeiungen war er auf dasselbe Ergebnis gekommen, am Ende in Schutt und Asche läge. Es war ihm, als wäre die ganze Zukunft auf einen winzigen Moment zusammen geschrumpft, jede Hoffnung erdrückend und jede Handlung zum Scheitern verurteilend. Er fühlte sich wirklich nicht gut und eine leichte Übelkeit machte sich in ihm breit.

Es war wirklich ungewöhnlich warm in diesem Zimmer, man bekam kaum Luft! Oder kam ihm das nur so vor?

War es wirklich diese dämpfige Atmosphäre hier im Zimmer, die ihm die Kehle quälend abschnürte oder war es seine Angst gewesen, die ihm wie ein Mühlstein auf der Brust lag?

Es roch nach verbranntem Lampenöl, Schweiß, Bier und Blut, kurz gesagt: einfach widerlich. Es war, als würde man nur Dreck einatmen, dass einem der Qualm von billigem Pfeifenkraut fast schon wie ein lindes Frühlingslüftchen vorkommen musste. Eogar schwitzte wie ein Schwein, kramte deshalb seine

Schlafmütze aus der Tasche, wo er sie kurz zuvor noch so hastig hinein gestopft hatte. Aber nicht, um sie aufzusetzen, sondern um sich den Schweiß von der Stirn zu tupfen. Danach räusperte er sich laut und demonstrativ, damit seine Anwesenheit in diesem Raum für alle, die sich auch hier aufhielten, endlich einmal gegenständlich werde. Viel Erfolg hatte er aber damit nicht.

Dem alten Rossler erging es gar nicht gut. Sein Anführer hatte ihn, vor Wut rasend, am Kragen gepackt, ein gutes Stück vom Erdboden hochgezogen und nun wurde er gebeutelt wie eine Bisamratte, die in die Fänge eines Wolfs geraten war.

„BIST DU DENN TOLL GEWORDEN, du Sohn eines verblödeten Erdferkels?!?“, zischelte der Anführer seinen Gefährten an, obwohl ihm mehr nach Gebrüll gewesen wäre und hörte nicht auf ihn wild zu schütteln, dass diesem Hören und Sehen verging. „Wir wollten von ihr wissen, wo wir unser Gold finden können und du prügelst sie halbtot!!“

„Es ... tut ... mir ... leid, es ... tut ... mir!“, beteuerte der alte Rossler immer wieder und weil er so brutal hin und her gerüttelt wurde, traf jedes seiner Worte einmal auf das linke Ohr und das nächste gleich darauf auf das rechte Ohr seines Anführers, der dadurch den Eindruck bekam, von zwei Seiten angefleht zu werden. Aber er fand kein Mitleid, weder auf dem einen, noch auf dem anderen Ohr und die Qual des Alten dauerte daher an.

„Wie soll sie denn antworten, wenn sie noch einen Knebel im Maul hat?! Los, erkläre mir das, du stinkender Wurm!“, fragte der Anführer den Geschüttelten, ohne jedoch ernsthaft eine Antwort zu erwarten. Und der alte Rossler blieb auch lieber stumm. Zum einen deswegen, da ihm schon langsam schlecht wurde und er es daher nicht wagte den Mund zu öffnen. Zum anderen, das mochte hauptsächlich der Beweggrund für sein Schweigen sein, hatte er das dringende Gefühl, dass, egal was er von sich geben würde, er seine Lage fatal verschlechtern könnte.

Es fiel dem Anführer schwer, seine Worte in geringere Lautstärke zu kleiden, denn am liebsten hätte er seinen Zorn hinaus geschrien. Aber dann wäre er noch in den entferntesten Ausläufern der kleinen Zeltstadt rings um den Hengstackerhof herum zu hören gewesen und das konnte auf keinen Fall günstig sein.

„Der Plan war doch einfach! Selbst eine besoffene Spitzmaus hätte ihn begriffen!!“.

Der Anführer konnte sich einfach nicht beruhigen und er wollte es auch gar nicht. Es ging immerhin um sehr viel Gold und das machte ihn äußerst ungnädig gegenüber Fehlleistungen seiner Untergebenen.

„Erst wollten wir die Jägerin einfangen, einfach nur einfangen und das möglichst lebendig, damit sie reden könnte! Dann wollten wir aus ihr heraus pressen, wo sich ihr Kumpan zusammen mit dem Goldsäckel verstecken hält. Und wenn wir eben diese Kunde in Erfahrung gebracht haben würden, dann.... hör gut zu ERST DANN wollten wir sie töten!!“

Der Anführer schnaubte vor Wut wie ein aufgeregtes Ross

„Diese Reihenfolge ist wichtig, denn es macht nicht viel Sinn, sie zunächst zu erschlagen und dann erst zu befragen! Geht das in deinen Holzkopf rein?!“

Langsam wurden ihm die Arme müde, daher stellte er seinen malträtierten Kumpanen wieder auf dem Boden ab. Doch dem alten Rossler versagten die Beine jeglichen Halt und er sackte zusammen, als wäre alle Knochen seines Körpers mürbe geworden. Er versuchte mehrmals sich sachte und vorsichtig wieder zu erheben, doch sowie er wieder auf seinen zwei Füßen zu stehen kam, gaben seine Knie nach und er fiel zuletzt wieder kraftlos um. Des ständigen Stürzens müde blieb er schließlich auf dem Boden liegen und sah eingeschüchtert auf seinen Anführer, darauf wartend, wie es jetzt mit der Jägerin weitergehen würde. Der alte Rossler schämte sich, weil er sich so vehement hatte hinreißen lassen, der Gefangenen ein Geständnis abpressen zu wollen und bei diesem Werk in einen schrecklichen Übereifer geraten war, aber dabei die wichtige Kleinigkeit übersehen hatte, dass er selbst es gewesen war, der ihr den Knebel angelegt und damit zur Sprachlosigkeit verurteilt hatte. Dass er dabei so grausam und brutal auf die Jägerin eingedroschen hatte, lag ihm weniger schwer auf dem Gewissen. Sie wäre nicht die erste Frau gewesen, die er sich auf diese Weise gefügig gemacht hätte. Aber diesmal hatte er

gründlich versagt, denn sein Opfer hing bewusstlos in den Stricken, die ihren wunderschönen Körper an einen hölzernen Stützbalken des Stalls banden und er hoffte von ganzem Herzen, dass sie bald wieder erwachen würde. Doch nicht Mitleid bewegte des alten Rosslers Herz, sondern es war ausschließlich kühle Berechnung, die seine Gedanken lenkten. Die Jägerin sollte so schnell wie möglich die gewünschten Informationen preisgeben, denn dann wäre der Anführer, dem es alleine um das versteckte Goldsäckel zu gehen schien, endlich zufrieden gewesen und der alte Rossler hätte der Besessenheit, die ihn wie ein grausamer Fluch sein Sinnen und Trachten lenkte, seit er die Jägerin im See hatte planschen sehen, einfach freien Lauf lassen können.

Doch die Jägerin war noch sehr weit davon entfernt irgendwelche Geheimnisse offenbaren zu können, denn sie war noch immer ohne jede Besinnung. Der Anführer war ausgesprochen erleichtert gewesen, als er feststellen durfte, dass die Frau überhaupt noch atmete. So vermochte er die quälende Furcht loslassen, der alte Rossler könnte das Leben aus ihr heraus geprügelt haben. Aber sie lebte, sie hatten noch einmal Glück gehabt. Doch bevor sie irgendwann ihre Ohnmacht würde hinter sich lassen können, wird sie stumm wie ein Fisch bleiben und sie hatten nicht die Zeit den Dingen ihren naturgegebenen Lauf zu lassen. Vorsichtig, fast schon mit der Zärtlichkeit eines Verführers, entfernte er den Knebel und dann tätschelte der Anführer Abaleas rechte Wange, um die Jägerin wieder erwachen zu lassen. Ihr linke Gesichtshälfte war nach den grausamen Attacken des alten Rosslers bereits stark angeschwollen und als ihr die Augenbinde abgenommen wurde, konnte man rings um das Auge im flackernden Schein der Fackeln dunkle Verfärbungen sehen. Das wird morgen im Glanz des Tageslichts ein hübsches blaues Auge werden und ihre Anmut wäre damit dahin, dachte sich der Anführer belustigt. Aber wenn alles gut läuft, dann würde sie das nicht mehr erleben müssen!

Shalawing hatte gerade eine Salbe auf die mittlerweile verschlossene Wunde Luilias aufgetragen, damit ein eventueller Wundbrand von vorneherein unmöglich werden würde. Die Elbin wusch sich in einer Schüssel voll mit Wasser die Hände, um die Reste dieser Salbe von den Fingern zu bekommen, wie schon so oft in den letzten Stunden, dann rieb sie sich die vor Müdigkeit brennenden Augen und dazu braucht es saubere Hände. Es hatte sie sehr viel Kraft gekostet, die Magd am Leben zu erhalten und der Körper Elbenfrau forderte nun streng eine erholsame Ruhe ein. Viel konnte nun sowieso nicht mehr getan werden. Die Wundränder waren nun vernäht, Entzündungen war ausreichend vorgebeugt und Luilias Herz schlug zwar schwach, aber gleichmäßig. Nun musste es die Zeit zeigen, ob die Magd bei den Lebenden wird verweilen dürfen oder ob sie der Schatten für immer verschlingen wird. Shalawing hoffte von Herzen, keine inneren Verletzungen übersehen zu haben, denn wäre dies der Fall, dann wäre alle Hoffnung vergebens. Noch vor dem Sonnenaufgang würde Luilia von einem sengenden Fieber heimgesucht werden, dem ihr geschwächter Körper nichts mehr entgegenzusetzen hätte. Die besorgte Elbin legte die Hand auf Luilias Stirn. Sie fühlte sich kühl an, fast ein wenig zu kühl und sie war verschwitzt. Das war zu erwarten gewesen, denn in Luilias Ader floss nach dem verheerenden Verlust gerade noch so viel Blut, um ihr Leben erhalten zu können. Mit Freude sah Shalawing, wie sich der Brustkorb der Magd regelmäßig hob und dann wieder senkte. Ihr Atem ging nicht zu schnell und nicht zu langsam. Das waren eigentlich alles sehr gute Zeichen und dennoch war die Elbin überaus nachdenklich, denn sie fand keine Antwort auf die Frage, warum Luilia noch immer in einer solch tiefen Ohnmacht versunken lag. Die ganze Zeit über waren ihre Augen verschlossen geblieben, die Lider hatten noch nicht einmal gezuckt, als wäre es ihre Absicht, sich der Welt zu verschließen. Ob sie träumt? Sollte das der Fall sein, dann war es sicherlich ein angenehmer Traum, denn sie sah so friedlich aus, als wäre ihr inneres Auge auf eine andere Welt gerichtet, die ein Vielfaches schöner war, als alles was sie auf dieser bisher hatte erleben müssen.

„Geht es Euch gut, Herrin?“

Vilvi war jetzt auch gerade dabei sich auch die Hände zu waschen. Shalawing hatte ihr Nahen nicht bemerkt, was auch ein Zeichen dafür war, wie übermüdet sie sich fühlte, denn sie konnte sonst sogar den Flügelschlag einer Libelle über eine weite Entfernung hören. Die kleine Hobbitdame rieb sich die feuchten Hände und sah die Elbin in Erwartung einer Antwort an. Shalawing hatte während ihrer

letzten Überlegungen ziemlich lange vor sich in ins Leere gestarrt und Vilvi hatte das mit Sorge bemerkt.

Shalawing lächelte und das war fast schon ein denkwürdiger Augenblick, denn das tat sich wahrlich nicht oft. Dann legte sie sanft die rechte Hand auf Vilvis Schulter und sagte:

„Ich danke Euch für die Nachfrage, aber seid unbesorgt, mir fehlt nichts. Ich war nur in Gedanken!“ Vilvi nickte verstehend, obwohl sie der Elbin kein Wort glaubte. Sie hatte schließlich Augen im Kopf und sie sah sehr deutlich, wie abgekämpft die Elbin war, aber die kleine Frau wollte nicht widersprechen. Aber sie bekam unerwartete Hilfe.

„Herrin, Ihr habt Euch verausgabt und solltet nun ruhen!“, empfahl Frau Elvira. Die Kräuterfrau hatte die Frage der Hobbitdame ebenso vernommen und auch die Antwort der Elbin darauf, doch anders als Vilvi es getan hatte, wollte sie nicht klein begeben. Wenn Shalawing in dieser Geschwindigkeit weiter arbeiten würde, würde ein Zusammenbruch unvermeidbar werden. Die Kraft der Eldar mag enorm groß sein, doch auch sie hält nicht ewig, wenn man unablässig ihrer bedarf.

„Ihr habt Großartiges geleistet, doch jetzt muss die Zeit für Euch arbeiten. Ihr habt getan was möglich war, verlangt nicht das Unmögliche von Euch!“, fuhr Elvira fort, „Die Magd atmet ruhig und Fieber hat sich bisher auch noch nicht eingestellt. Es bleibt eh nichts zu tun als abzuwarten und die Wache am Krankenlager kann wahrlich jemand anderes für Euch übernehmen. Ich wäre bereit, an der Seite dieser Luilia zu verharren und sollte sich an ihrem Zustand etwas ändern, würde ich Euch sofort benachrichtigen. Gönnt Euch endlich Schlaf!“

Shalawing schüttelte den Kopf und gab zu bedenken:

„Die Wunde ist verschlossen und die Blutung gestoppt. Soweit waren wir erfolgreich! Aber eines haben wir leider nicht geschafft, sie ist noch immer unnachtet. Was nützt es das Leben zu erhalten, wenn es nicht gelingt den Lebenswillen zu entfachen? Ich finde die Lösung nicht und auch die Runen schenken mir keine neuen Erkenntnisse. Ich bin ratlos! Sie braucht eine Brücke ins Leben zurück, doch reicht mein Wissen leider nicht aus, ihr eine solche Brücke zu bauen. Und solange das so ist, kann ich meine Arbeit nicht als beendet sehen!“

Doch dieses mal fand auch Vilvi den Mut zum Widerspruch:

„Aber liebe Frau Shalawing, wie sollte es der armen Luilia zum Vorteil sein, wenn wir sie hier auf dem Tisch auf die Seite rücken müssen, dass Ihr auch noch Platz zum Liegen fändet, nachdem Euch der Rest Eurer Kraft verlassen haben wird?“

Die Elbin ließ den Kopf hängen. Die zwei Frauen hatten ja recht und das wusste Shalawing genauso gut wie ihre Helferinnen. Aber die Sorge ließ sie einfach nicht los, machte ihr quälenden Kummer und schlug sie mit Rastlosigkeit. Was hielt diese Magd zurück, sich wieder der Welt zukehren zu wollen? Wer oder was könnte helfen, ihr den Rückweg in das Leben zu erleichtern?

In diesem Augenblick ging ein kräftiger Ruck durch Luilias Körper und gleich darauf noch einmal. Shalawing erschrak und flehte zu den Mächten aller guten Geister, dass die Magd nicht jetzt auch noch von Krämpfen heimgesucht werden würde. Ihr schwaches Herz könnte eine weitere Tortur nicht mehr verkraften und alle Mühe, weder Kräuter, Tinkturen, auch aufopfernde Pflege hätte dann ihren Tod noch aufhalten können. Doch dann wurde Luilia wieder ganz ruhig und lag regungslos auf ihrem Schmerzenslager. Die Elbin atmete auf, sie hatten noch einmal Glück gehabt. Aber es war ihr ein Zeichen gewesen, sie durfte sich noch nicht zur Ruhe begeben, Luilia brauchte sie noch. Shalawings Entschluss stand fest und keine Weisheit dieser Welt hätte sie davon abbringen können.

„Liebe Gefährtinnen,“ sagte Shalawing, „ich danke Euch für Eure Anteilnahme an meiner Person. Aber nicht ich habe Anspruch auf diese wohlgemeinte Aufmerksamkeit, sondern nur unsere Schutzbefohlene alleine. Ihr habt einer guten Sache treu gedient und kein noch so großes Wort wäre als Wertschätzung angemessen genug, das Maß Eurer Güte auch nur halbwegs zu beschreiben. Euch alleine verdanke ich meinen Erfolg und die Magd sogar ihr Leben. Der Weg war hart und mühsam und wir alle sind am Ende unserer Kräfte. Das geht uns allen so! Auch Ihr benötigt nun Ruhe und Rast und genau das solltet Ihr Euch nun gönnen!“

Der Elbin Worte waren Danksagung und Entlassung gleichzeitig, aber die zwei angesprochenen Frauen

wollten sich nicht einfach verabschieden lassen.

„Was sagt Ihr da, Frau Shalawing?“, erwiderte Vilvi entrüstet, „All unser Eifer wäre ins Leere gegangen, hätte Eure Heilkunst nicht die Richtung gewiesen. Es gibt nichts, wofür Ihr Euch bei uns bedanken müsstet. Es war mir eine Ehre, an Eurer Seite helfen zu dürfen, daher beschämt uns bitte nicht mit Eurem Dank und rechnet auf keinen Fall damit, ich würde mich von hier entfernen, ehe die Südländerin ihre Augen aufgeschlagen haben sollte!“

„Nichts anderes gilt auch für mich!“, ergänzte Frau Moos, „Ihr alleine ward die Mutter der Lebensrettung und wir waren dabei höchstens zwei kleine Geburtshelferinnen. Und wenn Ihr, Frau Shalawing, nicht ruhen wollt und Vilvi auch nicht, dann werde ich auf keinen Fall die Ausnahme machen!“

Die Kräuterfrau verschränkte entschlossen die Arme vor ihrem Oberkörper und sie sah es als ein Zeichen dafür, dass auch über ihre Entscheidung nicht mehr zu verhandeln wäre.

Shalawing seufzte. Dann war es wohl beschlossene Sache, dass sie alle drei vor Ort verweilen würden.

„Gut!“, entschied die Elbin, „Wenn dies Euer Wille ist, dann sei es so! Ich schlage vor, wir teilen uns die Wache am Krankenlager der Magd, so bekommt jede von uns ein wenig Schlaf, hoffentlich genug davon, um nicht in Wachträume zu fallen, die uns die Wirklichkeit verkennen lassen. Aber wir werden Decken brauchen, damit wir wenigstens zwei Nachtlager zur Verfügung hätten. Doch wo bekommen wir jetzt noch, was wir brauchen?“

Vilvi kicherte.

„Das könnt Ihr getrost mir überlassen, ich besorge uns die Decken!“

Shalawing runzelte fragend die Stirn.

„Die Nacht ist fortgeschritten und die Herren des Hof sind bestimmt schon zu Bett gegangen. Ich glaube nicht, dass das Gesinde, das zu dieser Stunde noch arbeiten muss, sehr entgegenkommend sein wird! Wie also wollt Ihr das bewerkstelligen?“

„Ich dachte ja auch nicht, mir Hilfe bei den Mägden und Knechten zu suchen. Ich frage einfach Herrn Éogar danach!“

„Der Hofherr hatte einen schweren Tag und es wäre mehr als dreist, ihn wegen ein paar Decken zu wecken!“, widersprach Frau Moos.

„Aber das müssen wir doch gar nicht!“, antwortete Vilvi eifrig, „Seht doch, er steht hier mitten im Raum!“

Shalawing drehte sich um und spähte in die düstere Mitte des Zimmers.

Der Hofherr steht dort?

Wie lange schon?

Und was hatte ihn bewegt, das Nebenzimmer noch einmal aufzusuchen?

Ob er wohl ein paar Decken übrig hat?

Es mag wohl daran gelegen haben, dass ab und zu eine kleine auffrischende Brise die stehende Schwüle im Stall durchdrang und auf jeder überhitzten Haut, die sie dabei berührte, ein angenehmes Frösteln hinließ. Womöglich war es aber dieses ständige Tätscheln auf ihrer rechten Wange gewesen, das Abalea erst wie entfernt, dann immer näher rückend spürte, je mehr ihr Geist aus der Umnachtung der Bewusstlosigkeit wieder in die Gegenwart schlich. Da war eine Stimme. Eine raue aber sanfte Stimme, die ihr immer wieder dieselben Worte ins Ohr raunte.

„Aufwachen ... !“, sagte diese Stimme, „Aufwachen ... !“

Aber Abalea wollte gar nicht aufwachen. Sie fühlte sich scheußlich. Da war ein pochender Schmerz in ihrem Schädel und eine bezwingende Übelkeit schlug ihr auf den Magen. Sie schmeckte Blut auf ihrer Zunge und jedes mal, wenn sie husten musste war ihr, als führe ein blankes Schwert in ihren rechten Brustkorb. Wahrscheinlich waren einige Rippen gebrochen und die Stricke, mit denen sie gebunden war, verursachten zusätzliche Schmerzen. Jetzt erst kam die Erinnerung an das, was geschehen war und ihre Freude, noch am Leben zu sein, hielt sich in Grenzen.

„Aufwachen ... !“

Die Jägerin trotzte der Einflüsterung, in der Hoffnung, es würde irgendwann aufhören und die Stille würde sie wieder in Empfang nehmen. Doch diese Stimme erwies sich als außerordentlich hartnäckig und resignierend dämmerte Abalea die Erkenntnis, es würde niemals aufhören. Nichts würde einfach so aufhören, diese Stimme nicht, ebenso wenig ihre Schmerzen und schon gar nicht die Misshandlungen, die ihr zugefügt worden waren, zusätzlich jene, die sie noch zu erwarten hatte.

„Aufwachen ...!“

So süßlich diese Stimme klang, die Falschheit, die in ihr mitschwang, war unüberhörbar, selbst für jemanden, der noch nicht bei vollem Bewusstsein war.

„Warum sollte ich das tun?“, murmelte sie benommen, „Ihr wollt mich doch bloß wieder schlagen!“

Als Abalea ihr eigene Stimme hören konnte, war sie sehr überrascht. Sie hatte bisher nicht bemerkt, dass man ihr den Knebel aus dem Mund genommen hatte. Aber sie bezweifelte, dass dies ein gutes Zeichen sein könnte, denn obwohl sie sich jetzt mitteilen konnte, würde nichts vom dem, was sie zu sagen hätte, ihre Peiniger zufrieden stellen. Genauso gut hätte sie jetzt gleich sterben können, denn der Preis für die wahrscheinlich sehr kurze Verlängerung ihres Lebens dürfte verdammt hoch sein.

„Ho ho ...!“ meinte diese Stimme triumphierend, „Unsere Schönheit ist also wieder erwacht!“

„Worauf wartet Ihr?“, Abaleas Stimme ächzte, „Schlag endlich weiter. Macht ein Ende!“

„Aber was sagt Ihr da?“, hörte die Jägerin die Stimme, „Wer wird dann da gleich das Ende herbeisehnen? Nehmt es doch nicht so persönlich. Das ganze war – nun sagen wir mal - ... ein Missverständnis?“

„Ein Missverständnis?“

Abalea lachte bitter auf, aber nur kurz, denn die verletzten Rippen spendeten dabei einen stechenden Schmerz, der der Jägerin sofort den Atem nahm. Sie bemühte sich, möglichst flach zu atmen und konnte daher nicht weitersprechen, obwohl sie schon gerne gefragt hätte, warum sie die Folter nicht persönlich nehmen sollte.

„Aber ja !!“, beeilte sich der Anführer zu bemerken, mit der berechnenden Freundlichkeit eines Teppichhändlers, „Sagen wir es einmal so: der Beginn unserer Bekanntschaft war ein wenig unglücklich. Ich bin mir sicher, dass Euer Großmut die kleinen Irrtümer, die sich zwischen uns ergaben, leicht verzeihen und vergessen wird!“

„Ein wenig unglücklich?!“, unterbrach ihn die Jägerin und musste wider Willen grinsen. Es war ein sehr schräges Lächeln, denn Abaleas linke Gesichtshälfte schwoll immer mehr an. „Er habt mich mit Waffengewalt gefangengenommen und mein Leben bedroht! Ihr habt mich einer grässlichen Tortur unterworfen, geschlagen und gedemütigt! Ich bin mir nicht sicher, ob meine Großmut ausreichen wird, Eure kleinen Irrtümer zu vergeben!“

Der Anführer seufzte.

„Ich fürchte, Ihr habt nur die halbe Wahrheit in Erinnerung. Die Waffengewalt ist noch immer in unseren Händen und daher haben wir noch immer die Gewalt über Euch. Aber um die Bedrohung Eures Lebens müsst ihr Euch nicht grämen. Es wird heute Nacht zu Ende gehen, das Tageslicht des folgenden Tags wird Eure Augen nicht mehr blenden können. Das einzige, was Ihr jetzt noch erwirken könnt ist die Art Eures Ablebens. Ich fände es fürchterlich, sollte man morgen Euren Leichnam finden, das Gesicht vor Schmerzen verzerrt und dieser wunderschöne Leib im Todeskampf verkrampft als Zeichen durchlittener unendlicher Qualen. Sehr viel schöner wäre doch die Vorstellung, man würde Euch entdecken mit einem Lächeln auf den toten Lippen, den entspannten Körper aufgebahrt, als ein Zeugnis für ein sanftes und friedliches Dahinscheiden!“

Abalea fand beide der Möglichkeiten nicht besonders erstrebenswert, war sich aber durchaus darüber im Klaren, dass diesem struppigen Banditen solche Taten zu begehen keinerlei Hemmnisse im Weg stehen würden. Sie wollte sich selbst nicht belügen, es stand nicht gut um sie. Aber sie hatte bereits, ehe sie eine gnädige Ohnmacht in den Arm nahm, mit Ihrem Lebens abgeschlossen und dieser Entschluss war in ihr noch mächtig genug, in trotzigem Widerstand verharren zu können, auch wenn der Körper arg geschunden worden war. Wenn sie diese Welt verlassen sollte, dann mit erhobenem Haupt und nicht kriechend und um Gnade flehend. Aber die Ehre verbietet keine Verschlagenheit, besonders dann nicht,

wenn der Feind übermächtig ist und die Lage aussichtslos erscheint. Abalea beschloss, das böse Spiel einfach erst einmal mitzuspielen und auf eine Gelegenheit zu warten, die das Blatt würde wenden können..

„Was wollt Ihr von mir?“, fragte sie zögernd.

Der Anführer grinste überlegen, drehte sich zu seinem Gefährten um und nickte diesem fast schon feierlich zu, als wolle er sagen: Siehst du – genau so macht man Menschen gefügig und nicht nur durch brutale Hiebe! Dann galt seine Aufmerksamkeit wieder ausschließlich der Jägerin.

„Wir suchen ein großes, mit Gold und Silber gefülltes Säckel! Wo ist es?“

„Mit Gold und Silber gefüllt?? Und da sucht Ihr bei mir ??? Ich kenne die Farbe von Gold und Silber nur aus Erzählungen. Meinen Augen war ein der Anblick auf solche Kostbarkeiten bisher immer verwehrt worden.“

Abalea lachte laut auf, obwohl es ihr schwerfiel, denn ihre geborstenen Rippen protestierten heftig. Alles Geld, was sie in ihrem Leben jemals durch ihrer Hände harter Arbeit verdient hatte, würde nicht annähernd ein noch so kleines Säckchen füllen. Der Anführer ignorierte diesen Ausbruch unpassender Heiterkeit und setzte das Verhör entschlossen fort.

„Ich würde nicht fragen, wenn es mir nicht ernst wäre!“, sagte er drohend. Die Jägerin zwang sich zur Ernsthaftigkeit, schon alleine der Schmerzen im Brustkorb wegen, aber sie war noch immer belustigt, trotz aller Drohungen.

„Ein Säckel sagt Ihr?“

„Ja!“

„Aus Leinen genäht?“

„Ja!“

Der Anführer wurde etwas ungeduldig, denn er fühlt sich, nicht zu Unrecht, hingehalten und an der Nase herumgeführt. Abalea tat, als würde sie nachdenken.

„Also ein Säckel aus Leinen gefertigt und mit Gold und Silber gefüllt?“

„Ja!“, antwortete der Anführer, schon beachtlich gereizt und es würde nicht mehr lange dauern, bis er genau dort weitermachen würde, wo er noch kurz zuvor den alten Rossler gestoppt hatte. Doch diesmal, so hoffte Abalea, würde sie nicht mehr aufwachen. Niemals würde sie Swanter verraten und wenn sie ihr Leben dafür opfern müsste.

„Wie groß war es in etwa!“

Diese Frage der Jägerin brachte das Fass zum Überlaufen. Der Anführer war mit seiner Geduld am Ende. Er streckte den Arm aus und packte wütend Abaleas linke Brust und drückte grob zu.

„Etwas so groß wie das hier!“, zischte er zornig und verstärkte seinen Griff, „Allerdings sehr viel praller gefüllt und nicht so lasch und weich wie Euer Busen!“

Abalea verkraftete den Schmerz, den ihr der Anführer zufügen wollte, mit Leichtigkeit. Verglichen mit den anderen Schmerzen, die immer noch wie tosende Stürme in ihrem Leib wüteten, war der brutale Griff des Anführers fast schon eine Zärtlichkeit.

„Einen solchen prallen Säckel habe ich leider nicht zu bieten, nur zwei von jenen, die Ihr als weich und lasch beschrieben habt!“, antwortete Abalea stockend mit einem leicht verkniffenen Gesicht.

Der Anführer ließ die Brust der Jägerin so ruckartig los, als habe sich diese von einem Moment auf den anderen in eine giftige Schlange verwandelt. Er war verunsichert, wie noch nie in seinem Leben. Nichts lief wie geplant. Er war es gewohnt, dass seine Opfer um ihr Leben zu betteln pflegten und bereit waren, alles, aber auch wirklich alles zu tun, um verschont zu werden. Im Angesicht des nahenden gewaltsamen Todes sind bisher noch alle zu zuverlässig dienstbaren Sklaven geworden, ohne Selbstachtung und Gewissen, jede Form der Ehre hinter sich lassend .

Bisher!!

Nun aber war er dieser Jägerin begegnet, deren Willen einfach nicht zu brechen war. Der Anführer spielte kurz mit dem Gedanken, dem störrischen Weib einfach die Kehle durchzuschneiden, aber dann hätte er niemals erfahren, wo er sein Gold suchen müsste. Ihr Tod würde ihren Gefährten warnen und der war sicherlich ausgebufft genug, dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Er gestand es sich

widerwillig ein, dass er mit blanker Gewalt nicht weiterkommen würde und dass seine Raffinesse womöglich nicht ausreichen könnte, Geständnisse zu erwirken. Die Jägerin war einfach zu hart gesotten und trotz aller brutaler Widrigkeiten, die ihr widerfahren waren, nicht gewillt, sich zu unterwerfen. Nur mit einer List wäre ihr beizukommen, doch bräuchte es dazu einen wachen Verstand und der war bei dem Anführer schon seit langer Zeit mehr als verkümmert, wie bei jedem Menschen, der es gewohnt war, seine Angelegenheiten mit blanker Gewalt zu lösen. Es wollte ihm nichts Gescheites einfallen oder es fehlte an geeignetem Material. Ein große Zange, mit der man mit leichter Hand Finger abtrennen kann, hatte er nicht bei sich und glühende Schürhaken waren in tiefster Nacht auch nicht so leicht zu beschaffen. Man könnte damit drohen ihr ein Ohr abzuschneiden, aber am Ende würde sie es, störrisch wie sie war, darauf ankommen lassen, dann müsste er zur Tat schreiten und dies würde der, durch die Fäuste des alten Rossler ohnehin schon arg verbeulten Anmut ihres Gesichts den Todesstoß versetzen. Und da sie vorhatten die Jägerin, sobald sie geständig sein würde, ins Heu zu werfen, um sie lüsternen Begierden zu unterwerfen, als letzte sinnliche Freude vor ihrem gewaltsamen Ende, ließ er von seinem Plan wieder ab. Wer legt sich schon gerne auf ein Weib, das zwar den Körper einer Göttin, aber das Gesicht eines Ungeheuers hatte? So sehr er auch darüber nachdachte, alles was er in diesem Zusammenhang zu ersinnen imstande war, trug den Keim des Misserfolgs schon in sich. Diese Jägerin war ihm einfach überlegen. Er hasste sie dafür und er freute sich schon darauf, sie später ausbluten zu sehen, wenn sie unter wilden Krämpfen und Zuckungen in die Finsternis einfahren würde. „Wie kommt Ihr eigentlich darauf, dass ich Euch bei Eurem Ansinnen helfen könnte?“, ergriff die Jägerin das Wort.

Abalea war die plötzliche Zurückhaltung ihrer Peiniger ein wenig suspekt, denn sie hatte sehr wohl die Ratlosigkeit des großen Südländers bemerkt und wollte nicht, dass die Überlegungen dieser Grobiane zu dem Ergebnis führten, es würde sich nicht mehr lohnen, sich mit ihr abzugeben. Auch wenn sie den Tod nicht fürchtete, eine Chance das Leben zu erhalten darf nicht ungenutzt vorübergehen.

Der Anführer war für Abaleas Einwurf recht dankbar gewesen. Es half ihm seine wirren Gedanken wieder zu ordnen. Er wurde dadurch etwas selbstsicherer und so gestattete er sich ein überlegenes Lächeln.

„Aber das liegt doch auf der Hand, meine Schöne!“

„Auf Eurer Hand vielleicht, aber nicht auf der meinen!“, erwiderte Abalea trocken.

Der Anführer holte tief Luft und dann begann er zu erzählen:

„Mein Freund und Gefährte ist vor gar nicht langer Zeit mit seiner Kutsche an einem Ausläufer des Immerklarsees vorbeigekommen!“

„Ich kenne diesen See. Sein Wasser ist frisch und klar und ein Bad darin eine wahre Labsal bei der sengenden Hitze der letzten Tage!“, erwähnte Abalea amüsiert, denn sie kannte ja den Fortgang dieser Geschichte. Unglücklicherweise schien auch der Südländer die genauen Abläufe von damals zu kennen.

„Euren Worte will ich gerne glauben, denn ich weiß, sie sind aus Erfahrung gesprochen!“

Auch der Anführer fühlte sich gut gelaunt, denn er genoss die Ahnung, auf der richtigen Fährte zu sein. Das blieb der Jägerin nicht verborgen und sie beschloss offensiver zu werden.

„Wer wollte solchen Wohltaten schon abgeneigt sein. Ich nehme an, Euer Gefährte hat mich bei meinem Bad beobachtet?“

„Oh ja – das hat er und ich glaube fast, er hatte Euren Anblick ebenso genossen, wie ihr Eure Plantscherei im Wasser!“

„Das freut mich für ihn.“, meinte Abalea spöttisch, „Es war schon immer meine erklärte Absicht Frohsinn zu verbreiten, auch wenn es in diesem Fall ein wenig absonderlich erscheint!“

„Ihr könnt stolz auf Euch sein!“, meinte der Anführer dazu, „Er beschrieb Euren Körper als ein Kunstwerk der Götter, selbst Einzelheiten hatten sich in sein Gedächtnis gebrannt. Seine Worte alleine genügten mir, um beeindruckt von Euch zu sein!“

Abalea zwang sich zu einem Grinsen, denn ihr wurde bewusst, dass es bei diesem Gespräch längst nicht mehr um das Goldsäckel alleine ging.

„Soviel Begehren ehrt mich!“, bekannte Abalea mit fester Stimme, „Ich gehe davon aus, dass Ihr noch nachforschen werdet, wie eng Dichtung und Wahrheit beieinander liegen.“

„Erst die Arbeit und dann das Vergnügen!“, brummelte der Anführer unwirsch und knapp, denn er wollte wieder auf das Thema zurückkommen, das ihm vorrangig am Herzen lag und das war das Gold, von dem er immer noch nicht wusste, wo er es finden könnte. Die Jägerin jedoch versuchte genau davon abzulenken, wann immer sich die Möglichkeit dazu bot, sei es auch um den Preis, die offensichtliche Lüsterheit der beiden Südländer anzufachen. Dann bestünde zwar die Gefahr, der Südländer könnte seinen Standpunkt ändern und entgegen seiner Erklärung dem Vergnügen doch noch den Vorzug geben vor dem, was er so skrupellos seine Arbeit nannte. Aber genau darin glaubte Abalea ihre Chance zu erkennen, denn wenn bei Männern alles Sinnen und Trachten vom Kopf in die Lenden rutscht, würde deren Geist besser gefesselt und gebunden sein als bei einem Kind, dem man Naschwerk neckend vor die Augen hält. Regiert der Trieb, verabschiedet sich der Verstand, darauf konnte man sich schon seit Äonen verlassen und so wird es auch immer bleiben. Sie würden sicherlich Fehler machen und diese könnte Abalea unter Umständen für eine schnelle Flucht nutzen. Doch auch wenn es eine solche Gelegenheit nicht geben sollte, zumindest würde sie dann um dieses verdammte Goldsäckel keine Rede oder Antwort mehr stehen müssen.

„Erst die Arbeit, dann das Vergnügen? Das klingt ja richtig gut.“ Abalea lächelte schief, so gut es mit der dicken Backe ging und fuhr fort, „Ist das der Wahlspruch Eures Volks, der einer harten Arbeit ergebenst huldigt? Solche Tugenden hätte ich bei Euch gar nicht vermutet. Ich darf Euch meinen Respekt aussprechen, vor allem Eurem Gefährten. Er war dann wohl mit einem Auftrag von Euch unterwegs gewesen, dem er sich sehr verpflichtet fühlte und Eurem Wahlspruch folgen mehr verbunden fühlte als dem Ausleben seiner Begierden. Ein Mann mit Anstand, könnte man sagen, denn er hatte mich damals nicht im geringsten behelligt und für Zurückhaltung ist Euer Volks nicht eben bekannt! Hielt ihn, was zugegebener Weise ziemlich unwahrscheinlich klingt, ein Rest an Ehre zurück, meine Wehrlosigkeit zu seinen Gunsten auszunutzen oder seid Ihr einfach nur Maulhelden, die mit Stolz über Dinge reden, die auszuführen sie gar nicht in der Lage wären?“

Abalea erwartete auf ihre Schmähungen hin eigentlich einen gewaltigen Zornausbruch, doch zu ihrer großen Überraschung blieb der Anführer gelassen, wirkte sogar erheitert, denn seine Mundwinkel zuckten immer wieder nach oben, was der Südländer krampfhaft zu unterdrücken versuchte, als kämpfe er gegen einen uferlosen Lachanfall. Sein grauhaariger Gefährte hingegen presste die Lippen aufeinander, bis sie nur noch einen dünnen Strich bildeten, auf seiner Stirn verdoppelten sich die Falten und sein Kopf schien sich wie bei einer Schindkröte zwischen die Schultern zurück ziehen zu wollen. Abalea war irritiert. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass die Situation noch bizarrer werden könnte, als sie ohnehin schon war. Das konnte doch alles nur ein böser Traum sein, Gespinste eines schlafenden Geists, der sie ihre Ängste und Besorgnisse so nahe erleben ließ. Jeden Moment würde sie erwachen, so hoffte sie, dann würde sie Swanter von diesem schrecklichen Traum erzählen und sie würden beide darüber lachen.

Doch die ersehnte Erlösung wollte nicht kommen und von einem befreiten Lachen war Abalea weiter entfernt als die Eiswüsten im Norden von den sanften Hügeln des Breelands.

„Was, bei allen Ungeheuern Angmars, belustigt Euch so sehr?“, fragte sie den Anführer verärgert, denn sie hatte das Gefühl, ausgelacht zu werden und dies verstimmte sie mehr als alle anderen Bedrohungen, die über ihrem Haupt schwebten.

„Glaubt mir, mit Ehre hatte seine Untätigkeit nichts zu tun“, antwortete der struppige Südländer, noch immer bemüht, seine Heiterkeit nicht allzu laut werden zu lassen, „Ihr würdet Euch sehr genau an meinen Gefährten erinnern können und mit Sicherheit nicht nur ein sein Gesicht, wenn er!“ An dieser Stelle konnte der Anführer nicht weiter reden, denn er musste kichern wie ein kleines Mädchen und immer wieder sah er sich dabei nach seinem Gefährten um. Mehrmals versuchte er eine Erklärungen abzugeben, doch immer wieder wurde er erneut von einem Lachanfall überwältigt. Schließlich ging er nahe die gefesselten Jägerin heran, beugte sich vor und flüsterte ihr etwas fast schon verschwörerisch ins Ohr. So sehr der alte Rossler auch die Ohren spitzte, er konnte seines

Anführers Mitteilung an die Jägerin nicht hören. Aber er wusste sowieso, um was es ging und seine Ahnungen wurden zur Gewissheit, als er die Gefangene erstaunt sagen hörte:

„Ist das Euer Ernst? Er kann wirklich nicht schwimmen??“

Der Anführer nickte stumm und war dabei so fröhlich wie ein Bär in einem großen Honigtopf. Auch Abalea musste lachen, obwohl ihr wahrhaftig nicht danach zumute gewesen war. Lediglich der alte Rossler fand das alles nicht so lustig und er grummelte grimmig:

„Gut, ich kann nicht schwimmen. Jetzt weiß es schon die halbe Welt. Aber was hat das mit dem Goldsäckel zu tun?“

Bisher war ihm dieses Goldsäckel ziemlich egal gewesen. Es zu finden und wieder in Besitz zu nehmen, war hauptsächlich ein Anliegen seines Anführer gewesen. Rosslers Interesse daran beschränkte sich darauf, sein verlorenes Ansehen bei seinem Anführer wieder zu gewinnen und das war nur dann möglich, wenn dieser das Säckel wieder in der Hand halten würde. Und auch erst dann, und diese Verheißung bewegte den alten Rossler mehr als alles andere, würde ihm diese Jägerin gehören und er könnte alle seine geheimen Sehnsüchte verwirklichen, die auszuleben ihm damals wegen seiner Unfähigkeit, sich über Wasser halten zu können, versagt geblieben waren. Darum war ihm aber daran gelegen, möglichst schnell das Thema zu wechseln, um sich weitere Peinlichkeiten zu ersparen und um die Dinge voranzutreiben. Das vermisste Goldsäckel bot sich hervorragend dafür an, der alte Rossler kannte die Gier seines Anführers haargenau, schon immer war darauf Verlass gewesen. Und er war auch dieses mal mit seinem taktischen Winkelzug erfolgreich, denn sein Anführer hüstelte verlegen und alle Heiterkeit in ihm schien wie weggeblasen.

„Richtig, sehr guter Einwand!“, lobt der Anführer seinen mahnenden Gefährten, „Wo waren wir stehengeblieben?“

„Ich badete, Euer Gefährte glotzte!“, half Abalea seinem Gedächtnis auf die Sprünge.

„Äh, ... ja ...!“, begann der struppige Südländer stockend, „Nun,... zu diesem Zeitpunkt hatte er das Säckel noch in seinem Besitz und als er dann weiterreiste nicht mehr. Nun stellt sich die Frage, wo ist es geblieben?“

„Das ist eine sehr gute Frage!“, bekannte Abalea bissig, „Ich würde keine andere stellen!“

Der Anführer sah die Jägerin scharf an.

„Und habt ihr auch eine Antwort darauf?“

„Das habe ich nicht, fürchte ich!“, sagte die Jägerin mit gespielter Bedauern, „Wie Ihr bereits erwähnt hattet, war ich zu entfernt, um nach dem Säckel greifen zu können. Und wäre ich in dessen Reichweite gewesen, hätte ich mich zugleich in der Reichweite Eures grauen Freunds befunden. In diesem Fall, wie Ihr es schon so eindrücklich anzudeuten beliebt, hätte ich das, was ich bekommen hätte, mehr aus den Lenden Eures Freunde empfangen und weniger von dessen Gürtel. Gesteht es Euch ein, Ihr habt die falsche Person in Eure Gewalt gebracht!“

„Davon bin ich nicht überzeugt!“, erwiderte der Anführer ungerührt, „Ich habe Euch selbst auch nicht in Verdacht. Selbstverständlich ist Eure Hand unschuldig, aber eben nicht die Eures Gefährten. Dieser hat an Eurer Stelle meinem von Euch in den Bann gezogenen Gefährten das Säckel unbemerkt abgenommen und geraubt. Ihr müsst zugeben, diese Geschichte klingt schon sehr viel wahrscheinlicher!“

Abalea tat verwundert.

„Gefährte? Welcher Gefährte?“

Der Anführer verzog das Gesicht.

„Nun werdet Ihr aber albern!“, tadelte er die Jägerin, „Auf dem Tisch in der Taverne, dort wo wir Euch erblickt hatten, standen zwei Krüge! Trinkt Ihr immer aus zwei Krügen gleichzeitig? Oder gehörte einer davon Eurem Gefährten, der sich nur rechtzeitig genug unserem Blick hatte entziehen können?“

„Ihr missversteht das!“, beeilte sich Abalea hastig zu erklären, „Der zweite Krug gehörte einem jungen Burschen, seinen Namen kenne ich nicht. Ich erhoffte mir von ihm ein wenig Kurzweil für die Nacht, aber er verschwand ganz plötzlich. Er hatte wohl kalte Füße bekommen!“

Abalea versuchte zu grinsen, doch das misslang ihr gründlich und dies nicht nur wegen der

geschwollenen Backe, sie war es einfach nicht gewohnt derart dreist zu lügen. Dafür grinste der Anführer um so mehr.

„Es tut mir leid um Euer Schäferstündchen! Aber grämt Euch nicht um Euren flüchtigen Liebhaber. Jetzt habt Ihr ja uns und glaubt mir, Ihr werdet auf nichts verzichten müssen! Wir werden Euch ein Verlangen erfüllen, von dem Ihr bisher noch nicht einmal wusstet, dass Ihr es habt!“

Die Jägerin seufzte.

„Was für ein Glück!“, murmelte sie leicht gereizt, „Und ich hatte schon die Befürchtung, es könnte eine langweilige Nacht werden.“

Auch Meister Marric war gereizt gewesen, übermüdet und obendrein auch noch sehr unzufrieden. Über die Beratung mit seinen Offizieren war die Zeit geradezu verschwenderisch verfliegen und sie hatten es nicht geschafft, brauchbare Ergebnisse zu erzielen geschweige denn, einen Plan zu schmieden, der ihr weiteres Vorgehen vorgeben hätte können. Man hatte geredet und geredet, drehte sich dabei im Kreis wie bei einem Reigen und kam dann doch immer wieder auf den Ausgangspunkt ihrer Gespräche zurück und damit auf die Erkenntnis, zu wenig zu wissen, um sinnvoll handeln zu können. Zudem drängte die Zeit, denn die Stunden der Nacht hatten sich jetzt doch sehr angehäuften und es wurde immer dringender, eine Nachtruhe einzuhalten, damit sich Körper und Geist erholen können, solange der Schlaf noch durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt wäre.

Onan war der erste, der nicht nur heimlich darüber nachdachte, sondern auch in seiner ihm eigenen Verschrobenheit ansprach:

„Onan müde!! Wo wird eigentlich unser Nachtlager sein?“

„Wo Ihr Euch zur Ruhe begeben werdet, entzieht sich meiner Kenntnis!“, erklärte Degan mit Gleichmut, „Ich für meinen Teil werde jetzt zu meinem Zelt gehen, das ich am südwestlichen Rand des Lagers aufgebaut habe!“

„Wie viel Platz habt Ihr denn in Eurem Zelt?“, fragte Diopeteia neugierig und in der Hoffnung, unter dem Leinendach des Hauptmanns einen Unterschlupf finden zu können.

Degan lächelte und antwortete der Hobbit-Dame.

„Ich habe Raum für zwei Personen, notfalls auch für drei. Dann aber würde eine Enge herrschen, die Ihr, werte Freundin, unter Umständen als ein wenig unangenehm empfinden könntet!“

Diopeteia grinste und zwinkert dem Hauptmann zu, als wolle sie sagen, es käme da mal auf einen Versuch an. Das meinte sie aber in Wahrheit nicht ernst und der Einwand Degans war natürlich durchaus berechtigt. Bei der Aussicht, eine halbe Nacht lang von drei ausgewachsenen Männern des großen Volks und einem betrunkenen Zwerg die Ohren zugeschnarcht zu bekommen, konnte die kleine Frau keinerlei Begeisterung für ein solches Lager entwickeln.

„In einem Zelt zu nächtigen wäre in der Lage, in der wir uns befinden unter Umständen nicht der weiseste Ratschluss!“, gab Meister Marric zu bedenken, „Man sollte nicht vergessen, dass im Gelände rings um den Hengstackerhof ein Feind herumschleicht, auf dessen Banner offensichtlich geschrieben steht, dass allen Schattenklingen der Garaus zu machen sei. Ein Zelt bietet da wohl kaum den geeigneten Schutz!“

„Pötzblitz, das schreckt mich nicht!“, brummelte Degan uneinsichtig, „Ich werde in voller Rüstung schlafen und die Waffe nicht aus der Hand legen. Dann kann er ruhig kommen der dumme Feind, wenn er sich blutige Ohren holen will!“

Marric zuckte resignierend mit den Schultern, denn er wusste, dass er den sturen Hauptmann nicht würde überzeugen können und spräche er mit der Weisheit der Valar. Dennoch wagte er einen weiteren Einwand:

„Auch wenn ich Euch sehr ungern bei Euren Plänen widerspreche, aber um eine Rüstung anlegen zu können, sollte man auch eine haben. Der dünne Mantel, mit dem Ihr Euch eingehüllt habt, kann mit Sicherheit nicht in gleicher Weise dienen!“

Der Hauptmann klatschte sich mit der flachen Hand auf die Stirn, wie konnte er das nur vergessen. Sowohl Rüstung als auch der Rest seiner Kleidung lagen oder hingen ja noch zum Trocknen, als sie

durch den Überfall überrascht wurden. Er hoffte nur, dass es der Magd gelungen war, diesen entsetzlichen Gestank aus seinen Sachen zu verbannen, denn sonst würde es wohl bei diesem erbeuteten Mantel bleiben, obwohl dieser auch nicht gerade nach Rosen roch. Degan nickte Marric zustimmend zu, dann lachte er leise und es klang ein bisschen verlegen. Man kann ja nicht immer an alles denken, aber wie man sich zu gürten hat, sollten man nie vergessen!

„Da habt Ihr allerdings Recht. Es ist die höchste Zeit, dass ich meine Rüstung wieder an mich nehme, ehe sie im Badebereich zu rosten anfängt! Ich werde mich gleich auf den Weg machen!“

Degan wollte sich schon aus seinem Stuhl erheben, aber Meister Marric legte seine Hand auf des Hauptmanns Schulter und zwang ihn sanft auf die Sitzfläche zurück.

„Das werdet Ihr hübsch bleiben lassen. Der Hof ist voller Mordbuben in unbekannter Zahl und Ihr habt weder Waffen noch Rüstung. Ihr könnt Euch nicht immer darauf verlassen, dass es Euch gelingen würde, einen Angreifer an seinem Genick packen zu können. Hymephos wird an Eurer Stelle gehen und Euer Eigentum sicherstellen!“, befahl Marric streng und jeder, der ihn kannte wusste, dass Widerspruch jetzt völlig fehl am Platz gewesen wäre.

Der Hauptmann murrte, bewegte sich aber nicht von der Stelle, während Hymephos sich tatendurstig in Stellung brachte.

„Weißt du, wo sich deine Sachen befinden, kannst du mir den genauen Ort beschreiben?“, fragte er Degan mehr aus Höflichkeit, denn aus Wissbegierde. Es war ihm einfach nur wichtig, für diesen Auftrag auch den Segen des Betroffenen auf sich ruhen zu wissen, denn er wusste, dass einem Hauptmann das Rüstzeug nicht weniger nahe stand als die eigene Haut und Degan war da keine Ausnahme. Sachlich gesehen, war eine Antwort wahrscheinlich sowieso nicht nötig, denn die Rüstung eines Hauptmanns ließe sich nicht so einfach verbergen wie etwa ein einfacher Ring, dazu ist sie einfach zu wuchtig und wäre daher kaum zu übersehen. Selbst bei einem unbeholfenen Herumstolpern durch eine undurchdringliche Finsternis wäre es sehr viel schwerer sie zu verfehlen, als über sie zu stolpern und so zu finden. So groß, dass man in die Gefahr liefe, sich darin zu verirren, konnte der Badebereich schließlich nicht sein.

Degan winkte schwerfällig ab. Da ihm untersagt worden war selbst zu gehen, war zunächst jede Eile von ihm gewichen. Er fühlte sich mehr in der Gefahr nicht ausreichend Schlaf zu bekommen, als in dieser Nacht ein zweitesmal attackiert zu werden. Ein unausgeschlafener Krieger wird im Ernstfall leider zu oft unter den Hieben der Feinde zu einem ewigen Schlaf gezwungen, so dass es schon Sinn machte, die wachsende Müdigkeit in sich ernst zu nehmen. Degan war kein leichtfertiger Dummkopf, der die Drohgebärden des Schicksals dreist missachtet und er kannte durchaus den Unterschied zwischen Mut und Torheit. Er hatte es einfach so im Gefühl, dass ihm keine weitere Gefahr mehr drohend würde, zumindest nicht in dieser Nacht und auf seinen Instinkt hatte er bisher immer gut vertrauen können. Obwohl Meister Marrics Fürsorge ihm schon schmeichelte und die Befürchtungen, die er äußerte, durchaus eine nachvollziehbare Grundlage hatten, hielt er dessen Entscheidung dennoch für überzogen. Schließlich schlägt ein Blitz auch nur extrem selten, wenn überhaupt, auf der derselben Stelle mehrmals hintereinander ein. Degan wäre ja auch nur auf dem Hinweg ohne Waffen und Wehr gewesen und auf dem Weg zurück wieder voll gerüstet. Aber er riskierte keinen Widerspruch gegenüber seinem Anführer. Zum einen hätte dies ohnehin nichts gebracht und darüber hinaus sehr viel Zeit gekostet. Es bereitete Degan Unbehagen, seine Sachen völlig unbeschützt zu wissen und dem Zugriff aller ausgeliefert, die sie zufällig finden würden. Also antwortete er Hymephos prompt und er wagte sogar noch ein Späßchen.

„Ihr werdet sie schon erkennen, wenn Ihr sie seht! Meine Kleider hängen irgendwo im Badebereich zum Trocknen und dort muss auch die Rüstung zu finden sein. Sputet Euch Kammerzofe ich warte sehr ungern!“

Zunächst blickte Hymephos sehr finster drein, als Kammerzofe bezeichnet zu werden, kratzte schon deftig an seinem Stolz, doch wusste er auch um die Neigung des Hauptmanns zu wohlmeinendem Spott und schließlich befand er dessen Bemerkung dann doch noch als erheiternd. Und dann antwortete er, ebenso feixend wie der Hauptmann zuvor.

„Ich kann Euch Eure Sachen holen, mein unwürdiger Gebieter, aber anziehen werdet Ihr sie schon selbst müssen, denn meine Hände wäre viel zu grob dafür und wir wollen doch nicht, dass Ihr Schaden erleidet!“

„Ich weiß um das Ungeschick Eurer Hände!“, erklärte Degan lachend, „Aber zum Schleppen meiner Sachen dürfte ihre geringe Feinfühligkeit gerade noch ausreichen. Aber eine Schande ist es schon, dass so hochwohlgeborene Herrenwie ich einer bin, auf seine einfach Dienste verzichten muss! Ich würde ja Frau Dioteia bitten mich anzukleiden, würde es ihr geringer Wuchs nicht unmöglich machen, meinen Hosenbund bis zu meiner Hüfte zu heben!“

Eifrig erklärte die Hobbit-Dame mit den Augen zwinkernd:

„Das käme auf einen Versuch an. Stünde ich auf einem Stuhl, würde ich das wohl schaffen, aber ich muss Euch warnen! Ich würde Eure Hose höher heraufziehen, als Euch lieb sein dürfte und das könnte sich als unvorteilhaft für das bestimmte, sehr empfindliche Körperteil erweisen, auf das Ihr Männer so fürchterlich stolz seid! Wollt Ihr das wirklich riskieren?“

Degan verzog das Gesicht, als spüre er jetzt schon den Schmerz, der dann zu erwarten gewesen wäre. Vorsorglich meldete sich Onan zu Wort:

„Mich braucht Ihr erst gar nicht zu fragen. Seht bitte von jedem Versuch ab. Ich pflege keine fremden Hosen hochzuziehen, sondern ich klopfe deren Träger von oben hinein!“

Auch Marric fühlte sich amüsiert. Es tat gut, nach den Stunden der Trübsal wieder befreit lachen zu können. Und so gab auch er dem Hauptmann einen nicht so ernst gemeinten Rat.

„Ihr könntet ja noch Frau Shalawing fragen, ob sie Euch in dieser Weise dienen möchte!“

Alle der Schattenklingen lachten laut auf. Von allen vorgetragenen Vorschlägen war der Marrics mit Abstand der abenteuerlichste. So sehr sich Shalawing auch aufopfernd in den Dienst einer guten Sache stellen konnte, aber als eine Dienerin konnte sie sich keiner der Anwesenden vorstellen. Genauso gut hätten man versuchen können, von einem wütenden Bären den Pelz zu fordern. Das einzige, was in diesem Zusammenhang noch als denkbar erschien war, dass Degans Kleider, auf den scharfen Befehl der Elbin hin, brav von selbst an dessen Leib hüpfen würden. Aber darauf wollte sich der Hauptmann nicht verlassen und so schüttelte er abwehrend den Kopf.

„Dazu kann ich leider meinen Mund nicht genug aufreißen und das dürfte eine der wichtigsten Vorbedingungen sein. Denn sollte ich es wagen Shalawing mein Ansinnen vortragen, würde sie mir ohne jeden Zweifel meine gesamten Kleider ins Maul stopfen und mir die Lippen vernähen. Und wahrscheinlich wäre ich damit auch noch gut bedient. Ich möchte nicht wissen, was ihr sonst noch einfallen könnte, ihr Missfallen auszudrücken!“

Wieder musste die Schattenklingen laut lachen und alle Bitternis, die ihren Geist noch kurz zuvor gebunden hatte, war aus ihren Gemütern weggeblasen wie stickiger Staub durch eine auffrischenden Brise. Nur zwei der Anwesenden auf dieser Seite des Nebenzimmers konnten den Humor der Schattenklingen nicht teilen. Das war zum einen der alte Schlammert, der noch immer wie regungslos abseits auf einem Stuhl saß und ständig wirres Zeug vor sich hin brabbelte und zum anderen der Bürgermeister Zartlärche, der fassungslos in die Runde von Meister Marrics Leuten sah, immer mehr von der schreckenden Ahnung befallen, einer Horde Wahnsinniger in die Hände gefallen zu sein.

Kapitel 15
– *Jägerinnen in der Dunkelheit* –

Der Mond hatte schon weit mehr als die Hälfte seiner Bahn am Himmel hinter sich gebracht, aber die Frische, die man von einer Nacht an und für sich erwarten konnte, hatte sich noch immer nicht eingestellt. Es war anhaltend drückend und schwül. Unter den Dächern der Ställe hatte sich die Hitze besonders angestaut und sie lag wie ein Mühlstein auf den Leibern von Mensch und Tier.

Abalea hatte furchtbaren Durst und ihre Zunge fühlte sich an wie ein großer trockener Schwamm. Der Schweiß rann an ihr in Strömen herab und ihr Gewand klebte an ihrer Haut wie eine Leimrute. Die Fesseln um ihre Handgelenke und Fußknöcheln sind mittlerweile feucht geworden und scheuerten sich daher noch schlimmer in ihr Fleisch als vorher. Die Wunden in ihrem Gesicht brannten wie Feuer und das Pochen, das sie in ihrer Wange spürte, war ein Zeichen für ein weiteres Anschwellen der linken Gesichtshälfte. Die Jägerin konnte kaum atmen, denn die Luft war feucht und schwer, zudem beengten die angeschlagenen Rippen das Einatmen in qualvoller Weise. Aber ihr Wille war ungebrochen und jede Frage, die ihr der Anführer und sein Kumpan auch stellte, wurde von ihr mit Spott und Hohn bedacht. Es machte ihr Spaß die Südländer bis aufs Blut zu reizen. Sie spürte keine Angst, denn sie hatte ihr Schicksal angenommen und sollten dies die letzten Stunden ihres Lebens werden, die Jägerin zweifelte da keinen Moment an der Ernsthaftigkeit der Worte des struppigen Südländers, würde sie sich ihren Stolz bewahren bis zuletzt. Aber es war nicht alleine trotziger Stolz, der Abaleas

Selbstbehauptung so eisern und unnachgiebig machte, es war ihr mittlerweile schlicht egal, was mit ihr geschehen würde. Der verdammte Bandit hatte es ja unverblümt angekündigt, was sie ihr nach dieser brutalen Befragung noch alles antun werden und seltsamer Weise hatte die Jägerin überhaupt keine Furcht mehr davor. Sie fühlte sich angeschlagen, schwach und sie würde zu keinem Widerstand mehr fähig sein, wenn der zwingende Wille dieser Männer über sie kommen würde und es wäre keine Schande, denn sich von einer Strömung treiben zu lassen, wenn es sich als aussichtslos herausstellt, gegen sie schwimmen zu können. Sich einer widerwärtigen Wahrheit zu stellen und sie anzunehmen beschmutzt die Ehre nicht. Am Ende würde sowieso das Nichts stehen und die Geschundene freundlich in den Arm nehmen. Abalea hoffte auf eine schnelle Erlösung, wie etwa einen Stich direkt ins Herz, der das Leben sofort ohne Qual beendet oder einen kräftigen Schlag auf den Kopf, der den Schädel bersten ließe und dem Tod auf schnelle Weise den Weg ebenen würde. Doch noch war es nicht soweit. Leben und Tod erwarteten noch große Prüfungen von ihr.

Wieder und wieder wurde die Jägerin befragt, sowohl nach dem Aufenthalt ihres Gefährten oder danach, wo das Goldsäckel zu finden wäre und stets hatte sie nur eine schnippische Antwort parat. Abalea fand Gefallen an diesem Spiel, denn es war eine Umkehr der Machtverhältnisse. Zwar war sie diesen Räubern wehrlos ausgeliefert und dennoch gelang es ihr stets, diese ruchlosen Männer wie an einem Gängelband durch die Gegend zu führen, gleich einem Ochsen, den man an seinem Nasenring zum Abdecker führt. Sie spürte den wachsenden Zorn des südländischen Räubers und es tat ihr auf seltsame Weise gut, auch wenn sie genau wusste, was bald schon folgen würde. Schon bald würde die Wut der Männer einen kritischen Punkt erreichen und dann würde sich blanke Gewalt über die Jägerin ergießen.

Die zwei Südländer waren mittlerweile so wütend wie auch ratlos geworden. Die eiserne Haltung dieser Frau irritierte sie immer mehr und ihnen war, als gälte es einen Stein zum Sprechen zu bringen, nur dass ein Stein nicht so viele frechen Widerworte gehabt hätte. Die Jägerin hatte bisher allen Versuchen, ihr ein Geständnis abzupressen mit Leichtigkeit widerstanden. Weder brutale Folter, noch irgendwelche Tricks ließen sie geständig werden und das brachte den Anführer schier zur Verzweiflung.

Er resignierte!

Auf diese Weise würden sie wohl nie an ihr Ziel kommen. Zwar hatten sie die Jägerin vollkommen in ihrer Gewalt und konnten mit ihr anstellen was immer sie wollten, aber dennoch, hilflos gebunden wie

sie auch gewesen sein mochte, sie war ihnen überlegen.

Es mussten neue Ideen her und zwar sofort, denn die Nacht würde nicht ewig dauern und der darauf folgende Tag wäre auf keinen Fall ein Verbündeter!

Der Anführer zog seinen Kumpanen zur Seite, um sich mit ihm zu besprechen. Der alte Rossler war nicht unbedingt der Weisesten einer, aber er war trickreich und hatte bisweilen recht brauchbare Einfälle und der Anführer hoffte, es könnte diesmal auch der Fall sein.

„Sie weiß alles, was wir auch gerne wüssten!“, flüsterte der Anführer seinem Kumpanen zu, „Aber sie wird nichts verraten, da bin ich mir sicher. Was also sollen wir tun?“

Der alte Rossler kralte sich nachdenklich den Bart. Es fiel ihm schwer einen klaren Gedanken zu fassen. Er wusste natürlich, dass des Anführers Sehnsucht in erster Linie dem Gold galt und nur untergeordnet auch den sinnlichen Schatzkammern der Weiber. Rossler sah das anders, denn wozu braucht man Gold, wenn man sich ohnehin nehmen kann, wonach einem gerade ist?

Aber der Wille eines Anführers war heilig, daher schob der alte Kutscher seine Bedürfnisse erst einmal zur Seite. Er betrachtete die gefesselte Jägerin von Kopf bis Fuß und zum ersten mal versuchte er nicht, sich bei seinen Beobachtungen ihre Kleider wegzudenken, damit er sie sehen könnte, wie er sie damals beim Bad im See in Erinnerung hatte.

„Ihr Gewand“, murmelte er vor sich hin, konnte seinen Gedanken aber nicht fortführen, weil er von seinem sehr ungedulden Anführer unterbrochen wurde.

„Ihr Gewand stört dich, das weiß ich wohl!“, knurrte der Anführer ungehalten, „Du wirst es ihr noch früh genug vom Leib reißen dürfen. Bis dahin möchte ich aber, dass du deine Gedanken auf den Schatz konzentrierst, den sie nicht unter ihren Kleider versteckt, sondern vielmehr am Gürtel ihres Gefährten hängt!“

Rosler drehte entnervt die Augen nach oben, seufzte ergeben und begann erneut:

„Ihr Gewand!“

„Was soll damit sein?!“, unterbrach der Anführer erneut mit unwirschen Tonfall.

„... ist sehr sauber!“, fuhr der Kutscher unbeirrt fort.

„Sauberer als deine stinkenden Lumpen auf jeden Fall! Was hat das schon zu bedeuten?“

Der Anführer hatte bei diesen Worten das unglaubliche Kunststück vollbracht, unter dem Sprechen bedrohlich mit den Zähnen zu knirschen und das kann wahrlich nicht jeder, was der alte Rossler aber nicht zu würdigen wusste und die Jägerin auch nicht.

„Überlegt doch mal ...“

Das war ein gefährlicher Beginn für eine Erklärung, denn sein Anführer schätzte die Unterstellung, er würde bei seinen Handlungen nicht genügend nachdenken, nicht besonders – eigentlich überhaupt nicht. Da der Anführer schon seit jeher sich selbst zuschrieb der Krone allerhöchster Weisheit würdig zu sein, konnte man, wenn man dies in Frage stellte, ganz schnell alle Zähne verlieren und war dann noch gut bedient dabei, denn die meisten seiner Kritiker verloren noch mehr. Und im Augenblick war der Anführer besonders reizbar und der alte Kutscher war bei weitem nicht so unentbehrlich wie es diese Jägerin war. Denn zum einen wusste Rossler im Gegensatz zu der Gefangene nicht, wo sich das Goldsäckel befinden könnte, zum anderen war er, genau genommen durch seine Einfältigkeit, verantwortlich dafür, dass die Lage so kompliziert geworden war und nicht zuletzt hatte der alte Kutscher, abgesehen davon, dass er sowieso das falsche Geschlecht hatte, nicht den mindesten Anreiz für den Anführer, ihn unbekleidet sehen zu wollen. Das verhielt sich mit der Jägerin ganz anders. Sie besaß Anmut und Schönheit und man bräuchte nur zugreifen. Sie würde sich körperlich nicht so einfach widersetzen können, wie den Befragungen nach ihrem Wissen. Das machte ihre Gefangene für den Anführer so unglaublich wertvoll und den alten Kutscher an seiner Seite in gleicher Weise ersetzbar. Aber das könnte sich rasch ändern, sollte Rossler richtig gesehen haben. Es war eine Erkenntnis gewesen, die den ergrauten Kutscher so plötzlich überfallen hatte, wie ein unverhofftes Geschenk zum Julfest. Er musste es nur noch dem Anführer begreiflich machen und das war wie ein Seiltanz über einer Schlangengrube.

„Überlegt doch mal ...“, sagte er erneut und er hatte Glück, dass ihm sein Anführer noch nur halb

zuhörte.

„Eine Jägerin lebt überwiegend in der Wildnis!“, sprach Rossler eifrig.

„Was für eine umwerfende Erkenntnis!“, knurrte der Anführer wenig begeistert, „Viele Jäger leben in der Wildnis. Sie jagen dort das Wild, schlafen auf den Bäumen und schießen in die Büsche! Und was soll mir das jetzt sagen?“

Rossler nahm die lauernde Drohung in der Stimme seines Anführers wohl wahr, ließ sich aber nicht davon beeindrucken. Er hatte auf diesem gefährlichen Weg bereits zu viele Schritte getan, um jetzt noch umkehren zu können. Er musste ihn zu Ende gehen und daher fuhr er fort:

„Wenn sie mit dem Gewand, das sie trägt, längere Zeit in der Wildnis verbracht hätte, müsste es sehr viel schmutziger sein, findet Ihr nicht? Vor allem in dieser Zeit der sengenden Hitze vermag es niemand, über das Land zu reisen, ohne nach kurzer Zeit schon komplett mit Staub und Schweiß überzogen zu sein!“

Um seinem Anführer seine Worte zu verdeutlichen, stellte sich der alte Rossler vor die gebundene Jägerin und schlug ihr mit der flachen Hand auf den Bauch. Die Gefangene zuckte zusammen, denn der Hieb, auch wenn er eher sanft durchgeführt wurde, reizte ihre geschundenen Rippen und sie fühlte einen stechenden Schmerz. Aber sie nahm es ungerührt hin und sparte sich jeglichen Kommentar! Da des Anführers Gesichtsausdruck nur Verständnislosigkeit bezeugte, wie bei einem Ork, dem man die hohe Kunst der Poesie beizubringen versucht, beeilte sich Rossler einen aufklärenden Gegenversuch auszuführen. Er stellte sich vor eine der Laternen, damit er besser im Licht stünde und dann klopfte er sich selbst auf die Schulter und zur Sicherheit auch auf seinen Oberschenkel. Sofort erhob sich eine wallende Staubwolke aus seinem Gewand, die ihn gleich darauf wie eine qualmende Aura umgab. Es sah ein bisschen so aus, als würde Rosslers Unterwäsche verkokeln.

Erst jetzt erhellte sich des Anführers Miene, er schien zu verstehen – endlich!

„Du meinst, sie kann ihr Gewand noch nicht lange tragen?“

Der alte Rossler nickte zustimmend und glaubte sich schon auf der Straße der Erfolgs. Doch dann verdüsterte sich die Stimmung des Anführers wieder.

„Aber wenn schon! Dann hat sie eben erst kürzlich das Gewand gewechselt und gar erst hier auf dem Hof von einem Händler erworben!“

„Das ist durchaus möglich, denn sollten sie tatsächlich in irgendeiner Weise Zugriff auf das Goldsäckel haben, dann könnten sie sich das auch leisten.“

Der Anführer musste einfach widersprechen, obwohl er langsam ahnte in welche Richtung der alte Rossler offensichtlich dachte. Der Weg der Gedanken des Kutschers gefiel ihm zwar, doch die Reihe der Enttäuschungen war zu lang geworden, um blindlings eine neue Hoffnung auf sich wirken lassen zu können.

„Aber wo hätte sie sich dann umgezogen?“, fragte er sich nachdenklich, „Auf der offenen Straße wohl kaum, denn hier auf dem Hengstackerhof gibt es seit gestern kein Fleckchen mehr, auf das keine neugierigen Augen gerichtet wären und sie wäre mit Sicherheit das Tagesgespräch geworden, hätte sie das gewagt. Sie muss also irgendwo eine Unterkunft haben, vielleicht ein Zelt?“

„Das ist nicht auszuschließen, aber ein Zelt habe ich am See nicht gesehen!“

„Wie auch? Deine Augen klebten ja auch an ganz anderen Dingen, du hättest auch eine heranrasende Büffelherde übersehen!“, gab der Anführer mit einem satten Spott zu bedenken.

„Zuletzt ja!“, gab der alte Rossler ein wenig unangenehm berührt zu, wenn auch die Erinnerung daran eine außerordentlich erfreuliche war, beteuerte aber gleich danach, „Aber bis dahin waren meine Augen frei und die Gegend dort vermag einen verborgenen Unterschlupf zu bieten für zwei Personen, die nicht gesehen werden wollen. Aber ein Zelt wäre so gut sichtbar gewesen wie ein ausgewachsenes Mammut!“

Der Anführer hatte da seine Zweifel, ließ sich aber auf Rosslers Gedankengang ein, jedoch ohne ihm vollends zuzustimmen.

„Dann hat sie es vielleicht auch hier gekauft!“

„Auch das ist durchaus möglich, denn auch dies könnte sie sich mit dem vielen Gold durchaus

leisten.“

„Oder sie haben sich im Gästehaus einquartiert, doch das wäre sehr teuer geworden. Im Anhäufen von Gold ist der hiesige Hofherr fast noch besser als ich!“

„Wenn man sich aus einem prallen Säckel bedienen kann, ist das auch kein Problem!“

Der Anführer verzog das Gesicht.

„Würdest du gefälligst damit aufhören zu betonen, dass Gold für diese Bastarde keine Rolle spielen würde. Es schmerzt mir in meinem Gemüt, das immer wieder hören zu müssen!“

In der Tat erlitt der Anführer fürchterliche Qualen bei dem Gedanken, dass sein so hart ergaunertes Gold großzügig durch die Finger von Fremden rinnen könnte statt durch die eigenen.

Rosler senkte ergeben das Haupt.

„Ich bitte um Vergebung!“, flüsterte er und hoffte von Herzen, dass er es nicht weiter bereuen müsste, eigentlich die Wahrheit angesprochen zu haben. Zum Glück schien sein Anführer allmählich zu verstehen, was der alte Kutscher gemeint haben könnte und diese neuen Erkenntnisse gefielen ihm.

„Gehen wir einfach einmal davon aus, dass beides möglich wäre!“, fasste er seine Überlegungen zusammen, „Sie könnten sowohl in einem Zelt, als auch im Haus des Hengstacker ein Quartier gefunden haben!“

„Wenn es ein Zelt sein sollte, dann hätten wir ein Problem, denn unbemerkt könnten wir niemals alle diese Zelte, die westlich des Hauses aufgestellt sind, untersuchen. Dazu sind es einfach zu viele!“, ergänzte Rosler.

„Genau!“, bekräftigte der Anführer, nun sichtbar besser gelaunt, „Aber sie könnten auch ein Zimmer im Haus bezogen haben. In diesen Fall wäre sehr viel weniger Fläche abzusuchen!“

„Dafür wäre es aber um ein Vielfaches schwieriger, denn dort würden wir auffallen wie ein Feuerwerk in dunkelster Nacht!“, warf der Kutscher ein.

„Das ist leider verdammt richtig!“, gab der Anführer zu „Wir müssten schon genau wissen, in welchem der Zimmer wir forschen sollten. Ich verspürte wenig Neigung, aus Versehen in ein Zimmer einzudringen, das von mehreren kräftigen Knechten mit leichtem Schlaf bewohnt wird, die uns ihren Unmut über die nächtliche Störung unsanft das Fell gerben würden!“

Das wäre ein sehr widriger Umstand gewesen, fand auch der alte Rosler und unglücklicher Weise war das Ganze gar nicht so abwegig, denn in den meisten Zimmern wohnte auch zur Stunde noch das Gesinde des Hofes. Nur die wenigsten Räume waren von Gästen belegt und da es so wenige waren, musste man auch so unglaublich viel dafür bezahlen.

Da schnippte Rosler mit den Fingern und sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen, wie er es immer tat, wenn er glaubte, einen guten Einfall gehabt zu haben. Das tat er nicht allzu oft, aber manchmal hatten seine Ideen einen nicht zu gering schätzenden Wert und das machte ihn trotz seiner Einfalt zu einem wertvollen Gefährten. Daher wartete der Anführer aufmerksam darauf, was der Kutscher an einfachen Weisheiten zu vermelden hätte.

Eogar hatte nicht die geringste Vorstellung, wie lange er schon in der Mitte des Nebenzimmers gestanden war, unentschlossen, sich entweder Shalawing und den zwei Frauen an ihrer Seite anzuschließen, um in Erfahrung zu bringen, warum sie einen Tisch zu einem Lager umfunktioniert hatten oder sich zu Marric und seinen Mannen zu gesellen, damit er Kenntnis über die letzten Vorfälle erhalte, von den Gaelm meinte, sie in Erfahrung zu bringen wäre oberstes Gebot.

Tief in seinem Inneren drängte ihn die Neugierde in beide Richtungen, doch schaffte er es nicht, eine Priorität festzulegen. Auf der anderen Seite hätte er sich lieber wieder einem unschuldigen Schlummer überlassen, in der Hoffnung, der heranrückende Tag würde alle Probleme beseitigen, wie es die frische Sonne mit der Finsternis der Nacht geschehen ließ. Es war nicht zuletzt der Widerstreit zwischen dem Pflichtbewusstsein, das ihm schon lebenslang die Grundlage seines Handelns gewesen war und als dem als mächtig empfundenen, allzu menschlichem Verlangen nach Flucht, wenn eine Situation aussichtslos erscheint. Eogar erlitt die Verzweiflung eines Ertrinkenden, nur dass ihm kein Wasser in die Lungen drang, sondern bittere Verzweiflung in seinen Geist. Er konnte nicht reden, sich nicht bewegen und fast

schon nicht mehr klar denken, als wäre er von einem bösen Zauber gebunden und verdammt dazu, auf der Stelle zu verharren. Überhaupt keine Entscheidung zu treffen erschien dem Hofherrn noch als das Erträglichste von dem, was ihm an Wahlmöglichkeiten geblieben war und er hatte es sich im Niemandland zwischen Unbill und Leid bequem gemacht, als alles ganz anders wurde. Wer immer es in schwieriger Stunde an Entschlossenheit fehlen lässt, für den entscheidet das Schicksal. Gerade noch bemüht, keinem seiner Probleme zu nahe zu kommen, sah sich Èogar plötzlich von zwei Seiten gleichzeitig bedrängt. Gerade als er sich einer Träumerei hingeeben hatte, die etwas mit einem Kopfkissen und einer Zudecke zu tun gehabt hatte, wurde er angesprochen und aufgeschreckt. „Herr, wir bräuchten noch ein paar Decken!“, sagte da eine Frau und ihre Stimme klang, als käme sie von weit her. Und nicht minder entfernt hörte der Hofherr im selben Augenblick einen Mann sprechen: „Herr Èogar, Ihr kommt zur rechten Zeit! Es gibt viel zu besprechen!“

„Hmmm???!“

Der Hofherr brauchte eine Weile, um sich wieder in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Da stand Shalawing neben ihm, der es nach Decken verlangte und auf der anderen Seite stand Meister Marric, der, wie die Elbin auch, voller Erwartung auf eine Antwort von ihm hoffte. Èogar räusperte sich kurz, um etwas Zeit für sich zu gewinnen und um auf die Schnelle eine Antwort darauf zu finden, warum sich eine edle Dame aus dem Volk der Elben und Mitstreiterin der ehrenwerten Sippe der Schattenklingen mit dem Gewand einer käuflichen Liebesdienerin verhüllt.

Èogar fühlte sich erleichtert und bedrückt zugleich. Der Umstand, dass er keine Dirne unter seinem Dach zu beherbergen schien, stimmte ihn froh. Und im Nachhinein wurde ihm dann auch klar, warum Herr Zartlärche, der für seine Ehrenhaftigkeit auch weit jenseits der Stadtmauer von Bree bekannt war, dem vermeintlichen unsittlichen Treiben nicht lange zuvor schon ein Ende bereitet hatte. Aber die Sache wurde noch undurchsichtiger, als sie ohnehin schon war, denn für dieses Gewand musste es eine Erklärung geben, doch Èogar war sich nicht sicher, ob er es wissen oder gar verstehen wollte. Er beschloss zunächst einmal auf das direkte Ansinnen der Elbenfrau einzugehen.

„Decken?? Wenn dafür eine Notwendigkeit besteht, dann bekommt Ihr selbstverständlich Decken. Ich werde es sofort veranlassen. Doch erklärt mir doch bitte, worin genau der Bedarf dafür besteht!“

„Das will ich gerne tun!“, antwortete Marric an Shalawings Stelle und die Elbin verschränkte gelassen die Arme. Sie war ganz froh darüber, nicht reden zu müssen, denn sie fühlte sich zu müde, einem begriffsstutzigen Menschen etwas zu erklären, was dieser nach einer kurzen Beobachtung hätte von selbst verstehen können. Zudem gefiel ihr die Art nicht, wie Èogar sie von Kopf bis Fuß musterte, als prüfe er den Wert einer Zuchtstute.

„Ihr habt meine volle Aufmerksamkeit!“, beteuerte der Hofherr, der langsam aber sicher seine Selbstbeherrschung zurückgewann, die es ihm erlaubte, sein Haupt stolz erhoben zu tragen. Marric lächelte gewinnend, legte vertraulich den Arm um Èogars Schulter und führte ihn ein paar Schritte beiseite, als strebe er ein Gespräch unter Männern an. Es war nicht so, dass er Shalawing misstraute und daher nicht bei dieser Unterredung dabei haben wollte, aber er spürte, dass ihre Anwesenheit den Hofherren nervös machte und zudem kannte er die Elbin nicht unbedingt als eine Freundin langer Worte.

Shalawing blieb dankbar zurück, sah den beiden Männern nach und beobachtete sie noch eine ganze Weile bei ihrem Gespräch. Die beiden Männer sprachen sehr leise und waren kaum zu hören. Und dennoch war die Elbin dem Inhalt ihrer Unterredung stets sehr nahe, allein durch die Mimik und die Gestik der beiden Männer, wahrhaftigere Boten als ein gesprochenes Wort. Zunächst äußerste sich nur Marric. Wie immer sprach er langsam und mit Bedacht, als wäre jedes seiner Worte ein wertvoller, aber zerbrechlicher Edelstein. Wenn er seine Hände dabei bewegte, dann so sanft und rund wie die eines Malers, der liebliche Konturen auf eine Leinwand formt. Und immer hatte er dieses milde Lächeln dabei, als ein vorweg genommenes, gnädiges Verständnis, sollten seine Mitteilungen dem Zuhörer nicht gefallen. Als Marric seine rechte Hand etappenweise von oben nach unten führte, als zähle er die Sprossen eine aufrecht stehen Leiter, war er zweifellos gerade dabei aufzureihen, was die Nachforschungen der Schattenklingen bisher an Resultaten erbracht hatten. Ein langsames Zucken der

Schulter, das einem Stoßseufzer gleichkam und mit zur Seite ausgestreckten Händen, die Handflächen in die Höhe gehalten, wollten mitteilen, dass er mit den bisherigen Ergebnissen noch nicht so recht zufrieden war. Eogar hingegen stand nur einfach da und bewegte sich kaum, sieht man einmal von dem nervösen Kraulen seines Barts ab. Je mehr ihm mitgeteilt wurde, desto steifer und starrer wurde seine Haltung, als hätte man ihm eine Keule auf den Rücken gebunden. Als Marrics Gesichtsausdruck sich verfinsterte, die Augenbrauen steil nach unten zog und seine Lippen ganz dünn wurden, erzählte er wahrscheinlich von dem feigen Überfall auf den Hauptmann und das bittere Erleben, das die Magd ereilt hatte. Und als bräuchte diese Annahme noch eine Bestätigung, wurde Shalawing sofort mit der Gewissheit ihrer Deutungen bedient worden, denn sie hörte den Hofherren laut und fassungslos die Worte sprechen:

„DIE FRAU AUF DEM TISCH IST LUILIA???“

Eogar Bestürzung schien ohne Grenzen, er wagte es erst nach einer Weile, wieder in die Richtung der Magd zu sehen, die noch immer in den Fängen ihrer Bewusstlosigkeit lag.

„Ich habe sie gar nicht erkannt!“, murmelte er bekennend und voller Scham leise vor sich hin, aber laut genug, dass ihn auch Shalawing hören konnte. Wie sollte er auch? So oft schon hatte es die Elbin gesehen, dass bei diesen kurzlebigen Menschen die Stunde des Todes ihre Gesichter um Jahre altern ließ, dass man manchen sterbenden Jüngling als einen Greis ansehen konnte.

„Wird sie am Leben bleiben?“

Diese Frage des Hofherren war voller Erwartung an Shalawing gerichtet worden, aber die Elbin wollte ihm keine falschen Hoffnungen machen.

„Wir werden es sehen!“, erwiderte sie kurz und knapp, ohne jede Rücksicht auf das angeschlagene Gemüt des Hofherren. Eogar senkte den Kopf und seine Augen füllten sich mit Wasser, er konnte nichts dagegen tun. Die Hoffnung war nicht stark genug, Angst und Trauer zu überwinden. Wie konnte das alles nur geschehen, dazu noch am Vorabend des bedeutendsten Tags des letzten Jahrzehnts für den Hof? Den Angriff auf die Schattenklingen fand Eogar zwar entsetzlich und im höchsten Maß verwerflich, aber das Schicksal seiner Magd hatte ihn tief schockiert, nicht zuletzt aus dem Grund, da er sich verantwortlich fühlte. Wenn Luilia zur falschen Zeit am falschen Platz gewesen sein sollte, dann doch nur deswegen, da es ihr aufgetragen worden war. Der Hofherr rang um eine aufrechte Haltung, um dem morgigen Tag nicht gebückt entgegentreten zu müssen, hatte zu diesem Zeitpunkt aber nur mäßigen Erfolg.

Marric erkannte das innere Zerwürfnis des Hofherren, sparte aber mit stützendem Rat, doch nicht um ihn zu brüskieren, sondern um ihm die Zeit zu lassen, die er bräuchte, seine verwirrten Gedanken selbst wieder zu ordnen. Eogar war für diese Zurückhaltung des Oberhaupts der Schattenklingen sehr dankbar, denn es half ihm den Rest seiner Würde als Hofherr zu bewahren, um nicht als ratloser Narr dazustehen. Für Shalawing dagegen waren die zwingende Notwendigkeiten des Augenblicks von weitaus höherem Rang als die verzehrende Trübsal jenes Mannes, der Abhilfe schaffen könnte, stünde er nicht durch seine Melancholie wie gelähmt da, in nutzloser Regungslosigkeit.

„Ich möchte Euch nicht bedrängen, Herr Eogar!“, sagte sie in eindringlichem Ton, „Aber ich möchte daran erinnern, dass die Zeit nicht zu unserem Vorteil vergeht!“

Der Hofherr sah sie aus trüben Augen an, nickte zustimmend und atmete tief durch. Er fühlte seine alte Kraft in sich wachsen und wurde langsam stark genug, das Heft des Handelns wieder in die Hand zu nehmen, wie es einem Mann seines Standes geziemt.

„Ich werde nun die Decken bringen lassen, um die Frau Shalawing angefragt hat, vielleicht sogar zusätzlich einige mehr, damit Ihr, verehrte Schattenklingen, ein weiches Lager bereiten könnt. Das ist das mindeste, was ich tun kann, um Euch für Euren Unbill, den Ihr unter meinem Dach erdulden musstet, zu entschädigen. Meister Marric, gestattet mir Euch für die Nachtruhe meine Kammer anzubieten. Ich selbst werde heute Nacht wohl keinen Schlaf mehr finden. Unsere Räume sind in diesen Tagen knapp bemessen, eben daher kann ich für die restlichen Schattenklingen nur weiche Decken und diesen Raum hier zuteilen. Es tut mir außerordentlich leid nicht großzügiger sein zu können, aber nicht einmal die Kunst des grauen Zauberers könnte aus einer kleinen Hütte einen

prächtigen Palast machen.“

Marric wollte schon protestieren, denn er fühlte sich unwohl dabei, die besondere Ehre anzunehmen, im Gemach des Hofherren nächtigen zu dürfen, während seine Leute mit einem einfachen Sammelquartier vorlieb nehmen mussten. Aber Eogar bestand darauf und eine Ablehnung seines Angebots hätte er als eine Beleidigung empfunden. Daher blieb Marric still, nickte zögernd und fühlte eine leichte Scham, wenn auch völlig unnötig, denn der Rest der Schattenklingen, jeder für sich, war durchaus zufrieden mit der Situation und neideten ihrem Oberhaupt das kleine Privileg in keiner Weise. Für Hauptmann Degan war es ohnehin eine beschlossene Sache, dass er in seinem Zelt übernachten würde. Sicher konnte das gefährlich werden, denn es war noch nicht einmal die Anzahl der um den Hengstackerhof herum schleichenden Meuchelmörder bekannt und das Böse schläft bekanntlich nie. Aber das reizte den Hauptmann mehr als es ihn schreckte, fast hoffte er sogar, noch einmal auf diese Finstermänner zu treffen, um dann ein paar weiteren den Hals umdrehen zu können. Wie schnell jede Schläfrigkeit doch schwindet wenn es gilt, dem Feind den Nacken zu brechen. Und Hymephos hatte den Gedanken an Nachtruhe sowieso schon weit von sich geschoben. Wenn alles schlummert, braucht es jemanden, der Wache hält. Böse Ahnungen bewegten den Hüter und diese würden ihm keinen Schlaf gönnen. Die Mauern dieses Hauses boten nur eine trügerische Sicherheit gegen einen Feind, dessen Angesicht man nicht kennt und jede kleine Nachlässigkeit könnte das unausweichliche Ende bedeuten. Man hatte den Schattenklingen den Tod geschworen, das war Grund genug jede Müdigkeit abzuschütteln, die Augen offen zu halten und den Wurfspieß nicht aus der Hand zu legen. Shalawing war unterdessen wieder an das Leidenslager von Luilia zurückgekehrt. Es hatte sich nichts geändert, weder zum guten, noch zum schlechten. Bleich und still lag sie da, die Magd. Würde sich nicht ihr Brustkorb sanft und regelmäßig heben und senken, dann könnte ein unkundiger Betrachter durchaus auf den Gedanken kommen, sie hätte den ewigen Frieden gefunden.

Frieden gefunden, wenn auch nicht einen ewigen, hatte auf jeden Fall die kleine Vilvi, die sich zuvor, eigentlich nur kurz zum Ausruhen, auf der schmalen Sitzfläche einer kleinen Seitenbank lang gestreckt hatte. Doch dort, als die aufreibende Unruhe mehr und mehr von ihr wich, war sie von ihrer Müdigkeit übermannt worden wie ein Getreidefeld von einem Hagelschauer. Zunächst war es nur ein leichter Schlummer gewesen, der gleich einem Schleier von Glück und Zufriedenheit über sie gekommen war. Doch schon bald schlief sie tief und fest, nicht einmal das mächtigste Feuerwerk der Welt hätte sie nun aufwecken können aus ihrer Seligkeit. Shalawing lächelte mitfühlend. Vilvi sah so friedlich aus. Die kleine Gärtnerin aus dem Volk der Hobbits hatte sich ihren Schlaf redlich verdient, so wie Frau Elvira auch. Doch die Kräuterfrau schien noch wach zu sein, aber nur mühsam und wie es schien nicht mehr für lange. Immer wieder sackte ihr Kopf nach vorne, dann schreckte sie wieder auf, schämte sich ihrer Nachlässigkeit und versuchte wieder Haltung anzunehmen. Sie saß an der rechten Seite von Lulias Lager auf einem Stuhl, den sie sich extra an diesen Ort gestellt hatte, um immer einen Blick auf die Verletzte werfen zu können. Den Korb mit den restlichen Heilpflanzen, die ihr geblieben waren, nachdem sie den Großteil für Lulias Behandlung gespendet hatte sie, hielt sie auf ihrem Schoß mit beiden Händen fest, als wäre er ihr eine Stütze, die helfen könnte zu verhindern, dass sie nicht müde vom Stuhl rutscht. Bald schon dürfte auch sie eingeschlafen sein, denn ihre Bewegungen wurden behäbiger und ihr Gähnen wollte schier nicht mehr abreißen. Die Elbin machte den beiden Frauen nicht den winzigsten Vorwurf, dass sie noch vor Kurzem beteuert hatten, alles im Griff zu haben und ihr anempfohlen hatten, sich einer erholsamen Ruhe hinzugeben, sondern empfand vielmehr eine große Dankbarkeit für den aufopfernden Fleiß, den sowohl Vilvi, als auch Elvira zur Rettung der südländischen Magd eingebracht hatten. Daran änderte auch der Umstand nichts, dass es nun alleine an Shalawing lag, die Nachtwache am Krankenlager bis zum Morgen durchzuhalten.

Herr Onan hingegen hatte das Problem einer Suche nach möglichen Schlafplätzen schon längst und ganz und gar auf seine ihm ureigenste Weise geklärt. Die Schwere des Biers, das er in nicht unerheblicher Menge in sich hinein geschüttet hatte, war ihm in die Augenlider gefahren und hatten sie gnadenlos nach unten gedrückt. Anders als bei Frau Elvira hatte sich der Zwerg gegen den heranpirschenden Schlaf in keiner Weise gewehrt und sich ihm gerne völlig überlassen. Auch saß er

nicht auf einem Stuhl, wie es die Kräuterfrau tat, denn diese Sitzmöbel waren zu sehr an die Form menschlicher Körper angepasst und das behagte ihm überhaupt nicht. Onan hasste es, wenn seine Füße beim Sitzen baumeln mussten, weil der Kontakt zum Boden fehlte. Ein gestandener Zwerg bevorzugt es eher mit beiden Beinen sicher auf festem Grund zu stehen und Höhenflüge aller Art sind ihm eher verhasst. Schon bei einem Blick aus einem Fenster aus dem zweiten Stock neigte Onan dazu von einem Abgrund zu sprechen. So saß er lieber auf den Dielen, also dem Boden nahe, den Oberkörper an die Wand gelehnt und träumte von großen Schlachten und Scharmützeln. Denn nichts liebt er mehr als das Geräusch berstender, feindlicher Gebeine und ein zünftiges Gelage nach einem glorreichen, blutigen Sieg. Für jeden, der den schlafenden Zwerg gerade beobachtete, war es schwer zu ergründen, ob dieser in seinem Traum nun gerade eine Axt oder einen Humpen zu schwingen in der entschlossenen Faust hielt, sein seliges Lächeln könnte jedenfalls beides bedeuten.

Für Diopeteia, die sich dem träumenden Zwerg so nah wie sonst keiner der Anwesenden im Raum aufhielt, war die Frage nach dessen Träume jedoch an Unerheblichkeit nicht zu überbieten gewesen. Sie hing ihren eigenen Gedanken nach und befand überdies, das grunzende Schnarchen Onans wäre wohl das Gescheiteste von dem, was sie in der letzten Zeit von ihm hatte anhören müssen. Aber mit der Zeit nahm sie das Röhren, das ein bisschen so klang wie das Einstürzen einer steinernen Brücke, überhaupt nicht mehr wahr. Denn es beschäftigte sie ein Problem, das außer ihr offensichtlich keiner sehen konnte oder wollte. Sie zweifelte nicht an den Berichten von Meister Marric und Hauptmann Degan, sie vertraute jedem ihrer Worte. Der Hergang der Ereignisse war sicherlich genau so geschehen, so es erzählt worden war. Doch die Erörterung der Hintergründe und Ursachen, wie es dazu kommen musste, so wie es eben kam, waren nur reine Spekulation gewesen. Diopeteia bevorzugte handfeste Tatsachen, die alleine nur, ohne die vermeintlichen Erkenntnisse, die aus reiner Phantasie heraus geboren wurden, zu einem Ratschluss mit Bestand führen konnten. Gleichwohl wusste sie aber auch, dass sich die Winkelzüge des Schicksal nicht berechnen ließen. Deswegen hatte sie sich auch der Stimme enthalten, als in der Beratung der Schattenklingen nach möglichen Ursachen geforscht wurde. Alle hatten sich die Köpfe heiß geredet, aber am Ende waren sie so klug gewesen wie zuvor und jede Erkenntnis, die sie gewonnen zu haben glaubten, so wertlos wie eine verdorbene Mahlzeit. Zuletzt war man überein gekommen, der Angriff auf die Schattenklingen wäre aus dem Moment heraus geschehen und nicht von langer Hand geplant worden. Mit dieser Ansicht konnte sich Diopeteia noch gut anfreunden, doch hätte man sich, nach ihrem Dafürhalten, nicht damit zufrieden geben sollen. Wenn Hauptmann Degan nicht das erste Ziel gewesen sein sollte, welches andere Ziel hatten die Angreifer dann im Auge gehabt? Konnte man wirklich ausschließen, dass dieser Überfall nicht doch der Magd gegolten hatte und Degan dabei der lästige Zeuge gewesen ist, der zusammen mit dem eigentlichen Opfer verschwinden musste? Dass in der Person des Hauptmanns ein Streiter der Schattenklingen erkannt worden war, mochte nicht weiter sein als eine Laune des Schicksals. Doch was hätte diese Luilia so bedeutend machen können, dass ihren Tod zu befehlen zu einem dringenden Bedarf geworden war?

War es die Ehre der Südländer gewesen, die Abtrünnige nicht dulden wollten?

War die Magd im Besitz eines Wissens, das für bestimmte Kreise eine Gefahr darstellen könnte??

War sie einem Mann versprochen gewesen, der keine Zurückweisung dulden wollte oder hatte sie damit die Ehre ihres Clan befleckt und sollte nun zur Rechenschaft gezogen werden ?

Oder stand sie tatsächlich nur unglücklich im Weg einer Klinge, die nicht für sie blank gezogen worden war?

Wer immer diese Angreifer gewesen sein mochten, vertraten sie ihr eigenes Ansinnen oder gegen Bezahlung die Wünsche einer anderen Person und womöglich auch einer Gruppe?

Diopeteia fühlte sich unwohl. Statt Antworten drängten sich immer nur neue Fragen auf. Dies kann nicht unbedingt das wärmende Gefühl von Sicherheit anschüren, aber genau das wäre ihr jetzt sehr recht gewesen. Immerhin hielten sie sich gerade im Erdgeschoss eines Hauses auf und alle Fenster waren sperrangelweit geöffnet in der Absicht, frischer Luft den Zugang nach innen zu ermöglichen. Diopeteia hielt es für fraglich, dass sich ausschließlich kühle Luftzüge an diesen Weg halten würden, wenn es sie

überhaupt gäbe oder ob sich nicht auch Leute übler Gesinnung dankbar dieser Bahn bemächtigen könnten, um ihren bösen Zielen nachgehen zu können. Sie fühlte sich plötzlich bar jeden Schutzes und über alle Maßen verletztlich. Es wurde ihr langsam unerträglich ihre Sorgen mit sich alleine auszumachen, ohne jeden Beistand und ohne jeden Zuspruch. Doch mit wem sollte sie ihre Ängste teilen? Meister Marric war in einer Unterredung mit dem Herren des Hengstackerhofs, Hymephos rüstete sich für einen Rundgang im Gelände, Degan scharrte bereits mit den Füßen, da er sich endlich in sein Zelt zurückziehen wollte und der Bürgermeister von Bree war für ein Gespräch mit Tiefgang so geeignet wie ein Hamster im Rad. Es blieb eigentlich nur Onan und der schnarchte so mächtig, dass es die Brücke von Schragen zum Wanken bringen könnte.

Ohne groß darüber nachzudenken, gab Diopeteia dem zwergischen Wächter einen gewaltigen Rippenstoß, soweit es ihre zarten Ellbogen eben erlaubten. Onan grunzte ein bisschen und murmelte, noch immer vom Schlaf umnachtet, vor sich hin:

„..... mir auch noch einen Humpen!“

Gewiss, es war eine Reaktion, aber eben nicht jene, die sich Diopeteia erhofft hatte. Die kleine Gelehrte hatte gehofft kräftig genug gestoßen zu haben, um dem Zwerg ein wenig mehr zu entlocken als nur ein Fragment seiner Träumereien. Das ärgerte sie gewaltig und da ihr Arm vom letzten Versuch den Zwerg zu wecken noch zu sehr schmerzte, stieß sie diesmal mit den Füßen zu. Es war ihr, als trete sie einen Felsbrocken, aber endlich erlebte sie die erhoffte Wirkung, auch wenn es nur eine desolate Reaktion bewirkt hatte.

„Hmmm???“, sagte Onan nur und er klang sehr desorientiert, „Ist es Zeit das Frühstück zu trinken??“

Diopeteia trat noch einmal zu. Diesmal nicht um Onan zu wecken, sondern mehr um ihn zu züchtigen für seinen fast schon haltlosen Hang zu Trinkgelagen aller Art, die ihn auch dann noch, so wie es aussah, im Griff hatten, wenn er noch halb am schlafen war.

„Wach endlich auf, du Trunkenbold!!“

„Hmmm???“

Die kleine Hobbit-Dame überlegte sich, ob es nicht angemessen wäre, noch einmal, noch kräftiger als bisher zu zutreten, aber der Zwerg hatte immerhin schon die Augen geöffnet, verschlafen zwar, aber erheblich mehr der Wirklichkeit zugewandt als vorher und daher verzichtete sie auf rabiatere Mittel. Es lag ihr auch sehr viel näher mit Raffinesse vorzugehen, als mit blanker Gewalt. Eine List kann ebenso wehtun wie ein harter Schlag.

„Wer möchte noch einen kräftigen Schluck?“, fragte sie heimtückisch und Onan reagierte sofort.

„ICH!!“, brüllte der Zwerg und war augenblicklich hellwach. Diopeteia grinste nur.

„Dann verdiene es dir und schließe diese Fenster!“

„Warum??“

Onan war etwas verwirrt. Er hatte einen kräftigen Schluck erwartete, nicht irgendeine Aufgabe für die man sich auch noch abmühen müsste..

„Es zieht!“, meint Diopeteia kurz, knapp und ohne jede Lust mit dem Zwerg in einen Disput zu geraten. Onan grummelte zwar, aber er erhob sich langsam und schwerfällig. Die kleine Hobbit-Dame wunderte sich noch, warum der Zwerg nicht mehr Widerworte gefunden hatte, sich schnell Anforderungen zu fügen war sonst nicht seine Art. Daran, dass Onan im Schlaf seine Lust an opferbereiter Selbstlosigkeit gefunden haben könnte, wagte Diopeteia nicht zu denken. Es wäre einfach zu schön um wahr zu sein. Misstrauisch sah sie dem Zwerg nach, wie er mit schweren Schritten und lautem Stöhnen auf das offene Fenster zu tapste. Aber als er dort angekommen war, schloss er mitnichten sofort das Fenster, sondern schob einen Stuhl davor, stieg auf die Sitzfläche und öffnete erst einmal den Gürtel seiner Beinkleider. Was dann geschah konnte die Dame aus dem Auenland zwar nicht sehen, aber sie konnte es hören und zwar sehr viel besser, als ihr das lieb gewesen wäre. Mit einem lauten Seufzer gnädiger Erleichterungen entleerte Onan seine Blase durch das Fenster ins Freie. Es klang fast wie ein mächtiger Wasserfall bei seinem Sturz in unermessliche Tiefen, wohl genährt durch eine ausgedehnte Regenzeit!

„Es war immerhin verdammt viel Bier!“, erklärte er danach entschuldigend, zog den Gürtel wieder zu und verpasste seiner Hose wieder einen ordentlichen Sitz. Zum Glück ließ ihn die unverhoffte Seligkeit

seinen Auftrag nicht vergessen. Onan machte das Fenster sorgfältig zu und Diopeteia fühlte ihre Gefühle irgendwo zwischen dem Gefühl von Zufriedenheit auf der einen Seite und einem gewissen Befremden auf der anderen angesiedelt. Der Zwerg schaffte es immer wieder, sie unangenehm zu überraschen. Das Fenster aber war nun zu – gut so!

Aber würde das genügen die Gefahr zu bannen?

Die kleine Dame aus dem Auenland fühlte sich außerordentlich unwohl und dies nicht nur wegen der Gegenwart eines Zwergs, dem Höflichkeit und Etikette so fremd waren wie einem Ork der Blick für die Schönheit der Natur. Sie hatte zudem noch immer diese quälende Ahnung, sie alle, die südländische Magd als erste, könnten noch in fürchterlicher Gefahr schweben und ihre Müdigkeit ließ jeden ihrer Gedanken zu einer augenblicklichen Bedrohung anwachsen. Onan dagegen fühlte sich nun deutlich besser und streckte sich, als habe er gerade eine ausgedehnte, überaus erholsame Nachtruhe beendet und hatte dabei nicht im geringsten auch nur den Hauch einer Erkenntnis, dass er vielleicht mit großen Schritten die Grenzen der Gepflogenheiten des Anstands und der Sittlichkeit überschritten haben könnte. Er begegnete Diopeteias missbilligendem Blick mit einem überheblichem Grinsen.

„Was ist???“, fragte er scheinheilig die kleine Frau und beobachtete erheitert, wie ihr eine leichte Zornesröte ins Gesicht stieg.

„Muss ich Euch wirklich den Unterschied zwischen einer Wohnstube und einem Abort erklären?“, fragte Diopeteia gehässig zurück, aber Onan winkte nur desinteressiert ab.

„Lasst das lieber bleiben! Aus Euch spräche eh nur der Neid, da Ihr es mir gleichzutun nicht in der Lage wäret. Es liegt schließlich nicht in meiner Verantwortung, dass Ihr in solchen Fällen auf Orte angewiesen seid, wo Ihr in die Hocke gehen könnt!“

Diopeteia beschloss, Onans letzte Bemerkung einfach nicht zu beachten und sah sich in ihrer Annahme bestärkt, dass Männer primitive Geschöpfe sind, egal welchem Volk sie entstammen. Und sollte sie das Schicksal in Zukunft noch mit einem Dutzend Kindern segnen, keins davon, Diopeteia erschauerte schon alleine bei dem Gedanken daran, dürfte den Namen 'Onan' tragen!

Degan war in seinem Bestreben absolut entschlossen und kein noch so treffliches Argument konnte ihn umstimmen. Meister Marric musste widerstrebend erkennen, dass er den Hauptmann nicht davon abbringen würde, trotz aller drohenden Gefahren sein Zelt aufzusuchen, um dort zu nächtigen – ungeschützt und fast wehrlos. Das behagte dem Anführer der Schattenklingen überhaupt nicht. Sie hatten bisher nur großes Glück gehabt, dass nichts Schlimmeres passiert ist und wenn auch nur knapp das Leben aller Unschuldiger bewahrt werden konnte. Jetzt mit der gebotenen Sorgfalt an Aufmerksamkeit nachzulassen wäre eine frivole Herausforderung des Schicksals gewesen. Aber Degan wollte es eben nicht anders und Marric kannte ihn gut genug, dass der Hauptmann, hatte er einmal eine Entscheidung getroffen, beharrlich daran festhalten würde. Da blieb nichts weiter zu tun als ihn ziehen zu lassen und das Beste zu hoffen.

Hymephos hatte sich aus diesem Disput herausgehalten. Ihm brannte es auf den Fingern endlich mit seinem Rundgang durch das Gelände beginnen zu können und wartete mit wachsender Ungeduld, dass ihm Meister Marric endlich das Zeichen gäbe, damit anzufangen. Er liebte die Offensive und manchmal war ihm die Strategie seines Anführers einfach zu zurückhaltend. Wer sich einigelt, gibt das Heft des Handelns aus der Hand und große Siege erwirbt man sich nicht durch Verteidigung alleine. Doch hatte er durchaus auch Verständnis für Meister Marrics Vorsicht, denn ein übereilter Angriff auf einen Feind, der sich wie ein Schatten in einem dunklem Nebel bewegt, könnte fatale Folgen haben. Man musste damit rechnen, dass an jeder Ecke eine Falle lauern oder ein in Heimtücke gezückter Dolch auf den Rücken einer leichtsinnigen Schattenklinge warten könnte. Aber genau dies übte einen mächtigen Reiz auf Hymephos aus. Er wollte den Feind stellen, sichtbar machen, dann bekämpfen und schließlich unterwerfen. Aber er behielt diese Überzeugung für sich, um Meister Marric nicht noch mehr zu verunsichern, als dieser durch die unbeugsame Haltung von Hauptmann Degan ohnehin schon gewesen war.

Marric sah seine beiden Streiter mit müden Augen an, es fehlte ihm an der Kraft sie weiterhin an das

Haus zu binden. Ihr Mut und ihre Tapferkeit erfüllten ihn zwar mit Stolz, denn sie waren Kämpfer, wie sie die Welt nur selten sieht und er schätzte sich glücklich sie in den Reihen der Schattenklingen zu wissen, aber auch in gleicher Weise mit großer Sorge und der Angst, sie durch eine Unachtsamkeit seinerseits verlieren zu können. Doch sie hatten ihren Pfad gewählt und Marric wollte ihnen den Weg, den sie als den ihren ansahen, nicht verbauen.

„Geht nun!“, sagte er knapp, „Geht, achtet auf Euch und sorgt dafür, dass ich meine Entscheidung nicht bereuen muss!“

Das war allerdings nur die halbe Wahrheit, denn er bereute seine Worte, gleich nachdem er sie ausgesprochen hatte und seine nur sehr leicht glimmende Hoffnung, es möge der Rest der Nacht von üblen Vorfällen verschont werden, klammerte sich an das Wissen, dass seine Recken keinen Feind zu scheuen bräuchten, sollte sich sein Wunsch nicht erfüllen. Dennoch sah er sie nicht gerne von dannen ziehen und er atmete tief durch, als die zwei Schattenklingen den Raum verließen, schwatzend und lachend, als gäbe es gar keine nennenswerte Bedrohung, als wäre jede erdenkliche Gefahr nur ein Hirngespinnst übertrieben fürsorglicher Eltern, die ihren Kindern so gut wie nichts zutrauen wollten. Aber Marric hatte keine Zeit für düstere Gedanken, denn Eogar, der dienstbeflissen hinter ihm stand und unruhig von einem auf das andere Bein trat, räusperte sich ungeduldig. Der Hofherr wollte Marric endlich den Weg in seine Kammer zeigen, damit sich der Anführer der Schattenklingen zur Ruhe begeben könnte, gleichwohl wusste Eogar natürlich auch, dass die Elbin Decken eingefordert hatte und er wollte sie nicht über Gebühr warten lassen, denn er hatte sehr großen Respekt vor Shalawing oder besser gesagt, er fürchtete ihren Zorn, sollte es zu lange dauern, ihre Wünsche erfüllt zu bekommen. Das Zaudern Marrics war nicht unbedingt dienlich für einen zügigen Ablauf und je länger der Meister brauchen würde, endlich in Bewegung zu kommen, desto länger würde es dauern die Decken heranzuschaffen. Das war eine verflixte Situation!

„Es wird Zeit für Euren Nachtschlaf, Meister Marric. Der kommende Tag wird nicht nur Helligkeit, sondern auch sehr viel Mühe bringen. Ich bitte Euch inständig, Euer Möglichstes zu tun, dass die vielen Gäste meines Hauses morgen, nach einem ereignisreichen Tag der Heiterkeit, den Hengstackerhof so lebendig verlassen können, wie sie ihn erreicht hatten.“

Was Eogar als sanften Anstoß verstanden haben wollte Meister Marric ein wenig zu motivieren, geriet zu einem Funken über einer staubtrockenen Steppe, der einen großen Flächenbrand auslösen kann. Dem Anführer der Schattenklingen gefiel es ganz und gar nicht, eine Fürsorge aufgedrängt zu bekommen, die üblicherweise nur hilflosen Greisen zuteil wurde, aber gleich darauf mit der Verantwortung für hunderte von Leben belastet zu werden.

„Wollen wir hoffen, dass morgen noch genug der Schattenklingen am Leben sind, um Eurem Ansinnen dienen zu können!“, erwiderte Marric kühl und sehr verärgert über die Unterstellung, er müsste an das Wohl des Volks, das rund um den Hof lagerte, in besonderer Weise erinnert werden. „Wie viele Leben der Schattenklingen ist Euch der reibungslose Ablauf Eurer Geschäfte denn wert? Wie wollt Ihr Euch das gewaltsame Sterben, das über Euren Hof gekommen ist erklären?

Als eine lästige Störung Eurer Planungen?

Als eine Gefahr für Euer untadeligen Ansehens?

Als eine Ursache für lästigen Aufwand?

Es hat einen Toten gegeben! Einen Feind zwar, ein Verbrecher und gedungener Mörder, aber er war ein Mensch! Eure Magd ringt um ihr Leben, hier in diesem Raum, genau vor Euren Augen! Das sollte Euch in diesem Moment mehr berühren als alles andere. Glaubt ihr wirklich, ich sähe dem kommenden Tag nicht mit großer Sorge entgegen? Das tu ich durchaus, mehr noch, als Ihr Euch das im Moment vorstellen könnt. Aber merkt es Euch wohl, denn ich sage es nur einmal: Im Moment Sorge ich mich mehr um den Rest dieser Nacht als vor dem kommenden Tag, denn es sind viele Schwerter auf uns gerichtet, die wir in der Dunkelheit nicht sehen können. Wir kennen ihre Anzahl nicht und wir wissen nicht genau, welche Hände sie überhaupt führen. Aber wir kennen ihr Ziel! Sie lechzen nach unserem Blut! Genau das bedrückt mich im Moment mehr als alles andere. Über Eure Gäste werde ich mir erst dann Sorge bereiten, wenn die Sonne in den Himmel steigt! Bis dahin dürft sie sicher sein, auch jene,

die uns tot sehen wollen! “

Trotz der schwer auf allen Schultern lastenden Hitze, die sogar noch in der Nacht alle Lebewesen wie in ein Würgeisen zu zwingen vermochte, wurde es plötzlich im Raum sehr frostig und jedermann erschauerte. Niemand, noch nicht einmal seine eigenen Leute, hatten Marric schon jemals so aufgebracht erlebt und das war fast schon ein böseres Omen als schwarze Wolken, die gegen den Wind fliegen, begleitet von Stimmen, die das Ende der Welt zu verkünden suchten. Eogars Gesicht verlor jede Farbe und er wurde bleich wie ein Leichentuch. Er sah den Turm seiner Moral in sich zusammenfallen und fühlte seine Ehre unter dessen Trümmern begraben. Selbst Zartlärche, der sonst auch bei belastenden Gelegenheiten um kein Wort verlegen war, aber sich neuerdings von Selbstzweifeln und schlechtem Gewissen schier erdrückt entdecken musste, duckte sich furchtsam in den Schatten, obwohl er gar nicht angesprochen worden war, sich aber auf eigenartige Weise dennoch angesprochen fühlte. Jetzt nur nicht auffallen, war seine Devise! Es war das Einfachste, was ihm zu diesem Zeitpunkt einfallen wollte.

Die Stille, die sich wie eine zähe Lawine in den Raum ergoss, schien alle Anwesenden in gleicher Weise zu lähmen. Der gesamte Unbill des Tages fiel wie ein fauliger Regen über aller Köpfe zusammen und die Erinnerung an die schrecklichen Vorgänge der letzten Zeit, die sich ätzend in die Gedanken der Beteiligten eingefressen hatten und die durch makabren Scherz und Verleugnung an diesem Abend immer wieder in ein linderndes Vergessen zu schieben versucht worden waren, wurde allen wieder auf qualvolle Weise offenbar und gegenständlich. Niemand wollte etwas darauf erwidern und jeder hatte Scheu davor, Marrics Worte zu kommentieren. Manchmal schmerzt die Wahrheit einfach zu hart, um mit ihr noch umgehen oder gar noch sie annehmen zu können. Lediglich Degan und Hymephos, die rechtzeitig genug die Türe hinter sich geschlossen hatten, um noch Kenntnis von Marrics Worte nehmen zu können, erfreuten sich noch an dem Luxus, sich unbelastet fühlen zu dürfen. Sonst aber standen alle auf das tiefste berührt in heiliger Lähmung herum und selbst Onan, dem Regeln zu brechen sonst die vornehmste aller Tugenden war, hielt betroffen den Mund.

Lediglich Diopteia konnte sich noch rühren. Leise, fast schon schleichend, trat sie vor Meister Marric hin. Der Anführer der Schattenklingen bemerkte sie erst, als sie zaghaft an seinem Ärmel zupfte, um auf sich aufmerksam zu machen. Marric sah die kleine Frau mit trostlosen Augen an. Viel von seiner Wut war bereits verraucht, aber seine Sorgen waren ihm geblieben.

„Spürt Ihr es auch?“, fragte die kleine Gelehrte mit leiser, andächtiger Stimme und Marric nickte nur stumm.

Es wurde zwar still im Raum, aber dennoch, eine drückende Unruhe lag wie ein Mühlstein auf den Gemütern aller. Man wartete auf eine Antwort Marrics oder auf weitere, klärende Ausführungen der kleinen Dame aus dem Auenland, aber nichts dergleichen geschah. Irgendwann wurde das dumpfe Schweigen Onan lästig und so nahm er sich ein Herz und fragte polternd:

„Was, zum Henker, glaubt Ihr denn spüren zu können? Ich für meinen Teil spüre nichts!“

Seine Frage blieb unbeantwortet. Marric und Diopteia sahen ihn nur mit jenem betrübten Blick an, mit dem sie sich vorher auch gegenseitig angesehen hatten. Mehr war gar nicht nötig, denn Augen verraten oft mehr als tausend Worte. Langsam dämmerte es dem Zwerg, was seine Gefährten umhertrieb.

„Oh!“, sagte er nur, als ihm die Erleuchtung zuteil wurde. Zuerst wirkte Onan betroffen, aber dann zogen sich seine Mundwinkel zu einem breiten Grinsen auseinander, als fühle er sich von einem gütigen Schicksal reichlich beschenkt. Die wenigsten konnten diesen Vorgang erkennen, denn unter seinem mächtigen, weißen Bart hätte Onan auch jedem neckend die Zunge zeigen können, ohne dass irgendwer die Schmähung bemerkt hätte. Aber jene, die ihn gut kannten wussten, dass sich die Augen des Zwergs stets immer dann verengten, wenn er sich über irgendetwas ausgiebig freut. Und er lächelte nicht übertrieben oft, aber diesmal in ganz besonderer Weise.

„Das Töten hat begonnen – nicht wahr?“, fragte er vergnügt.

Onan rieb sich in Vorfreude die Hände. Mag es andere bedrücken, aber einem Zwerg war die Aussicht auf einen blutigen Kampf mehr als sehr willkommen.

„Jetzt brauche ich nur noch ein Ziel für meine Axt!“, erklärte Onan. Unternehmungslustig nahm er

vorsichtshalber schon einmal seine mächtige Waffe in die Hand.

„Spart Euch die Suche nach einem Ziel, verehrter Onan!“, entgegnete Meister Marris, „Das steht schon lange fest. Das Ziel sind WIR!“

„Hmmm!“, meinte der Zwerg mürrisch, als seine Euphorie einen leichten Dämpfer bekommen hatte. Auf den Feind zu warten, um ihm erst nach seinem Eintreffen den Schädel vom Rumpf zu hauen, entsprach in keiner Weise Onans geliebter Vorstellung von einem vernichtenden Sturmangriff. Aber sei's drum – sollten sie nur anrücken. Sie würden auf jeden Fall den Hunger seiner Axt stillen können. Und er selbst nach vollbrachter Tat seinen Durst, wobei betont werden sollte, dass ihm dann dabei der Sinn mehr nach Bier als nach Blut stand!

Der Himmel war frei von Wolken und so konnte das Licht des Monds sich ungebremst auf dem Land ausbreiten, wurde aber kurz vor dem Boden fast völlig wieder verschluckt. Man konnte zwar die Konturen eines Baums, der sich in der Entfernung eines Steinwurfs erhob, gut erkennen, aber die eigenen Füße verschwanden unter einem in der Dunkelheit der Nacht. Mitunter sah man daher natürlich auch keine Steine auf dem grasigen Untergrund und auch keine Zweige und Wurzeln, die heimtückisch in der Finsternis einem unvorsichtigen Wanderer den Weg verstellten. Nun war kein Reisender gut beraten, seine Schritte bei Nacht durch die Wildnis zu führen. Die zwei Frauen taten es dennoch, aber sie hatten einen gewichtigen Grund. Ihr Ziel waren mehrere kleine Lagerfeuer, die sie sich unbemerkt näher ansehen wollten. Man konnte sie schon von weitem erkennen, wie einen hell erstrahlenden Leuchtturm auf einer düsteren Klippe. Die Frauen gingen langsam und möglichst geräuschlos. Wer immer an den Feuern sein Lager gefunden haben sollte, sie wollten auf keinen Fall von ihnen entdeckt werden und je näher sie kamen, desto geduckter schlichen sie. Sie waren neugierig, denn dieses Lager war an ungewöhnlicher Stelle aufgeschlagen worden. Nicht weit entfernt im Süden wäre der Festplatz des Breelands gelegen gewesen, ein sehr viel mehr einladender Ort, auch wenn in diesen Gefilden zur Zeit keiner des freien Volks verweilen dürfte, denn die hielten sich wahrscheinlich ein Stückchen weiter im Norden auf. Dort hatte der Hengstackerhof zu einem Pferdemarkt geladen und jeder, der es sich leisten konnte, hatte sich auf den Weg gemacht, denn das war ein Ereignis, das alle Feste der letzten Jahre bei weitem übertreffen würde. Aber auch das hatte jene, die sich dort auf einem kleinen Hügel niedergelassen hatten, nicht locken können und sie haben die Rast in der Wildnis vorgezogen. Das musste einen Grund haben, vielleicht einen harmlosen, womöglich aber auch einen für das Land und die Leute gefährlichen. Und genau diesen wollten die Frauen in Erfahrung bringen. Sie hatten einen Verdacht, aber der musste sich erst noch bestätigen. Seit geraumer Zeit waren sie auf der Spur einer Horde Südländer gewesen, die vor kurzem vom Hundholzhof aus aufgebrochen waren, mit einem unbekanntem Ziel – sicherlich nicht in ehrenhafter Absicht! Leider hatte sich diese Spur auf dem ausgetrockneten und harten Gelände verloren und die Frauen hatten sie nicht wieder aufnehmen können, obwohl beide als hervorragende Spurenleserinnen bekannt waren. Doch vielleicht hatten sie ja Glück und der Zufall hätte ihnen die verfolgte Horde in die Hände gespielt. Aber je näher sie kamen, desto weniger glaubten sie an diese Möglichkeit. Es musste sich um Fremde handeln, denen sie bisher noch nicht begegnet waren, das sagte ihnen ihr Instinkt, denn bisher konnten sie weder hören, was diese Leute zueinander sprachen, noch hatten sie einen Blick auf ihr Aussehen werfen können.

Aber es waren Feinde, daran gab es nicht den geringsten Zweifel.

Sie waren dem Lager nun schon so nahe gekommen, dass sie den Gesprächen der Fremden fast folgen konnten. Wer immer dort lagerte, schien sich sehr sicher zu fühlen, denn sie waren nicht einmal im Ansatz darum bemüht leise zu sprechen.

Inzwischen hatten sich die zwei Frauen auf den Bauch gelegt und dann krochen sie, schleichenden Reptilien gleich, langsam und vorsichtig weiter. Das Buschwerk war mittlerweile zu niedrig, um noch gebückt oder gar aufrecht weitergehen zu können, das helle Mondlicht hätte sie verraten. Die Lagernden mochten sorglos sein, aber sie waren sicherlich nicht so dumm überhaupt keine Wachen aufzustellen.

Schließlich endete auch der Bewuchs an Büschen und die Schleichenden konnten nicht näher an das

Lager heranrücken, aber das war auch gar nicht mehr nötig. Sie hatten nun einen guten Blick auf die Lagerfeuer, es waren etwa sechs an der Zahl, genauer konnten sie es nicht erkennen. Gut zwei Dutzend Personen mochten sich im Lager aufhalten. Es war schwierig sie zu zählen, denn die wenigsten saßen still am Feuer. Die Mehrzahl war sehr umtriebig. Ein paar Befehle wurden gegeben und gleich darauf zusätzlich wüste Beschimpfungen, wenn die Anordnungen nicht schnell genug umgesetzt wurden und das war so gut wie immer der Fall gewesen. Offensichtlich bereitete man einen Aufbruch vor, zumindest sah es so aus. Aber die Abläufe ihres Handelns wirkten nicht besonders geordnet, sondern eher hektisch und nervös.

Eine der verborgenen Frauen schlug ihre Kapuze zurück, um besser lauschen zu können und sofort fiel langes, dunkles Haar auf ihre Schultern. Sie entstammte dem Volk der Elben, ihre Begleiterin hingegen war eine Menschenfrau. Auch sie wollte ihre Kapuze abstreifen, doch die Elbin hielt ihr die Hand zurück!

„Tut es nicht, Mutter Diandra.“, flüsterte sie, „Euer silbernes Haar könnte uns verraten. In einer Mondnacht wie dieser würde es leuchten wie eine Laterne!“

Die Angesprochene nickte stumm und hielt sich zurück.

„Sagt mir, was Ihr hören könnt, Legolowien!“, wisperte sie zurück, „Ihr habt sowieso ein feineres Ohr als ich!“

Die Elbin konzentrierte sich. Es war nicht leicht aus diesem Stimmengewirr, das um die Lagerfeuer wie ein Schwarm aufgeschreckter Mücken herum schwirrte, brauchbare Neuigkeiten herauszufiltern. Legolowien konnte nur Wortfetzen und unvollständige Sätze vernehmen, deren Sinn und Aussage ihr so verborgen blieben wie die Gestalt eines fliegenden Raben in einer pechschwarzen Nacht. Doch auch noch so unverständliche Wortfragmente, setzt man sie klug in Beziehung zueinander, können aufschlussreich werden.

„Sie wollen das Lager verlassen!“, erklärt Legolowien mit tonloser Stimme, „Ich bin mir nicht sicher, aber es scheint so, als würden sie sich für den Kampf bereit machen! Jedoch befehligen sie sich keiner großen Eile.“

„Könnt Ihr erkennen, wer sie sind oder wo sie herkommen?“, fragte Diandra zurück, ebenso so leise wie die Elbin vorher.

Legolowien schüttelte den Kopf.

„Das kann ich leider nicht. Zumindest kann ich ausschließen, dass es sich um Südländer handelt, denn deren Worte klingen ganz anders. Fast möchte ich meinen, diese hier sprechen mit der Zunge der Menschen des Breelands.“

Diandra runzelte die Stirn.

„Aber wer sind sie dann? Es handelt sich fraglos um eine Kampfereinheit. Bei einer harmlosen Reisegruppe würden niemals so viele Waffenstände um die Feuer herum stehen und auch das Scheppern schwerer Rüstungen wäre eher untypisch gewesen. Händler können es auch nicht sein, denn ich erkenne keinen einzigen mit Waren beladenen Wagen, sie reisen mit leichtem Gepäck!“

„Und ohne Pferde...!“, ergänzte Legolowien.

Die Elbin hatte recht. Nirgendwo standen Pferde herum. Zwar hätten die Tiere am entgegengesetzten Ende des Lagers stehen können, dass sie den Blicken der spähenden Frauen entzogen gewesen wären, aber dann hätte man zwischendurch immer wieder einmal ein Schnauben, leises Wiehern oder das unruhige Getrappel von Hufen hören müssen. Aber nichts dergleichen war zu vernehmen.

„Zurück?“, fragte Legolowien leise, „Ich fürchte sehr, viel mehr werden wir hier nicht mehr erfahren!“ Aber Diandra schüttelte den Kopf. Immerhin beobachteten sie gerade eine beängstigende große Anzahl an Kämpfern, alle bis an die Zähne bewaffnet und sie kannten weder deren Herkunft noch ihr Ziel, aber zweifellos handelte es sich um eine Bande Gesetzloser. Ein Rückzug zu diesem Zeitpunkt könnte ein fataler Fehler sein und so etwas durfte man sich in diesen Zeiten des Unheils absolut nicht leisten.

„Da stehen noch ein paar Leute abseits von den anderen.“, flüsterte Diandra der Elbin zu, „Offensichtlich beraten sie sich. Auf jeden Fall scheinen sie konzentrierter zu sein als der Rest der Truppe. Zumindest laufen sie nicht herum wie aufgeschreckte Hühner. Könnt Ihr hören, was sie sich zu

sagen haben?“

„Wo stehen sie denn? Meine Augen können sie noch nicht erfassen!“

Legolowien starrte ein wenig hilflos ins Dunkle.

„Wendet Euren Blick nach links und Ihr werdet die Konturen einer kleinen freistehenden Baumgruppe erkennen. Dort stehen sie. Es ist sehr finster dort und man kann sie kaum erkennen. Aber einer von ihnen trägt weiße Fellstiefel, die man bestens erkennen kann!“

„Ich sehe sie!“, murmelte Legolowien, „Ich sagte Euch doch, weiße Farbe wirkt in der Nacht wie ein Signal. Wie gut, dass Ihr Eure Haare nicht offen tragt!“

„Und was besprechen sie? Könnt ihr etwas hören?“

Die Elbin schwieg zunächst und lauschte in die Nacht hinaus!

„Sie sprechen von einer Mission, deren Beginn vorverlegt wurde!“

„Was für eine Art von Mission?“, fragte Diandra interessiert.

„Noch erwähnten sie keine Einzelheiten, sie sprechen immer nur von irgendeinem Auftrag!“

Es folgte wieder eine Zeit des Schweigens und obwohl Diandra tausend Fragen hatte, blieb sie lieber still, um Legolowien nicht zu stören. Auf einmal ging ein Ruck durch die Elbin und aufgeregt erzählt sie, fast schon sehr unvorsichtig laut:

„Jetzt sprechen von den Schattenklingen. Offensichtlich ist es auf dem Hengstackerhof zu einem kleinen Gefecht gekommen. Und es hat Tote gegeben !!“

„WAS?!“, rief Diandra spontan, die Stimme noch lauter als bei der Elbin kurz zuvor. Doch sie hatten Glück. Ihre Nachlässigkeit blieb ohne Folgen und ihr Standort unentdeckt.

„Wir sollten uns zurückziehen. Sollte das Ziel dieser Kampfeinheit der Hengstackerhof sein, dann sind Meister Marric und alle anderen in höchster Gefahr!“, empfahl Diandra eindringlich, diesmal mit einer sehr gemäßigten Lautstärke, „Hoffentlich kommen wir nicht zu spät!“

„Wartet!“, entgegnete Legolowien, „Sie sprechen gerade über einen gewissen Swanter und seiner Gefährtin!“

„Ich kenne diese Leute nicht, was ist mit den beiden?“, fragte Diandra.

„Sie sollen ermordet werden!“, antwortete die Elbin knapp.

Diandra schwieg betroffen. Doch fasste sie sich schnell wieder, denn die Zeit wurde immer knapper und sollte es nicht noch mehr Tote geben, müssten sie sich jetzt sputen.

„Zurück!“, befahl sie und Legolowien stimmte zu.

Wütend trat der alte Rossler im Gehen gegen einen mittelgroßen Kieselstein. Der Stein flog kniehoch durch die Luft, schlug mit einem leisen, dumpfen Geräusch auf den knochentrockenen Erdboden wieder auf, kullerte noch ein Stückchen vor sich hin und blieb dann wieder still liegen, wie es alle Steine tun, wenn sie nicht getreten werden.

So hatte er sich das nicht vorgestellt, der alte Rossler! Dabei war seine Idee nahezu perfekt gewesen. Er hatte seinem Anführer tatsächlich verständlich machen können, das Lager von dieser Jägerin und ihrem Gefährten müsste sich, wenn man alles genau überdachte, nur im Haus befinden können und nicht in der kleinen Zeltstadt, wo man Tage gebraucht hätte, den genauen Standort ausfindig zu machen.

Nachdem die Gefangene keinen Geldbeutel mit sich geführt hatte, konnte das Säckel nur in den Händen ihres Gefährten sein oder sicher versteckt an einem geheimen Ort. Auf einem Zeltlager, groß genug ein ganzes Heer zu beherbergen, gab es sicherlich alles, was man sich vorstellen kann, aber eben keine geheimen Orte, die geeignet gewesen wären, Wertvolles vor aller Augen zu verbergen.

Rosslers glaubte an die zweite der letzten, verbliebenen Möglichkeiten. Fände man das Zimmer dieses Paares, würde man alsbald das Säckel in der Hand halten können. Nun gibt es leider diesen kleinen, aber verdammt wichtigen Unterschied zwischen einer Annahme und einer Gewissheit und der könnte letztlich über Erfolg und Misserfolg entscheidend sein. Und der Anführer wollte endlich Gewissheit, denn sein Vertrauen auf Spekulationen haben ihn in der letzten Zeit zu oft scheitern lassen.

Wo genau war dieses Zimmer?

Und als sich diese Frage stellte, hatte der alte Rossler einen weiteren Geistesblitz gehabt. Er schlug vor,

sich einmal bei den Schankmädchen in der Taverne zu erkundigen. Diese Frauen sahen, erlebten und erfuhren alles, was sich in weitem Umkreis um sie herum geschehen war oder sich erzählt wurde. Alles!

Egal, ob über eine Fliege im Bierkrug, üblen Kuhhandel, einen fieseren Ehebruch oder einfach nur über das Wetter von morgen gesprochen wurde, es gab keine Nachricht, die am Ohr einer Schankmädchen unbemerkt vorbeiziehen konnte. Mochten Gelehrte ihre Erkenntnisse aus uralten Pergamenten beziehen, für das gemeine Volk dagegen galt, die reichsten und freigiebigsten aller Quellen für Wissenswertes oder auch Nebensächliches sind die Gedächtnisse von Barden, Barbieren und eben Schankmädchen.

Was war der alte Rossler stolz gewesen, als er seinem Anführer den Plan so erfolgreich unterbreiten konnte, dass dieser hernach für diese pfiffige Idee mehr Worte des Lobes fand als ein reicher Bauer über seinen preisgekrönten Zuchtbulle. Doch dann hat sich die ganze Sache vollends gegen die Interessen des listigen Kutschers entwickelt. Rossler hatte gehofft, der Anführer würde sich sofort aufmachen, um die weiteren Ermittlungen selbst in die Hand zu nehmen, denn das Auffinden des Goldsäckels war ihm bisher das Wichtigste aller Ziele gewesen. In diesem Fall wäre Rossler mit der Jägerin alleine zurückgeblieben, denn einer hätte sie ja bewachen müssen. Dann hätte er alle Zeit der Welt gehabt, sich mit ihr zu vergnügen. Aber genau dieses war eben leider nicht geschehen – im Gegenteil!

Statt selbst loszulaufen, beauftragte der Anführer lieber seinen Kutscher, die Schankmädchen in der Taverne zu befragen. Schließlich, so meinte er, hätte der alte Rossler auch diesen fabelhaften Einfall gehabt und so sei es nur recht, wenn er seinen eigenen Plan auch in die Tat umsetzen dürfe. Unter anderen Umständen wäre Rossler von der Großzügigkeit seines Anführers zu Tränen gerührt gewesen, doch wusste der Kutscher sehr wohl, dass die Sache einen Haken hatte, denn er kannte seinen Herren nur zu gut. Großzügig war der Anführer all die Jahre, die sie sich kannten, stets nur zu sich selbst gewesen und daran würde sich auch nie etwas ändern. Mit anderen zu teilen hielt er für so absurd, wie sich selbst mit dem Messer einen der eigenen Finger abzutrennen und Barmherzigkeit war für ihn ein Begriff aus dem Vokabular eines Schwächlings. Der Anführer kannte keine Skrupel und auch die höchste Anerkennung, die er zu vergeben imstande war, konnte mitunter sehr schmerzhaft werden. Sein aufmunterndes Schulterklopfen war geeignet einem die Knochen brechen, sein Lob war lebensgefährlich.

Also blieb dem alten Rossler gar nichts anderes übrig, als sich behende, bis jetzt noch unversehrt, aber entsprechend mürrisch auf den Weg zu machen und darauf zu hoffen, dass die Jägerin noch am Leben sein würde, nachdem der Anführer seine Freude mit ihr gehabt haben wird. Manchmal ist es schon sehr belastend, so klein und unbedeutend zu sein und stets ausgeliefert der Willkür der Mächtigen. Da konnte es mit dem Leben schnell vorbei sein. Das war aber auch der einzige Grund, warum sich Rossler immer wieder fügte, doch mit jedem Mal wuchs sein Hass. Doch er war kein Dummkopf. Irgendwann vielleicht könnte einmal seine Stunde kommen und dann könnte er dem Anführer alles heimzahlen. Doch noch war es nicht soweit. Am besten sollte er seinen Auftrag so schnell wie möglich erledigen, um schnell genug wieder zurückkehren zu können, solange die Jägerin noch zu etwas zu gebrauchen war.

Kleine Kieselsteine war im Augenblick das Einzige, an denen Rossler seine rasende Wut ausleben konnte. Zum Glück lagen auf seinem Pfad genügend davon herum, es herrschte kein Mangel. Als der alte Kutscher an der letzten Hausecke vor dem Eingang zur Taverne herumschlich, humpelte er leicht und fluchte zum Erbarmen. Einer der letzten Steine, den er getreten hatte, war ein klein wenig zu groß, zu schwer und zu kantig gewesen und das hat seinen Zehen gar nicht gut getan. Das hatte den flammenden Zorn Rosslers um ein Erhebliches angefacht. Grimmig gab er seinem Anführer die Schuld daran, obwohl dieser es ihm ja nicht befohlen hatte gegen Steine zu treten, aber das war dem Kutscher egal. Ab jetzt würde sein Herr und Meister an allem Schuld sein, was dem weißhaarigen Südländer jemals noch widerfahren würde. Die Pest möge diesem Tyrannen in den Arsch fahren!!!

Hymephos und Degan verließen die Taverne noch gemeinsam, doch waren sie sich uneins, wie es

draußen weitergehen sollten. Um in die Nähe des Badebereichs zu gelangen hätte man sich nach links wenden müssen, doch das große Lager, in dessen Mitte Degan sein Zelt aufgebaut hatte, lag in der entgegengesetzten Richtung. Dem Hymephos wäre es lieb gewesen, wenn Degan in des Hüters Nähe geblieben wäre, damit er ihn beschützen könnte, sollte es zu einem weiteren Übergriff kommen. Immerhin war der Sippenbruder bereits attackiert worden und Hymephos war sich sehr sicher, man würde es ein zweites mal versuchen, denn der Angriff ging ja fehl und kostete einem der Attentäter sogar das Leben. Der Hüter befürchtete, die Rache würde nicht lange auf sich warten lassen und Degan hatte zur Zeit weder Waffe noch Rüstung. Der Hauptmann jedoch hielt die Sorge seines Gefährten für übertrieben. Er glaubte nicht, dass sich der Feind in dieser Nacht noch einmal rühren würde, denn er hatte Blut und Leben verloren und dies müsste erst verkraftet werden. Der Überraschungsmoment war auch verflogen und die Schattenklingen waren jetzt gewarnt. Dies würde den Gegner zwingen sehr viel geordneter vorzugehen und einen genauen Angriffsplan schüttelt man sich nicht so einfach aus dem Hemd, dazu braucht es eben ein gerüttelt Maß an Zeit. Das verhalf den Schattenklingen zu einer kleinen Atempause und Degan war der festen Ansicht, diese gewonnene Zeit sollte zur Ruhe genutzt werden, um dem Kommenden wach und gestärkt begegnen zu können.

Es waren nur noch wenige Gäste in der Taverne, doch die sahen so aus, als würden sie auch nicht mehr lange bleiben. Gaelm hatte die Anweisung gegeben keine Bestellungen mehr anzunehmen und so waren alle Bediensteten damit beschäftigt, die Tische abzuräumen, den größten und auffälligsten Unrat zu beseitigen oder Betrunkene, die des Laufens nicht mehr mächtig waren, ins Freie zu tragen, um sie mehr oder weniger sanft auf dem Hofplatz abzulegen.

Im Vorübergehen beäugte Hymephos misstrauisch Hubert Drosselwald, der gerade vor einem kleinen Publikum eine hasserfüllte Rede hielt. Wogegen er da gerade wetterte, war leider nicht zu verstehen gewesen, denn der Holzhändler lallte schon beachtlich. Er hatte dem Freibier, das zuletzt noch ausgeschenkt wurde, zu leidenschaftlich zugesprochen, um jetzt noch klar sprechen zu können.

Wahrscheinlich wusste er im Moment selbst nicht mehr, wen oder was er da gerade mit Schimpf und Schande zu überhäufen versuchte. Selbst der Zorn, der seinen Geist völlig beherrschte, war nicht mehr als ein Echo einer sehr vagen Erinnerung. In einem solchen Zustand ist ein jähzorniger Mensch in besonderer Weise gefährlich, denn ihm ist dann jede Moral abhanden gekommen, alle Formen der Ehre nichtig geworden und er fürchtet auch keine Folgen seines Handelns mehr.

Hymephos war auf der Hut, denn sollte Drosselwald in ihm und dem Hauptmann die Auslöser und Ursache seiner haltlosen Wut erkennen, wäre nicht mehr vorherzusehen, was geschehen könnte. Man hätte mit allem rechnen müssen, auch mit Handgreiflichkeiten. Genau dieses wollte der Hüter unbedingt verhindern. Sie hatten Wichtigeres zu tun, als sich mit besoffenem Pöbel herum zu balgen. So verzichtete er auf einen Abschiedsgruß an die Anwesenden, um nicht weiter auf sich aufmerksam zu machen und schlenderte, so unauffällig wie es einem schwerbewaffneten Kämpfer möglich war, hin zum Ausgang.

An den Überresten der ehemals stabilen Türe stand eine dralle Schankmaid, die Hände vor der mächtigen Brust verschränkt, die ihnen, für diese Tageszeit ungewöhnlich fröhlich zulächelte. Als sich die zwei Schattenklingen dem Ausgang näherten, verbeugte sie sich tief. Wahrscheinlich hatte sie den Auftrag die letzten Gäste zu verabschieden, aber mehr noch die Aufgabe neue Gäste, sollten noch welche kommen, abzuwimmeln, mit welchen Mitteln auch immer.

„Ich wünsche eine gute Nacht und bedanke mich für Euren Besuch. Seien Sie auch morgen wieder unsere Gäste!“, leierte sie gelangweilt herunter, als Hymephos und Degan durch das zerschmetterte Tor ins Freie traten, dann verschränkte sie ihre Arme wieder, setzte erneut ihr seliges Lächeln auf und summt ein kleines munteres Liedchen vor sich hin. Diese Schankmaid war wahrhaftig gut gelaunt und wirkte munter wie nach dem ersten Hahnenschrei nach einem ausgiebigen Schlaf. Irgendetwas was war oder noch kommen wird, beglückte sie dermaßen, dass es sie den harten vergangenen Arbeitstag völlig vergessen ließ.

Auf dem Hofplatz angekommen, hielten die zwei Schattenklingen erst einmal inne. Die Luft war immer noch außerordentlich warm und bot keine Erfrischung an, aber sie war klar und sauber und nicht

so abgestanden und stickig wie in den Räumen der Taverne. Das war wie eine Einladung einmal kräftig durchzuatmen, um endlich etwas anderes riechen zu können als das Aroma von abgestandenem Bier, kaltem Fett und qualmendem Pfeifenkraut.

„Ich werde Euch wohl nicht mehr überzeugen können!“, sagte Hymephos etwas resigniert, „Ich habe kein gutes Gefühl einen wehrlosen Freund alleine durch die Gefahren der Nacht wandern zu lassen!“ Der Hauptmann lachte leise.

„Keine Sorge! Ich bin weder schutz- noch wehrlos und im Augenblick ist die Nacht unser aller Freund. Es ist die einzige Finsternis, die sich zu unserem Nutzen wenden lässt. Der Feind wird es nicht wagen, mich noch einmal feige anzugreifen, denn jetzt bin ich vorbereitet.“

Die Ausführungen Degans überzeugten Hymephos nicht, aber was blieb ihm übrig, als die Entscheidung des Hauptmanns zu akzeptieren?

„Wenn Ihr schon nicht darauf warten wollt, bis ich Eure Waffen und Euer Rüstzeug geholt habe, dann nehmt wenigstens dies ...!“

Der Hüter zog einen wunderbar gearbeiteten Dolch aus dem Gürtel, nahm vorsichtig die Klinge zwischen die Finger und hielt Degan das Heft hin. Der Hauptmann sah seinen Gefährten etwas ungläubig an. Hymephos hatte noch nie eine seiner Waffen leichtfertig aus der Hand gegeben und dass er es jetzt tat, war durchaus ein Zeichen seiner Sorge und Verbundenheit. Zögernd streckte Degan die Hand aus, zog sie aber ruckartig wieder zurück, als hätte er eine glühende Klinge berührt. Stolz und Einsicht rangen um Degans Willen und so konnte er weder zugreifen noch ablehnen. Hymephos erkannte des Hauptmanns Dilemma.

„Nur zu. Ich weiß, es ist keine schwere Waffe, aber immer noch sicherer, als darauf zu warten, dass der Feind erneut seinen Kopf in Eure Hände legt!“

Degan musste grinsen und zögernd nahm er den Dolch an sich. Er musste widerwillig zugeben, dass er sich ein bisschen sicherer fühlte, als er das Heft mit der Hand umklammerte. Auch eine kürzere Klinge ist eben doch sehr viel mächtiger als die Faust alleine.

„Habt Dank!“, sagte Degan leise und ein bisschen verlegen. Die Situation war ihm reichlich unangenehm, denn er kam sich vor wie ein zerlumpter Bettler, dem eine milde Gabe zuteil worden war. Aber sein Dank war ehrlich gemeint und galt nicht nur dem Dolch, den er jetzt in seiner Hand hielt, sondern mehr noch der freundlichen Ermahnung des Hüters, besonnen zu bleiben und falschen Stolz hintenan zu stellen.

Hymephos nickte dem Hauptmann aufmunternd zu.

„Wollen wir hoffen, dass Ihr den Dolch nicht gebrauchen müsst. Aber sollte es das Schicksal anders vorsehen, bin ich der Zuversicht, dass Eure Erfahrung und Euer Geschick auch einer kleinen Waffe die Durchschlagskraft eines schweren Zweihänders verleihen wird!“

Der Hüter erhob noch die Hand zum Gruß, dann wandte er sich um und ging, seinen Auftrag zu erfüllen. Degan sah ihm noch nach, bis er in der Dunkelheit verschwand, dann machte auch er sich auf den Weg.

Den Hofplatz bis zu seiner Grenze zu überqueren war noch leicht gewesen. Gleich hinter dem Zaun dort, standen dicht aneinander gedrängt die ersten Zelte und dahinter noch viele weitere. Als Degan sein Lager aufgeschlagen hatte, war es lichter Tag gewesen. Er erinnerte sich, dass auf der einen Seite ein großes Steilwandzelt stand. Rote Planen erhoben sich in die Höhe und die Seiten waren mit goldfarbenen Borten verziert. Zweifellos war dem Besitzer ein sehr großes Vermögen zu eigen, denn das Zelt dürfte einiges gekostet haben. Gleiches galt für das Zelt auf der anderen Seite neben dem seinen. Auch dieses war stattlich und an allen vier Ecken standen kleine Masten, an denen bunter Banner hingen. Neben dieser Pracht sah Degans kleines Zelt aus wie ein schnöder Handwagen zwischen zwei Luxuskarossen. Doch das war nicht das Problem. Es war finstere Nacht, nur der Hofplatz wurde von den ersterbenden Lichtern verlöschender Laternen noch schwach ausgeleuchtet und das Mondlicht alleine reichte nicht aus mehr wahrzunehmen, als die dunklen Konturen wild durcheinander stehender Zelte. Die Banner und Wimpel, es gab eine Menge davon, sahen alle gleich aus, Farben waren ohnehin nicht mehr zu erkennen und die Zelte standen so dicht wie die Bäume im

alten Wald. Irgendwo in diesen Labyrinth stand auch sein eigenes Zelt. Das war aber das einzige, was Degan erkennen konnte oder wusste. Um dorthin zu gelangen musste er sich durch die schmalen Pfade zwischen den Zelten hindurch schlängeln, langsam und vorsichtig, um über keine der zum Teil räumlich sehr großzügig gespannten Zeltschnüre zu stolpern und dadurch in den Schlaf fremder Leute zu stürzen. Jetzt musste er sich nur daran erinnern, in welche Richtung er sich zu wenden hätte, doch es wollte ihm nicht einfallen. Gleichwohl machte er sich aber aufs Geratewohl auf den Weg, denn ein Verharren hätte auch nichts gebracht. Vielleicht war ihm das Schicksal gewogen und er würde schnell fündig werden.

Degan kam nur langsam voran. Immer wieder musste er über Spannleinen steigen, um sich gleich darauf wieder in der nächsten Schnur zu verheddern. Einmal schwankte ein Zelt sehr bedrohlich, doch es blieb intakt und stehend. Der Hauptmann atmete auf, er hatte noch einmal Glück gehabt. Noch behutsamer als zuvor schlich er weiter, damit so ein Missgeschick nicht noch einmal geschähe. Jetzt, da er mitten in dieser kleinen, von Dunkelheit eingehüllten Zeltstadt stand, verloren wie in einem winzigen Nachen auf einem riesigem Ozean, hatte er die Übersicht komplett verloren. Von überall her hörte er vielerlei Arten von Schnarchen, wie Froschquaken an einem mit Fröschen überbevölkertem Teich. Es grunzte und piff, rasselte und keuchte, es kam aus allen Richtungen und in den Ohren des Hauptmanns hörte es sich so an, als wollten die Schlafenden den einzigen, der an diesem Ort noch wach bleiben musste, unbarmherzig verhöhnen.

Doch war er wirklich der einzige, der noch nicht schlief?

Degan war so, als wäre da unter den ganzen Geräuschen, die auf ihn eindrangen, und die ihn mehr irritierten als er zugeben wollte, auch die sehr leisen und gedämpften Laute vorsichtig gesetzter Schritte zu hören gewesen. Zuerst dachte er noch, die Phantasie würde ihm einen Streich spielen, aber als er sich darauf konzentrierte, gewahrte er, dass sein Instinkt nicht getäuscht hatte. Er hörte diese Schritte immer nur dann, wenn er sich selbst auch bewegte und hielt er an, dann verstummten sie. Egal, ob er sich beeilte oder langsam tat, die Schritte passten sich immer an. Degan spähte in die Dunkelheit, konnte aber, es war nicht anders zu erwarten, überhaupt nichts erkennen. Bei diesen Lichtverhältnissen könnte er von einer ganzen Horde Orks umringt sein, ohne sie sehen zu können. Der Hauptmann verspürte keine Angst, so etwas wie Angst kannte er gar nicht, aber seine Sorge wuchs. Zudem wusste er immer noch nicht, wo genau sein Zelt stand. Aber das war jetzt auch unerheblich, denn es handelte sich ja nur um ein Zelt und nicht um eine Burg, als Zuflucht würde es nicht taugen.

Degan hatte keine Zweifel mehr – er wurde verfolgt!!

Kapitel 16

** Die tosende Rotte **

Sein Schädel schmerzte, als hätte man auf seinem Kopf Mallornholz in hübsche kleine Scheite gespalten. Eine fürchterliche Übelkeit wütete in seinen Eingeweiden und er war nahe dran sich zu übergeben. Zunächst wusste er gar nicht, wer er war oder wo er sich gerade befand. Im Grunde genommen war ihm dies zu diesem Zeitpunkt auch egal, das Dröhnen in seinem Kopf übertönte alles. Er wagte es nicht die Augen zu öffnen, denn ihm war sehr schwindlig und er hatte die Furcht, die Besinnung sofort wieder zu verlieren, wenn er es täte. Die Welt war ihm dunkel und sie drehte sich in einer atemberaubenden Geschwindigkeit um sich selbst. Wie leicht konnte man sich darin verlieren und in eine Schwärze eintauchen, aus der man unter Umständen nie wieder herauskommen würde. Jetzt nur kein Licht, denn Licht tut weh! Noch mehr Schmerzen hätte er nicht ertragen.

Er lebte!

Immerhin!

Das war ihm an Gewissheit für den Moment genug!

Er fühlte eine warme Flüssigkeit von seiner Stirn über das Gesicht in Strömen herabfließen. Sie lief ihm über die geschlossenen Augenlider, über beide Wangen und seine Lippen, durch seinen Bart bis hin zum Kinn. Dort tropfte sie ab und benetzte seinen Wams.

War es Blut?

Nein, das war kein Blut!

Blut schmeckt anders!

Ein paar Tropfen dieser Flüssigkeit waren ihm in den Gaumen geflossen und er kannte den Geschmack von Blut noch aus der Zeit, da er als Kind im Armenviertel zu Bree noch ständig gnadenlos eins auf Maul bekommen hatte, in einer Zeit, da er sehr viel mehr einstecken musste, als er auszuteilen imstande gewesen war.

Blut schmeckt anders und auf jeden Fall nicht nach Lavendel, so wie das Zeug, das seine Zunge benetzte!!

Er saß auf dem Boden, das spürte er langsam und sein Oberkörper lehnte aufrecht an einem harten Hintergrund. Es könnte Holz sein oder auch nicht – wen kümmert es? Langsam tauchte sein Geist wieder in die wirkliche Welt ein und er begann sich wieder zu erinnern.

Es hatte einen Kampf gegeben! Es war mehr eine Vermutung als eine Gewissheit, denn auch die jüngste Vergangenheit wollte sich ihm nicht offenbaren, solange die Gegenwart noch nichts an Kontur gewonnen hatte.

„Seid Ihr wieder erwacht?“, fragte die Stimme eines ihm unbekanntem Manns. Sie klang sehr seltsam, so als ob in einen Blecheimer gesprochen worden wäre. Aber das lang wohl daran, dass auch Swanters Gehör noch nicht so funktionierte, wie er es gewohnt war. Alle Geräusche und Klänge, die ihn zu erreichen versuchten, mussten sich erst an dem Rauschen und Hämmer, die in seinem Kopf ertönten, wie durch einen Filter vorbei quälen. Er konnte nicht antworten, wollte es auch nicht. Zu sehr war er damit beschäftigt, sich in der Welt und der Zeit wieder zurechtzufinden.

„Könnt Ihr mich hören? Sollte das so sein, dann antwortet doch!“

Wer immer da auch sprach, er schien hartnäckig zu sein. Swanter empfand diese Stimme als störend, aber auch als nützlich zugleich. Als ob man in einer finsternen Fallgrube ein rettendes Seil zugeworfen bekäme, an dem man sich wieder ans Licht zurück hangeln konnte.

„Wie lautet Euer Name?“

Der Kerl wollte einfach nicht aufhören zu fragen. Wie aufdringlich! Immerhin klang seine Stimme jetzt schon wieder etwas klarer. Irgend jemand muss ihm den Blecheimer von Kopf genommen haben. Trotzdem würdigte Swanter dessen Bemühungen mit einem entschlossenem Schweigen. Und immer wieder lief ein Schwall warmen Wassers über sein Gesicht. Das wurde langsam lästig! Nur sehr schleichend wurde Swanter deutlich, dass er an einem großen Zuber lehnte und ihm jemand Badewasser auf die Stirn träufelte.

„Lasst das !!“, murmelte er ächzend und dann versuchte er sich mit einer schlappen Bewegung das Wasser aus dem Gesicht zu wischen.

„Willkommen zurück!“, meinte die fremde Stimme und sie klang sehr fröhlich, fast schon ein wenig erleichtert, „Wollt Ihr mir jetzt Euren Namen sagen?“

„Was ist geschehen?“

Swanter konnte jetzt noch keine Fragen beantworten, er hatte selbst noch zu viele davon und ehe er nicht etwas mehr Klarheit in seinen Geist gebracht hätte, würde er mit keiner Silbe etwas von sich preisgeben.

„Ihr habt gekämpft und gesiegt! Erinnert Ihr Euch nicht?“

„Ist das so?“, sagte Swanter, fast schon wieder ein wenig belustigt, „Ich fühle mich gar nicht wie ein Sieger!“

„Nun...“, sagte der Fremde zögernd, „Euer Zustand dürfte Euch zurecht so fühlen lassen und dennoch ist es falsch, denn in Wahrheit seid Ihr in der Tat ein Sieger, aber gleichzeitig seid Ihr es auch wieder nicht! Sagen wir es so: Euer Empfinden ist zugleich richtig und falsch!“

„Was sagt Ihr da?“, brummelte Swanter verstimmt. Er war verwirrt und dies war nicht nur auf seinen beklagenswerten körperlichen Zustand zurückzuführen. Er fühlte sich einfach nicht wohlauf genug, dieses rätselhafte Geplapper verstehen zu können.

Swanter hörte ein schweres Seufzen.

„Gut!“, sagte die Stimme, „Erklären wir das anders. Ich denke, ich bin für Euren augenblicklichen Zustand mitverantwortlich und das tut mir außerordentlich leid!“

Es klang aufrichtig, aber zugleich auch ein wenig gekünstelt, als ob es dem Urheber dieser Worte nicht leicht gefallen wäre, um eine Entschuldigung bitten müssen. Aber Swanter war sich noch immer nicht so recht bewusst, was er da hätte vergeben sollen, so sehr er auch darüber nachdachte, zumindest so lange, bis er erneut von einem Schwächeanfall überzogen wurde. So sparte er sich jeden Kommentar, stellte auch keine Fragen und richtete alle Kraft, die er noch hatte, daraufhin aus, sich nicht auf seine Hose übergeben zu müssen.

Es dauerte eine Weile, bis der Fremde wieder zu reden begann.

„Ich sah Euch kämpfen, als ich hier ankam. Und ich verfolgte Euer Ringen, bis Ihr zuletzt Euren Gegner unterworfen hattet. Es war ein beeindruckender Kampf gewesen, meine Hochachtung dafür. Es fiel mir auf, dass Ihr den Unterlegenen am Leben gelassen habt. Soviel Edelmut ist in Zeiten wie diesen zwar ehrenvoll, aber auch verdächtig. Schließlich kannte ich weder Euch, noch Euren Feind und schon gar nicht den Hintergrund der Feindseligkeit, die hier am Werk gewesen war.“

Jetzt erst, da sich Swanter wieder stärker fühlte, konnte er vorsichtig die Augen öffnen. Zwar wurde ihm sofort wieder schwindlig, aber er konnte es ertragen. Leider war sein Blick noch arg getrübt und er konnte von dem Fremden nicht mehr erkennen, als die Umrisse seines Leibs, einem Schatten gleich.

„Meine Beweggründe sind nicht Eure Sache, sondern die meinen!“, erklärte Swanter kühl und wenig freundlich, „Warum also seid Ihr nicht einfach weiter Eures Wegs gezogen, anstatt Eure Nase in Angelegenheiten zu stecken, die Euch nichts angehen?“

Swanthers Grimm blieb nicht ohne Wirkung, denn auch die Stimme des Fremden hatte im Vergleich zu vorher viel an Wärme verloren, als er nicht minder gereizt als der Schurke antwortete.

„Darüber bin ich Euch keine Rechenschaft schuldig. Ihr solltet es hinnehmen, so wie es geschehen ist. Ich hatte meine Gründe und das muss an Erklärung genug sein!“

„Schon gut, schon gut“, versuchte Swanter zu beschwichtigen, schon alleine deshalb, da er sich für einen weiteren Streit zu schwächlich fühlte und weil es ihm im Grunde genommen egal war, wer wem auch immer etwas schulden würde.

Der Fremde war offensichtlich ebenso wie Swanter an einem friedlicheren Dialog interessiert und er erkannte wohl auch, dass es keinen Zweck hat einem Mann Informationen abzuverlangen, dessen momentaner Zustand einer lückenlosen Erinnerung abträglich war.

„Fangen wir noch einmal von vorne an“, sagte er diplomatisch, „Was ist das Letzte, woran Ihr Euch erinnern könnt?“

„..... dass mir jemand lauwarmes Wasser mit Lavendelduft ins Gesicht geschüttet hat!“, antwortete Swanter prompt. Sein Blick wurde langsam klarer und er erkannte, dass er es mit einer Schattenklinge zu tun hatte, die Uniform war unverkennbar. Dies ließ ihn nicht unbedingt jubilieren, denn er hatte sich schon seit jeher nicht unbedingt nach der Gegenwart eines dieser widerlich edelmütigen Streiter um Recht und Gerechtigkeit gesehnt, aber zumindest muss er jetzt auch nicht mehr befürchten, dass ihm plötzlich und unvermittelt der Schlund abgeschnitten werden würde. Aber da war noch etwas anderes, eine Erinnerung, die sich dringend bemerkbar machen wollte, aber bislang von Swanthers grässlichen Kopfschmerzen unterdrückt wurde. Es hatte mit den Schattenklingen zu tun, soviel ahnte er, aber die wichtigen Einzelheiten verbargen sich noch, wollten sich ihm nicht offenbaren.

„Das wäre ja schon einmal korrekt!“, kommentierte der Fremde geduldig, aber auch leicht amüsiert, „Versucht Euch jetzt an eine Begebenheit zu erinnern, die vor dem Zeitpunkt lag, da Euer Bewusstsein erlosch! Euren Namen zu nennen, wäre da kein schlechter Beginn!“

Gegen seinen Willen musste Swanter lächeln. Diese Schattenklinge ist offensichtlich sehr trickreich. Das war wahrhaftig keine schlechte Idee ein Verhör als Fürsorge zu tarnen, um jeden Zweifel auszuschalten. Er hätte seinen Namen sogar preisgeben können, die Lücken in seiner Erinnerung waren schließlich nicht allumfassend, aber er tat es nicht! Er war fast schon ein bisschen beleidigt darüber, nach seinem Namen befragt zu werden, denn er sollte allen Ordnungshütern in und um Bree eigentlich bekannt sein. Er hatte schließlich einen Ruf als kleiner Gesetzesbrecher, auf den er sehr stolz war. Die

Unwissenheit dieser Schattenklinge war für ihn fast schon eine Kränkung, so blieb er also stumm und empfand sein Schweigen als eine Form der Rache.

Swanter befühlte die riesige, schmerzreiche Beule auf seinem Hinterkopf, die Quelle seiner augenblicklichen Benommenheit.

„Hab ich das Euch zu verdanken?“, befragte er den Fremden, teils aus Interesse, aber auch um von dessen Fragerei abzulenken.

„Ich fürchte das ist so!“, war die ehrlich klingende Antwort der Schattenklinge, „Erwähnte ich bereits, dass es mir leid tut? Ich sah nur zwei Kämpfer miteinander ringen und einen davon siegen! Aber woher sollte ich wissen, ob der Gewinner des Streits auch ein Vertreter der Gerechtigkeit wäre? Ich hatte keine Wahl, ich musste sicher gehen und habe Euch erst einmal ausgeschaltet, um die Zeit zu gewinnen, mir ein Bild der Lage zu machen!“

Plötzlich wurde Swanters Geist erhellt, wie ein dunkler Nachthimmel durch einen grellen Blitz und alle seine Erinnerungen kamen in vollem Umfang wieder zu ihm zurück!

DERMOLD !!!

Für seinen Zustand außerordentlich behende sprang Swanter auf die Füße. Das brachte ihm zwar eine Welle an Übelkeit ein, die nicht nur seine Eingeweide rotieren ließ, sondern auch einen verheerenden Schwindel, der in seinem Kopf ausgelöst wurde. Beinahe wäre er sofort wieder gestürzt, aber zuletzt stand er dann doch halbwegs sicher auf seinen Beinen, gleich einem aufrechten, aber schwankenden Turm. Aufgeregt sah er sich um und beruhigte sich erst wieder, als er abseits im schwachen Schein einer einzelnen Laterne Dermold gebunden und geknebelt entdecken konnte. Erleichtert setzte sich Swanter wieder hin. Er stand doch noch sehr wackelig auf seinen Beinen und sein Unwohlsein hatte ihn auch noch fest im Griff.

Erst als er saß, konnte er sich der Aussage der Schattenklinge gedanklich widmen.

„Keine Wahl??!“, Swanters Frage klang sehr vorwurfsvoll, „Sicherlich hättet Ihr eine Wahl! Ihr hättet mich nur befragen müssen, anstatt mich gleich von hinten niederzustrecken!“

„Hätte eine Befragung denn einen Nutzen gehabt?“, konterte die Schattenklinge, „Ihr scheint mir ein sehr verschlossener Mensch zu sein. Ein zu große Redseligkeit scheint zumindest keine Eurer Untugenden zu sein!“

„Ich wäre dann vielleicht in einer besseren Stimmung gewesen. Wenn ich um die Gunst einer Maid werben möchte, dann schlage ich sie auch nicht vorher nieder!“, erwiderte Swanter erzürnt.

Die Schattenklinge seufzte.

„Ihr habt wahrscheinlich recht!“, bekannte der Fremde, „Aber man kann in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug sein. Vor nicht allzu langer Zeit wurde hier genau an diesem Ort einer meiner Gefährten von zwei Attentätern überfallen. Der eine liegt nun mit gebrochenem Genick hinter dem Zuber, aber der andere strolcht hier noch irgendwo herum und dürstet sicherlich noch nach Blut!“

Swanter wurde hellhörig.

„Ist Euer Gefährte ein hochgewachsener Mann mit bärtigem Gesicht und breiten Schultern, der hier die Freuden eines Bades genießen wollte?“

Der Fremde nickte, aber Swanter brauchte diese Zustimmung gar nicht, für ihn war die Sache klar. Die Attentäter hatten den Mann, der später nur mit einem schwarzen Umhang die schwerverletzte Frau hilfeschend auf seinen Armen davon getragen hatte, eindeutig schon als eine Schattenklinge erkannt. Swanter hatte keinen Grund gehabt, deren Aussagen zu misstrauen. Für den Schurken waren die Fronten geklärt. Er mochte die Schattenklingen nicht sonderlich, aber den Feind auf der anderen Seite hasste er von tiefsten Herzen und daher gab es für ihn keinen Zweifel darüber, für welche Seite er Partei ergreifen würde. Das machte ihn gegenüber dem Fremden ein klein wenig offener.

„Ich war während des Überfalls in der Nähe gestanden, doch keiner der Beteiligten hatte mich bemerkt. Ihr habt recht, die Attentäter waren zu zweit gewesen, doch der Kampf dauerte dennoch nur wenige Augenblicke und dies zu ihren Ungunsten. Danach war einer der Angreifer tot und der andere floh. Euer Gefährte mag ein großartiger Kämpfer sein, doch hatte auch er nicht verhindern können, dass die eine Frau, die auch zugegen gewesen war, Opfer der Heimtücke wurde. Die Fürsorge, die Euer

Gefährte für die Verletzte empfunden hatte, mag ihm zur Ehre gereichen, doch ließ sie ihn auch unvorsichtig werden. Denn der Rückzug des zweiten Attentäter erfolgte nur scheinbar. Als ich ihn unschädlich machte, stand dieser mit einer Armbrust im Anschlag, bereit, Eurem davon eilendem Gefährten einen Bolzen in den Rücken zu jagen!“

Der Fremde war sichtlich überrascht. Er hatte nicht erwartete in dieser zwielfichtigen Gestalt einen Verbündeten zu finden. Nach dem Stand der Dinge verdankte Hauptmann Degan diesem Schurken sein Leben. Nun wollte er aber umso mehr den Namen dieses Mannes erfahren, denn er war sich sicher, dass Meister Marric und nicht zuletzt Degan selbst, sich gerne für die zuteil gewordene Hilfe bedanken würden. Würdevoll richtete sich der Fremde auf und sprach feierlich:

„Mein Name ist Hymephos, Sohn des obersten Prospektors im Dienst des Truchsess, Spross der stolzen Stadt Gondor, Hüter der Schattenklingen und Diener dem Wohl aller freien Völker!“

In der Tat war Swanter von dem überraschenden Stimmungswechsel dieser Schattenklinge mit dem Namen Hymephos sehr beeindruckt. Nicht oft erlebte der Schurke einen Niederschlag durch einen Mann, der sich kurze Zeit später höflich vorstellte, als wären sie sich in freundlicher Gesellschaft begegnet. Er wollte es ihm an gutem Willen gleichtun und erhob sich ächzend. Diese verdammten Kopfscherzen! Er stand bei weitem nicht so sicher wie der Hüter und es sah auch bei weitem nicht so würdevoll aus, eher schwankend und ständig vom Sturz bedroht, aber seine Stimme war stark und rein, als er seinerseits verkündete:

„Mein Name ist Breitenfeld, Sohn vieler Väter, Spross des dreckigsten Viertels der verschlafenen Stadt Bree und die Hand stets lustig in den Taschen der freien Völker zu meinem eignen Wohl!“

Spätestens jetzt wurde klar, dass die beiden Männer verschiedener nicht sein konnten.

Trotz aller Eile, die sie hatten, liefen die beiden Frauen vorsichtig und immer bemüht, nicht zu viel Lärm zu verursachen. Zwar lag das Lager, an das sie sich zuvor herangeschlichen hatten, nunmehr wieder gut entfernt und die Lagerfeuer waren jetzt nur noch kleine flackernde Punkte am nächtlichen Horizont, aber trotzdem blieben sie vorsichtig. Es konnten durchaus noch Kundschafter der Fremden, die sie belauscht hatten, unterwegs sein und denen wollten sie auf keinen Fall begegnen. Die Neuigkeiten, die sie erfahren hatten waren zu wichtig, um die Zeit mit sinnlosen Scharmützeln zu verschwenden.

Sie gingen stets nur ein paar Schritte, dann kauert Diandra nieder und legte vorsichtshalber schon einmal einen Pfeil auf die Bogensehen, während Legolowien in die Nacht hinaus lauschte. Die Sinne der Elbin waren so unglaublich geschärft, Diandra kam sich im Vergleich dazu bisweilen so vor, als müsste sie taub und blind durch ein Labyrinth geführt werden. Erst wenn Legolowien das Zeichen gab, dass ein weiteres Vorrücken ohne Gefahr wäre, schlichen sie langsam weiter. Doch je näher sie dem Ort kamen, an dem sie die Pferde zurückgelassen hatten, desto unruhiger wurde die Elbin. Diandra spürte das Zögern ihrer Gefährtin, aber so sehr sie sich auch mühte, sie konnte den Grund für ihre Unruhe nicht erkennen, obwohl sie auch selbst ein gutes Gehör hatte. Die Grillen und Zikaden schienen einen ohrenbetäubenden Lärm zu machen. Da kein Windhauch mit den vertrockneten Gräsern raschelte, auch die Zweige der vereinzelt herumstehenden Bäume standen still und geräuschlos und das ließ die restlichen Geräusche der Natur umso lauter werden. Das Land litt unter der nächtlichen Hitze und es war, als würde es flüsternd nach einem Ende des Siechtums flehen, sei es durch einen erlösenden Regen oder den Tod durch Austrocknung. Die Sinne der Menschen vermochten es nicht so vernehmen, aber die beiden Jägerinnen verstanden die lautlose Klage der Erde, der Pflanzen und auch die der Tiere. Obwohl es ihnen in der Seele wehtat, das Land im Würgegriff der Trockenheit erleben zu müssen, da war etwas, was Legolowien weitaus mehr Kummer bereitete.

„Was ist?“, fragte Diandra besorgt, doch die Elbin schüttelte stumm den Kopf und legte einen Zeigefinger auf die Lippen als ein Gebot, Stille zu bewahren. Sie war noch nicht bereit eine Antwort zu geben, ihre Wahrnehmungen waren diffus, aber eben auch alarmierend. Irgendetwas stimmte nicht. Legolowien konnte noch nicht bestimmen, was das sein könnte und daher wollte sie der Gefährtin noch keine konkrete Antwort geben.

„Die Pferde“, murmelte die Elbin gedankenverloren, „... ein leises Schnauben, das Scharren mit den Hufen!“

„Das dürften unsere eigenen Pferde sein!“, entgegnete Diandra beschwichtigend, „Wir sind immerhin schon fast an der Stelle, wo wir sie getarnt zurückgelassen hatten!“

Doch Legolowien schüttelte bekümmert mit dem Kopf und flüsterte vor sich hin:

„Ich höre aber mehr als nur zwei Pferde!“

Diandra hatte ein gutes Dutzend Fragen auf den Lippen, blieb aber still, damit die Elbin besser lauschen könnte.

„Es sind sehr viele!“, raunte Legolowien der Gefährtin zu, „Die genaue Anzahl der Reiter vermag ich nicht zu erkennen, sie sind auch noch fern. Aber sie nähern sich rasch – sehr rasch!“

Das war keine gute Nachricht. Diandras Gedanken drehten sich fast ausschließlich um zwei Fragen.

Wer könnte so töricht sein, mitten in der dunklen Nacht auf dem tückischem Grund einer ausgedörrten Steppe mit vollem Galopp dahin zu reiten und welchen Grund hätte jemand für eine solche Narretei?

Eine dunkle Gestalt kauerte an der Hausecke des Haupthauses, dort wo von der Mauer weg der erste von vielen mannshohen Pfosten in den Boden gerammt stand, der mit allen weiteren, die in einem Halbkreis aufgestellt waren, die Planen trug, die den Badebereich als Sichtschutz umgaben. Die Person verhielt sich so still und regungslos wie eine Katze, die vor einem Mausloch lauernd auf ihre Beute wartet, doch hatte sie weitaus weniger Geduld, als das kleine Raubtier und wahrscheinlich noch weniger Zeit. Zuletzt war aber auch so ziemlich alles schiefgelaufen, dabei hatte es sich zuvor so einfach angehört. Da hatte es schon Aufträge gegeben, die sehr viel schwieriger, komplexer und gefährlicher gewesen waren als der, eine bestimmte Frau ausfindig zu machen, zu überwältigen und gefangen zu nehmen. Den gesamten vergangenen Tag über und wie zu erleben gewesen war, auch in der Nacht, ging es auf dem Hengstackerhof so umtriebiger wie in einem Hexenkessel. Man hätte auch gut und gerne ein Dutzend Weiber entführen können, ihr Fehlen wäre, wenn überhaupt, in der allgemeinen Hektik erst eine halbe Ewigkeit später bemerkt worden. Die große Schwierigkeit bestand darin, die Zielperson erst einmal ausfindig zu machen. Zu diesem Zeitpunkt schien es noch so, als wäre das Schicksal so freigiebig wie nie. Die gesuchte Frau hätte überall sein können und eine Spur, die man hätte verfolgen können, hat es auch nicht gegeben. Insofern musste es schon als ein enormer Glücksfall angesehen werden, dass man schon beim ersten erleuchteten Fenster, das unschwer einen Einblick erlaubte, fündig geworden war. Alles andere wäre nur noch eine Frage der Zeit gewesen. Die Leute in diesem Raum, die meisten von ihnen gehörten zu diesen lästigen Schattenklingen, schienen schon von großer Müdigkeit befallen zu sein. Sowie sie von Schlaf berührt worden wären, hätte man ohne großes Risiko einsteigen und sich dieser Frau bemächtigen können. Der Auftrag gebot, dass sie lebend abgeliefert werden sollte, das machte die Angelegenheit etwas schwieriger. Gäbe es diese Einschränkung nicht, dann wäre sie jetzt bereits tot und die kleinen Komplikationen hätte es nie gegeben.

Es war ärgerlich, dass die zwei Kerle, die neben dem Badezuber so nett miteinander plauderten, offensichtlich alle Zeit der Welt hatten, denn sie redeten und redeten.

Wann verschwinden die endlich???

Dann wäre der Weg endlich frei! Es lägen dann zwar noch ein paar Tote herum, aber die würden nicht weiter stören. Der Gedanke, dass es dem Erdboden nichts ausmachen würde, wenn zwei weitere Leichen auf ihm herumliegen würden, hatte etwas verlockendes, doch die Vernunft siegte. Das Gelingen der Mission hing von der Heimlichkeit der Ausführung ab und der Zweifel, die beiden Männer still und lautlos beseitigen zu können, war einfach zu groß. Gut möglich, dass schon andere zuvor dachten, sie hätten leichtes Spiel und jetzt, nach einem verdammt kurzen Augenblick einer letzten Erkenntnis, dass sie sich gründlich getäuscht hatten, als Leiche den Boden des Badebereichs zierten. Einfach zu warten erschien da als eine sehr viel gesündere Option, zumal auch ein neuer Plan entwickelt werden musste, denn das Fenster war mittlerweile verschlossen worden. Es würde also nicht mehr so einfach sein, in den Raum einzudringen. Zum Henker mit dieser misstrauischen Halbblingsfrau!

Es blieb nur zu hoffen, dass das Opfer sich inzwischen nicht schon sonst wo aufhielt und die Suche erneut beginnen müsste.

Über was reden diese Kerle eigentlich so ausdauernd?

Leider war kein einziges Wort zu verstehen, das hätte wenigstens für ein klein wenig Kurzweil gesorgt. Aber das machte nichts, denn ein wirkliches Interesse an dem Inhalt dieses sicherlich vollkommen sinnentleerten Geplappers war sowieso nicht vorhanden.

Doch endlich, nach einem Zeitraum, der selbst einem Stein zu lange vorgekommen wäre, kam langsam Bewegung in die Sache. Die Unterredung war dem Augenschein nach beendet. Einer der Männer schlenderte, was auch immer suchend, an der Hauswand entlang und wurde fündig. Er schulterte ein Bündel, die zusammengeschnürten Teile einer schwere Rüstung und wartete dann geduldig, dass auch der andere endlich bereit zum Abmarsch wäre, doch das dauerte. Da war noch ein dritter Mann vor Ort, der hier im Badebereich sich noch des Lebens erfreuen durfte. Er war nicht leicht zu erkennen gewesen, da er bis jetzt wie entseelt regungslos am Boden gelegen hatte. Doch war er nicht tot, sondern lediglich in Fesseln. Derart gebunden wäre sogar ein wütendes Mammut zur Bewegungslosigkeit verurteilt gewesen. Zudem schien er ohne Besinnung zu sein, denn er musste erst durch ein paar mittelprächtige Ohrfeigen wieder wach gemacht werden. Als er, durch diese wenig freundliche Hilfe beflügelt, endlich wieder die Augen aufschlug und überraschend schnell seine für ihn sehr ungünstige Lage erkannte, bäumte er sich auf, versuchte sich gegen seine Fessel zu wehren. Doch es blieb eine vergebliche Mühe. Auch seine zornigen Proteste verpufften, erstickt durch einen meisterlich gebundenen Knebel. Als er die Aussichtslosigkeit erkannte, das Blatt noch zu seinen Gunsten wenden zu können, gab er auf und wurde ruhiger. Die Fußfesseln wurden ihm gelockert, dass er gerade eben noch einen halben Schritt hatte laufen können. Damit konnte er sich zwar vorwärts bewegen, aber ein Wegrennen wäre von vorneherein völlig sinnlos gewesen. Das ganze geschah schweigend, niemand sprach auch nur ein Wort dabei. Der Einzige, der seiner Wut durch deftige Flüche gerne Luft gemacht hätte, wurde durch den Knebel daran gehindert. Die anderen zwei Männer hatten offensichtlich alles, was es wert war besprochen zu werden schon gesagt und blieben daher fortan stumm.

Es dauerte lange, verdammt lange, aber endlich machte sich diese seltsame Truppe auf den Weg. Es ging nicht schnell voran, denn der Gefesselte konnte lediglich tippeln und seine Bewacher mussten ihre Geschwindigkeit der seinen anpassen. Nach einer gefühlten Ewigkeit lag dann der Badebereich endlich verlassen. Nur die Toten lagen noch herum. Inzwischen sind drei weitere Laternen erloschen, aber die verbliebenen spendeten noch genug Licht.

Die dunkle Gestalt schlüpfte geschickt durch den schmalen Spalt, durch den sie das ganze Geschehen zuvor beobachtet hatte und huschte zum Badezuber, aus dem immer noch markant der Duft von Lavendel heraus strömte. Dort angekommen streifte sie den Kapuzenmantel von den Schultern und ließ ihn zu Boden fallen. Danach wurde die Haube vom Kopf gezogen und sofort fiel fast endlos langes, hellblondes Haar herab. Es war triefend nass!

Der junge Mann holte noch schnell tief Luft. Dann beugte er den Oberkörper nach vorn und tauchte sein Haupt mitsamt seiner ganzen Haarpracht tief in das Badewasser. In dieser Stellung verharrte er, solange ihm sein angesparter Atem reichte, dann schnellte er leise prustend wieder in die Höhe. Er fühlte sich besser und wunderbare Erleichterung legte sich über den Ausdruck seines bartlosen Gesichts. Doch zuletzt wurde seine Miene wieder grimmig. Halblaut vor sich hin murmelnd, schwor er sich, bei allem, was ihm heilig war, sollte er diesen verruchten Zwerg, der ihm aus dem Fenster heraus über den Kopf gepisst hatte, niemals in die Finger bekommen, würde er ihn zu Futter für die Wölfe verarbeiten.

Die Kammer war überraschend klein. Ein für die Enge des Raums fast schon zu großes Bett stand darin, ebenso eine mittelgroße Kommode an der Wand gleich links neben der Eingangstüre, ferner ein einzelner Stuhl, der etwas deplatziert die Mitte der Bodenfläche, welche das Bett noch sichtbar ließ, einsam zierte. Ein Tisch fehlte. Für mehr Mobiliar wäre hier kein Platz mehr gewesen, selbst ein Blumentopf würde nicht mehr unterzubringen sein. Es war kaum zu glauben, dass sich ein reicher

Hofherr mit dieser Kargheit zufrieden geben würde, aber Èogar wollte es offenbar eben nicht anders. Marric war das einerlei, einen großen Komfort gönnte er sich sowieso nie. Ein einfaches Bett zum Wohle eines geruhsamen Schlafs genügte ihm völlig. Èogar hatte ihm noch eine erholsame Nacht gewünscht und Marric zudem das Angebot unterbreitet, ihn nach Anbruch des Tags mit einem deftigen Frühstück wecken zu lassen, sofern dies genehm wäre. Das Oberhaupt der Schattenklingen nahm dankend an. Schon alleine die Aussicht auf ein nahrhaftes Morgenmahl war einfach zu verlockend, um es für den Gewinn eines längeren Schlaf, den er sich in dieser Zeit der Gefahr ohnehin nicht leisten konnte, leichtfertig zu vertändeln.

Der Hofherr hatte die Kammer schon halb verlassen, als er noch einmal anhielt und sich umdrehte. Er wollte etwas sagen, so sah es wenigstens aus, doch kein Wort verließ seine Lippen. In Èogars Augen sammelten sich die kalten Flammen der Verzweiflung. Auf seine Schultern schien eine gewaltige Last zu drücken, fast schon zu schwer, dass sie ein Mensch tragen könnte. Der Hofherr quälte sich, Marric konnte es spüren.

„Wollt Ihr noch etwas anmerken, Herr Èogar?“

Der Hofherr zuckte zusammen, als wäre er von einem Peitschenhieb getroffen worden. Hastig schüttelte er den Kopf und plapperte ein wenig überstürzt:

„Nein, nein, es ist nun ... ich es tut mir leid!“

Dann drehte er sich rasch um, überquerte die Türschwelle, schloss eilig die Türe und ließ seinen Gast alleine zurück im Schein einer einzelnen Laterne, die an einem Haken an der Decke hing.

Marric sah noch länger auf die geschlossene Tür und fragte sich, was ihm der Hofherr hätte sagen wollen und warum er es doch nicht getan hat. Doch dieses Interesse verflog rasch. Er ließ seinen Rucksack auf den Stuhl fallen. Es klingelte leise dabei und Marric erschrak! Eilig öffnete er sein Bündel und kramte die Phiolen, die ihm Shalawing gegeben hatte, vorsichtig heraus. Sie war alle unbeschädigt, er hatte noch einmal Glück gehabt. Sie hätten auch leicht zu Bruch gehen können. Wer weiß was dann passiert wäre?

Marric war es wohl dabei, die verschieden farbigen Flüssigkeiten, die jetzt in diesem fahlen Licht allerdings alle einheitlich grau aussahen, gut gesichert im Glas eingesperrt zu wissen. Er fühlte einen riesigen Respekt, um nicht zu sagen große Furcht vor dem Inhalt dieser Phiolen.

Waren es Tränke?

Und wenn es solche waren, was würde sie bewirken? Marric schnupperte zögernd und auch ein bisschen verängstigt an den Verschlüssen. Doch da war nichts besonderes zu riechen, die kleinen Behälter aus Glas wollten ihr Geheimnis nicht preisgeben. Marric wünschte sich in diesem Augenblick die feine Nase eines Ahandahlion, der eine Erdbeere auch dann noch riechen konnte, wenn sie mitten in einem Kuhfladen versunken lag, das enorme Wissen eines Telwynn, der aus der Farbe eines Haares mehr über einen Menschen herausfinden konnte, als andere bei einem Studium des Stammbaums des Probanden oder die Unbekümmertheit der jungen Schattenfee, die diese Phiolen wahrscheinlich einfach aufgemacht und ausprobiert hätte. Sie hatte schon immer ein forsches Vorgehen zu eigen, es war ein wahres Wunder, dass sie noch lebt.

Marric wurde misstrauisch. Alle, an die er gerade gedacht hatte, nannten ihn ihren Meister, und dennoch wäre er jetzt dringend auf ihre Hilfe angewiesen gewesen. Die Naturgewalten waren sein Metier, kaum jemand konnte es an Wissen und Fähigkeiten mit Marric aufnehmen, aber diese kleinen Phiolen verunsicherten ihn. Plötzlich spürte er das Verlangen Shalawing aufzusuchen, um mehr Informationen zu bekommen über die Herkunft dieser seltsamen Flüssigkeiten. Marric seufzte, er wusste einfach zu viel wenig.

Wem mochten diese Phiolen gehören??

Was bewirkt deren Inhalt??

Zu welchem Zweck wurden sie auf den Hengstackerhof gebracht?

Marric hatte einen sehr wachen Instinkt und dieser sagte ihm, dass diese Angelegenheit dringend nach Aufklärung schrie und zwar so schnell, wie es ihm gegeben wäre. Nun war jedoch der Instinkt das einzige, was bei Marric noch wach war, Körper und Geist waren müde und erschöpft. Vorsichtig packte

er die Phiolen wieder in seinen Rucksack. Und diesen stellte er sachte auf den Boden. Er legte nicht einmal seine Robe ab und ließ sich einfach auf das Bett fallen. Er fiel hart, Herr Eogar hielt wohl nichts von weichen Unterlagen. Aber das Bedürfnis nach Schlaf würde zu mächtig. Marric wäre wahrscheinlich auch auf glühenden Kohlen eingeschlafen.

Die Laterne brannte eine gute Zeit weiter und beleuchtete den Schlummer des Anführers der Schattenklingen flackernd. Doch wurde auch sie bald müde und als das letzte Lampenöl verbrannt war, erlosch sie. Eine friedliche Dunkelheit breitete sich aus. Marric hatte Glück, denn auch seine Sorgen schliefen nun und seine Ruhe blieb unbelastet. Sein Atem ging tief, regelmäßig und mit jedem Atemzug mehr entspannten sich die Verkrampfungen, die der vergangene Tag in seine Glieder gejagt hatte. Marrics Hand hatte den Stab des Kundigen noch fest im Griff gehalten, als er sich so schwungvoll zu Bett begeben hatte und sie hielt immer noch, als er schon längst schlief. Doch je mehr sich Marrics Muskeln entspannten, desto lockerer wurde sein Griff und am Ende öffneten sich seine Finger. Der Stab fiel polternd zu Boden, aber auch das konnte Marric nicht wecken.

Lediglich die Katze, die es sich draußen auf dem Fenstersims bequem gemacht hatte und eher gelangweilt in Marrics Zimmer spähte, fuhr für einen Moment in die Höhe. Doch der Schreck hielt nicht lange an, gleich darauf begann sie sich wieder die Pfoten zu lecken, als wäre nichts geschehen. Aber der Frieden sollte nicht lange weilen. Das Tier schien irgendetwas zu hören, zu spüren, was ihm Unbehagen bereitete und unruhig werden ließ. Plötzlich sprang die Katze auf ihre Pfoten, machte einen Buckel und fauchte von Entsetzen gepackt. Sie hatte Angst, mehr noch – sie hatte Panik! Auch Marrics Schlaf war nun nicht mehr so unbeschwert, als schrillten in seinen Träumen ein Dutzend Alarmsignale. Gefahr!!

Eben war der alte Rossler missmutig grollend um die Hausecke verschwunden, um widerstrebend seinen ungeliebten Auftrag zu erfüllen. Er war dann nicht mehr zu sehen, aber man hört ihn noch ziemlich lange vor sich hin schimpfen. Es dauerte, bis sein Grummeln von der Stille der Nacht restlos verschluckt worden war. Der Anführer blickte ihm noch länger nach, besser gesagt – er stierte lauernd auf die Hausecke, die Rossler umkurvt hatte, als bestünde die Gefahr, der Kutscher könnte jeden Moment wieder unter einem Vorwand auftauchen, um erneut einen Versuch zu starten, die Aufgabenverteilung in seinem Sinne zu sortieren. Mit der momentan gültigen war er erkennbar in keiner Weise zufrieden gewesen. Der Südländer schmunzelte. Er war sich sehr wohl im Klaren darüber, dass es den alten Rossler sehr viel mehr danach drängte, die Rundungen und die Tiefen der gefangenen Jägerin zu erkunden, als nach Erkenntnissen über den Verbleib eines Goldsäckels zu forschen, das für ihn selbst ohne jeden Belang wäre, weil er ohnehin nicht eine einzige Münze daraus in der Hand halten würde. Der Anführer hingegen hatte das erweiterte Interesse, sowohl das Goldsäckel als auch die Jägerin in Besitz zu nehmen. Beides hatte seinen Reiz, den des Gefühls der Macht!

Als sich der Anführer sicher sein konnte, dass der alte Rossler seinen Auftrag fortsetzen und vielleicht sogar erfüllen würde, rieb er sich in Vorfreude die Hände. Er drehte sich um, sah Abalea entschlossen in die Augen und grinste heimtückisch.

„Das wird jetzt wohl eine Weile dauern. Was denkt Ihr? Wie wollen wir uns derweilen die Zeit vertreiben, mein Täubchen? Es soll uns doch nicht langweilig werden!“

Abalea zuckte demonstrativ mit den Schultern, was sie aber sogleich bereute, denn das tat ihren angeschlagenen Rippen alles andere als gut.

„Ich weiß es nicht!“, antwortete sie mit einer provozierenden Gelassenheit, „Ich habe mir in diesem Zusammenhang noch keine Gedanken gemacht. Darüber hinaus sind mir da die Hände gebunden und meine Möglichkeiten arg eingeschränkt. Hättet Ihr einen Vorschlag für einen erbaulichen Zeitvertreib?“ Der Anführer nickte und grinste jetzt noch breiter.

„Das habe ich in der Tat und es wird auf jeden Falle außerordentlich spaßig werden, zumindest für mich. Ob Ihr ähnlich fühlen werdet, hängt alleine von der Art ab, wie Ihr die Dinge betrachtet. Aber ich bin mir sicher, Ihr werdet Gefallen daran finden. Und wenn nicht – sei's drum!“

Abalea wusste sehr wohl was ihr blühte, der Südländer hatte ja nie einen Hehl daraus gemacht, welche

Absichten er verfolgen und es schon längst nicht mehr um das Goldsäckel alleine gehen würde. Aber sie war ganz froh, dass er nicht sofort über sie hergefallen war, sondern sich zunächst auf ein kleines Wortgeplänkel einließ. Wahrscheinlich dienten seine spaßigen Worte weniger zur Auflockerung der Situation, sondern sollten die Jägerin verunsichern, demütigen und ihr klar machen, wer dann später oben und wer unten liegen wird. Abalea ließ sich aber nicht so einfach verschrecken. Es machte ihr sogar Spaß, die ahnungslose Maid zu mimen, die scheinbar völlig frei von Angst ihre gespielte Gleichgültigkeit wie einen Schutzschild vor sich aufzubauen verstand. Es verschaffte ihr ein Gefühl der Überlegenheit, allerdings ein sehr trügerisches, denn in Wahrheit war Abalea weder ahnungslos noch frei von Angst. Gewitztheit ist ein schwacher Trost, wenn man sich einem anderen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert fühlen musste. Aber gerade eine unerschütterliche Haltung in aussichtsloser Lage war ein hervorragender Acker, der ätzenden Spott und angriffslustigen Hohn prächtig gedeihen ließ, auf dass man reichlich davon spenden konnte. Den Südländer auf das Blut zu reizen war vielleicht keine besonders gute Idee, sie würde später wahrscheinlich noch bitter dafür bezahlen müssen. Aber Abalea wollte eben auch ihren Spaß haben, bevor der schäbige Rest folgen würde, der ihr mit Sicherheit keine große Freude bereiten würde. Und so beschloss die Jägerin ihrem Zynismus auch weiterhin freien Lauf zu lassen.

„Es freut mich sehr, dass Ihr die Möglichkeit, dass auch ich wohl empfinden könnte, nicht völlig ausschließt!“, sagte Abalea und ihr Lächeln hatte schon mehr als einen Anflug von Hochmut, „Doch um Dinge betrachten zu können, muss ich erst um den Gegenstand dieser Dinge wissen. Wie sonst sollte meine Haltung denn zum Tragen kommen, wenn nicht durch die Erkenntnis? Gebt es doch zu! Die Gelegenheit alleine lässt Euch nicht die Hose eng werden. Warum ich?“

Es schien, als hätte der Anführer auf diese Frage schon gewartet, denn er gab seine Antwort noch ehe Abaleas letzte Worte verklungen waren, mit dem Eifer eines jungen, ungeduldigen Schauspielers, der auf der Bühne stehend nicht auf sein Stichwort warten wollte.

„Vor nicht langer Zeit lauschte ich den Worten eines Freundes, der in sehr beeindruckender Weise von seiner distanzierten Begegnung mit einer in einem See badenden Nymphe erzählte. Er war wie verzaubert und ein Teil dieses Zaubers fiel auch auf mich. So sehr die Geschichte auch zu fesseln vermochte, ihr Ausgang befriedigte nicht. Es hörte sich mehr an wie ein Abbruch, statt eines ordentlichen Endes wie es sich gehört...!“

„Und wie könnte so ein ordentliches Ende aussehen?“, unterbrach ihn Abalea feixend.

Der Südländer verzog das Gesicht, die Ignoranz der Jägerin und das offensichtliche Fehlen von Kultur schmerzte ihn geradezu. Eine derart ungebildete Frau seinem Willen zu unterwerfen, würde ihm keine Befriedigung verschaffen. Dies hatte er im Verlauf der Jahre schon dutzende Mal ausprobiert und stets war, trotz einer flüchtigen Sättigung, nur eine schale Erinnerung zurück geblieben. Von dieser Jägerin hatte er sich mehr erhofft als das, was er mit den vielen Huren, Mägden und erbeuteten Frauen, die bisher das Ziel seiner Begierde gewesen waren, hatte erleben dürfen. Es könnte also nicht schaden, den Stand des Wissens bei der Gefangenen etwas zu heben, bevor er seine Phantasien an ihr verwirklichen würde. Soviel Zeit gönnte er sich noch, denn eine gute Vorbereitung ist die Mutter einer erfolgreichen Tat.

„In einer guten Geschichte kommen sich ein Mann und eine Frau!“

„... Nymphe !!!“, verbesserte ihn Abalea und der Südländer seufzte. Fast hätte er durch diesen Einwurf schon zu Beginn den Faden, der seinen Ausführungen Ordnung geben sollte, unwiederbringlich verloren. Er war nicht besonders konzentriert, denn ein Großteil seines Geistes sah ihn schon auf der Jägerin liegend. Aber der Rest seines Verstands sammelte sich noch einmal für einen zweiten Versuch, seinem Opfer zu erklären, warum auch eine erzwungene Hingabe etwas romantisches haben kann.

„Also gut! - In einer guten Geschichte begegnen sich ein Mann und eine Nymphe ...“, das letzte Wort betonte er, „... nicht auf einer Entfernung von fünfzig Schritten und gehen dann wieder auseinander.....“

„Sondern?“, unterbrach Abalea erneut, obwohl sie ja schon wusste, worauf der Südländer hinaus wollte, aber sie wollte provozieren. Doch der Anführer ließ sich diesmal nicht beirren und fuhr

ungerührt fort.

„In einer guten Geschichte kommen Mann und Frau, nach einer Reihe von Irrungen und Wirrungen endlich zusammen und vereinigen sich körperlich! Und dies geschah in der Erzählung meines Freunds eben leider nicht. Nur eine verzehrende Sehnsucht blieb zurück und das kann doch nicht befriedigen! Da wäre doch der Anfang besser überhaupt nicht passiert, wenn die Begegnung so flüchtig und entfernt bleiben sollte.“

„Wenn ich Euch recht verstehe, dann wollt Ihr mir sagen, es wäre besser gewesen, das Ganze hätte nie einen Anfang gehabt?“, fragte Abalea, verwundert darüber wie viele Gesichter der Begriff Logik haben konnte.

„Sehr gut!“ Der Anführer freute sich darüber, dass die Jägerin offensichtlich schnell lernen konnte und er hoffte, dass es so bliebe.

„Aber leider ist da eine Tatsache nicht mehr zu leugnen.....“, fuhr er tapfer, sein Verlangen noch für eine Weile zurückdrängend, mit heiserer Stimme fort. Seine Hände zitterten, denn er konnte es schier nicht mehr erwarten, Rosslers Beschreibungen endlich mit dem vergleichen zu können, was sich hoffentlich schon bald seinen Augen offenbaren würde.

Aber Abalea hatte bereits verstanden.

„.... der Anfang dieser Geschichte ist bereits geschehen!“, vollendete sie die Gedanken ihres Peinigers. Der Anführer ließ unberücksichtigt, dass er ein weiteres mal von dieser frechen und unerschrockenen Jägerin unterbrochen worden war und nickte zustimmend, Abschließend erklärte er dann:

„Es hat begonnen und muss nun abgeschlossen werden! Jetzt und Hier!“

„Das klingt sehr einleuchtend!“, bekannte Abalea, „Aber ist es nicht so, dass dieses unglückliche Ende der Geschichte schon deshalb zwingend gewesen war, da der Mann, von dem Ihr erzähltet, dessen Sehnsucht nach Nähe unerfüllt bleiben musste, des Schwimmens nicht mächtig war und er deshalb seine Nymphe nicht erreichen konnte, um sie dem Drang seiner Lenden spüren zu lassen? Ganz abgesehen davon, dass diese Nymphe keine Ahnung von seiner Anwesenheit hatte! Ich habe ohnehin das Gefühl, dass die Rolle dieser Frau in Eurer Erzählung einer sehr gegenständlichen Natur ist. Es klingt weniger als eine Geschichte über Mann und Frau, als eher wie eine Geschichte über einen Hund und seinen Knochen!“

Der Anführer kicherte leise. Die Vorstellung, den alten Rossler in einem See hilflos vor sich hin paddeln zu sehen und dies mehr unter als über dem Wasser, war immer wieder erheitend. Was eine Frau mit einem Knochen gemeinsam haben sollte, begriff er nur langsam, also übergang er Abaleas Vergleich zunächst. Es dauert eine Weile, aber dann endlich kam die Erleuchtung, man konnte es seinem Gesicht ansehen.

„Da habt Ihr etwas Wahres gesagt. Ab dieser Stelle wird die Geschichte leider fast schon traurig, denn sie markiert bereits den unglücklichen Abschluss der Handlung!“

„Wie unsagbar traurig!“, meinte Abalea spöttisch, doch der Anführer erkannte die Häme in den Worten der Jägerin nicht, sah sie sogar als eine Zustimmung an.

„Euer Gedanke gefällt mir!“, sagte der Anführer, „Die Idee eine Beziehung zwischen einem Weib und einem echten Mann mit einem vertiefenden Vergleich etwas deutlicher zu machen, begeistert mich. Doch würde ich es vorziehen, nicht mit einem Hund, der sich einen Knochen ausbuddelt, verglichen zu werden, sondern eher mit einem Wolf, der sich ein Lamm holt. Ist es nicht so, dass der Mann erobert und die Frau sich hingibt? Das ist der unabänderliche Lauf des Schicksals!“

Abalea schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Unabänderlich ist ein Schicksal nicht immer!“

„Wie darf ich das verstehen?“

Der Anführer war in der Tat leicht verwirrt, denn er fühlte wie ihm die Herrschaft über seine Erzählung langsam entglitt. Er hatte nicht vorgesehen, dass die Jägerin die Handlung mitgestalten würde, als wäre sie die Autorin und nicht Hauptperson der Geschichte. Langsam kam er sich selbst nicht mehr vor, als wäre er der Wolf, sondern eher wie das Lamm oder schlimmer noch, als der Knochen.

„Nun...“, begann Abalea, „Diese Begebenheit hätte durchaus eine andere Wendung nehmen können und

zu einem Euch wesentlich genehmeren Ende führen können!“

„Wie ???“, der Anführer verstand nun gar nichts mehr.

„Es liegt doch auf der Hand! Wenn dieser Mann nicht auf den See hinaus schwimmen konnte, hätte doch immer noch die Möglichkeit bestanden, dass die Nymphe zu ihm an das Ufer gekommen sein könnte, um sich vor ihm auszubreiten. Wäre das ein Ausgang nach Eurem Geschmack??“

„Ääh - ... ja ...!“ der Anführer verstand jetzt noch weniger.

„Aber das hat sie nicht getan – oder?“

„Nein - das tat sie nicht!“, bekannte der Südländer.

„Böse Nymphe!“, erklärte Abalea und grinste hämisch. Der Anführer konnte langsam seine Verwirrung ablegen und glaubte endlich wieder Herr der Lage zu sein, da er die Ausführungen der Jägerin als ein Einverständnis missdeutete.

„Ihr seht also ein, dass die Geschichte einer Fortsetzung bedarf?“

„Unbedingt!“, erklärte Abalea zweideutig.

„Ich bin entzückt, dass Ihr das auch so seht. Dann lasst uns beginnen!“, sagte der Anführer und die Lust ließ seine Stimme leicht zittern. Er wollte sich schon den Mantel von den Schultern streifen, als sich Abalea noch einmal zu Wort meldete, um die Sache noch weiter hinauszuzögern.

„Ich sehe da nur eine große Schwierigkeit bei dieser Fortsetzung!“, sagte sie nachdenklich.

„Welche Schwierigkeit denn?“, fragte der Anführer mit schwindender Geduld, „Alles was wir dazu brauchen, haben wir dabei. Wo seht Ihr da Schwierigkeiten?“

„Wirklich alles ?! Wenn der Ausgang neu geschrieben werden soll, dann muss der Hintergrund auch passend bleiben. Das gehört sich für eine Geschichte ebenso wie ein glückliches Ende! Ist das nicht so?“

„Mag sein!“ antwortete der Südländer, jetzt schon fast keuchend und nur noch halb bei der Sache, denn die Lust war langsam dabei die Herrschaft über seinen Verstand vollends zu übernehmen.

„Nur ich sehe weit und breit keinen See. Wir bräuchten einen See, um nahe bei der Geschichte zu bleiben!“

„Ein See ist für die Fortsetzung nicht zwingend, ein Heuhaufen tut es auch! Wir sind bereits am Ende der Geschichte, der See ist Vergangenheit! Wir wollen nicht umschreiben, sondern nur beenden!“

„Ich verstehe!“

„Können wir jetzt?“

Die Frage des Anführers klang mehr wie ein Befehl.

„Nur zu!“, sagte Abalea scheinbar ergeben. Tatsächlich dachte sie aber angestrengt darüber nach, was an dieser Geschichte noch zu verändern wäre, ehe sie verwirklicht über ihren Leib käme.

Der Anführer hatte mittlerweile seinen Mantel zu Boden fallen lassen und nestelte bereits an seinen Hosenträgern. Abalea hielt den Atem an. Ihrer Meinung nach hatte sie bereits zu viel gesehen und auf den Anblick, der sich ihr bieten würde, nachdem die Hose gefallen sein würde, hatte sie weniger Verlangen als auf eine Zahnbehandlung. Der Oberkörper des Südländers war derart behaart, dass man fast schon von einem Fell sprechen könnte und die Frage, ob sich dies nach unten so fortsetzen würde, interessierte sie wenig. Er sah jetzt schon so aus wie ein liebester Kragenbär. Nein – sie korrigierte sich, sie wollte diesen Tieren nicht zu nahe treten, dieser Vergleich träfe sie zu hart. Aber etwas anderes fiel ihr nicht mehr ein, also blieb es vorerst beim Bären. Als sie bemerkte, dass die Hose, die für ihren Träger eigentlich viel zu groß war - der Mantel und die zahllosen Ketten hatten diese peinliche Tatsache bisher gnädig verdeckt - nur durch Hosenträger in der Höhe gehalten wurde, musste Abalea ihre Ansicht erneut gehörig korrigieren. Die Hosenträger, so breit und stark, als könnten sie eine Fuhr von frisch geschlagenen Baumstämmen auf ein Fuhrwerk binden, sahen so grotesk lächerlich aus, dass Abalea ein lautes Lachen nur mit Mühe unterdrücken konnte. Der Südländer sah jetzt so aus wie der Possentreiber einer Gauklertruppe, der sich vor den Augen der Zuschauer der Lächerlichkeit preisgibt, während seine Gefährten die nächste Attraktion vorbereiteten – eben sichtbar der Narr unter all den Könnern!

„Wir haben schon wieder ein Problem!“, sagte sie hastig und in der Hoffnung, dass der Südländer auch

diesmal noch darauf einging.

„Ach!?“, brummelte der Anführer genervt, „Und was ist diesmal?“

„Seid nicht so abweisend, es soll doch eine gute Geschichte werden oder wollt Ihr das nicht mehr?“

„Nun redet schon, aber rasch!“

Abalea gestattete sich eine kleine dramatische Pause, dann erklärte sie düster:

„Ich bin leider keine Nymphe!“

Etwas Besseres war ihr nicht eingefallen und der Anführer war auch schnell fertig mit ihrem Einwand.

„Macht Euch keine Sorgen. Ihr werdet es sein, sobald Ihr den Schutz Eurer Bekleidung verloren habt!“

Ab diesem Moment schwieg die Jägerin. Sie spürte, dass nun kein Wort der Welt den weiteren Verlauf würde aufhalten können und sie sah in den wilden Augen des Südländers dessen Entschlossenheit, endlich zur Untat zu schreiten. Der Anführer zog sich hastig die Stiefel aus und dann streifte er die Hosenträger von den Schultern. Als die viel zu weiten Hosen gefallen waren, sah er nicht mehr aus wie ein närrischer Gaukler, ein neuer Vergleich drängte sich der Jägerin auf. Seine Gestalt glich nun der eines wilden Tiers, denn wie erwartet war er auch sein Unterkörper wie von einem Fell bedeckt, bis auf das eine Körperteil, von dem Abalea in wachsender Panik den Blick nicht mehr abwenden konnte. Der Jägerin war nun bewusst, die Zeit, da sie nach Gutdünken mit dem Südländer Katz und Maus spielen konnte, war nun vorüber. Ab jetzt würde sie die Maus sein und er der wollüstige Kater, der mit ihr spielt!

Gaelm hatte Schwierigkeiten die Türe zum Nebenzimmer zu öffnen. Er konnte seine Hände nicht verwenden, denn er trug auf seinen Armen fast ein Dutzend Decken, die nicht nur sperrig, sondern mit der Zeit auch ziemlich schwer geworden waren. Er hatte sie im Auftrag seines Vater aus dem ganzen Haus zusammengesammelt und sollte sie Frau Shalawing überreichen. Doch nun brachte er die Türe zum Nebenzimmer nicht auf und sollte er auch nur eine Hand nach dem Knauf der Türe ausstrecken, würde der ganze Stapel zu Boden fallen und er verspürte keine Lust, die ganzen Decken wieder zusammenzulegen und für den weiteren Transport zu stapeln. Gaelm war schon reichlich müde, sonst wäre ihm bestimmt eingefallen, dass es hilfreich sein könnte, die Decken abzulegen und dann erst wieder aufzunehmen, wenn er die Türe geöffnet hätte. So aber versuchte er es mehrere Male vergeblich mit dem Ellbogen zu öffnen. Die Technik Onans, sich Zutritt auch mit den Füßen zu verschaffen, war ihm leider unbekannt. Seine missglückten Versuche waren nicht gerade leise gewesen und dürften eigentlich auch im jenseitigen Raum nicht unbemerkt geblieben sein. Doch die Hoffnung Gaelms, die Türe könnte ihm von innen geöffnet werden, erfüllte sich nicht. Auch sein Vater, der an einem Tisch in der nun fast schon menschenleeren Gastube saß, rührte keinen Finger, um ihm zu helfen. Er schien Gaelms Nöte noch nicht einmal wahrgenommen zu haben. Seit Eogar seinem Sohn diesen Auftrag gegeben hatte, gleich nachdem er Herrn Marric den Weg zu dessen Nachtlager gewiesen hatte, saß der Hofherr an diesem Tisch. Er hatte ein paar Papiere vor sich ausgebreitet und tat, als würde er sie studieren. In Wahrheit aber starrte er nur, die Welt vergessend, ins Leere. Irgendetwas schien ihn sehr zu bedrücken, das war wahrhaftig nicht zu übersehen, aber Gaelm hatte es nicht gewagt seinen Vater danach zu befragen, er hätte eh keine Antwort erhalten, sondern einen scharfen Tadel. Eogar konnte sehr ärgerlich werden, wenn man ihn störte. Gaelm gruselte es ein wenig davor, seinen Vater um Hilfe zu bitten und ihn dabei aus seinen Grübeleien herausreißen zu müssen. Aber sein Zögern wurde belohnt. Gerade, als Gaelm schon Luft geholt hatte, um nach seinem Vater zu rufen, öffnete sich plötzlich die Türe.

„Aaah – Ihr seid es! Wie war doch gleich der Name ...?“, sagte eine kleine Frau aus dem Volk der Hobbits, den Knauf der Türe noch immer in der Hand, „Ihr bringt Decken? Wie wunderbar!

Entschuldigt, dass ich Euch nicht schon früher öffnete, aber ich hatte zu tun. Mein verdrießender Gefährte wolle das Fenster wieder öffnen. Er meinte, es wäre zu stickig hier und er bräuchte Luft. Er ist manchmal ein rechter Tölpel!“

„WEN NENNT IHR HIER EINEN TÖLPEL???!“, donnerte die Stimme eines Zwergs aus dem Raum heraus, dass es Gaelm samt seiner Last beinahe ein paar Schritte zurückgetrieben hätte.

„Verzeiht, aber darf ich eintreten?“, murmelte Gaelm eingeschüchtert, „Die Decken werden langsam schwer!“

„Oh! Ich bitte um Vergebung!“, sagte Diopteia verlegen, ging ein klein wenig zur Seite und gab den Weg frei, „Bitte, so tretet doch ein!“

Gaelm hatte kaum das Zimmer betreten, als ihm ein mächtiger Zwerg den Weg verstellte.

„Stellt Euch nur einmal vor...!“, entrüstete sich Onan, „Hier im Raum ist es so heiß, dass man kaum Luft bekommt und sich langsam die Gedärme aus dem Leib schwitzt. Zudem riecht es hier langsam so wie aus dem Arsch eines Trolls. Aber darf man auch nur ein einziges Fenster öffnen? NEIN !! NATÜRLICH NICHT!! Die kleine, feine Dame hat was dagegen!! Was kann man schon erwarten von Hobbits, die wie Spitzmäuse in miefigen Erdhöhlen wohnen!“

Jetzt war Diopteia ziemlich aufgebracht.

„MIEFENDE ERDHÖHLEN???? Und das sagt mir jemand aus einem Volk, das sich Maulwürfen gleich durch ganze Gebirge wühlt????“, schimpfte sie lautstark und in geläutertem Ton erklärte sie dem Sohn des Hauses, der sich zunehmend unwohler fühlte:

„Ihr wisst wahrscheinlich bereits, dass wir von Mordgesindel umzingelt sind, die uns allen ans Leder wollen. Es wäre doch mehr als töricht dem Feind einen Zugang zu gewähren. Genauso gut könnten wir ja auch eine Einladung aus den geöffneten Fenstern brüllen, laut genug, dass sie noch in Angmar zu hören wäre. Daher will ich, dass die Fenster geschlossen bleiben!“

Gaelm nickte zustimmend, aber Onan widersprach heftig.

„Gerede, nichts als Gerede! Schließlich ist ein windiges Fenster keine Festungsmauer und würde den Angriff eines Feind nicht aufhalten!“, Onan deutete hässlich grinsend auf die Schneide seiner mächtigen Streitaxt, „Dies hier aber schon!“

Diopteia seufzte und sagte dann fast schon entschuldigend zu Gaelm:

„Tragt es meinem Gefährten nicht nach. Sein Verstand ist durchaus mit seiner Axt zu vergleichen – hart und unnachgiebig, aber auch schartig, abgenutzt und außerhalb des Kampfs kaum zu gebrauchen!“

Onan kochte vor Wut. Sein Gesicht färbte sich flammenrot. Er war es gewohnt beleidigt zu werden und konnte es meistens gelassen ertragen. Oft erheiterte es ihn sogar, denn er sah es als ein Zeichen der Schwäche an, wenn Leute ihren Zorn mit Worten kleideten, statt die Hand an den Griff der Waffe zu legen. Er war der Ansicht, mit Schmähungen würden gewöhnlich nur Leute um sich werfen, wenn sie sich davor scheuten, ihren Standpunkt mit der Waffe in der Hand zu verdeutlichen. Gerede war für ihn die Spielwiese der Schwachen und auf dieses Spiel einzugehen machte hin und wieder ja auch Spaß. Aber geringschätzend von seiner geliebten Waffe reden durfte niemand. Da verstand Onan überhaupt keinen Spaß.

„Mancher Scharte an der Schneide meiner Axt verdankt Ihr Euer Leben, meine Liebe!“, sagte Onan gefährlich leise, knurrend wie ein hungernder Hofhund, „Dass Ihr mit Eurem gelehrten Köpfchen heute noch Unsinn und Dummheiten ausbrüten könnt, verdankt Ihr dieser Axt und der Hand, die sie führt! Ihr solltet dieser Axt die Ehre geben anstatt sie zu schmähen!“

Onans Äußerungen jagten Gaelm Furcht ein. Er spürte des Zwergen maßlose Wut und wusste nicht was folgen würde, sollte sich diese nicht schleunigst beruhigen. Er wollte das auch gar nicht wissen. Allein Diopteia war völlig unbeeindruckt. Sie seufzte nur, atmete einmal tief durch und erklärte dann: „Also gut – das mit der Axt nehme ich mit Bedauern zurück. Aber das mit seinem Verstand halte aufrecht! Recht so, Herr Maulwurf?“

Schon zeigte sich für einen Moment wieder ein erlösendes Lächeln auf dem Gesicht des Zwergs. Dann aber wurde er wieder ernst, denn er hielt die Angelegenheit noch nicht für beendet.

„Ich bin halbwegs zufrieden, Frau Spitzmaus!“, antwortete er ruppig, „Und das Fenster bleibt offen!“

„Es bleibt geschlossen!“, widersprach Diopteia trotzig.

„Es bleibt geöffnet!“, entgegnete Onan unnachgiebig

„Es bleibt geschlossen!“

„Es bleibt geöffnet!“

Der Disput der Zwei wurde jetzt ein wenig einsilbig und die Last der getragenen Decken immer

schwerer. Gaelm reckte sich gerade, um nachzusehen, ob das Fenster, um das so leidenschaftlich gestritten wurde, gerade geöffnet oder geschlossen wäre, als er hinter sich eine sanfte Stimme vernahm. „Sie streiten immerzu! Ich kenne sie gar nicht anders. Aber ich bin mir sicher, dass sie einander mögen, sonst würden sie sich aus dem Weg gehen, sich meiden. Aber gerade das tun sie nicht, sie reisen fast immer gemeinsam!“

Gaelm drehte sich langsam um und sah in Shalawings ernst blickendes Gesicht. Müde sah sie aus die Elbin und über ein erträgliches Maß hinaus erschöpft. Für Gaelm war dies fast eine erschreckende Erkenntnis. Er konnte es nicht verstehen, wie jemand aus diesem unsterblichen Volk so müde werden kann, wie dies im Augenblick bei Shalawing der Fall zu sein schien.

Die Elbin streckte ihre Arme aus, um die Decken zu empfangen und Gaelm von seiner Last zu befreien. Der Sohn des Hofherren überließ ihr die Decken gerne. Shalawing nahm sie an, verbeugte sich leicht und sagte knapp, aber wohlmeinend:

„Ich danke Euch!“

Dann drehte sich um, lief zu Luilias Lager zurück und begann die Schlafenden dort mit einer Decke einzuhüllen. Gaelm sah ihr verwundert zu, denn es war so warm in diesem Raum, dass es seiner Meinung nach keiner Decke bedurft hätte. Aber er hielt sich mit dieser Meinung zurück, er wollte sich nicht mit der Weisheit einer Elbin messen. Aber Shalawing bemerkte seinen verwirrten Blick und antwortete auf diese stumm gestellte Frage:

„Diese Decken dienen nicht dem, was Ihr zweifellos denkt. Nicht die Körperwärme soll erhalten werden, sondern ich möchte einfach nicht, dass die Schlafenden von den vielen Fliegen belästigt oder von den unzähligen Stechmücken hier aufgefressen werden!“

Erst nach dem Hinweis der Elbin fiel Gaelm auf, dass es um ihn herum in der Luft summt und brummt. Um die noch brennenden Laternen und Kerzen schwirrten endlose Kompanien von fliegenden Insekten aller Art, aber nicht nur dort.

„Die Wunde Luilias zieht dieses Geschmeiß an.“, erklärte die Elbin, „Aber auch die kleinste Fliege könnte gefährlich werden. Sie stechen oder beißen nicht, aber an ihren kleinen Füßen haftet häufig der Keim böser Krankheiten. Daher müssen sie abgehalten werden, die Südländerin könnte einen Befall nur schwerlich überleben!“

Im Stillen dachte sich Gaelm, dass die Erklärung Shalawings eher dafür sprach die Fenster, so wie es die kleine Halblingsfrau gefordert hatte, geschlossen zu halten. Aber dafür wäre es eh schon zu spät, der Raum war bereits mit Insekten besser bevölkert als jeder Misthaufen.

An Onan und Dioptea erinnert, sah Gaelm noch einmal zurück um zu sehen, ob es bei den beiden schon zu einer Einigung gekommen wäre. Das war natürlich nicht der Fall gewesen, sie lagen sich noch immer in den Haaren und beschimpften sich wie zwei betrunkene Holzfäller.

„Maulwurf!“

„Spitzmaus“

„Maulwurf!“

„Spitzmaus!“

Darum, ob das Fenster geschlossen oder geöffnet bleiben sollte, ging es bei diesem Streit offensichtlich schon lange nicht mehr. Gaelm beschloss, die beiden jetzt nicht mehr weiter zu beachten, denn ihr Zank war so nützlich wie ein Ackergaul ohne Pflug.

Manchmal ist Stille der Bote des Friedens, doch manchmal ist sie die Tarnung für eine Gefahr. Legolowien wusste dies und daher ließ sie sich von dieser Stille nicht irritieren. Es war Nacht und alles, was Geräusche erzeugen könnte, sollte jetzt schlafen, bis auf jene Lebewesen, die in der Nacht zuhause waren. Es gab zu jener Zeit eine große Anzahl Eulen, die ihren Lebensgewohnheiten nach erst nach Sonnenuntergang auf die Jagd gingen, Mäuse, Ratten oder ähnliches kleines Getier von der Fläche des nördlichen Breelands zu vertilgen. Die meisten dieser Nachtvögel lebten im Alten Wald oder in anderen Gebieten mit dichtem Baumbestand. In den Ebenen gab es nur wenig Bäume, die Eulen tagsüber einen sicheren Aufenthalt bieten konnten, aber die Dürre trieb alle kleinen Nager aus ihren Höhlen, um nach

Futter und vor allem Wasser zu suchen. So war der Tisch für diese fliegenden Räuber reichlich gedeckt und das lockte sie in Scharen aus den Wäldern heraus und man konnte ihren schaurigen Ruf nun auch in den nördlichen Ebenen hören. Auch von Wölfen war bekannt, dass sie in der Nacht auf die Jagd gingen. Sie ließen sich stets von ihrem Hunger antreiben und Hunger hatten sie im Grunde genommen zu jedem Zeitpunkt, ob bei Tag oder Nacht. Die Rudel waren ständig unterwegs, man war in den Ebenen zu keinem Zeitpunkt vor ihnen sicher und höchste Vorsicht war angebracht, wenn der Wölfe Geheul näher und näher kam.

Doch Legolowien hörte weder Wölfe noch Eulen, sondern vielmehr ein entferntes, dumpfes Getrappel, das den Boden leicht erzittern ließ. Das war eher ungewöhnlich für die Nacht und noch ungewöhnlicher war, dass es von allen Seiten das Ohr der Elbin erreichte, aber am ungewöhnlichsten war die Tatsache, dass die Geräusche verschiedene Erzeuger haben mussten. Von Süden her näherten sich nicht wenige Reiter, dessen war sich Legolowien sicher, der machtvolle Klang von Pferdehufen war unverwechselbar. Aber von Nordosten her klang das anders, etwas weniger machtvoll, aber durchaus noch bedrohlich. Es könnte sich um Wildschweine handeln, dachte sich Legolowien, doch diese Tiere rotten sich für gewöhnlich bei Nacht zur Ruhe zusammen und galoppierten nicht über die Felder. Irgendetwas oder irgendwer musste sie aufgeschreckt haben, aber auch noch so angestregtes Lauschen brachten der Elbin keine neuen Erkenntnisse, das Getrappel der Rotte übertönte jedes andere, mögliche Geräusch. Es waren auf jeden Fall keine Wölfe. Das letzte Geheul einer Meute, das Legolowien vernommen hatte, lag zwar schon länger zurück, aber ihrer Schätzung nach waren die Tiere etliche Meilen in der Richtung nach Westen entfernt gewesen, weit jenseits des Lagers, an das sie sich herangeschlichen hatten. Selbst der schnellste Wolf hätte diese Distanz nicht überwinden können, um dann vom Chetwald aus Wildschweine vor sich herzutreiben. Das war also auszuschließen. Es könnte sich natürlich auch um ein Rudel Wölfe handeln, welches ein beißender Hunger aus den östlichen Wäldern getrieben hatte in das wildreiche nördliche Breeland hinein. Möglicherweise war es auch ein Bär gewesen, der die Wildschweine so verschreckt hatte. Diese Raubtiere konnten sich trotz ihrer gewaltigen Größe fast lautlos bewegen und wenn sie sich mit mächtigem Gebrüll ankündigten, dann war es in der Regel zu spät sie noch zu erlauschen, denn dann konnte man sie bereits sehen.

Diandra wurde unruhig. Es dauerte ihr zu lange und das konnte nichts Gutes bedeuten.

„Was ist los?“, fragte sie die Elbin nervös, doch Legolowien winkte ab, wollte nicht in ihrer Aufmerksamkeit gestört werden. Diandra aber ließ nicht locker.

„Unsere Pferde sind ganz in der Nähe. Wir sollten uns beeilen sie zu erreichen und dann nichts wie weg von hier!“

Legolowien schüttelte heftig den Kopf.

„Hört Ihr das nicht, Mutter Diandra?“

Diandra hob den Kopf, hielt den Atem an und blieb still stehen, um besser lauschen zu können. Jetzt konnte sie es auch hören und sie verstand das Entsetzen der Elbin.

„Wildschweine??? Das gibt es doch gar nicht!!“

„Und nicht nur das!! Ich höre jetzt auch die Tritte schwerer Stiefel. Von wem immer sie auch getragen werden, sie schwärmen aus wir sind umzingelt!“

Diandra dachte fieberhaft nach.

„Sie sind zu nahe, wir werden die Pferde nicht mehr erreichen. Und der einzige Fluchtweg, der uns bliebe, liegt auf dem voraussichtlichen Pfad der Rotte. Sie werde uns in Grund und Boden trampeln!“

„Vielleicht können wir den Kurs der Schweine ablenken!“, rief Legolowien hastig. Die Elbin war sehr nervös, aber noch weit entfernt von Panik, obwohl sie wusste, dass der Tod auf sie zu galoppierte. Sie fühlt sich seit jeher schon als ein Kind der Natur und hatte es nie ausgeschlossen, dass eines Tages die Wildnis über sie triumphieren könnte. Aber einfach aufgeben kam für sie nicht in Frage.

„Wir könnten Fackeln entzünden! Die Flammen könnten die Tiere abschrecken!“, überlegte sich Diandra.

„Das glaube ich nicht. Ich fürchte, die Rotte würde sich auch durch Feuer nicht mehr aufhalten lassen. Hier ist alles knochentrocken, wir würden durch Fackeln wahrscheinlich nur das gesamte nördliche

Breeland entflammen!“, warf die Elbin ein und fügte dann seufzend an, „Es ist sowieso zu spät!“ Mittlerweile war aus dem leisen Getrappel ein lautes Getrampel geworden, das immer mächtiger wurde und zuletzt zu einem Getöse geworden war. Es klang, als käme eine Gerölllawine auf die beiden Frauen zu. Das Mondlicht ließ nur eine sehr begrenzte Sicht zu und so tauchten die Tiere aus der Dunkelheit auf wie Gespenster. Drei mächtige Keiler rannten an den Jägerinnen vorbei, zu weit entfernt, um sie zu verletzen. Dann aber kamen immer mehr Wildschweine und sie rannten immer dichter aneinander, dass der Raum für die zwei Frauen immer knapper wurde. Legolowien konnte dann nur mit einem gewagten Sprung zur Seite dem Hauer eines Keilers entgehen. Das Tier rannte an ihr vorbei und verschwand in der Dunkelheit so gespenstisch, wie es aufgetaucht war. Auch Diandra hatte ihre Mühe. Wann immer sie sich aus der Bahn eines heranstürmenden Wildschweins bringen konnte, sah sie sich danach von einem anderen bedroht. Das letzte, panisch rennende Schwein rumpelte an ihr Standbein und brachte sie zum Straucheln. Verzweifelt kämpfte Diandra um ihr Gleichgewicht, denn sollte sie fallen, wäre ihr Schicksal besiegelt gewesen. Sie wäre gnadenlos niedergetrampelt worden. Aber ihre Mühe war vergebens! Ausgerechnet ein kleiner Frischling, den sie der geringen Größe wegen einfach übersehen hatte, rannte in ihre Beine und ließ sie stürzen. Der Zusammenprall war zwar schmerzhaft gewesen, hatte sie nicht besonders verletzt, aber nun lag Diandra hilflos auf dem Boden und sah einen gewaltigen Keiler genau auf sich zu rasen.

Für Legolowien sah es ein bisschen besser aus. Geschickt konnte sie ausweichen, einmal zur einen, dann wieder zur anderen Seite. Nur einmal schaffte sie das nicht. Das Wildschwein tauchte aus dem Schleier der Nacht, nur wenige Schritte vor ihr, auf. Sie war auf dem falschen Bein gestanden um noch rechtzeitig, egal ob links oder rechts, zur Seite treten zu können, das Schwein hätte sie voll erwischt. In ihrer Not flüchtete sich die Elbin in die einzige Fluchtrichtung, die ihr noch geblieben war – nach oben! Sie sprang so hoch sie konnte und spreizte die Beine so weit sie konnte. Das war Rettung im letzten Augenblick gewesen. Sie spürte das Windschwein unter sich hindurch schlüpfen, dann verschwand das Tier zusammen mit den anderen, die neben ihm durch das Feld gestürmt waren, auf Nimmerwiedersehen in der Nacht und Legolowien kam gleich danach auf ihren Füßen wieder sicher zum Stehen.

Ein solch gewagtes Kunststück wäre für Diandra, mit dem Bauch auf dem Boden liegend, nicht mehr möglich gewesen. Aber sie hatte Glück. Entweder war es blanker Zufall gewesen oder der Keiler hatte sie ihres weißen Haares wegen rechtzeitig in der Dunkelheit aus machen können. Auf jeden Falle trampelte er nicht, sondern sprang schon fast galant über sie hinweg. Zum Aufatmen blieb der Jägerin aber keine Zeit, denn schon rasten zwei weitere Schweine auf sie zu. Diandra entging ihren tödlichen Hufen nur durch eine Rolle nach rechts und eine weitere in derselben Richtung. Fast wäre sie mit der Elbin zusammengestoßen, als diese nach ihrem Sprung wieder zum Erdboden zurückgekehrt war. Das war zwar nicht geschehen, aber dennoch behinderten sie jetzt einander. Sie standen jetzt zu dicht und machten sich dadurch gegenseitig die Weg zu eng für ein erfolgversprechendes Ausweichen. Aber die Wildschweine kamen jetzt nicht mehr so dicht angerannt, das Großteil der Rotte war offensichtlich schon vorbeigezogen. Diandra fand nun die Zeit sich wieder aufzurichten und Legolowien konnte ihr sogar dabei helfen. Sie mussten nun keine waghalsigen Manöver mehr durchführen, um einen Zusammenprall zu vermeiden, die Tiere zogen nun in einem sicheren Abstand an ihnen vorbei. Dann kamen sie nur noch vereinzelt und schließlich schien das letzte der Wildschweine vorbeigezogen zu sein. So plötzlich wie der Spuk aufgetaucht war, so schnell war er auch wieder vorüber gewesen. Die beiden Frauen atmeten tief durch. Ihnen war bewusst, dass sie sehr großes Glück gehabt hatten, diese Begegnung unverletzt überstanden zu haben.

„Die Gefahr scheint vorüber zu sein!“, meinte Legolowien keuchend.

„Ich fürchte dieser Schein könnte trügen!“, widersprach Diandra, „Den Sturm der Wildschweine haben wir zwar hinter uns gebracht, aber das dürfte nicht das Ende der Gefahr darstellen. Denn erstens müssen wir uns jetzt dem stellen, das diese Rotte dermaßen in Angst und Schrecken versetzt hatte, dass sie ihr Heil in panischer Flucht suchen musste. Und zweitens muss man immer“

Diandra konnte nicht weitersprechen. Ein letztes Wildschwein hatte ihren Weg offensichtlich noch

nicht gekreuzt und rannte verzweifelt, weit abgeschlagen der Rotte, hinterher. Die Frauen waren zu unachtsam gewesen und hatten den Ansturm des jungen Keilers nicht rechtzeitig genug bemerkt. Er traf Legolowien nicht voll, sondern streifte die Elbin nur, aber ein Hauer riss eine hässliche Wunde in ihren rechten Oberschenkel, tief und schmerzhaft. Als die Elbin mit einem leisen, verhaltenen Stöhnen zusammenbrach, war das Tier schon längst wieder verschwunden und auch sein Getrampel wurde immer leiser und versank schließlich im weiten Meer der nächtlichen Geräusche.

„..... immer mit Nachzüglern rechnen!“, vollendete die fassungslose Diandra ihren begonnen Satz.

„Frau Shalawing?!“, fragte eine Stimme sanft und vorsichtig, aber auch ein wenig unsicher, denn sie zitterte leicht. Es hörte fast schon nach Furcht an. Und da die Angesprochene nicht sofort reagierte, ertönte die Stimme erneut, diesmal ein klein wenig lauter und fester, allerdings noch weit davon entfernt, stark und selbstsicher zu klingen.

„Frau Shalawing !!“

Erschrocken fuhr Shalawing in die Höhe und schnappte nach Luft, als hätte sie nach langem Tauchen in einem See endlich wieder die Wasseroberfläche erreicht. Irgendwann zuvor hatte sie im Ringen gegen die Auswirkungen ihrer Erschöpfung eine Niederlage hinnehmen müssen und war einfach eingeschlafen. Beinahe wäre sie von ihrem Stuhl gekippt, doch der wackere Gaelm hatte sie auffangen und den Sturz abwenden können. Der Sohn des Hofherren hatte dann ihren Oberkörper aufgerichtet und so gut es ihm möglich war im Gleichgewicht gehalten. Ohne diese Hilfe wäre Shalawing sofort wieder zu Boden gesunken. Doch nun war die Elbin wieder wach und Gaelm konnte erleichtert seine Hände von ihr nehmen. Der Kontakt mit ihrem Körper, und sei er im Sinne der Sache noch so unverzichtbar gewesen, ließ ihn unbehaglich fühlen, denn er hatte eine große Hochachtung vor allen Vertretern des Elbenvolks und vor Shalawing ganz besonders. Sie anfassen und berühren zu müssen galt ihm als eine unerhörte Respektlosigkeit ihr gegenüber und er fühlte sich schuldig dabei, sie auch nur an den Schultern zu berühren. Aber Ehrfurcht alleine hätte ihren Sturz nicht gebremst und einfach zuzusehen, wie sie von ihrem Stuhl kippt und auf den Boden klatscht mochte er dann doch auch nicht. Also hatte er beherzt zugegriffen, auch wenn ihm nicht wohl dabei gewesen war und er das Gefühl empfunden hatte, nahezu alle Regeln des Anstands gebrochen zu haben.

Shalawing rieb sich die Augen, um wieder klarer sehen zu können. Der Schlaf war noch nicht zur Gänze von ihr gewichen und er legte noch immer einen leichten Nebel über ihre Wahrnehmung. Sie streckte und dehnte sich, um halbwegs wieder zu Kräften zu kommen, fühlte sich jedoch danach schlaffer als zuvor. Dann richtete sie ihren Blick sofort auf die dämmernde Luilia, fand dort aber keine Veränderungen, was sie gleichzeitig beruhigend, aber auch als erschreckend empfand, denn die Magd schien zwar körperlich wohlauf zu sein, aber andererseits hätte sie schon längst wieder erwachen müssen. Shalawing seufzte. Man würde also auch weiterhin nur hoffen können.

„Wie lange habe ich geschlafen?“

„Euer Schlummer dauerte eine hübsche Weile. Ihr habt alle Eure friedlich schlafenden Schützlinge noch gut zugedeckt und habt dann auf dem Stuhl, auf dem Ihr jetzt noch sitzt, Platz genommen. Dann sank Euer Kopf nach vorn und Ihr ward eingeschlafen. Ich wagte es nicht Eure Ruhe zu stören, doch als es immer wahrscheinlicher wurde, dass Ihr fallen würdet, habe ich mir erlaubt Euch zu stützen!“ Gaelms Bericht klang mehr nach einer Beichte, als wolle er von der Schuld freigesprochen werden, sie ungehörig berührt zu haben. Shalawing nickte nur stumm, aber das genügte schon, um in Gaelm Erleichterung aufblühen zu lassen. Er kannte diese Elbin noch nicht sehr lange und noch weitaus weniger gut, aber er wusste, dass er bei ihr das Fehlen eines Tadels schon als ein Lob würde nehmen müssen, mehr war von ihr einfach nicht zu erwarten.

Shalawing gähnte ständig und ließ matt die Schultern hängen. Erneut rieb sie sich die Augen, aber es wollte sich keine neue Frische bei ihr einstellen. Die Elbin war am Ende, das konnte Gaelm genau erkennen, doch war sie nicht gewillt aufzugeben. Aber die Treue zu ihren selbst auferlegten Pflichten hatte schon etwas selbstzerstörerisches und dies wollte der Sohn Eogars nicht hinnehmen.

„Herrin, bitte verzeiht meine Aufdringlichkeit, aber meine Ehre befiehlt es mir einzuschreiten!“

Shalawing blickte verwundert auf. Aber ihre Lippen blieben stumm und so fuhr Gaelm fort:
„Herrin, Ihr habt über jedes Maß hinaus etwas hervorragendes geleistet und ein wahres Wunder vollbracht. Luilia verdankt Euch ihr Leben. Sie selbst kann ihren Dank noch nicht aussprechen, daher will ich dies an ihrer Stelle tun. Ihr müsst wissen, Luilia ist eine sehr warmherzige und mitfühlende Frau und ich bin mir sicher, könnte sie das Wort an Euch richten, würde sie Euch empfehlen in einem erholsamen Schlaf neue Kraft zu schöpfen. Zweifellos wäre es nicht in ihrem Sinn, würdet Ihr Euch um ihretwillen aufopfern. Es wäre ihr nicht recht!

Herrin, wollt Ihr wirklich, dass ich Luilia nach ihrem Erwachen sagen muss, dass die Frau, die ihr das Leben rettete dabei unnötig zu Schaden gekommen war? Ich fürchte, sie könnte daran zerbrechen, denn ihr Gemüt ist sehr zart.“

„Ihr habt recht gesprochen, Sohn Eogars, Schlaf würde mir in der Tat sehr gut tun!“, bekannte Shalawing widerstrebend, „Aber es ist wohl zu spät, sich jetzt noch ein Lager zu suchen!“

Gaelm lächelte zufrieden, er hatte mit einer sofortigen Zustimmung nicht gerechnet.

„Es ist NIE zu spät, sich ein Lager zu suchen, es wird sich immer eines finden! Erlaubt mir, Euch meine bescheidene Kammer anzubieten. Sie ist zwar klein, aber das Bett ist gemütlich. Dort werdet Ihr die nötige Ruhe finden. Ich werde derweilen Euren Platz hier am Lager Luilias einnehmen und über sie wachen. Mehr könntet Ihr auch nicht tun. Ich verspreche, Euch sofort zu benachrichtigen, sollte sich Luilias Zustand dramatisch verändern!“

Die Elbin nickte müde. Zuerst wollte sie das großzügige Angebot Gaelms ausschlagen, doch dann hatte die Vernunft gesiegt.

„Wie finde ich Eure Kammer?“

Shalawing brachte die Worte kaum über ihre Lippen, so oft musste sie gähnen.

„Geht durch den Speiseraum. Hinter der Theke beginnt ein Gang, dem müsst Ihr folgen. Ihr werdet den kleinen Gil finden. Mein Vater hat ihn dorthin bestellt, damit er über die Sicherheit Meister Marrics wache. Sprecht ihn an, er wird Euch dann begleiten!“

Shalawing erhob sich schwankend.

„Das werde ich tun. Habt Dank für Eure Offerte, ich werde das nicht vergessen und mich, wann immer Ihr wollt, treulich erkenntlich zeigen.“

Bevor sich die Elbin zurückziehen konnte, sah Gaelm noch einmal die still liegende Luilia an und fragt:

„Gilt es Besonderes zu beachten?“

Shalawing schüttelte den Kopf.

„Nein, ich glaube nicht! Sie ist sehr geschwächt, aber sie lebt. Ihr Körper wäre wieder bereit, aber ihr Geist ist es nicht. Redet mit ihr, es ist nicht auszuschließen, dass sie Euch hören kann. Wenn sie eine vertraute Stimme vernimmt, findet sie vielleicht eine Spur, die sie wieder in die Welt zurückführen könnte!“

„Ich will es gerne versuchen!“, sagte Gaelm entschlossen, „Doch als erstes möchte ich Euch jetzt eine gute Nachtruhe wünschen!“

Shalawing lächelte. Der junge Hofherr war sich der Besonderheit des Augenblicks in keiner Weise bewusst und so erkannte er nicht, dass er just in diesem Moment reichlich beschenkt worden war. Es gab nur wenige Menschen, die sich rühmen durften, Shalawing einmal lächelnd gesehen zu haben!

Die Dunkelheit der Nacht verhüllte Einzelheiten, aber das Licht des Monds ließ erkennen, dass Legolowien eine sehr hässliche Wunde davon getragen hatte. Ein Teil des linken Oberschenkels war böse aufgerissen und die Wunde blutete heftig. Diandra kniete nieder, um die Verletzung der Elbin näher in Augenschein zu nehmen. Auf jeden Fall musste zuerst die Blutung gestillt werden, sonst würde sie nicht weit kommen. Der Blutverlust würde Legolowien schon bald die Besinnung rauben. Diandra nahm ein Messer und schnitt Streifen aus Legolowiens lädiertem Hosenbein, knotete sie zusammen und band das Bein oberhalb der Wunde ab. Das würde zunächst verhindern, dass die Elbin verbluten würde. Dennoch mussten sie sich beeilen. Die Verletzte brauchte unbedingt so schnell wie möglich die gesegneten Hände eines Heiler und die liefen in der Wildnis nicht gerade in Scharen

herum.

„Könnt Ihr laufen?“, fragte Diandra.

Legolowien zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht, aber lasst es uns versuchen!“

Diandra legte sich den rechten Arm der Elbin um den Nacken, griff mit der anderen Hand unter deren linke Achsel und hob sie langsam und vorsichtig an. Legolowien stöhnte schwer, denn die Schmerzen waren kaum auszuhalten, aber sie kam auf die Höhe.

„Ich kann stehen, aber nicht auftreten!“, klagte die Elbin mit schmerzverzerrtem Gesicht. Bei allem Verständnis, das Diandra für Legolowien aufbringen konnte, sie durfte die Elbin nicht schonen. Sie mussten weg von diesem Ort, denn noch immer war nicht klar, was die Wildschweine so aufgeschreckt hatte, dass sie in Scharen zu fliehen versuchten. Was immer es gewesen sein mochte, es war nicht anzunehmen, dass es den beiden Jägerinnen freundlich gesinnt sein könnte.

„Lasst das verletzte Bein angehoben, springt sachte mit dem gesunden, ich werde Euch dabei stützen!“ Legolowien nickte zweifelnd. Dann ging Diandra einen Schritt voran und die Elbin versuchte zu hüpfen. Es blieb bei diesem einen Versuch. Die Wunde wurde so heftig durchgeschüttelt, dass der Schmerz der Elbin fast das Bewusstsein raubte. Sie erkannten, dass dies so nicht funktionieren würde und daher ließ Diandra ihre Gefährtin langsam wieder zu Boden sinken.

„Verdammt, wir müssen diesen Ort so schnell wie möglich verlassen. Ich spüre große Gefahr!“, klagte Legolowien.

„Ich weiß!“, sagte Diandra knapp.

Es musste doch irgendeinen Ausweg geben! Wenn sie es nicht bis zu ihren Pferden schaffen sollten, dann müssten die Rösser eben hierher gebracht werden. Dann bräuchte man Legolowien nur noch irgendwie in den Sattel helfen und anschließend fliehen. Doch das würde eine Weile dauern und sie wussten noch nicht einmal, wie viel Zeit ihnen überhaupt noch geblieben war.

Diandra setzt sich neben der Elbin auf den ausgetrockneten Boden hin. Sie räusperte sich und sagte:

„Wie weit könnten die Reiter noch von uns entfernt sein?“

Legolowien verstand den Auftrag und lauschte in die Nacht hinein.

„Das ist schwer zu sagen, denn die Geräusche vermengen sich. Das Hufgetrappel wird von der rasenden Rotte fast übertönt! Erwartet Ihr Hilfe von diesen Reitern? Wir wissen doch nichts über deren Herkunft! Möglicherweise sind sie auf der langen Liste unserer Feinde nur ein Posten mehr!“

Diandra schüttelte den Kopf.

„Das ist es nicht, was mir Sorge bereitet. Ich fürchte nur, diese Reiter könnten die Rotte wieder zurücktreiben, dann würden sie ein zweitesmal über uns hinweg trampeln!“

„Es wäre aber auch möglich, dass die Wildschweine verheerend die Reihen der Reiter durchstoßen. Sie kamen so plötzlich, dass selbst uns jede Möglichkeit sicher auszuweichen verwehrt gewesen war und das ist auf dem Rücken eines Pferds noch sehr viel schwieriger.“

Diandra wurde unruhig. Dererlei Überlegungen brachten sie nicht weiter. Aber eine letzte Möglichkeit wäre ihnen noch geblieben, auch wenn sie sich nicht sehr damit anfreunden konnte, denn es würde der Gefährtin viel abverlangen. Diandra streichelte zärtlich Legolowiens Gesicht, versuchte sie, so gut es ging, zu beruhigen und erklärte:

„Ihr müsst jetzt tapfer sein, denn ich muss Euch jetzt hier zurücklassen. Ich werde die Pferde holen!

Und Ihr werdet geduldig hier auf mich warten. Ich verspreche Euch, wir werden es schaffen!“

Für einen Augenblick huschte ein Lächeln über das Gesicht Legolowiens, doch dann wurden ihre Augen starr vor Schreck!

„Zu spät!“, flüsterte sie traurig. Erst als sich Diandra forschend umblickte erkannte sie, auf was sich der Elbin resignierende Worte bezogen,

Sie sah in der Dunkelheit kleine hüpfende Lichter. Es waren sehr viele, möglicherweise zwei Dutzend oder mehr und es sah so aus, als würden zahllose Irrlichter einen wilden Reigen tanzen. Der Anblick wirkte gespenstisch, aber auch faszinierend. Das Auge könnte sich leicht darin verlieren, wäre da nicht die Gefahr, die sich dahinter verbarg.

„Ich höre Getrampel!“, murmelte Legolowien.

Diese Lichter nährten sich schnell. Nun schienen sie sich zu teilen und auszuschwärmen.

„Es sind schwere Stiefel und ich kann nun auch das Geklapper von Rüstungen vernehmen!“, verkündete die Elbin weiter.

„... und das Geklirr stählerner Waffen!“, ergänzte Diandra leicht von Entsetzen gepackt, denn sie hatten nun keinen Zweifel mehr daran, dass sich ein Feind näherte. Diese geisterhaften, kleinen Lichter waren nichts anderes als Fackeln und der wilde Tanz, den sie in der Dunkelheit zu vollführen schienen, ein Zeichen dafür, dass ihre Träger rannten. Offensichtlich sahen sie hier jetzt den Grund, warum die Wildschweine außer Rand und Band geraten waren. Es war, so wollte es jedenfalls den Anschein haben, wie bei einer Treibjagd.

Doch was oder wer wurde gejagt?

„Sie umzingeln uns!“, murmelte Diandra geistesabwesend vor sich hin.

Legolowien packte ihre Gefährtin am Arm, drückte fest und und rief eindringlich:

„MUTTER DIANDRA! IHR MÜSST FLIEHEN!. Lasst mich zurück, mein Weg endet hier! Euer Leben ist zu wichtig, als es hier zu vergeuden. Flieht nach Südosten – weit weg von Fackelträgern, Reitern oder Wildschweinen. Ich werde sie aufhalten, so gut ich es kann. Gebt meinem Opfergang Euren Segen und macht Euch endlich davon!!“

Man konnte Diandra ansehen, dass sie nicht einen Augenblick lang an Flucht gedacht hatte und auch Legolowiens leidenschaftlicher Aufruf würde nichts daran ändern.

„Lasst meinen Arm los und ergreift stattdessen Euren Bogen. Vielleicht können wir sie mit unserer Bereitschaft verblüffen und sie lassen von jeglicher Attacke ab!“

Diandra selbst glaubte nichts von dem, was sie da sagte und das tat Legolowien auch nicht. Aber die Elbin ließ den Arm der Gefährtin los, nahm ihren Bogen und legte einen Pfeil an.

„Ich höre Stimmen!“, flüsterte Legolowien und spannte schon einmal den Bogen, „Es ist eine krude, grausame Sprache, die Sprache des Schattens! Und es sind mehr Angreifer als uns die Lichter zeigen wollen. Nicht jeder von ihnen scheint eine Fackel zu tragen!“

„Könnt Ihr verstehen, was sie sagen?“

„Noch nicht genau. Wenn ich mich nicht irre, dann sind es Befehle, die gerufen werden! Jemand lenkt ihre Schritte! Sie wollen uns einkesseln!“

„Dann sind wir das Ziel? Wie kommt das denn?“

Legolowien unternahm noch einmal einen letzten Versuch, Diandra dazu zu bewegen, was der Elbin zufolge als vernünftig erschien:

„Mutter Diandra, ich beschwöre Euch, verlasst diesen Ort mit heiler Haut. Sagt Schattenfee sie soll meinen letzten Kampf mit einem schönen Lied besingen!“

Diandra ignorierte der Elbin Flehen und wies sie an:

„Lenkt eure Pfeile auf die Stimmen, die Ihr hört. Ich nehme die Lichter zum Ziel!“

Damit war für sie der Disput beendet und Legolowien musste sich mit der Hoffnung zufrieden geben, dass die Barden vielleicht von sich aus den aufopfernden Mut besingen würden, den sie nun zu leisten gewillt waren.

Die Angreifer waren jetzt nahe genug, dass die beiden Jägerinnen verstehen konnten, was sie sich gegenseitig zuriefen.

„Da vorne sind sie !!!“, brüllte eine raue, kehlige Stimme und eine weitere reif:

„Wir haben sie!“

„Schnappt sie euch, aber vergesst nicht, er will sie lebend!“

Jedes der flackernden Lichter, wo immer auch ihr Standort gewesen war, hatte jetzt nur noch eine Richtung – direkt auf die beiden Jägerinnen zu.

Legolowien schoss als Erste. Der Pfeil sirrte in die Dunkelheit hinein und dann hörte man diese kleine blecherne Geräusch, das immer dann ertönt, wenn ein Pfeil eine Rüstung durchschlägt. Danach folgte ein dumpfer, schwerer Aufprall. Auch Diandra ließ ihren Pfeil los und auch sie traf genau. Eines der Lichter wackelte jetzt besonders und fiel dann zu Boden. Es erlosch kurz danach. Jemand musste die

Fackel ausgetreten haben. Und das war gut so, denn ein Steppenbrand kennt weder Freund noch Feind und ist für beide gleichermaßen tödlich.

Legolowien schaffte es noch, einen zweiten Pfeil erfolgreich abzuschließen, aber dann waren die Feinde weit genug herangerückt, dass nur noch ein Nahkampf möglich gewesen wäre. Doch da hatte die Elbin, durch ihre Verletzung maßgeblich behindert, keine Chance – sie wurde einfach überrannt.

Nun erst erkannten sie ihren Feind.

Es waren Orks!

Verdammte stinkende Orks!

Das üble Gezücht aller dunklen Herrscher!

Nun wussten die Jägerinnen, dass sie keine Gnade zu erwarten hätten.

Diandra gelang es noch ihren Speer nach vorne zu richten. Der angreifende Ork rannte, ehe er sich der Gefahr bewusst geworden war, einfach in die Spitze hinein und durch die Wucht seines Laufs, wurde er von dem Speer durchbohrt. Er starb augenblicklich! Aber dann wurde auch Diandra überwältigt. Die Orks hatten sich einfach auf sie geworfen und umgerissen. Als sie dann auf dem Boden lag, wurde sie von dutzenden Händen rüde gepackt und ab dann war an eine aussichtsreiche Gegenwehr nicht mehr zu denken gewesen.

„Bildet einen Kreis!“, befahl jemand und sofort stellte sich die Fackelträger auf und markierten so eine kreisförmige Fläche mit einem Durchmesser von etwa vier Schritten. Die anderen Kämpfer blieben außerhalb dieser Runde. Man band den Jägerinnen die Hände hinter dem Rücken zusammen und schubste sie in die Mitte des Kreises. Legolowien schrie auf und fiel, von Schmerz verzerrt, in sich zusammen. An ihrem linken Bein rann wieder reichlich Blut aus der Wunde. Aber trotzig schwieg sie, obwohl ihr mehr nach Schreien zumute gewesen wäre.

Dann öffnete sich der Kreis an einer Stelle und ein kleiner gebückter und verkrüppelter Ork trat in den Schein der Fackeln. Er sah die beiden Jägerinnen mit tückisch glitzernden Augen an und verzog seine wulstigen Lippen zu einem breiten Grinsen.

„Ihr könnt eintreten, Blutmeister, unsere Späher lagen richtig. Es sind Jägerinnen!“

Und wieder traten ein paar Fackelträger zur Seite und gewährten einem hünenhaften und muskelbepackten Ork den Zutritt zum Inneren des Kreises. Er war offensichtlich der Anführer dieses Haufens.

„Jägerinnen?!“, brüllte er donnernd, „Das ist gut, der Humpler wird zufrieden sein!“

„Kniet nieder, wenn Euer Meister kommt, ihr madiges Gesindel der freien Völker!“, herrschte der Gebückte die Jägerinnen an. Das war selbst für einen Ork etwas übertrieben, denn Legolowien war bereits zu Boden gesunken und sie musste in die Höhe gezerrt werden, um auf die Knie zu kommen. Diandra zeigte nicht einmal den Ansatz dazu, dem Befehl Folge zu leisten. Die Orks mussten sie mit Gewalt auf die Knie zwingen.

Dabei kreiste der Gebückte ständig um die zwei Frauen herum und betrachtete sie prüfend. Dasselbe tat der Anführer auch, jedoch regungslos von seinem Standort aus.

„Die eine ist verletzt – sagte ich nicht, wir brauchen sie lebend?“, tadelte er grollend und seine Orks zuckten allesamt zusammen, denn sie wussten, wenn den Blutmeister schlechte Stimmung anheim suchte, würde es bald einen weniger von ihnen geben.

„Das ist nicht so schlimm wie es aussieht“, beschwichtigte der Gebückte, zog das lange Haar Legolowiens zurück und deutete auf ihre Ohren.

„Die hier ist ein Elbenweib und daher nicht brauchbar! Und ihre Wunde wurde nicht von uns, sondern von einem Keiler gerissen!“

Der Blutmeister nahm es gelassen hin, dass nur eine der Jägerinnen zur Erfüllung seines Auftrags taugte, er grinste sogar selbstzufrieden, als der Gebückte den Keiler erwähnte.

„War es nicht ein guter Plan erst die Wildschweine auf sie zu hetzen, um sie dann in aller Ruhe einzusacken?“

Der Gebückte verzog missbilligend sein ohnehin verdammt hässliches Gesicht zu einer noch scheußlicheren Fratze.

„Einfach einsacken? Na, ich weiß nicht so recht. Wir haben immerhin vier Kämpfer verloren!“, meinte er spöttisch.

Der Blutmeister sagte erst einmal gar nichts dazu. Widerspruch war er nicht gewohnt und zudem missfiel es ihm, in Frage gestellt zu werden. Aber er war versöhnlich gestimmt und so schlendert er auf den Gebückten zu, legte ihm kameradschaftlich eine Hand auf die schiefe Schulter. Dann sprach in leutseligem Ton.

„Es waren keine vier Kämpfer – es waren fünf!“

„Wieso fünf?“, fragte der Gebückte noch, aber die Antwort, hätte er sie noch mitbekommen, hätte ihm ohnehin nicht gefallen, denn gleich darauf zertrümmerte eine Keule seinen Schädel.

Für einen Moment herrschte Stille. Erst als der verkrüppelte Körper des Gebückten dumpf auf dem Boden einschlug, verbreitete sich Heiterkeit. Die Orks lachten roh und anhaltend. Der Blutmeister verstand es eben wie kein zweiter Ork einen Scherz zu machen. Den Gebückten hatte sowieso keiner leiden können und er war mit dem Verebben des Gelächter schon fast vergessen.

Der Blutmeister blickte noch eine Weile in der Runde herum, zu prüfen, ob es da noch andere Zweifler oder gar Kritiker geben könnte. Aber alle senkten eifrig ihr Haupt. Als der Blutmeister sich der Hingabe seiner Leute sicher wissen konnte, wandte er sich wieder der Abwicklung seines Auftrags zu.

„Bindet das Menschenweib, wir bringen sie zum Humpler!“, befahl er, „Der anderen schlagt den Kopf ab, wir lassen sie hier!“

„Warum sollen wir sie denn hier vergammeln lassen!“, wagte einer der Orks einzuwenden, „Wenn sie der Humpler nicht braucht, wird es ihn nicht stören, wenn sich der Koch ihrer annimmt. Wir haben noch nie Elbenfleisch gegessen!“

Der Blutmeister lachte.

„Aber was sollte ihr denn mit diesem mageren Geschöpf?“

Er packte Legolowien am Genick und hob sie mühelos so weit nach oben, dass ihre Beine in der Luft baumelten.

„Seht sie euch doch an! Sie besteht doch nur aus Haut und Knochen. Da wird ja noch nicht einmal eine anständige Suppe draus!“

Dann ließ er die Elbin einfach fallen.

„Die andere dagegen, die hat köstliches Fleisch! Der Humpler wird sie nicht ewig brauchen und ich bin mir sicher, wenn er mit ihr fertig ist, überlässt er sie uns! Und dann wird es ein Festmahl geben!“

Dann atmet der Blutmeister tief durch, um sich noch mehr an die Brust werfen zu können und dann verkündete er seinen Kriegern gönnerhaft:

„Und die Tapfersten unter euch bekommen Fleisch von ihren Schenkeln!“

Die Orks jubelten, schwangen ihre Waffen und huldigten ihrem Herrn und Meister, der triumphierend die Keule, von der noch immer das schwarze Blut des Gebückten heruntertropfte.

Legolowien lag wie gelähmt auf dem harten Boden. Der Schmerz wütete so arg, dass sie den Tod schon nicht mehr fürchtete. Doch Trauer lag in ihrem Herzen. Hätte Mutter Diandra doch nur ihrem Wunsch entsprochen als die Zeit dafür noch gegeben war, die Elbin hätte dann leichter gehen können. So würde sie nun sterben müssen mit dem Wissen, dass Mutter Diandra in nicht allzu ferner Zukunft in einem Orkmagen landen würde.

Dann wurde die Elbin wieder hoch gezerrt und erneut auf die Knie geworfen. Es tat nun schon fast nicht mehr weh. Es rauschte gewaltig in ihren Ohren und es hörte sich fast an wie die Gestade der grauen Anfurten, die sie jetzt nie mehr wiedersehen würde. Sie drehte den Kopf ein wenig, um Diandra besser sehen zu können.

„Mutter Diandra, es war mir eine Ehre an Eurer Seite gekämpft zu haben!“

Sie hatte nicht sehr laut gesprochen, aber der Blutmeister fühlte sich trotzdem gestört.

„HALT DAS MAUL, ELBENWEIB!“

Er riss Legolowiens Kopf an den Haaren hoch und kam mit seinem Gesicht ganz nahe an das der Elbin heran. Sein Atem war über jedes Maß der Erträglichkeit mit Verderbnis durchmengt. Legolowien wurde übel. Wenn er sie noch ein paar male anhauchen würde, dann bräuchte es das Schwert gar nicht

mehr.

„Dein Kopf gefällt mir!“, sagte er grausam lächelnd zu der Elbin, „Ich werde ihn als Trophäe behalten. Er wird Zierwerk an meiner Standarte werden. Dein Schädel wird dem Wohle Angmars dienen. Den Rest mögen die Wölfe und Raben vertilgen!“

Dann zog der Blutmeister Legolowiens Schopf nach vorne, dass ihr Haupt gebückt wäre und der Nacken frei liege. Dann nahte ein missmutiger, dicker Ork, der lustlos eine Henkersaxt hinter sich her schleifte. Diandra war ihm im Weg und daher trat er sie einfach brutal zur Seite. Dann stellte er sich neben der knienden Legolowien auf und wartete auf das Zeichen des Blutmeisters.

„Nun hau ihr endlichen den Kopf ab, schlag aber sauber zu. Ihr Schädel ist mir viel wert!“

Der dicke Ork grinste schief und dann hob er die mächtige Axt über seinen feisten Kopf. Er verharrete eine Weile, sammelte Kraft, sammelte noch mehr Kraft und als seine Arme schon langsam zu zittern begann, schlug er mit aller gesammelter Kraft zu.

Kapitel 17

* Ein verstörender Traum *

GEFAHR ! GEFAHR!

Marrics Träume nahmen einen monströsen Charakter an. Er sah viel Blut, tödliche Gewalt und qualvolles Sterben ringsherum vor seinem geistigen Auge, klare Bilder von bestürzender Wahrhaftigkeit. Er konnte das Blut nicht nur sehen, er konnte es auch riechen und sogar auf seiner Haut spüren, wenn es sich aus den klaffenden Wunden sterbender Menschen über ihn ergoss. Nein – das waren schon lange keine Träume mehr, sondern schon verschreckende Visionen und Vorahnungen, die ihn da heimsuchten. Es war schon schlimm genug von all den schrecklichen Dingen Kenntnis zu haben, die sich bereits in der Vergangenheit sengend und brennend über die freien Völker gezogen haben. Nun auch die Bilder einer blutgetränkten Zukunft erblicken zu müssen, war einfach zu viel! GEFAHR ! GEFAHR !

Es wollte einfach nicht enden! Marric warf sich auf seinem Lager hin und her, als wollte ihn sein Körper zum Erwachen zwingen, den gemarterten Geist zu schützen. Doch Müdigkeit und Erschöpfung lagen schwer wie Blei auf ihm und banden ihn in das Reich seiner Alpträume. Er sah brennende Städte, niedergetrampelte Felder und diese anklagenden Blicke der niedergemetzelten Menschen, deren tote Augen ihm immer wieder dieselbe Fragen zu stellen schienen:

Wo ward ihr gewesen?

Wo war der Schutz, den ihr uns verspracht?

War Euer Mut und Eure Tapferkeit denn jemals mehr als Eigennutz?

„Nein, nein!“, murmelte Marric verzweifelt im Schlaf, als die Toten ihn zur Rede stellten und er nicht mehr tun konnte, als sich bar jeder Rechtfertigung beschämt zu ducken. Er fühlte sich leer, wie die leblose Hülle, die eine Schlange nach dem Häuten zurücklässt und hörte in seiner Verzweiflung das herzlose Gelächter finsterner Mächte, denen es nach Verheerung verlangte. Nun erkannte er, dass die Welt wahrhaftig vor dem Abgrund des Verderbens stand und nur ein einziger kleiner Fehltritt das unausweichliche Ende allen Lichts bedeuten würde.

Der schrille Chor verzweifelter Menschen wurde immer lauter in Marrics Ohren. Dieser gesichtslose, kreischende Gesang lähmender Angst aus tausend fleischlosen Kehlen bohrte sich in sein schlafendes Bewusstsein, nisteten sich dort ein und peitschte seine Seele.

GEFAHR ! GEFAHR !

Wie es dazu kommen konnte, dass er unter diesen zahllosen Schreien das markante Schweigen einer einzelnen Person deutlich vernehmen konnte, hatte Marric auch später, als er auf die verbliebenen Fragmente der Erinnerung an seinen Traum zurück dachte, nie erklären können. Aber er hörte es so deutlich, als hätte er auf einer großen weißen Wand einen kleinen, hässlichen, schwarzen Fleck erkannt. Es war ein stummer Schrei, niemand außer Marric hätte ihn hören können, aber außer ihm war ja auch kein anderer anwesend. Sie waren alleine, er und und diese winzige, abgründige Stille inmitten eines mächtigen Gebirges panischem Gebrülls.

GEFAHR ! GEFAHR !

Plötzlich war sich Marric sicher, dass dieses Schweigen um Hilfe flehte. Ein Frau befand sich in bitterer Not. Man tat ihr Gewalt an! Man zwang sie zu Boden! Sie litt!

Wer war sie?

Wo war sie?

Wie könnte man ihr helfen?

Aber diese Fragen blieben unbeantwortet, mehr Erkenntnisse wollten sich ihm einfach nicht offenbaren. Das laute, vielfache Schreien wurde wieder lauter und überdeckte alles. Er hörte das Klirren von Waffen, krude Schlachtgesänge in einer Sprache, die er nicht verstand. Doch das entsetzlichste war das Echo der zahlreichen Schreie unschuldiger Opfer. Und über allem deckte sich das böartige Lachen des Hexenmeisters, der mit seinen abscheulichen Horden das Leben aller freien

Völker bedrohte.

GEFAHR ! GEFAHR !

Marrics Herz pochte rasanter und immer lauter. Es hörte sich fast schon so an wie Trommelschläge in einem Marsch der Verzweiflung. Dann veränderte sich alles! Seine wabernde Traumwelt nahm wieder Konturen an. Je deutlicher sie wurde, desto leiser wurden die Schreie, bis sie zuletzt völlig verstummten. Dafür konnte Marric jetzt wieder klarer sehen. Er erblickte eine kleine, ihm fremde Kammer und er hatte gehörige Schwierigkeiten sich zu orientieren, wusste einfach nicht mehr, wo er sich befand. Es dauerte eine Weile, bis er in der Dunkelheit, die vom Mondlicht nur schwach erhellte Kammer des Hausherrn wiedererkannte.

Er war erwacht!

Doch das aufgeregte Pochen seines Herzen schien geblieben zu sein. Marric wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war dumpf stickig hier in diesem Raum, das machte das völlige Erwachen nicht einfacher. Langsam kroch sein Geist wieder in die schwüle Wirklichkeit der Welt zurück, aber dann war Marric wieder der Herr über seine Sinne und da erkannte er auch, dass es nicht sein Herz war, das so hektisch pochte. Es stand offensichtlich jemand vor der Kammertüre, der dringend im Einlass ersuchte.

„Tretet ein, wer immer Ihr auch seid!“, sagte er mit trockener Stimme. Dann erhob er sich ächzend und tastete nach nach Zunder und Stahl, um die Laterne wieder zum leuchten zu bringen.

GEFAHR ! GEFAHR !

Die Katze, die es sich vor Marrics Fenster auf dem kleinen Sims bequem gemacht hatte, war mittlerweile auf und davon. Fast alle ihre Instinkte hatten ihr dringend einen schnellen Rückzug empfohlen. Eine stechende Furcht vor einer noch unbekanntem Bedrohung hatte sie fliehen lassen, denn sie spürte das Verderben heran rücken. Die Gefahr war unsichtbar, nicht zu hören und auch weder zu riechen oder zu spüren – zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt. Aber sie kam näher und näher, allen Drohgebärden des Tiers gegen das verschleierte Verhängnis zum Trotz. Zuletzt hielt es die Katze nicht mehr aus. Sie war auf den harten, ausgetrockneten Boden gesprungen und so schnell sie ihre Pfoten trugen, huschte sie davon. Eine ganze Weile rannte die Katze sogar neben einer Maus her, die, ebenso wie sie von Entsetzen gepackt, das Weite suchte, ohne sie zu behelligen und auch die Maus hatte vor dem, was auf sie zuzukommen drohte mehr Angst, als vor den Krallen der Katze. Für diesen Augenblick waren sie wie Gefährten auf einer gemeinsamen Flucht. Doch es war, im wahrsten Sinne des Worts, eine flüchtige Gemeinschaft, ohne lange Dauer und als die Maus das erste Loch erreichte, in dem sie sich verkriechen konnte, gingen sie wieder getrennter Wege. Den kleinen Nager zog es unter die Erde, die Katze hingegen nach oben. Sie sprang in sicherer Entfernung auf ein Fass, dann auf einen Stapel Kisten und von dort auf das Dach des Hauses. Erst jetzt fühlte sie sich wieder halbwegs geborgen. Doch ruhen konnte sie nicht mehr. Argwöhnisch betrachtete sie vom Dachrand aus was dort unten noch alles passieren würde.

Sie sah allerdings nicht viel. Das gleißende Licht einer Laterne blendete und sie konnte noch nicht einmal erkennen wer sie trug. Doch das warnende Gefühl in ihr wuchs immer mehr. Der Instinkt der Katze riet zur Vorsicht und so tapste sie scheinbar gemächlich über die, noch immer unangenehm durch das Sonnenlicht des vergangenen Tags aufgeheizten Schindeln bis zum Dachfirst hinauf. Erst dort löste sich das mahnende Gefühl grenzenloser Bedrohung auf und das Tier kam wieder einigermaßen zur Ruhe, aber es reichte nicht, um sich wieder voll und ganz einem ausgedehnten Schlaf überlassen zu können. Die Welt war sehr gefährlich geworden, ein Ort der tausend Fallen – auch für Katzen!

Doch nicht nur die Furcht ließ dem Tier den Schlaf entfliehen, zumal es sich nun sicher war, dass es nicht verfolgt werden würde, denn dieses hässliche Licht blieb unterhalb des Daches und verfolgte offensichtlich andere Ziele. Es war die Neugierde, die sich stetig wachsend in dem Tier rührte, jetzt da die Angst langsam abebbte. Sachte schlich es sich vom First wieder hin zum Rand des Dach. Völlig ohne Geräusch setzte die Katze Pfote für Pfote auf die heißen Dachschindeln und mit jeden Schritt

erhöhte sich die Wissbegierde. Als sie den Rand des Dachs erreichte, blickte die Katze mit aller Vorsicht, die ihr zu eigen gewesen war, nach unten. Dieses viel zu helle Licht war immer noch da und es tat ihr in den Augen weh. Einzelheiten verbargen sich ihrem Blick, aber sie erkannte zwei Menschen dort unten stehen, genau vor dem Fenster, auf dessen Sims sie sich noch vorhin behaglich zusammen gerollt hatte, ehe sie das Entsetzen vertrieben hatte und das sie jetzt auch wieder vermehrt spürte, nachdem sie sich dreist dem Übel genähert hatte. Aber Fliehen kam für die neugierige Katze nun nicht mehr in Frage.

Diese zwei unheimlichen Menschen schienen etwas zu suchen, sie hielten das Licht gegen das Fenster und sahen angestrengt in das Innere des Raums. Sie tuschelten miteinander, aber die Katze war der Sprache der Menschen nicht mächtig und so verstand sie kein Wort. Es hatte sie all die Jahre nicht gekümmert, worüber die Menschen sich austauschten und hatte sich nur für Inhalte interessiert, die auch für eine Katze von Belang waren. Und so hatte sich ergeben, dass die Katze nur über einen eingeschränkten Wortschatz von zwei Begriffen verfügte. 'Fresschen' lautete das eine Wort und 'magst du ins Haus?' war das andere. Letzteres war immerhin schon fast ein Satz und die Katze war stolz darauf, ihn zu verstehen, zumal sie ihn auch sehr gerne hörte.

Was immer diese zwei Menschen auch gesucht haben mochten, im Raum hinter diesem Fenster wo sie standen, hatten sie es nicht gefunden. Daher gingen sie mitsamt ihrem grässlichen Licht zum Fenster nebenan und starteten dort hinein. Aber auch hier schien sich das Gesuchte nicht zu verbergen und so hielten sich die zwei Menschen nicht sehr lange dort auf und schlichen ein Fenster weiter. Als sie es fast erreicht hatten, schien der eine der beiden zu zögern und blieb stehen. Er sagte irgendetwas, die Katze konnte ihn auch jetzt nicht verstehen, war sich aber sicher, dass weder das Wort 'Fresschen', noch der Satz 'Magst du ins Haus?' gefallen war. Aber soviel verstand die Katze - dieser Mensch redete im Zorn und dabei steigerte sich das Grauen, dass ohnehin schon von ihm ausging fast schon ins Unermessliche. Der andere Mensch aber empfand anders, denn er lachte, zwar leise und verhalten, eben den Umständen angepasst, aber dafür nicht wenig herzlich, eine echt und tief empfundene Heiterkeit. Die Katze mochte lachende Menschen. Lachende Menschen sind großzügig, hatte sie ihre Erfahrung gelehrt. Wenn Menschen lachen, sind reichliches Futter und stundenlanges Streicheln am wahrscheinlichsten. Trotzdem mochte die Katze diesen zweiten Menschen aber auch nicht, denn von ihm ging nicht viel weniger Grauen aus als bei dem anderen und die beiden gemeinsam konnten auf eine Katze furchteinflößender wirken als Wasser und Feuer zusammen.

Dann wurde überraschend das Licht gelöscht, die zwei Menschen brauchten es offensichtlich nicht mehr, denn aus dem nächsten Fenster leuchtete der flackernde Schein von Kerzen heraus. In dem Raum dahinter wurde wahrscheinlich noch nicht geschlafen. Die Katze empfand die plötzliche Dunkelheit als eine Wohltat, konnte jetzt aber noch weniger sehen als zuvor, denn ihre geblendeten Augen hatten Mühe, sich an den neuen Umstand zu gewöhnen. So viel vermochte das Tier aber dann doch wahrnehmen, dass diese zwei Menschen ihr erklärtes Ziel zumindest gesichtet, wenn auch noch nicht erreicht hatten, denn sie kauerten vor dem Fenster nieder, starteten verstohlen in den Raum dahinter und warteten mit eherner Geduld, auf was auch immer. Diese Vorgehensweise war der Katze nicht unbekannt, sie hat diese Methode selbst schon stundenlang durchgezogen vor irgend welchen Mauslöcher. Doch Mauselöcher haben keine Fenster – das Haus jedoch schon. Menschen sind schon ein komisches Pack und diese zwei hier in besonderer Weise. Etwas Böses ging von ihnen aus und es war so unangenehm wie der beißende Rauch, der sich erhob, wenn auf dem Hof alte Pferddecken verbrannt wurden. Aber außer Verderbnis auszudünsten taten diese zwei Menschen in diesem Augenblick nichts, rein gar nichts! Sie warteten einfach nur.

Und sie warteten und warteten!

Katzen haben keinen Sinn für einen einheitlichen Zeitablauf, daher konnte das Tier nicht ermessen, wie viel Zeit verstrichen war, als sich der größere der beiden Menschen plötzlich in Bewegung setzte, um hastig zurückzulaufen, um vor dem Fenster, durch das sie zuvor geblickt hatten, geduckt in Stellung zu gehen. Dann warteten sie wieder, diesmal nicht gemeinsam vor einem einzigen, sondern verteilt vor zwei verschiedenen Fenster. Aber sonst änderte sich nichts.

Und sie warteten immer weiter.

Der alte Rossler atmete erleichtert auf. Wenigstens ein einziges mal heute schien ihm das Schicksal gewogen zu sein und bereitete ihm nicht in diebischer Freude einen Niederschlag nach dem anderen. Nicht nur, dass die Taverne noch geöffnet hatte, er musste auch nicht lange nach einer Schankmaid suchen, denn er hatte sogleich eine Vertreterin dieser Zunft entdecken können, noch ehe er auch nur in die Nähe des Eingangs zur Taverne gelangen konnte. Sie stand neben den zersplitterten Resten, die Rossler noch als eine heile und intakte Türe in Erinnerung hatte, was ihn zwar verwunderte, aber nicht weiter gedanklich belastete. Tavernen waren eben kein Ort für kleine Mädchen und wenn Männer ihren Spaß haben, geht schon mal etwas zu Bruch. Rossler konnte sich gut an diese Schankmaid erinnern, sie war ihm an diesem Abend schon mehrmals aufgefallen. Eine rustikale Schönheit von draller Anmut und eine Frau, mit der man besser nicht in Streit gerät. Offensichtlich war sie damit beauftragt die letzten Gäste zu verabschieden und, wahrscheinlich mehr noch, neu ankommende Gäste abzuweisen. Wenn man von einer solchen Frau bestimmend erklärt bekommt, dass der Tag nun zu Ende wäre, dann glaubt man das leicht und gerne, denn es könnte anderenfalls sonst mehr zu Ende gehen als nur der Tag. Es war still geworden in dieser Taverne. Ab und zu hörte man noch ein paar jämmerliche Gesänge, die unter dem Bann von zu viel Bier und Schnaps nun so schauerlich klangen, dass alle Hühner, gäbe es ein solches Federvieh hier auf dem Hof, tagelang keine Eier mehr legen würden.

Der alte Kutscher hatte es also gerade noch rechtzeitig geschafft, nur wenig später hätte er womöglich vor verschlossener Türe gestanden, wobei diese Annahme im übertragenen Sinn zu verstehen gewesen wäre, denn in der Wirklichkeit war mit dem, was von der einstmals trutzigen Türe an einzelnen Teilen noch übrig war, nicht einmal ein Astloch zu verschließen gewesen.

Der alte Rossler räusperte sich, richtete seinen Kragen und fuhr sich mit der Hand durch die grauen Haare, die, sofort nachdem sich seine Hand wieder vom Kopf erhoben hatte, in ihre ursprüngliche struppige Form zurück schnellten. Jetzt galt es Eindruck zu machen. Er musste diese Frau von sich überzeugen können, sonst würde er nie die Informationen bekommen, die er dringend brauchte, um seinen Anführer zufrieden zu stimmen. Aber wie, zum Henker, sollte er das nur anstellen? Seine bisherigen Versuche Frauen zu betören, egal aus welcher Absicht heraus, hatte für ihn fast immer ein ungünstiges Ende gefunden. Diesmal wollte es der alte Rossler aber besonders gut anstellen. Es ging ja immerhin um etwas. Ein schneller Erfolg würde ihn in der Achtung seines Anführers wieder heben und nebenbei auch umso schneller auf die Jägerin bringen, um der Lust die Ehre zu geben. An nichts anderes konnte er denken und das schränkte seine Vorstellungskraft erheblich ein. Da half auch nichts, dass sich der alte Rossler ein paar mal selbst eine Ohrfeige gab, um sich zu ermahnen, mit den Gedanken nicht abzuschweifen.

Schritt für Schritt ging er zögernd vorwärts. Noch schenkte ihm die Schankmaid keinerlei Beachtung, aber schon bald würde er vor ihr stehen und wenn er dann nicht wie ein brabbelnder Schwachsinniger dastehen sollte, müsste ihm jetzt schnell etwas einfallen.. Dann sollte er irgendetwas sagen und es wäre besser, seine Worte wären gut gewählt. Es bräuchte ja nicht viel, wenn er nur schweigend dastehen und ihr Löcher in das Mieder starren würde. Fieberhaft suchte er nach Worten. Die Idee, die Schankmaid mit einem „Hallo, mein Dickerchen“ anzusprechen, verwarf er gleich wieder, das kam bei seinem letzten Versuch in einer Taverne in Bree eine Bestellung an die Frau zu bringen auch schon nicht gut an und endete damit, dass ihm die Schankmaid dort Bier in die Hose gekippt und mit seinem eigenen Gürtel verprügelt hatte. Das wollte er nicht noch einmal erleben und so, wie dieses Weib da vorne aussah, würde sie ihn wie einen Feudel über die Dielen ziehen, sollte er etwas sagen, was ihr missfiel. Rossler schluckte trocken. Ihn beschlich das Gefühl, einem mächtigen Drachen einen Teil seines Horts abschwatzen zu müssen, was selbst einen wackeren Streiter schnell zu Asche werden lässt.

Er hatte nicht einmal den Funken einer Idee, wie er sich da am Besten aus der Affäre würde ziehen können und dennoch ging er mutig auf die Schankmaid zu und er holte sogar schon tief Luft, um etwas zu ihr zu sagen, wenn er auch noch keine Ahnung hatte, in welchen Worten er sein wahrhaftes Ansinnen kleiden sollte. Und es wollte ihm auch immer noch nichts einfallen. Ihm war, als stürze er

von einem Turm und der Erdboden käme immer näher!

„Ich wünsche eine gute Nacht! Danke für Euren Besuch in unserem Haus. Es würde uns freuen, dürften wir Euch schon bald wieder bei uns begrüßen. Sollte es Euch gefallen haben, dann empfiehlt uns bitte weiter!“

Die Schankmaid ratterte diese Worte herunter, als würde sie Säcke mit Kartoffeln abzählen um sicher zu stellen, dass die letzte Lieferung komplett wäre. Rossler wusste sogleich, dass diese Ansprache nicht ihm galt und so setzte er den nächsten Schritt nicht nach vorne, sondern wieder zurück in die Richtung aus der er kam, um im Schatten der Nacht wieder unterzutauchen. Er wollte auf keinen Fall gesehen werden, denn die Lage könnte sehr heikel werden. Sollten sich die Leute an ihn erinnern, wenn morgen die tote Jägerin gefunden werden wird, und für den Fall, dass sie auch noch ihren Gefährten in die Hände bekommen würden, zudem ein Schurke mit durchgeschnittenem Hals, könnte es durchaus geschehen, dass man ihm den Hals mit einer Schlinge aus Hanf schmücken würde.

Es war für diesen strategischen Rückzug auch keinen Augenblick zu früh gewesen, denn gleich darauf traten zwei Männer durch die zerborstene Tür ins Freie, beides stattlich Recken und zugleich auch noch Angehörige einer Sippe, die den Südländern im Hundholzhof, und nicht nur dort sondern auch anderen Orts, schon mehr als nur einmal den Hosenboden stramm gezogen hatten. Und so fühlte sich der alte Kutscher im Schutz des nächtlichen Schattens ausgesprochen wohl, denn solchen Leuten begegnet man besser nicht.

„Du kommst spät!“, flüsterte der junge Mann in leicht spöttischem Ton und das hörte sich nicht wunderlich an, sondern sah auch etwas seltsam aus, denn es war niemand in der Nähe zu sehen, dem dieser Tadel hätte gelten können. Es war, als spräche er mit sich selbst oder mit einer unsichtbaren Person. Der junge Mann blickte auch in keine bestimmte Richtung, das hätte keinen Sinn gehabt, denn sie, die er erwartete, war eine Meisterin der Tarnung. Aber er spürte, dass sie eingetroffen war und das genügte ihm. Seit er im Badebereich den Kopf in den Zuber getaucht hatte bemühte er sich, seine langen, hellblonden Strähnen zu trocknen. Bei dieser Hitze hätte das eigentlich sehr schnell gehen müssen, aber es wurde mittlerweile immer schwüler und die Luft reicherte sich stetig mit Feuchtigkeit an. Das ließ die Haare einfach nicht trocken werden und auch das Tuch, mit dem er sich den Kopf rubbelte, war schon mehr als feucht.

„Ich weiß!“, sagte eine helle Stimme, von der empfangenen Rüge unbeeindruckt, sie war ja offensichtlich ja auch nicht ganz so ernst gemeint. Der Mond schien sehr hell und das Auge konnte sich auch ohne Laterne einigermaßen gut orientieren, jedoch warfen die Gebäude des Hofes, das Haus, die Ställe und die Silos genug Schatten, um dem forschenden Blick mit blinden Flecken zu trotzen. Wer auf seinem Pfad nicht gesehen werden wollte, würde für die Welt unsichtbar bleiben, als säße er in einem der tiefsten Verliese, aber im Gegensatz dazu ausgestattet mit allen Freiheiten nach eigenem Gutdünken zu handeln. Die Frau, die jetzt an den jungen Mann heran trat, war mehr als geübt im Wandeln auf finsternen Pfaden und nur dann zu erspähen, wenn sie ihre Tarnung aufgegeben hatte. Als sie die Kapuze ihres Mantels zurückschlug fiel langes, hellblondes Haar auf ihre Schultern und selbst in der Dunkelheit der Nacht sah es so aus, als wäre dadurch ihr anmutiger Kopf rundherum mit Licht umrandet worden. Sie lächelte spöttisch.

„Du riechst nach Lavendel! Möchtest du jemanden betören?“, fragte die junge Frau schmunzelnd.

„Das ist eine lange Geschichte und ich möchte jetzt darüber nicht reden!“, grummelte der Befragte ausweichend.

„Ich möchte es aber wissen!“, hauchte sie ihm ins Ohr und umschlang schmeichelnd mit ihren schlanken, fast weißhäutigen Armen des jungen Manns Nacken, presste ihren Oberkörper an den seinen und drückte ihm einen anhaltenden Kuss auf die Lippen. Für gewöhnlich reichte das Anfeuern der sinnlichen Leidenschaft, um selbst den verstocktesten Männern tiefste Geheimnisse entlocken zu können. Irgendwann redet jeder, das wusste sie aus Erfahrung. Der Taumel der Lust machte jede Zunge beweglich, nur die Folter war in diesen Dingen noch ergiebiger. Der junge Mann ließ sich zunächst diese leidenschaftliche Attacke gerne gefallen, aber dann schob er sie doch sanft mit beiden Händen von

sich. Die junge Frau löste enttäuscht ihre Umarmung und machte gespielt ein beleidigtes Gesicht.

„Wir sind wohl nicht in Stimmung?“, fragte sie mit einem hinterhältigen Lächeln.

„Lass den Unsinn!“, meinte der junge Mann knurrig, „Berichte mir lieber den Stand der Dinge!“

Die junge Frau verschränkte verärgert die Arme und entgegnete trotzig:

„Du zuerst! Hast du sie gefunden?“

Der junge Mann nickte.

„Das habe ich!“

„Wurdest du beobachtet?“

„Nein – der Weg war frei. Alle, die ich traf, waren mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt und achteten nicht auf mich. Und jene, die zu neugierig waren, wurden trefflich abgelenkt. Das hast du gut gemacht, meine Schwester!“

Die junge Frau grinste selbstbewusst.

„Das war doch wirklich keine Herausforderung. Es fällt mir wahrlich nicht schwer Aufsehen zu erregen. Nur diesem Hauptmann bin ich wohl ein bisschen zu sehr aufgefallen!“

„Ein Hauptmann?“

Der junge Mann runzelte nachdenklich die Stirn, doch seine Schwester versuchte ihn zu beschwichtigen.

„Ja, ein Hauptmann! Er verfolgte mich, klebte an mir wie Scheiße am Schuh! Er hatte eine verdammt gute Spürnase. Jedes mal wenn ich geglaubt hatte ihn abgeschüttelt zu haben, taucht er plötzlich wieder hinter mir auf, wie ein Jagdhund, der eine Witterung aufgenommen hatte. Ich weiß immer noch nicht weshalb er mir folgte, wollte es auch gar nicht wissen, denn ich glaube nicht, dass mir die Antwort gefallen hätte. Er machte dies sicherlich nicht zum ersten mal, denn er ging sehr geschickt vor. Es dauerte eine Weile bis ich überhaupt bemerkte, dass er mir auf den Fersen war! Aber zuletzt bin ich dann doch entkommen!“

Der junge Mann zweifelte an keinem ihrer Worte, er wusste, dass sich seine Schwester, wenn es darauf ankam, wie ein Geist bewegen konnte. Aber es behagte ihm nicht, dass jemand auf sie aufmerksam geworden war. Auch wenn im Moment niemanden Blick auf ihm und seiner Schwester zu ruhen schien, man würde mit Sicherheit, welche Absicht auch immer verfolgend, dennoch weiter nach ihnen suchen, Hintergründe erforschen und dabei womöglich gefährliche Erkenntnisse gewinnen. Das wäre für die Erfüllung ihrer Aufgabe sehr abträglich, denn aus dem Verborgenen heraus operieren zu können war ihre stärkste Waffe, doch diese könnte dann sehr schnell stumpf werden.

„Du siehst sorgenvoll aus!“, erkannte die junge Frau, die Nachdenklichkeit ihres Gesprächspartner legte einen dunklen Schleier auf ihre bisher noch fröhlich gefärbte Stimmung, „Ich versichere dir, ich konnte ihm wirklich entkommen. Der alte Trick zieht immer – erst jede Grenze überschreitend auffällig bleiben, dann still sein und untertauchen. Das klappt immer!“

Diese unverhohlene Zuversicht seiner Schwester konnte der junge Mann aber nicht so ohne weiteres teilen.

„Das will ich dir gerne glauben, Harriet. Doch bleibt die Frage, warum du überhaupt das Ziel einer Beobachtung wurdest. Hier kennt uns doch niemand!“

„Vielleicht wurde er von meiner Schönheit angezogen?“, meinte seine Schwester erheitert, mit einer Spur Eitelkeit in der Stimme und der junge Mann musste wider Willen lächeln.

„Gewiss, liebe Schwester, deine Anmut ist jedem Mann eine strahlende Landmarke der Lust, zumindest solange er nicht oberhalb der Stiefel abgestorben ist. Aber in diesem Fall muss ich leider annehmen, dass dein Verfolger andere Absichten hatte.“

Hier gehen merkwürdige Dinge vor, Harriet. Ich habe während meiner Nachtwache erkennen müssen, dass wir beileibe nicht die Einzigen sind, die geheime Pläne in die Tat umsetzen wollen. Der Hof war überzogen von Leuten, die sich gegenseitig an die Gurgel gingen. Es hat sogar schon Tote gegeben, nicht zu knapp. Es wäre von Vorteil, würden die an diesem Zwist beteiligten nicht erfahren, dass wir im Geheimen bereits mitspielen.“

Die junge Frau blieb gelassen, so sehr sich ihr Bruder auch mühte, ihr den Ernst der Lage

nahezubringen.

„Es ist, wie es ist! Daran können wir nun nichts mehr ändern. Groß zu forschen bleibt uns auch keine Zeit mehr. Auch wenn es zur Stunde ungünstig erscheint, günstiger wird es nicht mehr werden. Wir müssen sofort zuschlagen. Ich gebe zu, wir könnten in Schwierigkeiten geraten, da wir ins Ungewisse hinein handeln, aber wir beide wissen doch, wir könnten in sehr viel mehr Schwierigkeiten kommen, sollten wir jetzt zögern!“

„Gut – so soll es ein!“, erklärte der junge Mann zögernd, ihm war nicht recht wohl bei der ganzen Sache. Aber wenn es stimmt, dass das Glück mit den Mutigen wäre, dann würde bestimmt alles gut gehen.

„Wie sehen die Pfade nach Norden aus, Harriet? Haben wir später Raum für einen unbemerkten Rückzug?“, fragte er seine Schwester.

Harriet nickte.

„Dort treibt sich zur Zeit niemand herum, keiner würde uns sehen können. Nur ein leerer Unterstand für Pferde, der auf unserem Weg liegen wird, ist noch schwach erleuchtet!“

„Seit wann brauchen Pferde Licht?“

„Pferde wohl nicht. Aber dem Südländer, der dort eine unwillige Frau mit Gewalt zu seiner Gespielin machen möchte, ist wahrscheinlich ein wenig Licht nicht unangenehm. Schließlich möchte er sie nicht blind besteigen! Sie sieht sehr gut aus, ich würde das an seiner Stelle auch nicht wollen!“

„Oh !!“, sagte der junge Mann zunächst nur, „Ist Hilfe vonnöten?“

Harriet schüttelte den Kopf.

„Ich denke, das ist nicht der Fall. Der Kerl hatte alles unter Kontrolle und er sah auch nicht so aus, als bräuchte er Beistand, wenn er sich ein Weib untertan machen möchte. Diese Zicke dürfte mittlerweile die ersten Lektionen bekommen haben, die sie in Zukunft fügsamer werden lassen. Allerdings weiß ich nicht, wie viel Nachschlag so ein Südländer brauchtobwohl, das muss ich gestehen, mit Freuden gerne selbst einmal am eigenen Leib erfahren würde, was so ein Südländer zu bieten hat !“

Der junge Mann verzog das Gesicht und stöhnte leise.

„Kannst du denn nie bei der Sache bleiben? Wie oft habe ich dir schon erklärt, dass man mit dem Kopf denkt und nicht mit dem Unterleib? Aber lassen wir es dabei! Sollten sie später noch vor Ort sein und unseren Weg kreuzen, dann müssen wir sie beide töten! Hast du das verstanden?“

Harriet nickt und lächelte selig.

„Darf ich sie beide töten, würdest du mir das überlassen?, bettelte sie und sah ihren Bruder mit treuherzigen Augen an.

Der junge Mann strich ihr liebevoll über das Haar. Diesem Blick hatte er noch nie widerstehen können.

„Aber natürlich! Wie könnte ich dem Glück meiner Schwester im Wege stehen?“

Und Harriet klatschte vor Freude in die Hände, wie ein kleines Mädchen, dem man eine heiß ersehnte, neue Puppe überreicht.

„Du bist der beste Bruder auf der Welt!“

Der alte Rossler wurde langsam unruhig. Immer, wenn er sich endlich dazu durchgerungen hatte, sich der Schankmaid zu nähern, hörte er von ihr wieder diese herunter geleierten Worte:

„Ich wünsche eine gute Nacht! Danke für Euren Besuch in unserem Haus. Es würde uns freuen, dürften wir Euch schon bald wieder bei uns begrüßen. Sollte es Euch gefallen habe, dann empfiehlt uns bitte weiter!“

Und jedesmal kam wieder eine kleine, ziemlich angetrunkene Schar durch die geborstene Türe gezogen, um den Heimweg anzutreten. Nachdem die beiden Schattenklingen in der Dunkelheit verschwunden waren, kamen wenig später drei Kerle, deren Gehirne in ihrem Kopf, bildlich gesehen, bereits in einer Bierlache schwammen, denn ihre berauschte Seligkeit kannte keine Grenzen mehr. Nachdem die Schankmaid pflichtgemäß ihren Satz herunter gerattert hatte, versuchte einer dieser Kerle ihr den üppigen Ausschnitt zu küssen, worauf er eine Ohrfeige erhielt, die ihn zwei Schritte durch die Lüfte fliegen ließ, ehe er schmerzhaft auf dem harten Hofboden aufschlug. Seine Kumpane fanden das

sehr lustig, denn sie lachten bis sie furzten. Sie verabschiedeten sich von der Schankmaid aus sicherer Distanz, dann versuchten sie ihren Kameraden, der regungslos wie eine umgestürzte Vogelscheuche auf dem Boden lag, wieder aufzurichten. Das gelang erst im dritten Versuch, da auch die Helfer nicht mehr sicher auf ihren Füßen standen und zweimal selbst zu Boden gezogen wurde. Als sie dann alle, sich gegenseitig stützend, wieder auf den Beinen waren, spuckte der Geschlagene erst einmal ein bisschen Blut aus und dann grinste er zufrieden.

„Habt ihr das gesehen, Kameraden? Das Weib hat es in sich! Da ist keine Zweifel – sie liebt mich!“ Seine Kumpane stimmten ihm lallend zu, zogen ihn aber dennoch in die entgegengesetzte Richtung, denn die angesprochen Schankmaid warf ihnen bereits böse Blicke zu und das ließ auch dem wackersten Mann das Blut in den Adern gefrieren. Die drei Zecher waren bereits in der Dunkelheit verschwunden, als Rossler noch einmal den Aufschrei hörte:

„SIE LIEBT MICH...LASST MICH ZU IHR !!!“

Seine Kameraden entsprachen seinem Ansinnen offensichtlich nicht, denn er tauchte nicht wieder auf und das war auch gut so, denn die Schankmaid hätte ihn wahrscheinlich wie einen trockenen Keks zerbröseln, hätte er sich ihr erneut unsittlich genähert.

Dann war wieder Ruhe, aber nicht für lange. Es folgten zwei kräftige Knechte, die ebenfalls in ihrer Mitte einen schwer schwankenden Mann zu stützen versuchten – keine leichte Aufgabe, wie es den Anschein hatte. Der Betrunkene vermochte irgendwie nach allen Seiten gleichzeitig zu torkeln, was seinen Helfern, obwohl kräftig an Gestalt, die Aufgabe nicht eben leichter gemacht hatte. Und ständig lallte er lautstark vor sich hin, wie verdorben und verkommen die ganze Welt wäre. Dann beschimpfte er seine Frau als eine Hure und gleich danach kündigte er mit seiner schweren Zunge an, dass er in der Stadt schon bald aufräumen würde und allen Unrat durch die Tore nach außen fegen würde. An dieser Stelle musste er seinen Redeschwall kurz unterbrechen und sich ausgiebig auf den Boden des Hofplatzes übergeben. Als der letzte Brocken seines Mageninhalts den Weg ins Freie gefunden hatte, holte er tief Luft und brüllte:

„Mit diesen Kakerlaken von den Schattenklingen werde ich beginnen..... !“

Dann verlor er das Bewusstsein und hing schlaff in den starken Armen der beiden Knechte, die ein wenig unglücklich dreinschauten, da sie nicht wussten, wie es weitergehen sollte. Aber dann trat eine Frau ins Freie, die sie hilfeschend ansahen und Anweisung erwarteten. Die Frau blieb stehen, ihr Blick war alles andere als freundlich.

„Schleift ihn zum Zelt und werft ihn auf sein Lager!“, befahl sie kalt und hartherzig, „Und seid nicht allzu sanft mit ihm, er hat es nicht besser verdient!“

Die Knechte sahen sich verwirrt an, dann zuckten sie mit den Schultern, packten den Bewusstlosen unter den Schultern und begann ihn nach Hause zu zerren, dass die Spitzen seiner Stiefel selbst auf dem harten Erdboden zwei tiefe Schleifspuren hinterließen. Der Betrunkene ließ dies alles regungslos mit sich machen. Ein paar Schritte weiter gab er dann wieder ein Lebenszeichen von sich – er würgte erneut. Der Schwall kam so überraschend, dass die beiden Knechte auf die Seite sprangen, um nicht getroffen zu werden. Dazu mussten sie ihren Schutzbefohlenen natürlich loslassen, so dass dieser mit dem Gesicht voran in seine eigene Kotze platschte. Die Frau hatte den Vorgang bis zu diesem Zeitpunkt mit ungerührtem Gesicht verfolgt. Jetzt aber lächelte sie grimmig und murmelte halblaut vor sich hin:

„Recht so – ersticke darin, du altes Ekel!“

Die beiden Knechte fühlten sich ein wenig unglücklich, denn der Betrunkene hatte sich am gesamten Oberkörper mit Erbrochenem besudelt und nun wussten sie nicht mehr, wie sie ihn anpacken sollten, ohne sich selbst schmutzig zu machen. Ihr Zögern ärgerte die Frau.

„Schafft ihn mir endlich aus den Augen !“, herrschte sie die beiden Träger an und ein wenig freundlicher fügte sie an, „Wenn ihr ihn abgelegt habt, könnt ihr euch aus der großen Truhe eine Flasche Branntwein nehmen, als Lohn für eure Mühe!“

Eine solche Verheißung half den beiden Knechten über ihren Ekel hinweg. Sie packten den Betrunkene an den Handgelenken, dort war er noch einigermaßen sauber. Dann schleifte sie ihn über Stock und Stein wie einen Tierkadaver hinter sich her.

Die Frau sah ihnen lange nach, dann wandte sie sich der Schankmaid zu. Der alte Rossler erschrak, denn erst jetzt sah er ihm fahlen Licht der Laternen die Blutergüsse um das linke Auge dieser Frau und er fühlte sich unangenehm berührt, obwohl er zumindest mit dieser einen Misshandlung nicht zu tun gehabt hatte.

„Ich bedanke mich für Eure Dienste und bitte um Vergebung für alle Unannehmlichkeiten die wir verursachten!“

Die Frau verbeugte sich ergeben vor der Schankmaid, die nicht so recht wusste, was sie von dieser Geste nach dem Wunsch einer Abbitte halten sollte.

„Schon gut!“, sagte sie knapp, als sie erkannte, dass diese Dame ohne die Annahme einer Entschuldigung nicht verschwinden würde und sie hatte recht.

Die Frau richtete sich erleichtert wieder auf und dann zog auch sie sich zurück, allerdings in eine ganz andere Richtung als jene, die sie den Knechten zuvor befohlen hatte!

'Jetzt oder nie !!', dachte sich der alte Rossler, denn die Zeit drängte und das aus mehreren Gründen gleichzeitig. Der Kutscher nahm seine ganzen Mut zusammen und schritt vorwärts. Diesmal würde er nicht mehr weichen und wenn auch gleich die gesamte Stadtwache Brees durch das Tor schreiten würde. Sogleich stand er vor der Schankmaid, aber diese schien mit ihren Gedanken woanders zu sein, sie hatte ihn schlicht übersehen und rührte sich nicht.

Der alte Rossler räusperte sich, um Aufmerksamkeit zu erhaschen.

„Ich wünsche eine gute Nacht! Danke für Euren Besuch in unserem“, plapperte die Schankmaid erst einmal vor sich hin. Dann aber erkannte sie, dass der kleine Grauhaarige, der vor ihr stand und unruhig von einem Bein auf das andere trat, sich gar nicht verabschieden, sondern offensichtlich um Einlass bitten wollte. Sie funkelte den Kutscher mit ihren Augen angriffslustig an.

„Pack dich weg, Alterchen! Hier kommt keiner mehr rein, wir schließen gleich!“

Des alten Rosslers Körpergröße war kleiner als die der meisten Menschen und so überragte ihn die Schankmaid um mehr als eine Haupteslänge. Ihre gewaltigen Brüste reckte sich dem Südländer wie zwei Bollwerke entgegen und Rossler betrachtete sie mit einem gehörigen Respekt, so wie man im Nebelgebirge furchtsam zu großen Schneeanhäufungen auf Steilhängen hinauf sieht, die jederzeit als eine Lawine ins Tal donnern könnten, alles mit sich reißend, bis zuletzt alles unter Schneemassen begraben liegt.

Rosslers Kehle war so trocken als hätte er Torf gefressen, daher hörte sich seine Stimme so rau und kratzig wie ein schlecht geöltes Scharnier an.

„Nicht einen Trunk begehre ich, ebenso steht mir der Sinn nicht nach Speise. Kenntnis such ich zu erlangen und wo sollte ich sonst danach forschen, wenn nicht bei einer holden Schankmaid, deren Zunft über alle Länder hinweg nicht nur wegen ihres Fleißes bekannt ist. Man sagt Euch auch nach, Ihr wüsstet über das Leben als solches und das Treiben der Leute auf der Straße mehr als jeder Stadtbüttel oder gar die studierten Gelehrten in ihren Stuben. Und so wende ich mich hilfesuchend an Euch, um einer quälenden Frage endlich die erhoffte Erlösung zu geben. Ich bin mir sicher, dass Eure Weisheit nur noch von Eurer Anmut übertroffen wird, es würde auch nicht lange dauern und Ihr könntet einen alten Mann sehr glücklich machen.“

Die Schankmaid hörte ihm geschmeichelt zu, schwankte aber noch eine gewisse Zeit lang hin und her zwischen einem Wohlwollen auf der einen Seite und einem hartnäckigen Misstrauen auf der anderen. Zuletzt siegte aber die Eitelkeit und mit einer huldvollen Handbewegung zeigte sie dem alten Mann an, er möge seine Frage vortragen.

Rossler wagte es nun einen Schritt näher zu kommen, nicht etwa, da er Zutrauen zu der Schankmaid gewonnen hätte, er fürchtete sie nach wie vor mehr als einen zerstörerischen Orkan, sondern mehr deshalb, da seine Worte nicht für jedermanns Ohren bestimmt waren. Vielleicht war es auch nur ein Schinden von Zeit, denn noch immer wusste er nicht so richtig, wie er unauffällig danach fragen könnte, ob die Jägerin und ihr Gefährte hier im Haus ein Zimmer bezogen hätten. Nachdem er in dieser Hinsicht ums Verrecken keine Strategie entwickeln konnte, beschloss er frei von der Leber weg zu reden.

„Ich suche eine Frau ...!“, raunte er der Schankmaid zu. Schnell stellte sich heraus, dass diese einfachen Worte ein denkbar ungünstiger Beginn gewesen sind, denn die Schankmaid schien gründlich misszuverstehen. Schon zuckte ihre rechte Hand, um dem Alten eine gebührende Antwort zu geben, als der alte Rossler seinen Worten hastig anfügte:

„Eine Jägerin!“

Diese Erklärung konnte die Lage wieder entspannen und die Schankmaid beruhigte sich wieder. Sie beugte sich zu den Kutscher herab und in einem verschwörerischen Tonfall flüsterte sie ihm spöttisch zu:

„Ich habe heute gut ein Dutzend Jägerinnen gesehen, ganz zu schweigen von denen, die ich nicht erkennen konnte, da sie ihr Jagdwams mit einem einfachen Kleid getauscht hatten. Solltet Ihr eine bestimmte suchen und davon gehe ich einmal aus, müsstet Ihr schon mehr Einzelheiten offenbaren!“

Rossler seufzte innerlich. Das Weib hatte gut reden. Er hatte nicht die geringste Ahnung, welche offenbarenden Einzelheiten er hätte vortragen können. Der Hinweis auf niedliche Brüste ist wahrscheinlich kein so gutes kennzeichnendes Merkmal, um eine Auswahl einzuschränken.

„Hmmm!“, sagte Rossler und dachte nach.

„War sie heute in Taverne zugegen?“, fragte die Schankmaid ungeduldig aufs Geratewohl nach. Ihr dauerte das Ganze mittlerweile etwas zu lange. Des Kutschers Gesicht erhellte sich plötzlich.

„Ja, das war sie. Ich habe sie dann leider aus den Augen verloren. Sie saß etwas abseits, dort hinten, gleich bei dieser Nebentüre!“

Rossler deutete auf den kleinen Tisch, an dem die Jägerin und ihr schurkischer Gefährte vor ein paar Stunden gegessen waren.

„Ach diese meint Ihr!“, sagte die Schankmaid und der abfälliger Ton, in dem sie ihre Worte kleidete, verriet dem Kutscher zum einen, dass sie die Jägerin tatsächlich kannte und zum zweiten, dass die beiden nicht gerade Freundinnen waren. Rossler jubelte stumm. Besser hätte es nicht laufen können. Er ging davon aus, dass es der Schankmaid eine ausgesprochene Freude sein würde, die Jägerin ans Messer zu liefern. Doch sein Überschwang erfuhr einen jähen Dämpfer, als er gefragt wurde:

„Was wollt Ihr denn von DER?“

Verdammt! Rossler hasste Gegenfragen, jetzt ganz besonders. Mit der Wahrheit konnte er ja nicht herausrücken. Das Goldsäckel sollte besser unerwähnt bleiben, sonst ginge der halbe Hengstackerhof auf Schatzsuche.

„Ich muss Ihr etwas geben!“, antwortete er ausweichend.

Die Schankmaid grinste hässlich.

„Ihr müsst Ihr etwas geben? Etwas aus Eurer Hose?“

Dem alten Kutscher wurde es ziemlich mulmig. Dass Gespräche auch immer so unangenehm werden müssen, immer dann, wenn sie sich der Wahrheit nähern. Rossler war kein großer Freund von Ehrlichkeit, aber in diesem Fall wollte er es doch einmal versuchen.

„Ihr habt es ... erfasst! Ich ... hätte da reichlich zu geben!“, antwortete der Kutscher ächzend und er musste sich mächtig anstrengen nicht zu stottern. Er musste unbedingt das Thema wechseln, wenn er seinen Auftrag noch erfolgreich ausführen wollte. Er musste in Erfahrung bringen, wo die Jägerin und ihr Gefährte ihr Lager aufgeschlagen hatten. Wo sich die Jägerin selbst aufhielt, das wusste er ja schon. Die lag wahrscheinlich immer noch oder schon wieder unter seinem Anführer. Doch ihr Gefährte lief, wahrscheinlich mit den Goldsäckel am Gürtel irgendwo herum. Gut möglich, dass er sich einen Dreck drum scherte, was mit seiner Gefährtin gerade geschieht und noch geschehen wird. Das Lager, er musste es einfach finden.

„Kennt Ihr den Namen der Jägerin?“, fragte er beiläufig.

Die Schankmaid grinste jetzt noch hässlicher.

„Oho – Ihr seid also ein Mann edler Gesinnung, wenn es Euch wichtig ist den Namen einer Frau zu erfahren, bevor Ihr Euch auf sie legt! Wie dem auch sei – er nannte sie Abalea und sie ihn Swanter. Mehr weiß ich nicht!“

„Vielleicht wisst Ihr, wo sie sich jetzt aufhalten?“

Rossler's Frage galt vorwiegend dem Verbleib dieses Swanters, aber das wollte er nicht betonen, daher fragte er nach beiden.

„Die dürft jetzt in ihrem Zimmer liegen und schlafen wie eine Steinstatue! Diese Jägerin in ganz besonderer Weise!“

„Und wo ist dieses Zimmer zu finden?“

„Folgt dem Gang hinter der Theke bis zum Ende. Wenn ihr dort aus dem Fenster ins Freie fällt, seid ihr zu weit gegangen! Es ist das hinterste Zimmer links!“

Der alte Rossler unterdrückte einen lauten Jubelschrei nur mit Mühe. Er hätte nie gedacht, dass er seinen Auftrag so schnell würde erledigen können. Er beglückwünschte sich selbst für die Idee sich an eine der Schankmädchen zu wenden und er war dankbar, schon bei seinem ersten Versuch an eine geraten zu sein, die offensichtlich im Besitz allen wichtigen Wissens gewesen war. So hatte es das Schicksal doch noch gut mit ihm gemeint und ihn reichlich beschenkt.

Der Kutscher verbeugte sich tief vor der Schankmaid.

„Habt Dank dafür, werte Dame, dass ich an Eurer Weisheit teilhaben durfte. Euer Rat war mir von hohem Wert!“

„Es ist gerne geschehen!“, antwortete sie, aber sie log. In Wahrheit ärgerte sie sich darüber, erst jetzt zu erkennen, dass sie ihr Wissen gut in klingende Münze hätte eintauschen können, wenn es für den alten Südländer von so hohem Wert gewesen war. Doch vergossenen Wein kann keiner mehr trinken und sie tröstete sich damit, dass der Höhepunkt dieser Nacht für sie noch bevorstand.

Schon wollte sich der alte Rossler abwenden, um seinem Anführer Bericht zu erstatten und ihn an der Jägerin abzulösen, als ein fürchterlicher Verdacht in ihm wuchs und ihn nicht mehr losließ.

„Ich habe da noch eine letzte Frage ...!“, sprach er zögernd die Schankmaid noch einmal an. Diese überlegte kurz, ob sie vielleicht doch noch die Hand aufhalten sollte, um sich für jede Antwort entlohnen zu lassen. Aber sie unterließ es dann doch. Die Antworten von Wert hatte sie sowieso schon verschenkt.

„Fragt!“

Rossler kraulte sich nachdenklich den Bart.

„Ihr sagtet, die Jägerin schlief in besonderer Weise! Was habt ihr damit gemeint?“

Normalerweise würde die Schankmaid ihre Geheimnisse niemals mit einem Südländer teilen und ihm lieber das Fell gerben, wenn er nach etwas fragen würde, was ihn nichts angeht. Aber sie fühlte sich in einer Redelaune, die von seliger Vorfreude mächtig befeuert wurde. Zudem war sie, anders als es Rossler's Schmeicheleien beschrieben hatte, im Geiste eher schlicht und sie hatte schon immer die Eigenschaft gehabt, schneller reden als denken zu können.

„Ich gab ihr ein starkes Schlafmittel. Die würde nicht einmal auf einem flammenden Scheiterhaufen aufwachen!“

Der Kutscher konnte kaum glauben, was er da hörte und sich schon gar keinen Reim darauf machen.

„Aus welchem Grund habt ihr das getan?“

Die Maid grinste wieder abscheulich.

„Sobald ich hier meine Arbeit beendet habe, werde ich mir ihren hübschen Gefährten schnappen. Und während sie friedlich daneben schläft, werde ich ihm den Verstand aus dem Leib reiten. Glaubt mir – kein so großes Lustgeschrei würde sie erwachen lassen!“

Rossler's üble Vorahnung wollte einfach nicht verfliegen und zudem hatte er nun eine Sorge mehr. Dieser Swanter tat ihm zwar ein bisschen leid, aber mehr noch kümmerte es ihn, dass dieses liebestolle Weib nicht nur dessen Hose von der Hüfte, sondern auch das Goldsäckel vom Gürtel streifen würde, sobald sie von der wahren Natur des Säckchens wissen würde. Aber selbst dieser Gedanke quälte ihn weit weniger als ein anderer, der in seinen Gedanken noch keine erkennbare Form angenommen hatte.

„Wie habt ihr denn das Schlafmittel verabreicht?“

Der Kutscher war bemüht möglichst anerkennend zu klingen, um die Schankmaid bei Laune zu halten und das gelang ihm auch.

„Ich gab es in einen der Humpen, den ich ihnen brachte und sorgte dafür, dass er bei der Jägerin

landete! Jetzt sind die Humpen leer! Was soll ich sagen? Vor Tagesanbruch macht die ihre Augen nicht mehr auf!“

Der alte Rossler fühlte sich auf einmal so unglaublich müde. Er wusste, was die Schankmaid nicht wissen konnte und er würde sich hüten, es ihr zu erzählen. Weder dieser Swanter noch die Jägerin haben auch nur einen Tropfen aus diesen Humpen getrunken. Das waren andere gewesen !

Verdammt und nochmal verdammt!!

Der Anführer und der Kutscher hatten die Humpen ergriffen, ohne sich Gedanken zu machen, für wen speziell das Bier gedacht gewesen war – warum auch?. Einer von ihnen hat offensichtlich mit dem Bier auch ein mächtiges Schlafgift zu sich genommen.

Doch wer?

Offensichtlich ging die Schankmaid davon aus, dass das Gift seine Wirkung schon entfaltet haben muss und wer sollte das besser wissen als sie selbst? Der alte Rossler fühlte sich zwar ein wenig schlapp, was für die späten Nachtstunden auch ohne Schlaftrunk nicht als unüblich angesehen werden konnte. Aber er war noch wach! Das würde dann aber bedeuten, dass es den Anführer erwischt hätte.

Nun hatte es der Kutscher sehr eilig. Die Dinge hatten eine Wendung genommen, die selbst der Weiseste nicht hätte vorhersehen können und der alte Rossler erkannte wieder einmal mehr, dass das Schicksal eine launische Hure ist, die einen Mann auf den Gipfel des Glücks führt, um ihn anschließend in das Tal des Jammers zu stoßen.

„Ich muss gehen!“, erklärte er knapp und schon rannte er davon.

Sowie er in der Dunkelheit verschwand, hatte ihn die Schankmaid auch schon wieder vergessen.

„Ich wünsche eine gute Nacht! Danke für Euren Besuch in unserem Haus. Es würde uns freuen, dürften wir Euch schon bald wieder bei uns begrüßen. Sollte es Euch gefallen habe, dann empfiehlt uns bitte weiter!“, sagte sie gelangweilt, als vier Herren, die eine einzelne Dame in einem langen braunen Kleid eskortierten, die Taverne verließen und keiner von ihnen war noch nüchtern – im Gegenteil. Einer der Herren eilte zwei Schritte voraus, drehte sich um und verbeugte sich übertrieben tief. Er wäre bei diesem Manöver beinahe gestürzt.

„Edle Dame“, erklärte er mit schwerer Zunge, „Darf ich Euch sicheres Geleit nach Hause geben? Es gibt so viele böse Menschen und ich will nicht dass Euch etwas passiert!“

Die Frau kicherte nur dümmlich.

„Edle Dame?“, prustete einer anderen Herren los und lachte bis er husten musste, „Das ist keine edle Dame, sondern ein Prachtweib! Und sie will es ja gerade eben, dass ihr etwas passiert – nicht wahr?“

Dann rülpste er laut und schloss seine Kundgebung mit einem zackigen, selbst bestätigendem

„Jawohl!“ ab.

Und um seinen Worte möglichst viel Ausdruck zu verleihen, gab er der Frau einen ordentlichen Klaps auf den Hintern, was sie erneut zum Kichern brachte.

Schon wollte ein weiterer der Herren eine Erklärung abgeben, die mit anderen hervor stehenden Körperteilen der Dame zu tun gehabt hätte, als ein Mann aus der Taverne kam, den man wahrlich als Hünen bezeichnen konnte. Er war so breit wie normale Männer hoch waren und seine Oberarme hatten den Umfang eines Schiffsmasts.

„Ich wünsche eine gute Nacht! Danke für Euren Besuch in unserem Haus. Es würde uns freuen, dürften wir Euch schon bald wieder bei uns begrüßen. Sollte es Euch gefallen habe, dann empfiehlt uns bitte weiter!“, waltete die Schankmaid ihres Amtes.

Der muskelbepackte Riese beachtete sie aber nicht weiter. Er lief zur Dame mit dem braunen Kleid zu und sagte zu ihr halb erleichtert, halb tadelnd:

„Da bist du ja endlich. Ich habe seit Stunden nach dir gesucht. Hast du wieder getrunken? Ach mein Liebling, du solltest es wissen, es bekommt dir doch nicht!“

Dann blickte sich der Hüne um und betrachtete die umstehenden Herren mit einem scharfen Blick.

„Ist dir einer diese Männer zu nahe getreten, mein Liebling?“, fragte er drohend und die vier Herren wurde nun sehr kleinlaut und taten so, als stünden sie hier nur herum, um den Sternenhimmel zu betrachten.

Die Frau im braunen Kleid kicherte nur vor sich hin.

„Komm Guthilde, wir gehen jetzt nach Hause!“

Der Hüne nahm sie bei der Hand und so schritten sie vorwärts. Selbst als sie bereits in der Dunkelheit für das Auge verschwunden waren, konnte man die Frau noch entfernt kichern hören.

„Uff !!“, sagte einer der verdatterten Männer, „Wo kam der denn plötzlich her?“

„Und war ihr Name nicht Adelgund?“, fragte sich ein zweiter.

„Stehen dort, wo die hingehen überhaupt Zelte?“, gab der dritte zu bedenken und der vierte sagte nur:

„Mist!“

„Ich brauche jetzt nochmal etwas zu trinken. Wer geht mit?“

Die anderen waren alle derselben Meinung und hoben beipflichtend die Hand. Nur eine, und das gab zuletzt den Ausschlag, war vehement dagegen. Als sich die Herren anschickten in die Taverne zurückzukehren, stellte sich ihnen die Schankmaid in den Weg, die Hände kampflustig in die Hüften gestemmt und allem Anschein wild entschlossen, den Eingang gegen alle eventuellen Ankömmlinge zu verteidigen.

„Nix da!“, erklärte sie kurz und bündig, „Die Taverne schließt gleich und Ihr habt wirklich schon genug gesoffen! Geht jetzt auf Euer Lager!“

Die Herren blieben wie angewurzelt stehen. Sie hätten es lieber mit dem Hünen von vorhin aufgenommen als mit dieser mächtigen Schankmaid, die mit ihren riesigen Brüsten wahrscheinlich alle vier auf einmal ersticken könnte.

„Wir sollten der Empfehlung dieses freundlichen Trolls folgen. Wer geht mit?“

Die anderen waren alle derselben Meinung und hoben beipflichtend die Hand. Und so trotteten sie in das Zeltlager zurück und wie schon so viele vor ihnen, benötigten sie auf ihrem Weg die gesamte Breite des Hofes.

Dann war die Schankmaid wieder alleine auf ihrer Wacht am geborstenen Tor und wartete darauf, dass auch die letzten Gäste der Taverne endlich das Weite suchen würden.. Um sich selbst zu unterhalten, sang ein kleines Lied vor sich hin:

„Gleich beginnt die Männerhatz
auf Swanter, meinen lieben Schatz!“

Der Text war albern und die Melodie grässlich, aber der Schankmaid gefiel es!

Marric lief in der engräumigen Schlafkammer des Hofherren hin und her, von Wand zu Wand und wieder zurück, wie ein gereizter Säbelzahniger in einem viel zu kleinen Käfig. Hymephos dagegen saß mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Bett und schien die Ruhe selbst zu sein. Er hatte sich dort in Sicherheit gebracht, um von seinem unruhigen Anführer nicht aus Versehen unter die Dielen getrampelt zu werden. Er sah gelassen zu wie Marric im Kreis herum lief, gleichzeitig über mehrere Probleme nachdachte und dabei die restliche Welt vergaß. Das machte Hymephos zwar leicht nervös, aber er wagte es nicht, die Gedankengänge seines Anführers zu stören. Er hatte Marric alles erzählt was Swanter ihm zu berichten bereit gewesen war und das war nicht nicht unbedingt viel gewesen, dafür aber um so erschreckender.

Da blieb Marric plötzlich stehen und massierte sich die Schläfen.

„Nur um nachzuprüfen, ob ich das alles richtig verstanden habe ... !“, brummelte er halblaut vor sich hin, „Wir werden angegriffen von einer Sippe, die sich selbst die Mondschnaken nennen?“

„Ja und nein!“, entgegnete Hymephos und Marric stöhnte.

„Was nun??“, fragte der Anführer der Schattenklingen etwas gereizt.

Hymephos konnte sehr gut mit ihm fühlen. Er selbst hatte es nicht alles erfassen können, was ihm Swanter auf dem Weg ins Haus alles erzählt hatte. Aber das wenige, was er verstanden hatte, war bedeutend genug, Marric zu verständigen, auch wenn noch tausend Fragen offenstanden.

„Es ist eine besondere Vereinigung. Niemand, nicht einmal eines des Mitglieder selbst, weiß, wie groß diese Sippe eigentlich ist! Jeder kennt nur diejenigen, mit denen er unmittelbar zu tun hat!“

„Wie soll das funktionieren?“, fragte Marric etwas unwirsch, da er sich hundemüde und daher leicht

überfordert fühlte.

„Offensichtlich gut!“, bemerkte der Hüter gelassen, „Sie sind immer zu zweit unterwegs, sie nennen das eine Einheit. Eine Einheit besteht also immer aus zwei Personen. Diese Einheiten sind zu Gruppen zusammengefasst, die aus bis zu fünf Einheiten bestehen. Diese Gruppen bekommen ihre Befehle von übergeordneten Einheiten, die ihrerseits ebenfalls wieder zu Gruppen zusammengefasst sind. Die untergeordnete Gruppe kennt aber nur diese eine Einheit, die sie befiehlt, nicht aber den Rest der übergeordneten Einheiten, die sonst noch in dieser Gruppe sind. Aber auch die übergeordneten Gruppen können nicht nach Gutdünken handeln, denn auch sie werden von einer noch höheren Einheit kontrolliert, die wiederum einer Gruppe angehören und so weiter. Es ist völlig im Verborgenen, wie viele dieser Befehlsebenen es gibt, aber ganz oben steht der sogenannte Mondkönig, der alleine den vollen Überblick über die Vereinigung hat. Es könnte aber auch eine Mondkönigin sein, aber ich fürchte, es gibt da nur eine Handvoll Leute, die das genau wissen. Es gibt kein Sippenhaus, denn sie treffen sich ohnehin nie in ihrer Gesamtheit, wohl aber unzählige Stützpunkte. Jede Gruppe auf jeder Ebene hat da für sich freie Hand. Halb Bree könnte schon ein Stützpunkt der Mondschnaken sein und niemand würde es bemerken, nicht einmal die Mondschnaken selbst. Sie nennen diese Stützpunkte eine Grube.“

„Eine Grube ???“

Hymphos zuckte mit den Schultern.

„Ich nehme an, es ist eine Abkürzung für Schlangengrube, aber wer weiß das schon?“

„Das ist eine gute Frage, die mich zu einer weiteren inspiriert. Woher weiß dieser Swanter das alles?“

„Weil er selbst eine Schlange gewesen ist, der Vereinigung aber schon seit längerer Zeit den Rücken gekehrt hat. Behauptet er zumindest. Seither scheint er auf der Flucht zu sein. Die Vereinigung duldet keine Verräter, die Mitgliedschaft ist zwingend und gilt lebenslang. Anderenfalls ist so ein Leben nicht mehr viel wert und wird meist sehr unschön beendet!“

„Dann ist dieser Swanter also ein mutiger Mann, wenn er sich dem widersetzt?“

Hymphos verzog das Gesicht.

„Ich bin mir nicht sicher. Mutig? Über die Gründe seines Austritts dort hat er nicht viele Worte verloren. Swanter ist ziemlich gerissen und mit allen Wassern gewaschen. Ich würde ihm nicht allzu sehr vertrauen. Immerhin hatte er sich lange genug in der Gemeinschaft der Schnaken aufgehalten und hat in dieser Zeit ganz gewiss eine Unzahl schändlicher Taten begangen.“

„Und dennoch hilft er uns!“, stellte Marric fest, „Wenn wahrscheinlich auch nicht so selbstlos, wie es der erste Anschein andeuten möchte. Ich glaube aber nicht, dass er unsere Hilfe sucht. Er ist womöglich schon sein ganzes Leben alleine zurecht gekommen und pfeift auf jede Unterstützung.“

„Das könnte gut sein!“, stimmte Hymphos zu, „Dem Vernehmen nach wuchs er im Armenviertel zu Bree auf, wo er sich auf der Straße mit räudigen Kötern um die Nahrung balgen musste. Er ist wahrscheinlich ein Großmeister des Überlebens – listig, unnachgiebig und zäh. Bürgermeister Zartlärche jedenfalls hasst ihn mehr als eine haarige Warze auf der Nasenspitze!“

„Aber warum tut sich dann Swanter mit uns zusammen? Wir sind doch, nehmen wir es genau, die Leute die er fürchten muss!“

Hymphos zuckte verlegen mit den Schultern, denn er wusste keine Antwort auf diese Frage. Der Anführer der Schattenklingen hatte diese kleine Geste der Hilflosigkeit nicht gesehen, er hätte sich sonst wahrscheinlich in seiner Ratlosigkeit nicht so einsam gefühlt. Zu tief war er in seine Gedanken verstrickt, er hätte einen möglichen Zimmerbrand auch wohl erst dann bemerkt, würden die Flammen auf seine Robe übergreifen. Marric fehlten ein paar Stunden erholsamer Schlaf. Der vergangene Tag war sehr hart gewesen, der kommende würde es nicht minder sein, dabei hat er noch nicht einmal so richtig begonnen. Zudem haben ihm seine Alpträume zugesetzt, mehr als er sich dies zunächst eingestanden hatte und ein Überblick über Schnaken, Gruppen, Mond, Einheiten, Gruben und allen anderen Dingen wollte sich nicht einstellen.

„Vielleicht denkt er sich, dass die Feinde seiner Feinde als Freunde anzusehen wären oder er ist, im Gegensatz dazu, womöglich ein Spion, der uns auskundschaften soll!“, versuchte Hymphos die

Überlegungen Marrics zu bereichern, aber der Anführer schüttelte nur leicht den Kopf.

„Ich gestehe edler Hymephos, Euer Gedanke klingt sehr einleuchtend. Aber Swanter scheint mir ein Einzelgänger zu sein, der seine Freiheit niemals einer Vereinigung opfern würde. Das tat er nicht bei den Schlangen und das wird er auch nicht bei den Klingen tun!“

„Aber er tut es doch !!“, widersprach Hymephos, „Er tötete eine Schlange, um Hauptmann Degan das Leben zu retten, kämpfte gegen einen Freund aus alten Zeit auf Leben und Tod. Mir gegenüber jedoch ergab er sich ohne Aufforderung und er scheute sich nicht, sich mir aus freien Stücken umfassend anzuvertrauen. Obwohl ich der festen Überzeugung bin, dass er mich nur dürftig abgespeist hatte und längst nicht alles erzählt hat was er weiß, muss ich widerstrebend anerkennen, dass Swanter uns sehr entgegen gekommen ist!“

„Doch war es genug, um den Widerstand aufbauen zu können. Wir wissen jetzt, mit wem wir es zu tun haben und sind nicht mehr so hilflos wie zuvor. Ich bin mir sicher, mit Swanters Hilfe können wir erfolgversprechend zurückschlagen!“

„Seid Euch da mal nicht so sicher, Meister Marric! Gewiss, wir könnten ein paar schale Triumphe einfahren, wenn wir einige Einheiten ausmerzen. Vielleicht gelingt es uns sogar auch ein paar Gruben auszuräuchern. Doch wie wären diese Siege einzuschätzen? Niemals könnten wir anschließend erkennen, ob wir der Schlange den Kopf abgeschlagen haben und nur ein Stückchen der Schwanzspitze!“

„... weil wir keine Ahnung haben über die Anzahl der Einheiten und der Menge ihrer Zusammenschlüsse!“, ergänzte Meister Marric, „Doch umgekehrt gesehen, könnten wir hier auf dem Hengstackerhof schon längst von Schlangen umzingelt sein und wir würden es nicht einmal bemerken. Wir lägen für sie auf dem Präsentierteller wie ein Ochse am Spieß. Es wurden zwar zwei Einheiten bezwungen, doch wer weiß schon, wie viele sich sonst noch hier herumtreiben und uns ans Leder wollen!“

„Das Wunderliche daran ist ...“, erklärte Hymephos zögernd, „... dass die zwei niedergeworfenen Einheiten unter Umständen keine Kenntnis voneinander gehabt haben müssen. Geheimnistuerei scheint dieser Vereinigung oberstes Gebot zu sein und dennoch gehen sie insgesamt strategisch vor, obwohl möglicherweise Vorhut und Nachhut nicht voneinander wissen. Es gibt immer eine Oberschlange, welche die Fäden zieht und der Oberste von ihnen, den, welchen man den Mondkönig nennt, ist eine Person von unvorstellbarer Macht! Nur, so fürchte ich, sind wir nicht die Einzigen, die davon wissen!““ Marric hörte Hymephos Worte mit einem langsam aufkeimenden Grausen, denn er ahnte, worauf der Hüter hinaus wollte und sollte der recht behalten, dann wäre das ganze Land in einer größeren Gefahr, als sie von allen furchterregenden Heeren des dunklen Nordens ausgehen können.

„Die Schattenklingen würden versuchen den Mondkönig ausfindig zu machen, um seinem verderbten Treiben ein für allen Mal ein Ende zu bereiten!“, Marric flüsterte als trüge er die Furcht in sich, seine Worte könnten laut ausgesprochen ein Unheil herauf beschwören, „Aber das gilt längst nicht für jeden!“

„Das habt Ihr richtig erkannt, Meister!“, erklärte Hymephos fast tonlos, denn auch ihm schien die Sorge die Stimme zu rauben, „Sollten sich der Hexenmeister und der Mondkönig verbünden, wäre das ganze Land verloren! Ich glaube nicht, dass dies schon geschehen ist, sonst würden wir diese Unterhaltung nicht mehr führen können. Aber ich bin mir sicher, dass ein solches Bündnis angestrebt wird. Sie suchen diesen Mondkönig wahrscheinlich mit allen Mitteln ihrer Macht. Dies könnte auch die Anwesenheit der vielen Orks im Breeland erklären und warum sie immer noch gegen Schragen anbränden, obwohl sie ja offensichtlich einen anderen Weg ins Breeland gefunden haben, der die Brücke in Schragen umgehen kann. Sie suchen den Mondkönig, wollen ihn als Verbündeten und sollten die Häscher aus Angmar vor uns erfolgreich sein, wird sich Dunkelheit über das Land senken!“ Marric war augenblicklich hellwach. Schlaf wäre nun tote Zeit gewesen und sie hatten nichts davon zu verschwenden.

„Wo ist dieser Gefangene?“, fragte er Hymephos entschlossen.

„Ich überließ ihn der Obhut Onans und beauftragte Dioptheia darauf aufzupassen, dass der Gefangene in einem Stück bleibt!“

„Dann sollten wir uns beeilen. Ich möchte ihn befragen solange er noch sprechen kann!“, sagte Marric ernst, „Und wo hält sich Swanter auf, auch mit ihm will ich reden!“

„Der ist auch bei den anderen. Er kennt die Heimtücke der Schlangen besser als wir, also stellte ich ihn Onan zur Seite!“

„Das wird diesem launischen Zwerg aber gar nicht gefallen, zumal er Swanter auf keinem Fall vertrauen würde. Wie ich schon sagte, es ist besser wir beeilen uns!“

Diopeteia seufzte schwer. Um eine solche Nachtzeit gehört ein anständiger Hobbit ins Bett und nicht auf einen brisanten Wachposten, zudem belastet mit einem Auftrag, der schwierigerer Gestalt war, als ein Stück Ackerland mit einem dünnen Ast in der Hand gegen die zahllosen Tropfen eines sauren Platzregens zu verteidigen. Das lag der kleinen Dame aus dem Auenland schon schwer auf dem Gemüts. Aber Vilvi schlief selig und auch Frau Moos war im Kampf gegen ihre Müdigkeit inzwischen unterlegen. Luilia war noch immer nicht erwacht, doch Diopeteia machte sich um die Südländerin nun keine Sorgen mehr. Der Atem Luilias ging tief und gleichmäßig und manchmal war in ihrem Gesicht ein kurzes, aber fröhliches Lächeln zu sehen gewesen. Das konnte nur ein gutes Zeichen sein. Womöglich galt dieses Lächeln dem jungen Hofherren, der nunmehr schon lange ihre Hände hielt und ihr pausenlos die nettesten Dinge, die eine Frau sich vorstellen kann, ins Ohr flüsterte. Die kleine Gelehrte aus dem Auenland lächelte, denn sie fühlte, dass sich die anfängliche große Sorge Gaelms um eine schutzbefohlene Magd schon längst in die Zuneigung zu einer schönen Frau gewandelt hatte. Und Luilia schien die stetig wachsende Liebe sogar zu erwidern, wenn auch unscheinbar, da sie noch immer nicht bei Bewusstsein war. Aber Diopeteia erkannte es dennoch. Das Gesicht der Südländerin war bei weitem nicht mehr so totenbleich, hatte unter den schmeichelnden Worten Gaelms immer mehr Farbe angenommen und sah mittlerweile wieder so rosig aus, wie es vor dem Überfall ausgesehen haben musste. Die Hobbitdame konnte das aber nur vermuten, als sie die Magd zum ersten mal erblickte, war die junge Südländerin bereits in diesem beklagenswerten Zustand.. Diopeteia bemerkte auch die Kraft in der linken Hand der Magd, mit der sie die Hand des jungen Hofherren hielt, stärker noch er die ihre. Und da war eben auch noch dieses Lächeln! Das war mehr als nur die Hoffnung auf ein baldiges Erwachen, es war auch die Dankbarkeit für die Zuneigung die entgegen gebracht wurde und Luilia spürte, dass auch die Gefühle Gaelms wahr und aufrichtig waren. Sie würde, sobald sie die Augen wieder geöffnet haben wird, als erstes das Warmherzigkeit ausstrahlende Angesicht des jungen Hofherren erblicken und erkennen, dass sie sich, man könnte sagen im Schlaf, in Gaelm verliebt hatte. Dieses Empfinden wird ihr Freude und Schrecken zugleich bereiten, denn es dürfte fraglich sein, ob sie sich an die letzten Stunden überhaupt noch würde erinnern können. Aber sie würde es fühlen können und es wird sie glücklich machen. Die beiden werden sich lange in die Augen sehen und schweigen. Dann werden sie gleichzeitig lächeln und anschließend, sollten sie es schaffen die Unterschiede zwischen ihnen im Sinne des Stands und der Herkunft vergessen zu können, werden sie sich küssen – dessen war sich Diopeteia sicher. Sie hatte da ein Auge dafür. Dieses Szenario setzte natürlich voraus, dass auch Gaelm wach sein würde, denn das war er zum Zeitpunkt Diopeteias Betrachtungen nicht mehr. Er war unter seinem Reden eingeschlafen und dann mit dem Oberkörper nach vorne gesunken ohne Luilias Hand loszulassen. Nun ruhte sein Kopf, ohne dass sich der junge Hofherr dessen bewusst gewesen wäre, auf den Brüsten der Magd und er war dort bestens gebettet. Die Südländerin schien es nicht zu kümmern, im Gegenteil! Diopeteia war sich sicher, dass der Atem der Magd seither ein wenig schneller und offener ging, ihre Gesichtsfarbe einen rötlichen Schimmer annahm und sich ihr Lächeln öfter und dann auch länger zeigte.

Wenn es in dieser zum Wahnsinn neigenden Welt irgendwo einen Hort des Glücks und des Friedens geben sollte, dann läge er hier im hinteren Teil des Nebenzimmer der Taverne des Hengstackerhofs. Im vorderen Teil sah das leider ganz anders aus. Diopeteia seufzte erneut. Am verträglichsten war noch der, den sie Schlammbert nannten, obwohl auch dieser der kleinen Hobbitdame mittlerweile gehörig auf die Nerven ging. Er saß einfach nur mit zappelnden Füßen auf seinem Stuhl, mit den Augen ins Leere starrend und brabbelte immer nur einen einzigen Satz vor sich hin – wieder und wieder und

wieder

Diopeteia konnte es nicht mehr hören und hatte schon erwogen sich die Ohren zu verstopfen. Doch das wagte sie nicht wegen der restlichen Personen, die sich dort befanden, bei denen es nicht genügen würde nur ein Auge auf sie zu haben!

Der Gefangene, den Hymephos und dieser Fremde hier abgeliefert und in die Obhut Onans befohlen hatten, gefiel ihr überhaupt nicht und nicht einmal als dieser auf einen Stuhl gebunden war mit Fesseln, die selbst ein wütender Stier niemals hätte abschütteln können, fühlte sie sich sicher. Sie sah ihm Arglist und Heimtücke innewohnen, Bosheit floss ihm aus den Poren heraus wie Rotz aus der Nase eines verschnuften Nachtwächters und seine Worte wirkten wie blankes Gift. Solange Hymephos noch im Raum verweilte, hielt der Gefangene seine Lippen verschlossen und Diopeteia hoffte, dass Onan dies auch bewirkten würde und zum ersten mal seit langer Zeit war es der Hobbitdame gleichgültig ob der Zwerg dabei, wie man es von ihm schon gewohnt war, mit äußerster Brutalität vorgehe oder nicht. Einzig den Fremden, der in der Begleitung des Hymephos und von dem Diopeteia erst später erfuhr, dass es sich um diesen, von Meister Marric so fieberhaft gesuchten Swanter gehandelt hatte, sah der gebundene Meuchler hasserfüllt an, als gälte es, diesen Swanter mit Blicken zu töten oder zumindest mit einem Fluch zu belegen, der ihm den Arsch abfaulen ließe.. Der Fremde ertrug es gelassen und begegnete diesen bösen Blicken mit einem gelassenen Schmunzeln.

Swanter hielt sich sowieso viel lieber im Hintergrund auf und überließ es Hymephos vorzutragen, was jüngst alles geschehen war. Swanter hatte absolut kein Verlangen mehr alle Einzelheiten, die er auf dem Weg zur Taverne Hymephos anvertraute, jetzt ein zweites mal von sich zu geben. Viel erfuhren Diopeteia und die anderen nicht, nur das Wichtigste, um halbwegs über die augenblickliche Lage in Kenntnis zu sein. Details ersparte sich Hymephos, er hatte es verdammt eilig, denn er wollte so schnell wie möglich Meister Marric von den Vorkommnissen unterrichten und mit dem Anführer das weitere strategische Vorgehen erörtern. Nirgendwo spürt man einen Mangel so intensi, als beim Fehlen von Zeit. Hymephos konnte zudem nicht viel Begeisterung dafür entwickeln, diese Geschichte in ihrer ganzen Breite erst hier vor den Anwesenden, dann später noch einmal in vertrautem Gespräch mit Meister Marric erzählen zu müssen, in dieser Hinsicht erging es ihm ebenso wie Swanter.

Immerhin wussten sie nach dem Bericht, der sehr viel knapper nicht hätte ausfallen können, das Notwendigste, um sich auf die neue Lage einstellen zu können. Nun hatte der Feind einen Namen und er hatte auch ein Gesicht, wenn auch ein sehr zerbeultes. Das war zwar nicht viel Erkenntnis, aber es war wesentlich mehr als sie zuvor hatten. Dennoch lagen Diopeteia noch tausend Fragen auf der Zunge, aber weder Hymephos noch Swanter ließen sich auf die Wissbegierde der kleinen Dame ein. Sie wäre ohnehin die einzige gewesen, die eine Rückfrage gehabt hätte. Der Bürgermeister hatte eh nichts von dem verstanden, was Hymephos soeben erklärt hatte, als wäre der Vortrag komplett in einer ihm fremden Sprache gehalten worden und Onan genügte es zu wissen, dass sie die Zahl der Köpfe, die es nunmehr vom Rumpf zu hauen gilt, soeben beträchtlich erhöht hatte. Der Zwerg begutachtete nachdenklich die Schneide seiner Kampfaxt und fragte sich, wie viele Nacken er noch durchtrennen könnte, ehe sie einen neuen Schliff brauchen würde. Onan lächelte zufrieden, ein paar Dutzend würde er damit schon noch schaffen. Dann aber müsste er entweder die Axt schärfen oder einfach ein bisschen kräftiger zuhauen.

Zartlärche war das alles zu langweilig geworden und er beschloss seine unterbrochene Nachtruhe fortzusetzen, es erschien ihm sinnvoller als diesem dummen Gewäsch noch länger beizuwohnen. Allerdings verlegte er seine Schlafstätte um ein paar Schritt zum Fenster hin. Er wollte nicht zu nahe bei dem Gefangenen liegen, er fürchtete sich zu sehr vor ihm, trotz aller Fesseln, die den Meuchler banden. Der neu auserwählte Platz war da sehr viel besser, zum einen, da dann der alte Schlammert nun dem Gefangenen am nächsten saß, was Zartlärche als einen gewissen Schutz erachtete. Zum anderen war hier das Fenster sehr schnell zu erreichen und lud zur Flucht ein, sollte der Gefangene sich aus seinen Fesseln befreien können und die Lage außer Kontrolle geraten. Schlaf fand der Bürgermeister aber dennoch nicht. Und wieder einmal mehr, wie schon so oft in den letzten Stunden, bereute er zutiefst, seine Garde dem Hofherren überlassen zu haben. Nun lag sein Wohlergehen in den

Händen der Schattenklingen und das gefiel ihm nicht, das gefiel ihm überhaupt nicht. Wahrscheinlich war es eben dieser Gedanke, der einen erholsamen Schlummer nicht zuließ, mehr noch als die Furcht vor dem gefesselten Meuchler.

Als er sich halbwegs sicher sein konnte, nicht mehr beobachtet werden zu können, weder von der liebessollen Schankmaid, noch von zufällig vorüber schreitenden Gästen der Taverne, gab der alte Rossler das Schleichen auf und rannte los. Und wie er rannte. Als ginge es ums Leben. Und schon hatte er die letzte Hausecke, die noch zwischen ihm und dem Unterschlupf stand, in größter Eile umkurvt, er konnte diesen kleinen offenen Stall schon sehen, wo er seinen Auftrag erhalten hatte und von dem er hoffte, dass es ein Liebestempel werden könnte. Die Laterne dort brannte noch immer, aber, und das machte ihn nervös, es war so merkwürdig still. Rossler wusste nicht, was ihn erwarten würde, daher verlangsamte er seine Schritte, er wollte nicht in irgendeine Falle tappen. Seine Vorsicht machte sich auch augenblicklich bezahlt. Hätte er sein Tempo beibehalten, wäre er mit zwei verummten Gestalten zusammen gestoßen. So aber konnte er rechtzeitig hinter einem Stapel leerer Kisten Deckung finden. Der alte Kutscher vermochte nicht zu erkennen mit wem er es zu tun hatte. Die weiten, schwarzen Mäntel und diese übergroßen, nicht weniger dunklen Kapuzen verbargen das wahre Aussehen dieser zwei Personen. Nur, dass es sich weder um Zwerge noch um Hobbits handeln konnte, war klar auszumachen. Eine dieser Gestalten trug eine Laterne, die derart hell leuchtete, dass es dem Auge wehtat, blickten man direkt hinein. Die andere schleppte etwas großes in ihren Armen, Rossler konnte zunächst nicht sehen, was da transportiert wurde. Erst als sich die vorausgehende Gestalt umdrehte, wahrscheinlich um auf jene zu warten, die schwerer zu tragen hatte als nur eine Laterne, war die Szene für einen kurzen Moment deutlicher zu betrachten gewesen. Der alte Kutscher sah Frauenbeine herabhängen und er hatte keine Zweifel daran, dass dort Abalea weggebracht wurde.

Verdammt!!

Der Anführer musste überrascht worden sein, aber vielleicht war er auch schon vom Schlaf übermannt worden. Niemals hätte der seine Beute so einfach davontragen lassen, es sei denn er schlief oder wäre tot. Plötzlich machte sich der alte Rossler Sorgen um seinen Kameraden, auch wenn dieser niemals eine Gelegenheit ausgelassen hatte, den alten Kutscher deftig in den Hintern zu treten, wann immer sich eine Gelegenheit ergeben hatte. Rossler hatte mitunter den Eindruck gehabt, dass sein Arsch die Schuhsohlen des Anführers öfter gespürt haben muss, als die Bodendielen im Haus des Hundholzhofs. Das machte ihm die Entscheidung nicht leichter, denn für einen Moment hatte er daran gedacht, den zwei dunklen Gestalten zu folgen, um zu sehen, wohin die Jägerin gebracht werden würde. Aber die Sorge überwog und so ließ Rossler die Gestalten ziehen und als die gleißende Laterne nur noch ein kleiner Lichtpunkt in der Ferne war, machte er sich auf den Anführer zu suchen.

Er fand ihn dort, wo er ihn zurückgelassen hatte, in dem kleinen Unterstand mit den leeren Pferdeboxen. Er lag mit heruntergelassenen Hosen auf dem Bauch und schnarchte zum Erbarmen. Von der Jägerin war weit und breit nichts zu sehen, aber das überraschte Rossler nicht. Aber es ärgerte ihn. Offensichtlich durfte sich jedermann mit dieser Jägerin vergnügen, nur er nicht. Wie schon so oft hatte ihm das Schicksal wieder einmal mehr nur die Rolle des Zaungastes zugebilligt. Und so konnte auch die größte Sorge nicht verhindern, dass der alte Kutscher ziemlich missmutig wurde.

Brummig sprach er seinen schlafenden Anführer an, doch der schnarchte ungerührt weiter. Rossler wagte es ein wenig lauter zu werden, zudem knuffte er den Schlafenden unsanft in die Seite. Auch das brachte keinen Erfolg. Der alte Kutscher fluchte.

Was nun !?

Er begann dann damit den liegenden Anführer umzudrehen, damit dieser auf dem Rücken läge. Das war schwieriger als gedacht, denn der schlaffe Körper des großen Südländers schien mehr zu wiegen als ein vollbeladener Wagen und Rossler kam sich bisweilen so vor, als wäre er gerade dabei, einen großen Grabstein, der die Gruft eines Fürsten verschlossen hielt, mit bloßen Händen auf die Seite zu schieben. Mit viel Ächzen und Stöhnen konnte es der alte Kutscher schließlich vollbringen den Schlafenden herumzuwälzen und der Anführer plumpste auf den Rücken wie ein Sack voller Mehl.

Das erste was Rossler auffiel, sämtliche Ketten, die sonst Brust und Bauch des Anführers nicht nur zierten, sondern auch komplett verdeckten, waren nun verschwunden. Irgendjemand musste sie mitgenommen haben, denn sie lagen auch in der näheren Umgebung nicht herum. Das zweite was er danach bemerkte war, dass er noch nie einen Mann gesehen hatte, der am ganzen Körper behaarter war als ein ausgewachsener Bär. Rossler fühlte ein leichtes Schaudern, denn er fühlte sich an die alten Geschichten erinnert, in denen von Werwölfen die Rede gewesen war. Das dritte und vielleicht auch das bemerkenswerteste war, dass die Lust des Anführers auch im tiefsten Schlaf noch gut sichtbar geblieben war. Rossler stieß widerwillig, aber auch beeindruckt einen leisen anerkennenden Pfiff aus. Sollte die Jägerin mit diesem einzigen unbehaarten Körperteil des Anführers nähere Bekanntschaft gemacht haben, dann dürfte ihr dieser Abend noch lange in Erinnerung bleiben.

Wieder versuchte Rossler den Anführer aufzuwecken. Doch nichts half. Er reagierte nicht auf Ansprache, auch nicht auf kneifen und rütteln. Selbst das Dutzend Ohrfeigen, die ihm Rossler verpasste, nicht nur weil sie ihm erfolgversprechend erschienen, sondern auch weil ihm einfach danach war, hatte keine, nicht einmal die geringste Wirkung.

Der alte Kutscher kratzte sich ratlos am Kopf. Er befand sich in der Klemme. Jederzeit könnte dieser Swanter in sein Zimmer im Haus zurückkehren, das Goldsäckel schnappen und auf Nimmerwiedersehen verschwinden, während Rossler hier den Schlaf seines Anführers bewachen würde. Andererseits wäre es auch nicht richtig, den Anführer hier hilflos zurückzulassen. Für den alten Kutscher war das allerdings weniger eine Frage der Ehre, es war eher Selbstschutz. Er wollte sich erst gar nicht ausmalen, was der Anführer mit ihm anstellen würde, sollte dieser bei Anbruch des Tags davon aufwachen, dass ihm die Sonne heiß auf den blanken Hintern brennt. Wenigstens Letzteres durfte nicht geschehen, befand Rossler, aber es war gar nicht so einfach, diesem Koloss die Hosen wieder hoch zu ziehen, denn der Anführer lag breit und schwer wie eine Marmorplatte auf dem Boden. Die Beine waren ja schnell bedeckt, das ging noch einfach. Aber dann wurde es schwierig. Rossler musste kräftig ziehen wie bei einem störrischen Maulesel, damit das Beinkleid zwischen des Anführers Hintern und dem hartem Boden auf dem er lag hindurch zu zerren. Es dauerte eine Weile und der alte Rossler benötigte zweimal eine Pause zum Luftholen, ehe das geschafft war – zumindest fast! Da war immer noch das Problem mit des Anführers mächtigem Liebensepfeil, der sich noch immer kampflustig in die Höhe streckte, obwohl der Anführer tief und fest schlief und die Jägerin, die damit beglückt werden sollte, schon längst über alle Berge war. Der alte Kutscher brachte das sperrige Ding einfach nicht in die Hose, so geschickt er sich auch anzustellen versuchte, ohne direkt Hand anlegen zu müssen. Zuletzt aber überwand er seinen Ekel und stopfte alles, was jetzt noch in die Hose gehörte, mit blanker Hand hinein und wischte sich die Finger anschließend auf dem sandigen Boden ab. Das war alles andere als angenehm für den alten Kutscher gewesen. Von dieser Begebenheit durfte auch wahrhaftig keiner der Kameraden erfahren, sonst würden sie ihn für den Rest seines Lebens auslachen oder, schlimmer noch – sie würde ihm unterstellen, es hätte ihm womöglich Spaß gemacht seines Anführers Zepter zu polieren. Aber jetzt waren die Hosen endlich wieder in einem sittlich vertretbaren Sitz und alle empfindlichen Körperteile wären vor der aufgehenden Sonne bestens geschützt.

Dennoch – Rossler konnte seinen Anführer nicht einfach liegen lassen, obwohl er bestimmt nicht der Einzige gewesen wäre, der unter freiem Himmel läge. Mit Sicherheit gab es auf dem Gelände dutzende Schläfer, die ihren Rausch nicht mehr rechtzeitig zu ihrem Zelt hatten bringen können. Aber über diese würde man einfach hinweg steigen, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Bei dem Anführer lag die Sache aber anders. Sollte dieser Swanter mittlerweile erfahren haben, was seiner Gefährtin angetan worden war und dann den Anführer am Ort der Tat so hilflos vorfinden, wäre es gut möglich, dass er ihm die Hosen wieder vom Leib ziehen würde, gleichzeitig mit dem prächtigen Körperteil, das den Mann zum Mann macht. Das konnte Rossler nicht billigend in Kauf nehmen, das konnte er seinem Anführer einfach nicht antun, schon gar nicht bei dem Gedanken, was der Anführer ihm antun würde, bliebe er jetzt untätig

Also packte er den Anführer bei den Stiefeln, hob die Beine an, die in diesem Schuhwerk steckten und zog den schlaffen, schweren Körper einfach hinter sich her. Er hätte ihn niemals tragen können und

stützen schon gleich gar nicht, das hätte erfordert, dass der Anführer ein bisschen mitmachen könnte. Das war aber nicht der Fall. Er hatte bisher noch nicht einmal mit den Augenlidern gezuckt und das einzige Lebenszeichen, dass er von sich gab, war das verdammt laute Schnarchen, das sich anhörte wie die Brunftschreie eines Elchs. Rossler wunderte sich sowieso schon, warum bei diesem röhrenden Radau nicht schon in allen Fenstern des nahen Hauses ein Licht entfacht worden ist. Zum Glück war der Boden rund um das Haus etwas sandiger, so dass der schwere Körper des Anführers besser rutschte. Trotzdem blieb es eine harte Arbeit, eine härtere Arbeit als das Fällen einer alten Eiche mit einem alten, stumpfen Küchenmesser und der alte Kutscher kam sich bisweilen so vor, als würde er einen toten Büffel um die Hausecke schleifen. Rossler widerstand dem Drang, jetzt eine Pause einzulegen und erst einmal ein Pfeifchen zu rauchen. Er wollte die Sache hinter sich bringen und er flehte das Schicksal an, es möge ihm erspart bleiben, der Schankmaid an der Türe seine seltsame Last erklären zu müssen. Denn jeder, der heute in seligem Schlaf an den Füßen weggeschleift werden musste, nahm für gewöhnlich den Weg aus der Taverne nach draußen und nicht umgekehrt. Aber der Weg zum Zimmer der Jägerin und ihrem Gefährten führte nun einmal mitten durch die Taverne, wenn sich Rossler noch recht an die erläuternden Worte der drallen Schankmaid erinnern konnte. Er sollte Glück haben, wenigstens dieses eine mal

Sofort, nachdem Hymephos den Raum verlassen hatte, änderte der Gefangene seine Haltung. Zuvor war er sehr zurückhaltend im Ausdruck, da waren aber auch noch die Männer zugegen, die ihm zuvor kräftig eins aufs Maul gegeben hatten. Jetzt, da sie nicht mehr anwesend waren, bekam er wieder Oberwasser. Sein Trotz, sein Mut und seine Bosheit kehrten wieder zu ihm zurück. Seine Fesseln saßen eng und die Knoten waren verdammt gut geknüpft. Aber es war nicht unmöglich, sie heimlich lösen zu können, immerhin hatte er das schon zuhauf geübt und bisher hatte ihn noch keine Fessel lange halten können. In diesem Fall jedoch würde er ziemlich viel Zeit brauchen, die Stricke unbemerkt zu entfernen. Das wird kein leichtes Unterfangen werden, denn dieser wuchtige Zwerg ließ ihn keinen Moment aus den Augen. Er hatte sich sogar einen Stuhl heran gerückt, saß ihm nun auf eine Armlänge gegenüber und grinste ihn an. Dieses Lächeln jagte dem Gefangenen erhebliche Furcht ein, zumal der Zwerg laut darüber nachdachte, ob schmale Finger genauso laut knacken würden wie kräftigere, wenn man sie langsam im Gelenk bräche. Die Mondschnake hatte keinen Zweifel daran, dass dieser Zwerg seinen Worten auch Taten folgen lassen würde, sollte er dazu provoziert werden. Aber dieses Risiko musste er eingehen, sollte er nicht bei einem Befreiungsversuch ertappt werden und er wagte es nicht, sich vorzustellen, was der gewalttätige Zwerg dann alles mit ihm anstellen würde. Der Knoten der Fessel um die Handgelenke war nun schon ein wenig lockerer. Aber der Gefangene wusste, dass er bisher nur Glück gehabt hatte. Er musste diesen lästigen Zwerg ein wenig ablenken.

Onans Griff um seine Waffe wurde ein wenig fester, als der Gefangene plötzlich zu lächeln begann. Es war einer der ehernen Grundsätze des Zwergs: wenn Gefangene unter seiner Aufsicht Frohsinn entwickeln können, dann läuft etwas verkehrt! Ein weiterer Grundsatz Onans war: sollte ein Gefangener lächeln, dann hau ihm das Grinsen aus dem Gesicht!

„Heh da, Zwerg!“, sagte der Gefangene in einem leutseligen Ton, „Die Nacht wird noch andauern und wir werden noch eine lange Zeit miteinander verbringen. Warum machen wir es uns nicht gemütlich?“

„Mehr als die Gemütlichkeit, die Euch bisher zugebilligt war, dürft Ihr nicht erwarten. Betrachtet sie als ein Geschenk, denn ginge es nach mir, wären Eure Füße mit Euren zerschmetterten Armen gebunden!“

Onan war wieder ganz in seinem Element, nichts war ihm so erquickend wie die Anwendung sinnloser Gewalt. Jedoch Dioptheia drehte angewidert die Augen nach oben. Sie kannte Onan zur Genüge und sie würde nun sehr aufmerksam sein müssen. Sollte sie sich nur für einen kurzen Moment abwenden, wäre es durchaus möglich, dass der Gefangene ein Ohr weniger haben könnte, wenn sie wieder hinblickte. Es waren nicht mehr als flüchtige Gesten gewesen, aber die Mondschnake erkannte sofort die Spannungen, die zwischen der Hobbitdame und dem Zwerg herrschten. Sofort versuchte er diese

Erkenntnis zu seinem Vorteil zu nutzen. Wenn es ihm gelänge diese zwei aufeinander zu hetzen, brächte es ihm vielleicht die Zeit, die er noch bräuchte, sich der Stricke vollends zu entledigen. Den Zwerg würde er dann als ersten erledigen, er war der gefährlichste von allen Anwesenden und es musste sehr schnell gehen. Mit dem Halbling würde er sich dann mehr Zeit lassen und er freute sich schon darauf die kleine Frau mit ihrem eigenen Gewand zu erwürgen. Keiner von denen, die sein Gesicht gesehen hatten, durfte am Leben bleiben.

„Heh da, Zwerg!“, sagte er abermals, „Könnt ihr die Trommel rühren?“

„Trommel?“, fragte Onan ungläubig und dachte darüber nach, welche Heimtücke hinter diesen Worten stecken könnte.

„Ja – Trommel! Ihr wisst schonBUMM, BUMM und so weiter ! Das würde doch Kurzweil bringen - oder? Vor allem dann, wenn Eure kleine Gefährtin dazu noch nackt tanzt! Ein Ohren- und Augenschmaus zugleich, findet Ihr nicht?“

Wider Willen musste Onan grinsen. Eher würde sich der Hexenmeister innerhalb der nächsten Stunde ergeben und alle Waffen niederlegen, aber niemals würde Diopeteia einem solchen Ansinnen nachgeben. Aber die Vorstellung, sie es täte es, konnte schon sehr erheitern. Wahrscheinlich würde sie dabei derart erröten, dass ihr leuchtender Kopf einer ganzen Schar Schürfer in der untersten Sohle einer Mine genügend Licht spenden könnte für ihre Arbeit. Onan sah zu Diopeteia hin und fragte sie feixend:

„Und? Könnt Ihr NACKT tanzen?“

Diopeteia erwiderte den Blick des Zwergs ungerührt.

„Und Ihr?“, fragte sie in drohender Gelassenheit zurück, „Könnt Ihr NACKT trommeln?“

Eigentlich wollte Onan daraufhin erklären, dass er überhaupt nicht trommeln könnte, es aber gerne erlernen würde, da bemerkte er die steile Falte auf Diopeteias Stirn. Er kannte dieses Mienenspiel gut genug. Es war ein Zeichen dafür, dass ihr etwas überaus Wichtiges aufgefallen war. Sie würde es jetzt nicht aufnehmen, was immer er auch zu Gehör brächte.

„Was ist?“, fragte er statt der Worte, die er sich schon zurechtgelegt hatte und wartete gespannt auf die Antwort der kleinen Frau.

„Wir sollte umsichtiger werden, werter Herr Zwerg!“

Wertes Herr Zwerg?

Wir sollten umsichtiger werden?

Onan fühlte sich verunsichert, diese Wahl der Worte gefiel ihm nicht. Gleich würde es wieder Tadel regnen und wie so oft würde sie wahrscheinlich wieder recht damit haben.

Verdammt!

„Während wir so nett plauschten, hat unser unfreiwilliger Gast seine Fesseln gelockert!“

Um den Beweis für ihre Behauptung anzutreten, lief Diopeteia zu dem Gefangenen hin und deutete auf den Knoten, der die Stricke um die Handgelenke verband. Er war schon so weit gelöst, dass Diopeteia ihre kleinen Finger hindurch stecken konnte. Der ertappte Gefangene wurde ganz bleich im Gesicht und knirschte vor Wut mit den Zähnen. Er hatte dieses Weib unterschätzt und nun hat sie alle seine Bemühungen zunichte gemacht!

„HURENHEXE !!“, beschimpfte er die kleine Frau, die, der Schmähung zum Trotz, die Knoten in aller Ruhe wieder festzog und um ein paar weitere, stärkere ergänzte.

„Ihr solltet jetzt besser schweigen. Wie war doch gleich nochmal Euer Name? Dermold? Oder so ähnlich?“

„Schweinebacke, sein Name war Schweinebacke!“, warf Onan gehässig ein. Aber Diopeteia beachtete ihn nicht weiter.

„EGAL! Eure Worte haben eh nur den Zweck uns zum Narren zu halten, also erspart uns weitere!“

Und zu Onan sagte sie und deutete dabei auf den Gefangenen:

„Für jedes Wort, das ihm jetzt noch über die schändlichen Lippen kommt, haut ihm einen Zahn aus. Die Anzahl der Zähne ist ja begrenzt, soweit werdet Ihr schon zählen können!“

„Ihr seid wahnsinnig!“, heulte der Gefangene.

„Das waren drei Worte! Onan – waltet Eures Amtes!“, sagte daraufhin Diopeteia unbarmherzig.

Der Zwerg jubilierte. Schelte hatte er erwartet und stattdessen ein Geschenk bekommen und das noch aus der Hand Diopteias. Ach würde diese Nacht doch niemals enden!

„Juhuuu !“, brüllte Onan und dann gab er dem Gefangenen eine wuchtige Ohrfeige. Dem wurde der Kopf zur Seite gerissen und Blut spritzte ihm aus den Rachen. Nach diesem herben Schlag war Dermold etwas benommen, so spürte er den Schmerz nicht so sehr wie es Onan erhofft hatte, aber um so mehr fühlte er jetzt die Furcht und nichts geht so tief, wie die Angst es könnte einem widerfahren, was man sonst anderen anzutun gewohnt ist.

Währenddessen sammelte Diopteia die Zähne, die dem Gefangenen aus dem Kiefer gedroschen worden waren, vorsichtig von den Dielen auf.

„Oh!“, sagte sie, fast schon mit einem gewissen Bedauern, „Es sind leider deren vier Zähne geworden. Demnach habt Ihr ein Wort gut, aber Ihr solltet gut abwägen, wie Ihr es nutzt!“

„Verpist Euch!“, knurrte der Gefangene. Das war aber ein Wort zu viel und Onan schrie erneut: „Juhuuu!“

Die geborstene Tür war, soweit er es erkennen konnte, nunmehr unbewacht, die letzten Gäste aus der Taverne hatten wohl den Heimweg bereits angetreten und die bärbeißige Schankmaid dürfte sich nun auch schon zur Ruhe begeben haben, zumindest war sie nirgendwo mehr zu sehen oder zu hören. Dann wäre der Weg frei, denn abschließen konnten sie die Türe auch nicht mehr, dazu war sie zu zersplittert. Es waren, dem gütigen Schicksal sei Dank dafür, auch keine Wachen eingeteilt worden. Der alte Rossler lauschte konzentriert in das Innere des Hauses, aber in der Taverne war kein Laut mehr zu hören - keine hitzigen Debatten, keine frivolen Trinksprüche, keine lasterhaften Gesänge, noch nicht einmal ein Rülpsen oder furzen – einfach nichts! Es war einfach zu schön um wahr zu sein. Aber auf sein Gehör alleine wollte sich der alte Rossler nicht verlassen. Er wollte es genau wissen, ehe er dort mit seinem Anführer im Schlepptau eintreten würde, umnicht unversehens einer Meute bewaffneter und gerüsteter Knechte gegenüber stehen, deren Anwesenheit er nur deshalb nicht bemerkt hatte, da sich diese vorher mucksmäuschenstill verhalten hatten.

Der Kutscher legte die Beine seine Anführer nicht einfach ab, sondern ließ aus den müden Händen gleiten und auf die Erde klatschen. Sie fielen mit einem dumpfen Schlag auf den heißen, harten Boden, zwei gefällten Bäumen gleich und mindestens ebenso laut. Den Anführer rührte das in keiner Weise. Er schlief noch immer tief und fest und seine einzige Reaktion war, in seinem Schlummer dreimal nach Luft zu schnappen, ehe er deftig weiter schnarchte. Er sah übel mitgenommen aus, sein Rücken hatte sich, während er über den harten, steinigen Untergrund gezerrt worden war, ziemlich wund gescheuert und sein Kopf hatte auch öfter Bekanntschaft mit einem herumliegenden Stein gemacht und war daher mit blauen Flecken übersät. Aber das kümmerte den Anführer überhaupt nicht, denn er lag in sanftem Schlaf gefangen und Rossler war das ebenfalls egal. Im Gegenteil, den Kutscher freute es insgeheim seinen Anführer derart geschunden zu sehen. Rossler grinste vergnügt, als er sich das Bild des Anführers in die Erinnerung holte, als er ihn nackt und schlafend in einem Stall vorgefunden hatte wie ein Häufchen Elend, hilflos der Lächerlichkeit preisgegeben! Zu gerne hätte er dieses Bild mit seinen Kumpanen auf dem Hundholzhof geteilt, aber das würde er trotz der Heiterkeit, die er damit verbreitet hätte, auf keinen Fall tun. Er würde sonst seine Zunge verlieren, wenn nicht sogar mehr! Der alte Rossler fuhr sich mit der flachen Hand über die schweißnasse Stirn, als wolle er sich unerwünschte Gedanken wegwischen. Er hatte schließlich ein Ziel und konnte keine Ablenkung gebrauchen. Vorsichtig schlich der alte Kutscher an die offene Türe, deren kärgliche Reste so völlig sinnlos noch in den Angeln hingen. Das Holz, das zersplittert auf dem Boden herumgelegen war, hatte man schon weggeräumt und das war gut so, denn dann lagen keine Stolperfallen mehr im Weg. Aus der Türöffnung schien schwach ein flackerndes Licht heraus, wahrscheinlich eine Kerze, die noch brennend irgendwo herumstand. Das konnte nur bedeuten, dass noch nicht alle Leute im Haus schlafend auf ihren Nachtlagern ruhen konnten, mindestens einer war noch wach.

Das gefiel dem alten Rossler überhaupt nicht und er fluchte innerlich. Aber das Fluchen brachte ihn auch nicht weiter, es gab keinen zweiten Pfad, der Weg führte ihn zwingend durch die Gaststube.

Rosler besann sich auf die Worte der Schankmaid, als sie ihm den Weg zum Zimmer der Jägerin beschrieb und forschte nach anderen Möglichkeiten. Aber er fand keine! Der Kutscher seufzte. Zögernd zwar, aber doch entschlossen beugte er sich vor und wagte am Türrahmen vorbei einen Blick ins Innere der Taverne.

In der Tat – sie war leer. Nun ja – fast leer! Auf einem einzigen Tisch brannte noch, wie vorher schon zu vermuten gewesen war, flackernd eine müde, einzelne Kerze. An diesem Tisch saß ein weißhaariger, älterer Heer, der einen ganzen Stapel an Pergamenten und Büchern vor sich aufgestapelt hatte. Er schien in diese Schriften sehr vertieft zu sein, aber ob das ausreichen würde, den Anführer unbemerkt quer durch die Stube zu schleifen, war doch mehr als zweifelhaft.

Der alte Rosler nahm höflich die Kappe ab und ging schüchtern einen Schritt vorwärts.

„Gute Abend, Herr, bitte verzeiht die Störung ...“, sagte er halblaut, doch vernehmlich genug, dass es der Weißhaarige hätte hören müssen. Doch dieser antwortete nicht, bewegte sich nicht einmal. Der alte Kutscher räusperte sich dreimal mit einem steten Ansteigen der Lautstärke, aber auch diesmal erhielt er keine Reaktion. War das nun gut oder schlecht? Rosler war sich da nicht so sicher, deshalb näherte er sich dem beleuchteten Tisch langsam, bis er eine besser Sicht darauf hatte. Bis zuletzt hatte er die Furcht, der alte Mann könnte aufmerksam werden, ihn entdecken und zur Rede stellen, aber nichts dergleichen geschah. Rosler kannte den Mann, zumindest dem Aussehen nach. Er hatte zwar noch nie ein einziges Wort mit ihm gewechselt, Männer seines Stands pflegen keinen Kontakt zu Südländern zu haben, aber der Kutscher hatte schon viel von ihm gehört. Es muss Eogar, der Herr des Hofes sein, der da mit dem Kopf auf drei aufeinander gestapelten Folianten lag und sich in den Fängen eines unruhigen Schlafs befand, als der Zins eines wahrhaft anstrengenden und Kräfte raubenden Arbeitstags.

Und wieder wurde dem alten Rosler klar, dass Rechtschaffenheit viel zu mühselig war, um sie zu praktizieren.

Er beschwor das Schicksal flehentlich, ihm jetzt zur Seite zu stehen und nichts geschehen zu lassen, was den Hofherren wecken könnte. Dem Kutscher klebte, wie er heute schon mehrmals hatte schmerzlich erfahren müssen, schon seit geraumer Zeit das Unglück an den Fersen und so hätte er sich nicht weiter gewundert, würde er jetzt aus Versehen ein Regal mit Geschirr umreißen oder einem schlafenden Wachhund auf den Schwanz treten. Langsam und sehr bedacht ging er rückwärts Schritt für Schritt zurück, jedem Ding, das Lärm verursachen könnte, ausweichend. Erst jetzt fiel dem Kutscher auf, dass bei jedem seiner Schritte die Bodendielen knarrten und knarzten, als würde ein Katapult gespannt werden. Glücklicherweise störte das den Schlummer des Hofherren nicht und der alte Rosler gönnte ihm diesen erholsamen Schlaf von Herzen. Nur später, als der Kutscher seinen Anführer wie ein großes Hobeisen quer durch die gute Stube hinter sich her zerrte, brummelte Eogar ein wenig im Schlaf.

Der Anführer schnarchte aber auch so laut, dass man um die Stabilität der Grundmauern des Hauses fürchten musste. Rosler wagte es nicht zu atmen, obwohl er bei dem Radau, der dem Anführer aus dem Rachen rollte, gut und gerne ungehört einen Stampftanz hätte wagen können ohne aufzufallen. Dennoch war er sehr erleichtert, als sie hinter der Theke den Gang ins Hinterhaus erreicht hatten und er die Türe hinter sich schließen konnte. Es war ein langer, gerader Gang mit vielen Türen an den Seiten. Die erste Türe auf der linken Seite war zweifellos die Küche, denn es roch noch immer köstlich nach gebratenem Fleisch, obwohl die Herdfeuer schon seit Stunden erloschen waren. Die Türe war jedoch abgeschlossen, sonst hätte der Kutscher gerne einen kleinen Umweg gemacht. So aber blieb ihm nichts anderes übrig, als den Gang in seiner vollen Länge zu durchqueren, bis sie an die letzten Zimmer gelangten. War es nun das linke oder das rechte Zimmer? Rosler konnte sich nicht so genau erinnern. Sicherheitshalber lauschte er an den beiden zur Auswahl stehenden Türen. Das rechte Zimmer schien bewohnt zu sein, daher öffnet der Kutscher entschlossen den gegenüberliegenden Raum. Es war völlig finster in diesem Raum, der alte Rosler konnte absolut nichts sehen. Wenigstens hörte man auch nichts – kein Schnarchen, Stöhnen, Atmen, Rascheln oder sonst was. Schon nach dem ersten Schritt, den der Südländer in den Raum setzte, stieß er mit dem Schienbein schmerzhaft gegen eine Bettkante. Das musste eine verdammt kleine Kammer sein, wenn das Bett fast schon auf den Gang hinausragte.

Rosler tastete sich vor , bis er einen kleinen Tisch fühlen konnte, auf dessen Oberfläche nichts weiter stand als eine kleine Laterne. Genau das hatte Rosler zu finden gehofft. Es war zwar ein Wagnis in ihrer Situation Licht zu entzünden, aber er wollte sich das andere Schienbein nicht auch noch irgendwo anstoßen und als die Laterne dann brannte sah er, dass er sich im richtigen Raum befand. Wie er es schon vorher geahnt hatte, war das Zimmer wirklich sehr klein. Alles was hier stand war sehr klein, das Bett, der Tisch und die winzige Kommode unter den Fenster. Zweifellos lebten in diesem Raum Halblinge, jeder andere hätte sich hier schon nach kurzer Zeit wie lebendig begraben gefühlt. Doch ihm war von vorneherein klar gewesen, hier würde man im Leben keinen Goldsäckel verstecken können, ohne danach permanent darüber zu stolpern. Der Raum war einfach zu klein. Es wäre schon fast zu schwer gewesen auch nur eine einzige Münze zu verbergen.

Sie hatten das Zimmer der Jägerin und ihres Gefährten nun zwar gefunden, waren aber dennoch keinen Schritt weitergekommen. Rechts hinten im Eck standen die zwei Rucksäcke des Pärchens aufeinander gestapelt, nebeneinander hätten sie keinen Platz gehabt. Dort fand Rosler auch den Langbogen der Jägerin und einen Köcher, der nur noch zur Hälfte mit Pfeilen gefüllt war. Aber der Rucksack interessierte ihn mehr. Zwar glaubte er nicht das Säckel dort finden zu können, ihm genügte die Tatsache, dass er Abalea gehörte. Er fand aber zunächst nichts, was ihn interessiert hätte. Da waren in dem Rucksack jede Menge Schriften, die dem Kutscher nichts sagten, da er eh nicht lesen konnte. Er fand außerdem sehr seltsame Utensilien, die schon fast mehr als fremd für ihn waren. Den Federkiel und das Tintenfässchen konnte er sich noch erklären, denn obwohl selbst des Schreibens unkundig, hatte er schon oft Schreibern bei ihrem Handwerk zugesehen Aber woher hätte er wissen sollen, dass dieses komische handgroße Ding, das so aussah wie die Nachbildung eines Igels, dazu diente, sich die Haare zu bürsten. Rosslers durch die Jahre grau getönten Haare hatten ein solches Instrument schon ab seiner Geburt noch nie gesehen, daher waren sie auch verfilzt wie eine alte Fußmatte.

Da waren dann auch noch Salben, Öle und Tinkturen im Rucksack der Jägerin, dazu noch ein runder, halbweicher Klumpen, von dem der alte Kutscher nur entfernt wusste, dass manche Leute das Zeug Seife nannten. Man schmiert es sich auf die Haut und wäscht es mit Wasser ab, um sauber zu werden. Allein der Gedanke daran ließ den alten Rosler schon erschauern. Insgesamt war der Inhalt von Abaleas Rucksack für ihn eher eine Enttäuschung, aber dann fand er doch noch etwas, was sein Herz erfreuen konnte. Es war eine abgetragene Lederhose, die die Jägerin wahrscheinlich immer dann trug, wenn sie auf der Pirsch war. Triumphierend hielt der Kutscher das gute Stück in die Höhe und versuchte sich vorzustellen, wie gut Abalea darin aussehen würde und um wie viel besser sie aussähe trüge sie nichts dergleichen. Gewiss, diese Hose war nicht mehr gerade neu, aber sie war noch gut in Schuss und ihr Zustand war um etliches besser als das, was der Kutscher am Leibe trug. Zudem war er sich sicher, dass sie auch ihm gut stehen würde, er müsste nur die Hosenbeine ein paar mal umschlagen, dann würde sie ihm auch passen. Seine alte Hose war schon sehr schäbig geworden, überall abgewetzt, gut zwei Dutzend mal behelfsmäßig ausgebessert und dreckig wie die Pferddecke eines Ostlings. Außerdem roch sie mittlerweile wie ein alter, nasser Fuchs, vielleicht sogar noch ein bisschen schlimmer.

Am liebsten hätte sich der alte Rosler seine erbeutete Hose sofort über die Beine gezogen, aber da hörte er ein leicht gequältes Stöhnen aus dem Gang und sofort regte sich sein schlechtes Gewissen. Es fiel ihm wieder ein, dass der Anführer ja noch auf dem Gang lag, ausgestreckt auf dem Boden und ganz gewiss konnte er dort nicht bleiben. Also ließ der alte Kutscher den Hosentausch vorerst sein und schlich zurück auf den Gang zu seinem schlafenden Schützling. Der Anführer schlief immer noch tief und fest und das Stöhnen, das er hatte verlauten lassen, war kein Zeichen des Erwachens, sondern wahrscheinlich mehr die Folge eines bösen Traums gewesen.

Rosler packte den Anführer wieder an den Füßen und versuchte den massigen Körper in das kleine Zimmer zu ziehen. Aber das ging nicht so einfach. Der Gang war schmal, das Zimmer klein und daher die Kurve ins Zimmer hinein sehr eng. Der Kutscher dachte fieberhaft über eine Lösung des Problems nach. Wie konnte er nur den Anführer ins Zimmer bringen, ohne ihm die Wirbelsäule oder Beine zu brechen? Vielleicht war es besser ihn an den Handgelenken zu packen, statt an den Füßen? Aber dazu

hätte man ihn in dem engen Gang wenden müssen, ein Ding der Unmöglichkeit. Aber dennoch begann Rossler den Oberkörper des Anführers hoch zu wuchten. Verzweiflung lässt ungeahnte Kräfte frei werden und so schaffte es der Kutscher tatsächlich den Anführer zumindest in eine aufrechte Sitzhaltung zu bringen, aber er musste sich mit allem was er hatte dagegen stemmen. Ein Stückchen noch, nur noch ein kleines Stückchen, feuerte sich Rossler selbst an. Und dann endlich war es soweit, als der Oberkörper hoch genug gestemmt war, gab er ihm einen Stoß schräg zur Seite und der Anführer fiel seitlich durch die Türe. Er fiel mitten auf das Gesicht und sofort fing die Nase an hemmungslos zu bluten. Aber das war Rossler egal, denn jetzt war die obere Hälfte dieses schweren Mannes schon einmal im Zimmer, während die Beine noch immer in den Gang hinaus ragten. Es folgte wieder ein wütendes Zerren und Schieben, ein brutales Drehen und Wenden, allesamt Griffe, die üblicherweise nur angewendet werden, um aus Gefangenen Geständnisse heraus zu pressen, bis dann zu guter Letzt auch der Rest des Anführers im Zimmer lag und die Türe geschlossen werden konnte.

Damit hätte es man durchaus belassen können, denn der Schlafende war nun halbwegs vor dem Zugriff der Gerechtigkeit geschützt. Ob der Anführer nun auf dem harten Boden oder auf dieser noch härteren Matratze liegen würde, war völlig ohne Belang. Aber nun war der alte Rossler vom Ehrgeiz gepackt worden. Es kostete ihn zwar die letzten Kraftreserven, aber zuletzt ruhte der schnarchende Anführer, wie es sich gehörte, auf der mit Stroh gefüllten Matratze, die die Haut stach und kratzte als wäre man in einem wilden Schlachtgetümmel. Nicht einmal eine schwere Rüstung hätte da ausreichend schützen können. Dass die Beine weit über das Ende des Bett hinausgestreckt lagen, musste man in Kauf nehmen. Diese Betten waren einfach zu klein und nicht für ausgewachsene Südländer gefertigt worden. Das kleine Bett daneben war zwar auch nicht größer, aber für den klein gewachsenen Rossler taugte es und er ließ sich erschöpft rücklings hineinfallen. Der Kutscher fühlte sich wie gerädert, so als habe er die steinernen Keiler des bekannten Stadtbrunnens in Bree eigenhändig auf die Podeste gestemmt. Aber er hatte doch noch die Kraft sich aufzurichten und dann aufzustehen, um schließlich seine alte Hose abzustreifen. Er stellte sie in die Ecke gleich neben den Rucksäcken und beobachtete erheitert, dass sie weder in sich zusammensackte, noch umfiel. Sie war seit Jahren nicht mehr gewaschen worden. Wahrscheinlich hätte sie sich in einer Waschlauge auch sofort in ihre Bestandteile aufgelöst. Aber solche Maßnahmen waren jetzt ja nicht mehr nötig, er hatte ja jetzt diese Lederhose der Jägerin und sie passte perfekt. Tatsächlich musste er die Hosenbeine unten ein paar mal umkrepeln und auch die Wampe ziemlich einziehen, um die Hose schließen zu können, aber es fühlte sich großartig an. Eine solch wunderbare Hose hatte er noch nie besessen und das weiche Leder fühlte sich an wie die Liebkosung eines willigen Weibs.

Dann legte er sich wieder auf das kleine Bettchen. Der alte Rossler wollte es sich ein wenig bequem machen, denn das versüßt das Warten. Es könnte schon noch dauern, bis einer der beiden Gesuchten hier auftauchen würde!

„Ich muss wach bleiben!“, murmelte er vor sich hin, dann schlief er sofort ein.

Kapitel 18

** Die lüsterne Schankmaid **

Der rüde Fußtritt traf sie nicht unvorbereitet. Sie ahnte es bereits als der riesenhafte, orkische Henker nicht den kürzesten Weg auf sein Opfer zu einhielt, sondern sich einen kleinen Umweg erlaubte, der an Diandra vorbeiführen musste. Sie stemmte ihre Füße schräge gegen den Erdboden, spannte die Muskeln ihrer Oberschenkel und als der Ork nach ihr trat, stieß sie sich mit den Beinen ab und minderte so den Aufprall der schweren Stiefeln, die derart übel rochen, dass der Gestank alleine mehr Schaden verursachte als der Treffer gegen Diandras Rippen.

Die Jägerin flog gut zwei Schritte weit, prallte dann auf den harten Steppenboden auf und rollte sich ab, um dem Sturz die Wucht zu nehmen. Dabei gelang es ihr sogar, von ihren Feinden unbemerkt, ihre auf dem Rücken zusammengebundenen Handgelenke über ihren Hintern zu nach vorne zu ziehen. Nun waren ihre Hände zwar immer noch aneinandergefesselt, aber immerhin wieder halbwegs zu gebrauchen.

Die umher stehenden Orks lachten roh, ihnen gefiel der kleine Scherz, den sich der Henker da erlaubt hatte, verloren aber schon bald das Interesse an der getretenen Jägerin, deren Weiterleben leider eine befohlene Sache war. Doch freuten sie sich schon jetzt auf das, was mit der anderen, der elbischen Jägerin, geschehen sollte, fanden es nur ein wenig schade, dass das Fleisch dieser Frau in der Wildnis verfaulen sollte, anstatt in ihrem Kochtopf zu landen. Nicht wenige von ihnen hätten die Elbin auch gerne roh verspeist, aber der Blutmeister würde die Zeit dazu nicht geben. Ihm war es Sättigung genug, den Kopf Legolowiens, vom Rumpf getrennt, triumphierend in die Höhe zu reißen und in ihrem Blut baden zu können. Danach würde er sich sehr wahrscheinlich beeilen, die noch lebende Gefangene zum Humpler zu bringen, um von ihm mit Ehre überschüttet zu werden. Immerhin bestand bei diesem Menschenweib noch die kleine Aussicht, von ihrem Fleisch kosten zu dürfen. Es würde zwar noch eine Weile dauern, aber der Humpler wird sich, was immer auch seine Pläne waren, nicht ewig mit ihr beschäftigen wollen und dann könnte sie dem Speiseplan zugeordnet werden.

Der massige Ork schritt, nachdem er Diandra den Tritt verpasst hatte, zu seinem eigentlichen Ziel und nahm schon einmal im Gehen die große Axt von den Schultern in beide Hände. Legolowien kniete zusammengekauert auf dem Boden. Auch ihr waren die Hände auf dem Rücken gebunden worden und hatte daher nicht die geringste Möglichkeit zur Gegenwehr. Der Blutmeister hatte sie noch immer am Haarschopf gepackt und den Kopf der Elbin nach vorne gezogen. So lag ihr Nacken frei und wartete auf die tödliche Schneide. Legolowien rührte sich nicht und Diandra bewunderte die Gelassenheit der Elbin ihrem Ende zu begegnen, zumal der durch den Eberhauer aufgerissene Oberschenkel furchtbar schmerzen musste. Aber auch dieses war Legolowien nicht anzusehen, ihr Stolz ließ das nicht zu. Diandra hingegen hatte sich dem Schicksal noch nicht ergeben und sann fieberhaft nach einem Plan, auch wenn ihr bewusst war, dass selbst ein Erfolg lediglich einen Aufschub bringen würde und so gut wie keine Aussicht bestehen würde ungeschoren davon zu kommen. Aber die Jägerin hatte nichts zu verlieren, außer einem unbekanntem Anführer der Orks als Trophäe übergeben zu werden. Jetzt und hier im Kampf zu sterben erschien ihr als weitaus erstrebenswerter.

„Nun hau ihr endlichen den Kopf ab, schlag aber sauber zu. Ihr Schädel ist mir viel wert!“. Der Blutmeister schien ungeduldig zu werden.

Der Henker brachte sich nun breitbeinig an der Seite seines Opfers in Stellung und hielt demonstrativ mit beiden Hände die mächtige Axt über seinen hässlichen Kopf. Begeisterter Jubel brandete heiser aus mehr als drei Dutzend orkischen Kehlen auf. Diandra fiel es schwer die genaue Anzahl der Feinde zu ermitteln. Etwa fünfzehn Orks standen mit einer Fackel in der Hand kreisförmig um den Henker und der Elbin herum. Der Kreis durchmaß vier bis fünf Schritte. Hinter den Fackelträgern befanden sich aber ringsherum noch mehr schwer gerüstete Feinde, aber die meisten von ihnen standen im Dunkeln und so war ihre genaue Anzahl nicht zu erkennen. Es würde auf jeden Fall reichen jedes Aufbegehren, so geschickt es Diandra auch durchführen würde, in kurzer Zeit zu ersticken. Aber das war Diandra

einerlei. Sie wollte den Kampf, auch wenn es ganz gewiss ihr letzter werden würde!

Der riesige Ork ließ sich Zeit. Er hob die beidhändige Axt, mit beiden Händen das Ende des Stiels haltend. Es würde ein mächtiger Schlag werden, dessen Wucht auch einem ausgewachsenen Drachen den Kopf mit einem einzigen Hieb von Rumpf getrennte hätte. Aber noch immer sammelte er Kraft, der Körper des Orks zitterte schon vor Verlangen. Gleichzeitig spannten sich auch die Beine Diandras als Vorbereitung zu einem Sprung, einer blitzartigen Attacke gegen den Axt schwingenden Feind. Sie hielt sich aber noch zurück, es musste der richtige Zeitpunkt sein, sonst wäre ihr Handeln von vorneherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Spränge sie zu früh, würde sie am Körper abprallen, als wäre sie gegen eine Wand gelaufen. Sie musste ihn schon mitten im Schlag treffen, um ihn ins Wanken bringen zu können. Sollte sie aber zu spät attackieren, wäre es um Legolowien geschehen. Es war eine sehr schwierige Situation. Aber sie war bereit, auch wenn ihre Oberschenkel schon bereits so schmerzten, als müssten sie alle Lasten dieser Welt stemmen. Der Ork ließ sich verdammt viel Zeit. Diandra konnte keine Einzelheiten erkennen, das kleine Zucken in den Schultern eines Henkers bevor er zuschlägt, würde ihrer Aufmerksamkeit bestimmt entgehen. Daher musste sie sich ganz auf ihre Intuition verlassen. Das scheint ein bisschen wenig zu sein, aber ihr Gefühl hatte sie nur selten betrogen. Sie musste nur gelingen, die Anspannung des Henkers erfühlen. Wenn diese plötzlich nachließe und sich seine Vorfreude in blanke Begeisterung wandeln würde – dann wäre es soweit.

Endlich schlug der Henker zu, das Genick Legolowiens zu zerschmettern!

Aber da war Diandra schon unterwegs, ihr Gefühl hatte sie nicht im Stich gelassen. Es war nur ein kurzer Gedanke gewesen, zu kurz um sich seines Inhalts wirklich bewusst zu werden, ganz wie ein Blitz aus einem wolkenlosen Himmel. Aber es war für Diandra wie ein Hornsignal zum Angriff! Sie hatte keinen Plan, sondern folgte einem Impuls, dem sie völlig vertraute. Beidbeinig stieß sie sich vom Erdboden ab, zu schnell für die Orks, die neben ihr standen und eigentlich über sie hätten wachen sollen. Ein paar Schritte nur und schon hatte sie die Mitte des Kreises erreicht.

Und wieder sprang Diandra, diesmal direkt auf ihr Ziel zu!

Blitzschnell fuhren ihre gebundenen Hände herab, umschlangen den Kopf des Henkers, presste ihre Knie in den Rücken des Feindes und warf sich dann mit aller Kraft zur Seite, um den Ork zu Fall zu bringen. Die Fesseln um ihre Handgelenke drückten sich gegen die Kehle des Henkers und auch die Wucht des Angriffs überraschte den massigen Ork völlig. Dennoch schaffte es Diandra nicht den Henker zu Fall zu bringen und auch den Hieb der Axt konnte sie nicht unterbinden. Aber es war ihr gelungen den Henker abzudrehen, so dass die breite Schneide seiner Henkerswaffe den Kopf Legolowiens verfehlte. Dennoch durfte die Axt Blut trinken, denn statt der Elbin Nacken traf sie nun die Unterarme des Blutmeisters und durchtrennte sie beide. Der Blutmeister brüllte auf und hielt fassungslos anstelle des abgeschlagenen Haupts Legolowiens, seine blutenden Armstümpfe in die Höhe.

„TÖTET SIE !! TÖTET SIE BEIDE !!“, schrie er in seinem Schmerz, ehe er durch den Blutverlust schon leicht entkräftet auf seine Knie sank.

Die umher stehenden Orks reagierten verwirrt. Es irritierte sie das falsche Blut spritzen zu sehen. Obwohl der Befehl ihres Anführer so eindeutig gewesen war, dass ihn auch der mehr als einfache Verstand eines Orks verstehen musste, blieben sie zunächst untätig. Hieß es nicht zuvor, dass das Leben des Menschenweibs dem Humpler gehöre und daher unantastbar wäre? Was würde geschehen, würde der Humpler erfahren, dass sie gegen seinen Willen gehandelt hätten?

Das Schicksal des Blutmeisters war völlig gleichgültig. Der war ohnehin schon so gut wie tot und seine Befehle daher unbedeutend.

Die Unentschlossenheit der Orks verschaffte Diandra ein wenig Zeit. Sie riss dem zusammengesunkenen Blutmeister einen Dolch aus dessen Gürtel. Die Waffen der Orks sind normalerweise krude, stumpf und von minderer Güte. Dieser Dolch jedoch war von Meisterhand gefertigt worden, seine Klinge war edel und scharf. Kein Schmied der Orks hätte so etwas vollbringen können. Es war daher zu vermuten, dass dieser Dolch ein Beutestück gewesen sein musste, einem ermordeten Krieger der freien Völker entrissen. Für Diandra war er auf jeden Fall ein Geschenk

gewesen. Schnell durchschnitt sie die Stricke, die ihre Handgelenke zusammenbanden und befreite dann auch Legolowien von ihren Fesseln. Obwohl ihre Lage nach wie vor als hoffnungslos zu betrachten war, kehrte der Kampfwille zu der Elbin zurück.

Bei den Orks löste sich langsam die Starre. Vor allem der Henker war rasend vor Wut. Noch nie war ihm ein solcher Fehlschlag unterlaufen und es drängte ihn, sein Werk zu vollenden.

Der Kopf der Elbin sollte rollen!!!

Zornig zerrte er am Griff seiner Axt. Die Schneide war tief in den harten Erdboden gedrungen und gar nicht so einfach daraus zu lösen, selbst für diesen enorm kräftigen Orks nicht. Aber die Wut verlieh ihm Stärke! Als er seine Waffe wieder frei bewegen konnte, stieß er ein triumphierendes Gebrüll aus.

Diese Elbin musste sterben !!!

Längst war der rasende Ork nicht mehr darauf aus, nur den Kopf dieses Weibs abzuschlagen. Er wollte sie zerhacken, zerstückeln und dann auf ihre Überreste pinkeln! Aber Legolowien war nun kein Opfer mehr, das dem Schicksal hilflos ausgeliefert war. Auch sie fühlte einen Hass, der ihr ungeahnte Kräfte verlieh. Angst hatte sie sowieso noch niemals empfunden und auch der Schmerz, den ihr verletzter Oberschenkel erzeugte, verschwand mit ihrer zunehmenden Kampflust.

Als der Henker seine große Axt erneut erhob, um diesmal das richtige Ziel zu treffen, sprang Legolowien, so gut es ihr verletzter Schenkel zuließ, auf die Beine. Auch der Ork stand breitbeinig da, stabil wie ein Denkmal, wie es schien. Aber das täuschte! Nur auf einem Bein, wie die Körperhaltung andeutete - das rechte, würde sein ganzes Gewicht lagern, wenn er zum Schlag ausholen wird. Doch dieses mal würde sich der Henker nicht so viel Zeit nehmen, denn es war jetzt keine einfache Hinrichtung mehr, sondern ein Kampf auf Leben und Tod.

Mit der linken Hand hatte er den aufsässigen Gefangenen am Kragen seines zerfledderten Wams gepackt, wie man es bei einem Schlachthuhn zu tun pflegt, kurz bevor man ihm den Schlund abschneidet und seine rechte Hand, die in ihrer frohen Erwartung schon fast zu leuchten schien, zu einer weiteren Ohrfeige gegen den Widerspenstigen erhob. Onan war etwas knurrig, die letzten zwei Schläge hatten bei dem Gefangenen keine Zähne mehr lockern können und das verstimmte den Zwerg gewaltig, er fühlte sich immer schon als Versager, wenn unter seinen Händen nichts kaputtgehen wollte. Aber nicht nur dieses war fehlgeschlagen. Auch die Hoffnung, Dermold würde bei dem Handel, dass er für jedes einzelne Wort, das ihm ungefragt über die Lippen käme, mit dem Verlust eines Zahns zu bezahlen hätte, könnte dazu führen, dass der Gefangene endlich den Mund hielt und letztlich seinen frechen Verlautbarungen zu Gunsten wahrer Aufklärung entsagen würde, erfüllte sich nicht einmal im Ansatz. Selbst die fürchterlichsten Schläge Onans konnten dem Gefangenen nicht das Grinsen, das seine Backen aufblähte wie die eines Ochsenfroschs, aus dem dummen Gesicht wischen. Die Schmerzen schienen ihm nun fast nichts mehr auszumachen und er sparte auch weiterhin nicht mit seinem dummen Gerede, das sich nun fast ausschließlich gegen Diopeteia richtete. Dass er ihre Beine Krautstampfer nannte, ihren Hintern mit dem Stempel des Stadtschreibers verglich und ihren Bauch als ein Butterfass bezeichnete, waren noch die harmloseren Beschreibungen. Obwohl sein Lächeln durch Onans Faust schon mehr als lückenhaft geworden war, überhäufte er sie mit derart unflätigen Worten, dass die kleine Gelehrte aus dem Auenland glutrot anlief und ihr die Scham fast die Luft raubte. Sie hoffte von Herzen, dass die nächste Ohrfeige, die der Zwerg diesem sittenlosen Kerl verpassen würde, das Gesicht dauerhaft nach hinten drehen würde.

Sehr wahrscheinlich hätte das Onan auch noch vollbracht, denn mit der Kraft, die er seinem nächsten Hieb beimengen wollte, hätte er einen Stoßzahn aus dem Kiefer eines ausgewachsenen Mammut gebrochen wie einen trockenen Ast von einem abgestorbenen Baum. Aber dazu sollte es nicht mehr kommen, sehr zum Leidwesen Onans, der die komplette Entleerung der Zahnleisten des Gefangenen gerne als Kunstwerk angesehen hätte. Aber gerade als der Zwerg seine strafende Hand dem Gefangenen, im Namen der Gerechtigkeit, zerstörerisch auf die Backe drücken wollte, wurde die Türe von der Taverne aus geöffnet und das Blatt neu gemischt und das nicht zur Freude des Zwergs.

„Verdammt!!“, zischte Onan leise, über diese plötzliche und ungünstige Störung leicht verärgert. Doch

hielt er vorausahnend seine Hand zurück. Das war auch gut so gewesen, denn Meister Marric und Hymephos betraten das Nebenzimmer. Onan wusste sehr wohl, dass das Oberhaupt der Schattenklingen gut gesetzte Schläge, auch im Dienst der Wahrheitsfindung, als eine unnötige Gewalt betrachtete. Was dem Zwerg eher ein lustiges Späßchen war, galt für Marric als eine unbotmäßige Grobheit. Der Meister hatte dem Zwerg in diesem Zusammenhang schon wesentlich mehr Vorträge gehalten, als der Gefangene anfangs noch Zähne im Kiefer gehabt hatte und Onan verspürte nicht die geringste Neigung, eine weitere dieser Spaß entleerten Lektionen erneut über sich ergehen zu lassen.

Da er aber bereits die Hand erhoben hielt und nicht mehr rechtzeitig zurückziehen konnte, um anschließend unschuldig ein Liedchen zu pfeifen, streckte er den Arm langsam aus, tätschelte dem Gefangenen sacht und sanft die rechte Wange, ganz ohne ihm einen Knochen zu brechen. Dann sagte er zu ihm in einem derart süßlichen Ton, dass jemand, der nicht wusste, dass dieser Zwerg zu einem Gefühl wie Einfühlung und Mitleid gar nicht fähig gewesen war und dem säuselnden Zwerg ohne Prüfung des Sachverhalts gerne Edelmut und Mitgefühl bescheinigt hätte:

„Na? Tut es noch sehr weh?“

Onans Stimme klang so süßlich wie die eines Kammerdiener einer hochgestellten Persönlichkeit. „Hatte ich Euch nicht gewarnt, nicht so herum zu hampeln, Ihr könntet übel stürzen? Seht Ihr, das habt Ihr nun davon! Hört in Zukunft besser auf jemanden, der es gut mit Euch meint!“

Dermold nickte ehrfürchtig, was jene, die sich hier im Raum durchgehender aufgehalten hatten als Meister Marric und Hymephos, nicht wenig erstaunte. Aber erst jetzt, mit dem Erscheinen des Anführers der Schattenklingen, das ihm eigentlich zur Rettung vor weiteren Pein hätte vorteilhaft werden können, begriff der Gefangene den Ernst seiner Lage und es wurden ihm auch die Folgen deutlich, die ihn im schlimmsten Fall ereilen könnten. Sollte er das Spiel des Zwergs nicht mitspielen, und genau das umschmeichelte in diesem Augenblick seinen Geist, würde es wahrhaft übel um ihn stehen. Gewiss, er könnte seine Peiniger jetzt in eine üble Lage bringen, ihrem ach so edlen Anführer war es überdeutlich anzusehen, das er Misshandlungen sehr missbilligte und es war anzunehmen, er würde sich auch nicht scheuen, Zuwiderhandlungen hart zu bestrafen. Dermold konnte sich das gar nicht anders vorstellen, denn er hatte es nie anders erlebt. Die Anführer der Schlangen sprachen mehr über die Peitsche als mit Worten, bei den Schattenklingen, so nahm er an, dürfte es um keinen Deut anders sein. Aber so sehr es Dermold auch freuen könnte, würden sich auf den nackten Rücken seiner Peiniger in kurzer Zeit zahllose blutige Striemen sammeln, fürchtete er auch, dass ihm dieser herzerquickende Anblick verwehrt werden würde und zwar auf die endgültigste Weise, die man sich vorstellen kann. Der Zwerg würde ihm zuvor glatt noch den Schädel wie eine Laus zerdrücken, sollte er nun, im Beisein seines Anführers, schlecht über ihn reden! Dann wäre es nicht nur mit ihm vorbei gewesen, sondern auch sein Durst nach Rache hätte dann ein Ende gefunden und den Wunsch nach Vergeltung wollte er nicht vermissen, er war die treibende Kraft, die ihn momentan am Leben erhielt. Dermold war kein Dummkopf, eher ein Einfaltspinsel, aber dennoch wusste er, dass er trotz des hoch willkommenen Erscheinens des Anführers der Schattenklingen, das ihm zu diesem Zeitpunkt wenigstens eine Handvoll Zähne gerettet hatte, im Grunde genommen verloren war wie ein Schaf auf der Schlachtbank. Die linke Hand des Zwergs lag ihm schwer auf dem Nacken, aber was Außenstehenden wie eine freundschaftlich Geste erscheinen musste, war im Grunde genommen nichts anderes wie eine deutliche Mahnung und Dermold zweifelte keinen Augenblick daran, dass seinem Peiniger die Kraft aus Daumen und Zeigefinger genügte, um ein Genick brechen zu lassen wie einen Strohalm.

Dennoch - in der Nähe dieses Zwergs fühlte er sich ein klein wenig wohler, seit er ihn jetzt unter der Aufsicht seines Anführers annehmen konnte. Trotzdem lag sein Leben noch immer in der Hand des Zwergs, den sie Onan nannten und das konnte nicht mehr Vertrauen in die Zukunft schaffen, als wäre eine Giftspinne gerade dabei schlecht gelaunt über seinen Hodensack zu flanieren. Und auch die Frau aus dem Auenland durfte nicht unterschätzt werden. Dermold fröstelt es gegen seinen Willen, aber auf seinen Willen kam es jetzt sowieso nicht mehr an. Er hatte so viele unschickliche Pfeile gegen diese Frau aus dem Auenland verschossen, dass er sich eine mögliche Antwort von ihr nicht einmal im

Ansatz vorstellen wollte. Sie auf das übelste zu beleidigen, auf ihren edlen Gefühlen herumzut trampeln und ihre Ehre anzupissen, war für ihn das erbaulichste, was er sich in letzter Zeit gegönnt hatte. Es erregte ihn zu sehen, wie die kleine Gelehrte immer mehr an Haltung verloren hatte und der Hass ihren Verstand Stück für Stück auffraß. Wäre er in diesem Augenblick mit diesem Weib und einem scharfen Messer alleine in diesem Raum gewesen, hätte er wahrscheinlich schon ab morgen Röcke tragen und sich Zöpfe flechten müssen, als Zeugnis seines neuen Daseins, da nach dem Sprechen ihrer strafenden Klinge nichts mehr an seine Männlichkeit erinnern würde.

„Das werde ich tun, edler Zwerg!“, krächzte Dermold mit heiserer Stimme und mit jedem weiteren Wort wurde ihm mehr übel und er fühlte sich als Ertrinkender im Moor des erzwungenen Verrats und der unverzichtbaren Lüge, „Verzeiht die Ungelegenheiten, die ich Euch bereitete und habt Dank für Eure Hilfe!“

Der Zwerg hörte es mit Wohlgefallen und dann wandte sich Onan etwas gekünstelt seinem Anführer zu und tat überrascht.

„Oh, Meister Marric, ich habe Euch gar nicht eintreten sehen!“, log er, ohne dabei im geringsten zu erröten, „Unser Gefangener ist seines Ungeschicks wegen deftig gestürzt. Ich war gerade dabei seine Wunden zu versorgen!“

Hymephos grinste spöttisch:

„Ich wusste gar nicht, dass Ihr Euch auf das Handwerk eines Feldschers versteht, Herr Zwerg!“ Marric sagte zunächst gar nichts. Er war sich nicht im Klaren darüber, was ihn mehr verärgerte, die offensichtliche Tatsache, dass der Gefangene gefoltert wurde oder diese dreiste Geschichte, die ihm Onan als Wahrheit aufzutischen versuchte. Auf Marrics Stirn bildete sich eine steile, senkrechte Falte, wie immer, wenn ihn etwas sehr beschäftigte. Mit strengem Blick sah er Diopteia an, in der Hoffnung, dass diese alles aufklären könnte.

Diopteia fühlte sich unwohl wie schon lange nicht mehr. Immerhin hatte Onan nur ausgeführt, was sie ihm aufgetragen hatte und das machte sie so schuldig als hätte sie es selbst getan. Marrics mahnender Blick lag auf ihr wie Ofenhitze auf einem gespickten Rehrücken. Vielleicht lief ihr deshalb der Schweiß in Strömen von der Stirn, aber wahrscheinlich war es doch mehr das schlechte Gewissen, das nach der Rückkehr ihrer Vernunft so aufdringlich war wie noch nie zuvor.

„Herr Onan hat nichts getan, was ich ihm nicht aufgetragen hätte!“, erklärte sie mit fester, wenn auch leicht vibrierender Stimme, im Vertrauen auf ihren untadeligen Ruf als Gelehrte und in der Hoffnung, dass man ihr solche Grausamkeiten nicht zutrauen würde. Nicht einmal sie selbst hatte geahnt, dass sie zu solchen Taten fähig wäre und das, was sie am meisten störte, war dieser anerkennend beeindruckte Blick, mit dem sie Onan seither begeistert ansah. Alleine diese umfassende Zustimmung des Zwergs war ihr ein Zeichen, dass sie zu weit gegangen war – viel zu weit!

„Gut!“, bestimmte Marric, wenn auch im Zweifel. Zwar konnte er sich nicht vorstellen, dass diese fröhliche und lebenslustige Frau, der Ehre und Gerechtigkeit über alles ging, sich plötzlich zu einem Folterknecht wandeln könnte, aber er konnte es auch nicht völlig ausschließen.

Was war nur geschehen, dass die anständige und witzige Dame aus dem Auenland, die nichts außer Licht und Liebe in ihrem Herzen trug, plötzlich so hart empfinden musste?

Hymephos unterbrach die Gedankenspiele seines Anführers und es schien, als wüsste er genau, worüber dieser grübelte.

„Wir sollten nicht allzu viel Mitleid verschwenden an jene, die uns heimtückisch ans Leben wollen!“, sagte der Mann aus Gondor. Aber Marric schüttelte widersprechend den Kopf.

„Ich bin kein Narr, lieber Hymephos!“, sagte der Anführer der Schattenklingen in ruhigem, sachlichen Ton, „Gewiss, wir sind Feinde dieser Verbrecher und wir werden von nun an immer versuchen einander zu töten. Das macht uns alle zu Mördern, egal ob wir dem Licht oder dem Schatten dienen. Mitleid alleine ist das, was uns unterscheidet – sonst nichts!“

Hymephos wollte sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben.

„Mitleid gedeiht nur auf einem Acker, der in Freiheit und mit Gerechtigkeit bestellt wurde, aber eben nicht dann, wenn der fruchtbare Boden von Disteln und Dornengewächsen des Hexenmeisters

überwuchert und verdorben wurde!“

„Freiheit?“, Marric lächelte, „Wir alle glauben in Freiheit zu sein. Tatsächlich dienen wir aber nur. Die einen dienen einem König, andere einer Idee und weitere müssen sich den Gesetzen der Natur unterwerfen. Wirklich frei ist niemand. Die Angmarim im Norden sehen sich als Herrscher der Lande. In Wahrheit haben sie keine Macht, sondern müssen sich unter der Knute des Hexenmeisters ducken.“ Marric erinnerte sich seines Traum vor kurzer Zeit und fuhr mit andächtiger und leiser Stimme fort: „Sogar der Hexenmeister selbst könnte ein Knecht sein. Es gibt Legenden, die eine Erkenntnis nahelegen, dass auch er sich vor einer höheren, noch fürchterlichen und weitaus mehr gnadenlosen Macht verbeugt!“

Hymephos Miene umwölkte sich.

„Diese Legenden sprechen die Wahrheit. Östlich des Anduin wächst die Finsternis und brandet mächtig gegen die weiße Stadt. Gondor ist im Krieg und sieht sich Orks in einer Anzahl gegenüber, die das Heer des Hexenmeisters dagegen wie eine unbedeutende Bande aussehen lässt!“

Marric verzog das Gesicht.

„Wir wissen nicht, welches Unheil im dunklen Land des Nordens noch lauert. Nur wenige schaffen die Reise dorthin und noch viel weniger zudem auch die Reise zurück. Aber die spärlichen Berichte, die uns vorliegen, lassen ernste Sorge aufkeimen. Der Hexenmeister ist durchaus in der Lage den Süden zu überrennen. Und wenn uns, wie Ihr sagt, auch Gefahr aus dem Osten droht, könnten die freien Völker schnell von der Dunkelheit verschlungen werden!“

Onan und Diopteia verfolgten diesen Disput zwar mit einem ehrlich empfundenen Interesse, aber mehr noch verspürten sie die Erleichterung vorerst vom Haken zu sein, was die Umstände zur Bewachung des Gefangenen betraf. Solange Meister Marric und Hymephos die Lage der Welt erörterten, müssten weder der Zwerg noch die Hobbitdame den sehr beklagenswerten Zustand des Gefangenen erklären müssen. Daher hatten sie überhaupt keinen Grund sich in diesem Augenblick in den Vordergrund zu drängen und lauschten lieber den weisen, erkenntnisreichen Worten, die zwischen Hymephos und Meister Marric gewechselt wurden. Onan blieb ganz gelassen, wischte sich heimlich anhaftendes Blut von den Fingern und pfiff ein Lied der Unschuld dabei. Aber Diopteia wurde unruhig und nervös. Ihr war etwas aufgefallen, was offensichtlich keiner der anderen bisher bemerkt hatte. Dennoch wollte sie vorerst Stille bewahren, obwohl es wichtig gewesen wäre – mindestens ebenso wichtig, wie die Lage in Bree oder Gondor, zumindest nach ihrem Dafürhalten. Zuletzt hielt sie es dann doch nicht mehr aus und sie sah sich zum Handeln genötigt.

Sie räusperte sich.

Sie räusperte sich etwas lauter.

Niemand, noch nicht einmal Onan, der direkt neben ihr stand, wollte sie anhören. Doch dann wuchs der Trotz der kleinen Frau in einer Weise, die alle ihr anempfohlene Zurückhaltung hatte schwinden lassen und so stellte sie laut und vernehmlich die Frage, die den Gedankenaustausch zwischen Meister Marric und Hymephos jäh stoppte wie eine steile Felswand den Sturmlauf eines rasenden Bullen.

„Wo ist eigentlich Swanter?“, fragte sie unschuldig und dann wurde es sehr still im Nebenzimmer. In der Tat war Swanter nirgendwo zu sehen. Er hatte sich heimlich aus dem Staub gemacht, keiner wusste wie lange schon.

Hymephos fluchte leise. Er ärgerte sich, übertölpelt worden zu sein. Marric hingegen lächelte über diesen Schurkenstreich und zum ersten mal in dieser Nacht hatte er das eigenartige und widersprüchliche Gefühl, es liefe etwas richtig und zu ihren Gunsten. Es war nur eine Annahme, denn wissen konnte das Marric natürlich nicht genau, aber eine leise Stimme in ihm raunte ihm zu, dass Swanter da draußen auf dem Gelände sehr viel nützlicher sein könnte, als wenn er ihnen hier im Nebenzimmer Gesellschaft leisten würde. Hoffentlich findet er seine Abalea, dachte sich Marric, denn er hatte noch die verzweifelten Schreie der Frau aus seinem Traum im Ohr und er wünschte sich inniglich, es mochte sich nicht um die Jägerin gehandelt haben, die so laut in seinem Traum um Hilfe gefleht hatte.

Schnell schloss Lohlinde wieder die Türe, damit das dummliche Kichern ihrer ausgelassenen Schwester nicht bis in den Flur hinein erschallen würde. Gerade jetzt, als die zwei stattliche Recken eben durch den Flur liefen, wäre das einer gebotenen Geheimhaltung sehr abträglich gewesen. Niemand durfte jemals davon erfahren, was sich in Kürze ereignen würde. Durch den Türspalt sah Lohlinde den zwei Männern auf dem Gang nach. Beide trugen sie eine dunkle Uniform, die ihr aber nicht bekannt und im Grund genommen auch egal war. Sie entfernten sich rasch – zum Glück! Sie erlaubte sich einen kurzen Blick auf die vorbei eilenden Männer, die es offensichtlich sehr eilig hatten. Der eine von ihnen war jünger, sah ziemlich kräftig aus und bewegte sich mit der Gewandtheit einer Raubkatze. Der andere war schon etwas älter, kleiner und machte körperlich im Vergleich zu dem jungen Mann in seiner Begleitung, einen fast schon kümmerlichen Eindruck. Aber der kleine und ältere Mann ging entschlossen voran und der junge und starke folgte ihm respektvoll auf dem Fuß hinterher. Da kann man wieder sehen, dass Macht und Einfluss nicht alleine von breiten Schultern abhängig ist. Aber warum sollte sie sich deswegen Gedanken machen? Sie war niedrigen Stands und kannte die Schule der Gelehrten nur vom Hörensagen. Aber sie war nicht dumm. Sie wusste sehr wohl, dass jeder Fußpilz an der Fußsohle eines Herrschers mehr Einfluss auf das Geschehen in der Welt hatte, als sie selbst es je mit der Summe ihrer Gedanken würde erreichen können. Also ließ sie es von vorneherein sein, sich unnötig über Hierarchien Gedanken zu machen, sie hatte genug eigene Probleme. Hinter ihr stand ihre Schwester und kicherte. Sie trug eine Schlafhaube und hatte ihren drallen Körper in eine Decke gewickelt, statt in ein Nachthemd zu schlüpfen. Das tat sie immer, wenn sie auf den Pfaden der Lust wandeln wollte, auch wenn es ein klein wenig lächerlich aussah. Lohlinde hatte alles getan, um ihrer Schwester diesen blödsinnigen Plan auszureden, aber wenn diese einmal einen Entschluss gefasst hatte, würde sie sich von nichts und niemanden mehr davon abbringen lassen, besonders dann nicht, wenn ein Mann im Spiel war. Leider war allzu oft ein Mann der Gegenstand ihrer Begierde und leider ebenso oft hatten sie deswegen schon gewaltigen Ärger bekommen. Und wieder stand sie hilflos an der Seite ihrer Schwester und konnte nichts dagegen tun. Mit Schaudern dachte Lohlinde an ihr letztes Dienstverhältnis. Damals war es ein junger Knecht gewesen, bei dem das Schicksal seinen Lauf genommen hatte. Er jung an Jahren, von stattlicher Gestalt und er hatte dieses nett anzusehende, hellblonden Haar, das ihm immer etwas struppig um den Kopf hing und ihm so einen Hauch Verwegenheit verlieh. Er war der Traum aller Mädchen der Region, aber mit Träumen alleine hatte sich ihre Schwester noch nie abgegeben. Man erwischte sie zusammen auf dem Heuboden, nachdem sie im Liebestaumel den halben Hof zusammengeschrien hatten. Der Bauer tobte vor Wut, denn der Jüngling war gar einfacher Knecht gewesen, sondern des Hofherren Sohn, der in drei Wochen die Tochter eines Großgrundbesitzers hätte ehelich sollten. Die beiden Schwestern wurden danach redlich verprügelt und vom Hof gejagt. Lohlinde spürte heute noch bisweilen den Rohrstock des Bauern auf ihrem Hintern und die Frage, warum auch sie Schläge erhalten hatte, wird wohl für immer unbeantwortet bleiben. Wahrscheinlich war der Zorn des Bauern zu groß gewesen, um ihn an nur einem Arsch abzureagieren. Später hatten sie gehört, dass die Hochzeit tatsächlich trotzdem noch stattgefunden hatte, nur hatte der Vater der Braut deren Mitgift gewaltig vermindert. Statt eines erheblichen Betrags an Gold brachte die junge Frau nun nur noch ein einziges Schwein mit in die Ehe. Daraus konnte man mehrere wichtige Erkenntnisse ableiten. Die wichtigste und alle anderen überragend Erkenntnis war: man sollte sich nicht erwischen lassen! Eine weitere wäre: Man sollte von einem Mann dem man die Hosen herunter zu ziehen gedenkt, mehr wissen als nur seinen Beruf! Eine für Lohlinde leidvolle Erfahrung war es zudem gewesen, dass man manchmal auch den Hintern hinhalten muss für Taten, die man selbst nicht begangen hatte. Aber auch der Bauer hatte eine Lektion lernen müssen. Nun weiß er, auch Geschenke können beleidigend sein und ein Schwein ist kein angemessener Gegenwert für einen Sohn. Und die letzte der Weisheiten war: Der Großgrundbesitzer konnte seine Tochter unmöglich geliebt haben, sonst hätte er sie nicht als Beigabe für ein Schwein verschachert!

Zum Glück waren die meisten der Bedenken Lohlindes im Augenblick gegenstandslos. Dieser Swanter aus Bree war bestimmt kein Sohn einer bedeutenden Persönlichkeit und Schweine gab es hier auf dem

Hengstackerhof nicht. Nun blieb nur noch zu hoffen, dass der Liebesakt möglichst geräuschlos bliebe. Es sollte möglichst unauffällig geschehen, keiner sollte etwas davon bemerken, je weniger davon wusste, desto besser – von diesem armen Mann, der noch keine Ahnung davon hatte, dass er gleich beglückt werden sollte, einmal abgesehen.

Lohlinde erkannte die Uniform der zwei Männer, die sie durch den kleinen Türspalt heimlich beobachtete, als sie die Kammer des Hofherren verließen und ihre Schritte eilig hin zur Taverne lenkten. Man sagte sie gehörten zum Kreis jener, die man die Schattenklingen nennt und niemand sprach von dieser Gemeinschaft ohne sich dabei in Ehrfurcht die Stimme zu senken und sich dabei zu ducken. Bei manchen dieser Leute könnte es auch Angst gewesen sein, die sie demütig werden ließ, denn die Schattenklingen galten als wackere Streiter um Ehre und Gerechtigkeit und es gab nicht wenige, die nichts mehr fürchteten als das. Lohlinde kannte diese Leute nicht persönlich und hatte auch nicht die Absicht sie näher kennenzulernen, denn sie war sich sicher, es würde nichts Gutes für sie dabei herauskommen. Die beiden schienen sehr vertraut mit dem Hofherren zu sein, sonst hätte ihnen dieser bestimmt nicht seine Kammer überlassen. Daher war es besser sie wüssten nichts von den Absichten ihrer Schwester. Es wäre ihnen auch nur schwer unverfänglich und fern der Wahrheit zu erklären gewesen, warum sich eine Magd und eine Schankmaid, die eine im Nachthemd und die andere fast nackt mitten in der Nacht an die Türen der Gäste heranschleichen. Sie hätte ihr Wissen sicherlich an den sittenstrengen Hofherren weitergetragen und dann hieße es wohl wieder einmal mehr das Bündel zu packen und zu verschwinden.

Die Schattenklingen waren soeben das Ende des Gangs erreicht und waren in der Taverne verschwunden. Wenn sie die Geräusche, die nunmehr um ein paar Ecken zu ihrem Ohr drangen, richtig zu deuten vermochte, hatte sie gerade die Türe zum Nebenzimmer geöffnet und gleich danach auch wieder hinter sich verschlossen. Hoffentlich kommen sie so schnell nicht zurück!

Lohlinde atmete erst einmal tief durch und versuchte ihrer Nervosität Herrin zu werden.

Würde das denn niemals aufhören?

Es war immer dasselbe Lied! Kaum hatte sie Lohn und Brot, verliebte sich ihre Schwester in irgendeinen Kerl. Das war schon immer so gewesen und offensichtlich hat dieser Fluch auch hier auf dem Hengstackerhof keine Grenze gefunden.

„Muss das wirklich sein, liebe Schwester?“, fragte sie voller Kummer, „Du weißt doch noch, was das letzte Mal geschehen ist – oder?“

Die dralle Schankmaid, die hinter ihrer Schwester unruhig darauf wartete, dass ihr der Weg freigegeben würde, nahm den Einwand kaum zur Kenntnis.

„Ach was!“, sagte sie nur und machte eine wegwerfende Bewegung dabei, „Das ist doch schon alles gegessen und längst ausgeschissen. Diesmal läuft es anders!“

„Es läuft NIE anders !!“, Lohlinde heulte fast vor Verzweiflung, „Jedesmal, nachdem alles anders gelaufen sein sollte, flogen danach wir in hohem Bogen hinaus, nur weil du deinen Schoß, durch den schon mehr kräftige Männer gekommen sind, als durch die Stadttore von Bree, einfach nicht unter Kontrolle bekommen kannst! Was zum Henker sollte heute anders sein?“

Lohlinde schnaubte vor Wut!

„Man wird sich über dich deiner Belästigungen wegen beschweren und wir werden wieder ohne Lohn von dannen ziehen müssen!“

„Niemand wird sich beschweren“

„Woher willst du das wissen?“

„Woher ich das weiß? Woher ich das weiß?“

Die Schankmaid klang ein klein wenig empört.

„Das will ich dir gerne sagen! Die Jägerin liegt in einem seligen Schlummer und der Schlaftrunk, den ich ihr gab, wird wie eine Kuscheldecke über ihr liegen. Über ihren reizvollen Gefährten hingegen, werde ich stattdessen selbst liegen und glaube mir, er wird keinen Anlass für eine Beschwerden dafür finden können – im Gegenteil!“

Dann kicherte die Schankmaid vielsagend und ihr Blick verklärte sich. Lohlinde kannte dieses Kichern

zur Genüge und in ihren Ohren klang es so wie Fanfaren zu Ehren ihres Wegs in den Abgrund. Offenbar sollte es so sein, mit ehernen Letter geschrieben im Buch des Schicksals, der Vorsehung eines schrittweisen Niedergangs.

„Ich kann dich nicht umstimmend?“, fragte sie fast eingeschüchtert, aber immer noch in der Hoffnung alles könnte sich noch zum Guten wenden.

„Hast du das jemals gekonnt?“, kam prompt die trockene und ernüchternde Antwort ihrer Schwester, „Willst du dich wahrer Liebe in den Weg stellen?“

Lohlinde seufzte, trat zur Seite und gab den Weg frei – sie gab auf. Vorerst! Wahre Liebe war einfach ein zu dehnbarer Begriff, gegen den es keine Argumente geben konnte! Die Schankmaid nickte zufrieden und trat tatendurstig auf den Flur hinaus. Sie kannte den Weg – den Weg ins vergnügliche Glück!

„Hi hi hi...!“, kichert sie in froher Erwartung. Endlich war es soweit! Sie hatte es sich verdient! Swanter würde ihr gehören und sie war sich sicher, dass er genauso freudig empfinden werden wird wie sie es tat. Nun aber los und her mit diesem Kerl! Und dann rauschte sie davon, das Tuch immer lockerer um den Körper geschlungen.

Lohlinde, von ihrer geistigen Starre befreit und von neuem Eifer entflammt oder einfach nur verzweifelt, rannte ebenfalls los, überholte ihre Schwester auf dem Gang, stellte sich vor die Türe zu Swanters Kammer und stemmte sie sich ihr entschlossen mit ausgestreckten Armen entgegen. Sie hatte zumindest vorübergehend Erfolg damit und so ein klein wenig Zeit gewonnen.

„Hast du denn alles vergessen, was uns Mutter immer gelehrt hatte?“, begann sie und erreichte damit, dass ihre Schwester wenigstens überrascht die Augenbrauen hob und in ihrem Sturmlauf zum Glück ein kleine Pause einlegte.

„Mutter?“

„Genau, unsere Mutter! Sagte sie nicht, dass es uns oberstes Gebot sein sollte, Ehre und Würde zu bewahren?“

„Das mag sein, aber warum sollte ich mich gerade jetzt daran erinnern?“

Lohlinde verdrehte die Augen. Ihr Schwester wollte einfach nicht begreifen!

„Glaubst du wirklich, sie hätte es befürwortet, dass du dich flüchtiger Freude wegen, einem dahergelaufenen Kerl einfach an den Hals wirfst?“

„Ach, unsere Mutter!“, antwortete die Schankmaid wegwerfend, „Sie war eine Frau mit im Lauf ihrer Jahre knöchern gewordene Prinzipien, die ihr jede Art der Freude entsagten und Entbehrungen zu einem Auftrag werden ließ, ihr Dasein von jeder Form der Erbauung zu befreien!“

„Eine Entbehrung, die wie unseretwillen gerne in Kauf nahm!“, antwortete ihre Schwester fast schon schluchzend.

Lohlinde fühlte sich schlecht, es fehlte nicht viel und sie hätte hemmungslos geheult. Ehre und Würde als eine Art verfaulender Tugenden benannt zu hören, tat ihr körperlich weh. Aber sie riss sich, so gut es ihr möglich war zusammen und ließ ihre, mit unwillkommen reichlich Nahrung gesättigte Verzweiflung, an an ihrer Seele abprallen. Sie versuchte es wenigsten und sie hätte es so gerne geschafft, aber es wollte ihr nicht so recht gelingen. Die abfälligen Worte der Schwester über ihre gemeinsame Mutter taten immer noch weh und sie hatte Angst vor dem was noch geschehen würde, sollte ihr es nicht gelingen, diesem schmachvollen Treiben Einhalt zu bringen. Nicht schon wieder wollte sie gedemütigt und verspottet werden. Immer wieder, so sicher wie der Wechsel vom Tag zur Nacht und wieder zurück, brachten die Verfehlungen ihrer Schwester Schande über beider Haupt, als habe eine Einwohner Brees in einer engen Gasse, aus dem obersten Stock eines Hauses, seinen gefüllten Nachttopf aus dem Fenster auf die Straße entleert und damit ihre Häupter getroffen, als sie das Unglück gerade in diesem Moment durch diese Gasse hatte wandern lassen. Wie oft schon hatte Lohlinde darüber nachgedacht ihre Schwester einfach zurückzulassen und alleine das Glück zu versuchen. Aber auf der anderen Seite fühlte sie sich ihr zum Beistand verpflichtet. Sie war eben ihre Schwester, wenn auch nur über die Mutter verbunden.

Lohlindes Vater war ein bodenständiger Handwerker gewesen, fleißig und von allen Leuten geachtet.

Er war seiner Gattin in Treue ergeben und umsorgte seine Familie vorbildlich, nicht nur die Tochter seines Bluts, sondern auch jene, die seine Gemahlin mit in die Ehe gebracht hatte. Aber schon bald ergab sich die Erkenntnis, dass sich Schwestern, die die Liebe ihrer Eltern zu gleichen Teilen hatten spüren dürfen, dennoch höchst unterschiedlich entwickeln konnten. Lohlinde wuchs zu einer sehr umsichtigen Frau heran, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, vor jedem Handeln nachzudenken, während ihre Schwester stets in den Tag hineinlebte und es immer vermieden hatte über irgendetwas nachzudenken, weder vor der Tat, noch danach. Damit geriet sie auf den Pfad, den zuvor schon ihr leiblicher Vater beschritten hatte. Die Mutter hatte nur selten über ihn erzählt, wahrscheinlich hatte sie die Scham über ihre damalige Hingabe zu diesem Mann niemals überwunden. Doch aus den wenigen Worten, die sie über ihn verloren hatte, wusste Lohlinde, dass der Vater ihrer Schwester und gut gebauter Mann gewesen sein musste, dessen gewinnen Art auch vielen anderen Frauen zum Verhängnis geworden war. Fast keine hatte sich dem verführerischen Geflüster dieses Mannes entziehen können und wenn sie nicht rechtzeitig von Vätern, Brüdern oder Ehemännern ins Haus gebracht worden waren, gaben sie dem Verführer alles was seine Lust beehrte. Eines Tages war dieser Lüstling verschwunden und es war das am Besten gehütete Geheimnis des Dorfs, ob er damals verjagt wurde oder erschlagen an einsamer Stelle im Boden verscharrt worden war. Leider offenbarte die Zeit, dass sein zügelloses Erbe in Lohlindes Schwester weiterleben durfte. Das würde immer so bleiben – ALLES würde immer so bleiben. Lohlindes hatte ihrer Mutter am Sterbebett versprechen müssen, zu jeder Zeit die da noch kommen mag, auf ihr Schwester aufzupassen. Und das tat Lohlinde nun schon fast ihr halbes Leben lang und noch nie hatte sie Erfolg dabei gehabt. Seit sie ihr Dorf verlassen mussten, nachdem ihrer Schwester ständiges Verlangen fast die ganze männliche Dorfjugend vom Jüngling zum Mann hatte reifen lassen, um auf Wanderschaft zu gehen und das Vergessen in der Fremde zu suchen, hat es nie einen Ort gegeben, an dem sie länger hätten verweilen oder gar sesshaft werden konnten. Es verging nie viel Zeit, bis sich die Schwester derart daneben benommen hatte, dass sie weiterziehen musste. Lohlinde hätte durchaus stets beliebt werden können, denn sie war eine ausgezeichnete und viel gelobte Köchin, aber an den Treueschwur gegenüber der Mutter gebunden, musste sie immer wieder mit ihrer Schwester ziehen, das Glück hinter sich lassend.

Hier auf dem Hengstackerhof wäre ein neuer Anfang durchaus möglich gewesen. Der Hofherr hatte schon angedeutet, dass er es gerne sehen würde, wenn Lohlindes Dienst sich über den Zeitraum des Pferdemarkt hinaus erstrecken würde. Sie bräuchte nur einwilligen und stünde dann dauerhaft in Lohn und Brot. Lohlinde jedoch konnte das nicht tun, in der Gewissheit, dass dasselbe Ende wie immer zu erwarten war. Wieder würde sich ihre Schwester unglücklich verlieben und wieder würde alles in einer Katastrophe enden. Und sie waren auf dem besten Weg diese Prophezeiung zu erfüllen.

Sie legte die Hände auf die Schultern ihrer Schwester, nahm sie fest in den Blick und wollte ihr ein letztes mal ins Gewissen reden, ehe sie den Dingen ihren Lauf lassen würde, wie schon so viele male zuvor. Vielleicht sah sie es auch als ihre sittliche Pflicht, aber unter Umständen war es auch nur ein, durch aufdringliche Panik geförderter Drang, unter keinen Umständen aufzugeben – sie musste es einfach tun, obwohl es so viel Aussicht auf Erfolg gab, als versuche sie einen kleinen Granitbrocken zwischen ihren Fingern zu zerbröseln.

„Lass es gut sein! Vergesse diesen Mann und komm mit mir zurück in unsere Kammer!“, flehte Lohlinde ihre Schwester an, „So gut wie hier auf diesem Hof hatten wir es noch nie und ich würde gerne bleiben, um endlich ein geregeltes Leben führen zu können. Ich bin es leid, auf unsicheren Pfaden zu wandeln, alleine von der Hoffnung getrieben auf ein unbekanntes Ziel zu, um dort doch wieder nur Enttäuschung zu finden. Ich möchte jeden Tag in der Gewissheit beginnen, dass ich in der folgenden Nacht meinen Kopf in dasselbe Kissen legen werde, aus dem ich ihn in der Früh erhoben hatte! Ich bin des Wanderns müde, verstehst du das endlich?“

Zum ersten mal hatte Lohlinde das Gefühl, dass ihre Worte Wirkung gezeigt hatten, denn die Schwester senkte den Blick und es sah so aus, als würde sie so intensiv über irgendetwas nachdenken wie noch nie in ihrem Leben.

„Du hast ganz sicherlich recht!“, flüsterte sie fast schon ergeben, „Es geht uns wirklich gut hier und

auch ich würde gerne hier bleiben!“

Lohlinde frohlockte, als sie diese Worte hörte! Leider verfrüht, denn schon zog sich wieder dieses schelmische Grinsen über das Gesicht der Schwester.

„Aber ich will auch diesen Mann haben und ich werde ihn bekommen!“, rief die Schankmaid vergnügt, ließ das Tuch von den Schultern gleiten und drückte es Lohlinde in die Hand.

„Pass darauf auf und warne mich, wenn jemand kommt!“

Dann öffnete sie die Tür zu Swaners Kammer, trat ein und bevor sie die Türe hinter sich wieder verschloss, zwinkerte sie Lohlinde vielsagend zu. Die Schlafhaube war nun das einzige Kleidungsstück, das sie noch trug und das sah irgendwie sehr lustig aus, aber Lohlinde war nicht zum Lachen zumute. Sie öffnete den Mund, doch es wollten ihr nun keine Worte mehr einfallen, die ihre Lippen noch hätten verlassen können. Unglücklich sah sie auf das Tuch in ihren Händen, das noch eben die drallen Körper ihrer Schwester bedeckt hatte. Es plagte sie nicht nur, dass sie das Kommende nicht verhindern konnte, die Schwester hatte sie zudem auch noch soeben zur Mittäterin gemacht.

Tief in ihrem Inneren warf Lohlinde dem Hengstackerhof noch ein letztes 'Lebe wohl' zu und überlegte sich bereits, ob sie, während sich die Schwester vergnügte, nicht schon packen gehen sollte. Ohne jeden Zweifel würde sie in Kürze Zeugin eines wütenden Protests werden, sobald sich herausstellen würde, dass dieser Swanter die Zuneigung ihrer Schwester nicht erwidern möchte und sie erbost aus dem Zimmer wirft. Oder die Jägerin erwacht früher als geplant aus ihrem erzwungenen Schlummer und Lohlinde müsste ihrer Schwester dann danach einen Pfeil aus dem Hintern ziehen.

Lohlinde kicherte bei diesem Gedanken und wünschte sich fast schon, es würde so geschehen. Sie würde es ihrer Schwester auf jeden Fall von Herzen gönnen.

Doch nichts dergleichen geschah, keine Gebrüll, kein Geschrei und kein Zetern!

Lohlinde wurde neugierig. Sie legte ihr Ohr an die dünne Türe um zu lauschen, was da drinnen passierte. Zunächst konnte sie aber nichts vernehmen außer diesen gewaltigen Schnarchen, das so klang, als zöge ein schweres Unwetter über ihre Köpfe hinweg. Lohlinde hatte die Jägerin bisher nicht zu Gesicht bekommen, aber ihrem polternden Schnarchen nach, musste sie aussehen wie ein riesiger Stallknecht mit der Anmut eines Waldtrolls!

Dann hörte sie einen heftigen Stoß, gefolgt von einem derben, mäßig unterdrückten Fluch. Lohlinde lächelte gehässig. Ihr Schwester muss in der Dunkelheit mit einem der Bettpfosten zusammengeprallt sein. Das hat bestimmt sehr weh getan !

Lohlinde gefiel das !!

Dann hörte sie außer dem Röhren der Jägerin und dem dämmlichen Gekicher ihrer Schwester eine Weile nichts mehr.

„Hmmm?!“

Das war eindeutig die Stimme eines Manns gewesen. Das musste dieser Swanter gewesen sein.

„Was?!“, hörte Lohlinde ihn verschlafen sagen.

Die Schwester kicherte nur.

„WIE?! Was macht Ihr da???“

Dieser Swanter schien nicht unbedingt einer der Hellsten zu sein.

„Die Hose?! Ach ja, die Hose ! Ich kann das erklären!“

Lohlinde runzelte die Stirn. Was zum Henker sagt der Kerl da und was will er denn erklären?

„Ich wollte die Hose nur einmal ausprobieren ... wirklich ... aber ich gebe sie Euch gerne zurück. Euch steht sie wahrhaftig besser! Bitte Macht kein Licht, bevor ich meine eigenen Hose wieder an habe.“

In der Stimme dieses Swanter war eine leichte Panik zu vernehmen gewesen, die sicher nicht nur seiner Schlaftrunkenheit zuzuweisen war.

„Was wollt Ihr denn noch? Ihr habt die Hose doch wieder!“

„BLEIBT LIEGEN!!“, befahl die Schwester und der Mann schien zu gehorchen, denn Lohlinde hörte eine Weile nichts mehr!

„Was macht Ihr da!“ , fragte der Mann mit einem Anflug von Verzweiflung,“ ... nehmt die Hände da weg!!!“

„Nichts da!“, flüsterte die Schwester mit einer lüstern heiserer Stimme „Du gehörst jetzt mir und ich werde dir Freuden spenden, die du in deinem Leben noch nie empfunden hast!“

„NEHMT DIE HÄNDE DA WEG !!“

Der Protest des Manns klang ein wenig halbherzig, fand Lohlinde. Und als ob er für diese Empfindung des Beweis zu erbringen hätte, sagte dieser Swanter ächzend und nicht völlig frei von Zustimmung:

„Nehmt die Hände!!“

„.... und nicht nur die!!!“, antwortete die Schankmaid mehrdeutig und ab dann wurde nicht mehr gesprochen.

„Oooh!“, hörte Lohlinde den Mann sagen. Es klang freudig überrascht und misstrauisch zögernd zugleich.

„Ooooh!!“, ertönte es noch einmal. Diesmal hörte es sich an wie die erste Strophe eines Freudengesangs, gesungen von einem Herold des Glücks.

„Ooooooh!!“

Der dritte Ausruf des Mannes schien nicht mehr aus dieser Welt an Lohlindes Ohr zu dringen, sondern aus den luftigen Gestaden absoluter Verzückung.

Ab diesem Zeitpunkt knarrte und quietschte das Bettgestell, als versuche ein gefangener Bär sich durch Schieben und Drücken aus einem hölzernen Käfig zu befreien. Eine derart in ihrer Stabilität gequälte Holzkonstruktion hatte Lohlinde bisher nur einmal erlebt, als auf einem Bauernhof ein schwerer, toter Ochse auf einem windigen Karren abgeladen wurde.

Lohlinde richtete sich wieder auf, sie hatte genug gehört und nun das Interesse verloren. Es war mittlerweile auch laut genug, dass man alles auch vernehmen konnte, ohne das Ohr auf die Türe zu pressen. Das Schnarchen der Jägerin, das Stöhnen des Mannes und das dämliche Gekicher ihrer Schwester vereinigte sich zu einer Symphonie des Irrsinns, an der Lohlinde nicht mehr länger teilnehmen wollte. Immerhin schien der Kerl tatsächlich nicht abgeneigt zu sein zu geben, was von ihm verlangt wurde und die Wahrscheinlichkeit, er könnte sich darüber beschweren, sank mit jedem „Oooh!“ mehr, das ihm über die Lippen kam. Es klang nur mit jeder Wiederholung krächzender und zuletzt auch ein wenig schlaff. Dann wurde langsam ein Wimmern daraus, fast schon ein Klagen. Das allerletzte „Ooooh!“ entrannt aus beiden Kehlen, sowohl aus der des Mannes, als auch aus der ihrer Schwester und es ähnelte dem Kampfschrei eines Kriegers der gerade ansetzt einem wunden Drachen den Gnadenstoß zu versetzen. Es war auf jeden Fall wahrscheinlich laut genug, dass die Wachhunde im fernen Bree just in diesem Moment ein Geheul anstimmten.

Mit Bangen sah sich Lohlinde um. Wie viele der hier logierenden Gäste waren wohl nun wach geworden? Aus der Kammer des jungen Hofherren rasselte es jedenfalls verdächtig und jeden Augenblick könnte dieser auf dem Gang erscheinen, nachzusehen woher diese entsetzlich Geschrei denn käme.

Verdammt !!!

Jetzt musste es aber schnell gehen. Kurz darauf, obwohl es Lohlinde so vorkam, als hätte es Stunden gedauert, öffnete sich die Tür zur Kammer der Jägerin und ihres Gefährten und eine mit sich und der Welt absolut zufriedene Schankmaid trat heraus. Sie war völlig verschwitzt, lächelte selig und zitterte noch leicht, da noch immer die Echos der Lust in ihrem Körper widerhallten.

„Es war wunderschön!“, flüsterte sie noch immer leicht benommen.

„Gut, gut!“, meinte dazu Lohlinde hastig und warf ihre Schwester das Tuch über die Schultern, „Nun komm schon, wir müssen weg von hier!“

„Er war so männlich!!“

„Das mag sein, aber wir müssen jetzt verschwinden!“, drängelte Lohlinde nervös. Das Gerumpel in der Kammer hatte sich mittlerweile zwar gelegt, aber das konnte genauso gut bedeuten, dass der junge Hofherren in Kürze vor ihnen stehen könnte. Dann würde es sehr peinlich werden.

„Ach Swanter!!“, seufzte die Schankmaid schmachmend und noch immer völlig entrückt.

„Und wenn es der Prinz von Bree gewesen wäre, wir müssen jetzt zurück in unsere Kammer!!“

Diesmal wollte Lohlinde ihrer Forderung Nachdruck verleihen und sie schob ihre Schwester einfach

vorwärts. Zu Glück wehrte sie sich nicht. Ein schwebender Gast in seiner Traumwelt hat offensichtlich kaum noch Bodenhaftung. Noch immer war keine der Türen hier im Gang geöffnet worden, aber so richtig sicher fühlte sich Lohlinde erst, als sie die Türe der eigenen Kammer hinter sich verschließen konnte.

Durchatmen!

Bis jetzt ist nichts Schlimmes geschehen!

Sollte sich das Unheil eine Pause gegönnte haben?

War der Fluch zu ewiger Wanderschaft gebrochen?

Lohlinde war zwar erleichtert aber die Angst vor Entdeckung war in ihr noch nicht verraucht. Sie hatte gute Lust ihrer Schwester einmal ordentlich die Meinung zu sagen, auch wenn alles gut verlaufen war – zumindest bisher! Aber diese schlief schon tief und fest, ausgestreckt auf dem kleinen Bett, dass kaum noch Platz für Lohlinde blieb. Die Ereignisse hatten sich wohl in ihre Träume eingehakt, denn Lohlinde hörte sie im Schlaf immer wieder flüstern:

„Mein Prinz von Bree!“

„Pah!!!!“, sagte Lohlinde missgünstig, rollte sich auf dem kleinen Platz der Fläche, die ihr von dem Lager noch geblieben war, zusammen. Aber die Erleichterung, dass sich das Unglück, entgegen ihrer Erwartungen, noch nicht über Köpfe ergossen hatte, ließ sie über diesen kleinen Makel der Raumnot hinweg sehen.

Er hörte nichts, was ihm wirklich hätte gefallen können! Das große, zerstörerische Gepolter und Getöse war zwar nun so blitzartig vorübergezogen, wie es über sie gekommen war und ist mit zunehmende Entfernung immer leiser geworden. Aber was die langsam wieder einkehrende Stille nun an Geräusche offenbarte, war alles andere als zufriedenstellend. Die Rosse schnaubten laut und das unruhige Getrappel ihrer Hufe verriet ihre Nervosität, einige wieherten heftig vor Schmerzen, diese Tiere hatten wohl weniger Glück gehabt, als die Truppe bei vollem Galopp mit einer entgegenkommenden Rotten von Wildschweinen zusammen gestoßen war. Doch auch ihre Reiter hatte es getroffen, denn von allen Seiten drangen ein leise Stöhnen und leiderfülltes Klagen an sein Ohr. Er empfand dieses Jammer unpassend und auf keinen Fall tolerierbar, ein wahrere Krieger sollte mehr Selbstbeherrschung haben und nicht schon bei der ersten kleinen Wunde heulen wie ein Weib. Aber seine grimmen Gedanken waren nur ein Selbstschutz, denn auch in ihm selbst stak noch ein tiefer Schrecken. Es geschah alles so plötzlich, ohne jede Vorwarnung. Wer hätte denn auch ahnen können, dass mitten in der Nacht eine derart große Rotte an Schwarzkitteln über die Steppen rasen würden, als wäre ein alles verschlingender Dämon hinter ihnen her. Was hatte sie nur in solchem Maß in Panik versetzt und wild flüchten lassen? Er konnte sich zu seinem Bedauern keinen rechten Überblick verschaffen, das Mondlicht schien hell, aber nicht hell genug. Das schmerzvolle Stöhnen seiner Leute machte ihn nervös, denn er fühlte sich verantwortlich für das, was geschehen war. Er hatte alle besorgten Stimmen, die ihn vor einem nächtlichen Gewalttritt durch das nördliche Breeland gewarnt hatten, einfach außer Acht gelassen und gegen alle Empfehlungen befohlen aufzusteigen und abzurücken. Er hatte es nicht gern getan, aber die Zeit saß ihm im Nacken wie ein blutrünstiger Feind. Er fluchte ! Dieser verdammte Vorfall warf sie nun weit zurück, um so mehr, als er einfach diese Gefühl nicht loswerden konnte, dass die Sache noch nicht vorbei wäre. Es könnte fatal werde, würde man nicht sehr wachsam bleiben!

Aber dann wurde er aus seinem sorgenvollen Grübeln heraus gerissen. Er sah Thrommbryth nahen, seinen Freund und treuen Gefährten schon über so viele Jahre hinweg. Bestimmt wollte er Bericht erstatten und Rammwulf richtet sich wieder auf in eine Haltung des Stolzes und Überlegenheit, wie es sich einem Anführer geziemt. Auf keinen Fall wollte er, dass seine Männer sähen, dass er sich schuldig fühlt an dem was geschehen war.

„Hat es Verletzte gegeben?“, fragte er mit Nachdruck, sowie Thrommbryth in Hörweite war. Das war fast keine Frage mehr gewesen, sondern schon fast mehr ein Befehl, ihn über die Lage der Dinge zu unterrichten. Sie hatten einen Rückschlag erlitten. Das war ärgerlich, aber immerhin kein vernichtender Hammerschlag des Schicksals, das den Auftrag gefährden würde. Nur musste es irgendwie

weitergehen, doch um jetzt Entscheidung zu treffen, wusste er noch wenig von Zustand seiner Leute und deren Pferde. Das hielt auf, kostete Zeit und das machte ihm wütend, denn eigentlich liebte er schnelle Entscheidungen. Auf dem Schlachtfeld hatte man ja auch keine Zeit für lange Überlegungen. „Nein Herr!“, stammelte Thrommbryth, „Die meisten sind wohlauf!“

Der Mann druckste unschlüssig herum, denn er wusste, dass Rammwulf auf schlechte Nachrichten bisweilen sehr rüde reagierte. Er hatte nicht unrecht mit dieser Einschätzung seines Anführers und Freunds, denn dieser war nach dieser Nachricht keinen Deut zufriedener.

„Rede nicht so nichtssagend wie ein Than!“, brummelte der Rammwulf, „Ich bin ein Freund von Genauigkeiten und hasse diejenigen, die mich davon trennen!“

In seinem Ton lag unverblümt eine gewichtige Drohung. Wahrheit war schon immer das, was die Mächtigen dafür halten wollten und nicht das, was die Machtlosen täglich abweichend davon erfahren mussten. Diese Ordnung durfte niemand stören! Nicht einmal ein Freund!

Thrommbryth seufzte ergeben, holte tief Lust und schickte sich dann an seinem Herren die gewünschten Einzelheiten vorzutragen.

„Nun gut! Singwid wurde von seinem scheuenden Pferd geworden und brach sich bei diesem Sturz wahrscheinlich einen Fuß. Es könnte sich auch um eine Verstauchung handeln, aber dieser Kundige, ihr wisst schon wen ich meine, hatte es in der Dunkelheit der Nacht nicht besser erkennen können. Wir werden für genauere Erkenntnisse also den Tag abwarten müssen!“

Rammwulf runzelte nachdenklich die Stirn. Singwid war einer des besten Reiter seiner Truppe und es war schon fast ein Zeichen des Schicksals, dass er auf so unrühmliche Weise den Sattel verlassen musste. Aber es sollten noch mehr solcher Zeichen folgen.

Thrommbryth fuhr fort:

„Uelman dagegen hatte noch rechtzeitig absteigen können ehe sein Ross in blankem Entsetze aufstieg. Leider geriet er dabei in die Bahn eines Keiler, der ihn voll traf und sogar ein paar Schritte weit mitschleifte. Der Kundige konnte keine schlimmen äußeren Verletzungen feststellen, vermutet aber innere, womöglich sehr schwere. Uelman bekommt kaum Luft und sein Zustand will sich einfach nicht bessern. Ich fürchte um sein Leben, wenn er nicht bald in die Hände eines guten Heilers kommt! Doch noch schlimmer erwischte es Kainath. Auch er wurde von Pferd geworfen, fiel kopfüber auf einen Stein und zog sich eine üble Platzwunde auf der Stirn zu. Er blutet wie ein abgestochenes Schwein und reagiert nicht, wenn man ihn anspricht. Um ihn fühle ich ebenso große Sorge, auch wenn der Kundige erklärte, dass es womöglich nicht so schlimm wäre wie es aussähe. Er meinte, die Wunde würde heilen, es würde allerdings eine gewaltige Narbe zurückbleiben und sein Verstand würde auch mit der Zeit wieder zurückkehren. Bei Letzterem wollte er sich aber nicht festlegen, denn harte Schläge gegen den Kopf haben eben eine andere Qualität als ein Tritt in den Hintern. Das genau waren seine Worte!“

Unberührt nahm Rammwulf den mehr als ungünstigen Bericht entgegen.

„War es das? Oder habt Ihr noch weitere schlechte Nachrichten?“

Thrommbryth schluckte trocken und seine Gaumen fühlte sich plötzlich an wie trockenes Leder. In der Tat hatte er etwas bisher zurückgehalten, da er dafür bisher noch nicht die richtigen Worte gefunden hatte. Das hatte jetzt zwar auch noch nicht, aber direkt angesprochen konnte er sich nicht darum herum drücken zu antworten. Er wollte es schnell hinter sich bringen, daher ließ er seine Worte sprudeln, wie Wasser aus einer frischen Quelle.

„Die Hälfte der Pferde sind verängstigt und spielen verrückt. Es wird dauern, bis sie beruhigt werden können. Etwa sieben Pferde lahmen und sind momentan nicht belastbar und!“

Seine Stimme versagt plötzlich. Doch auch als er sie wiedergewann, brachte es Thrommbryth fast nicht über seine Lippen.

„..... wir haben zwei Packpferde verloren. Dem einen haben die Keiler beide Vorderläufe gebrochen und das andere wurde voll in der Flanke erwischt. Wir mussten sie beide töten!“

„VERDAMMT!!!!“

Rammwulf war außer sich, wie immer, wenn etwas seinen Pferde zugestoßen war. Die Schicksale

Singwids, Ubelmans und das von Kainath waren plötzlich völlig nebensächlich geworden. „VERDAMMT !!!“ brüllte Rammwulf gleich noch einmal und lief aufgebracht hin und her. Thrommbryth schwieg nun. Er wusste genau, bevor sich sein Freund nicht beruhigt haben würde, war es besser ihn nicht anzusprechen. Stattdessen nahm er sich die Zeit in den Westen zu spähen, in die Richtung aus dem diese Rotte wie ein unerwarteter Steinschlag über die gekommen war. Er konnte nicht viel sehen, obwohl der Mond so hell leuchtete wie selten zuvor. Der Himmel war klar und man konnte gut und gerne die doppelte Anzahl an Sternen erkennen als in weniger klaren Nächten möglich gewesen wäre. Kein Wölkchen war am Himmel, das den erhabenen Anblick auf das Sternenzelt hätte behindern können. Dennoch war die flache Steppe in tiefe Dunkelheit getaucht. Man erkannte die Form einer für dieses Gebiet typischen Hügellandschaft und die Konturen der vereinzelt umstehenden Bäume. Aber alles, was nah dem Erdboden war, blieb in Finsternis getaucht. Niedrige Sträucher, Bodenmulden und herumliegendes Geröll, allesamt böse, natürliche Fallen bei einem wilden Ritt, blieben auch aus nächster Nähe für das Augen des Reiter verborgen. Selbst wenn sie zu Fuß unterwegs gewesen wären, hätte jeder Schritt wohlbedacht sein müssen. Es war Irrsinn gewesen, fast blind in vollem Galopp über eine solch tückische Landschaft zu reiten. Er bedauerte es sehr, dass er Rammwulf dieses aberwitzige Vorhaben nicht hatte ausreden können. Auch dieser fremde Kundige, immerhin ein Kenner dieser Lande, aus diesem Grund war er ja auch als Führer angeheuert worden, hatte eindringlich davon abgeraten.

Aber Rammwulf wollte kein Einsen haben. Wenn dieser sich einmal was in den Kopf gesetzt hatte, müsste schon die Welt einstürzen, um ihn davon wieder abzubringen. Bis zu diesem Zusammenstoß war ja zunächst auch alles gut gelaufen und mit einer wild gewordenen Herde von Wildschweinen konnte man wirklich nicht rechnen. Hätte man dies in Erwägung gezogen, wäre man für verrückt erklärt worden. Und dennoch war es geschehen. Noch nie hatte Thrommbryth von einem ähnlichen Vorfall gehört. Er hätte dieses Rätsel gerne gelöst, aber in der Nacht würde es zu schwierig werden, die Spuren der Schweine zurückzuverfolgen. Zudem hätte es Rammwulf nie erlaubt, er hätte es für Zeitverschwendung gehalten.

Doch Thrommbryth konnte die Fragen, die ihn so fest im Griff hatten, nicht einfach loslassen, ohne den Antworten nicht zumindest etwas näher gekommen zu sein. Unter Umstände hing ihr aller Wohlbefinden davon ab. Was immer diese Wildschwein so aufgescheucht haben mochte, dass sich die Tiere spontan zu einer riesigen Rotte zusammengeschlossen hatten, um gemeinsam in Panik zu fliehen, war noch immer dort draußen und kam vielleicht auf sie zu! Aber es war nichts auszumachen im Westen – noch nicht! Thrommbryth fühlte ein drückendes Unbehagen und der Umstand, dass der Hauptmann noch völlig mit der Trauer um zwei Packpferde beschäftigt war, anstatt sich mit der näheren Zukunft zu beschäftigen, machte ihn nicht ruhiger.

„Woher kamen diese Drecksviecher?“, murmelte er vor sich hin.

Thrommbryth starrte wie besessen in die Dunkelheit hinaus. Leider war er keine Eule und die Anstrengung die er seinen Augen zumuten musste, verwandelte sich langsam in Schmerz. Doch dann glaubte er fündig geworden zu sein. Zuerst hatte er es für eine Gaukelei seiner Phantasie gehalten, doch das Bild löste sich nicht auf, sondern wurde klarer. Es war sehr klein und man konnte es leicht übersehen – winzige leuchtende Punkte, die wie kleine Flammen flackerten.

Thrommbryth erschrak, denn zuerst dachte er, ein Flächenbrand könnte sich ihnen nähern. Das wäre dann auch eine Erklärung gewesen, warum sich die Schweine so untypisch verhalten hatten. Aber dann verwarf er diese Idee wieder. Das Gestrüpp und das Gras in dieser Gegend waren knochentrocken und böten einem Brand reichlich Nahrung. In diesem Falle hätte er dann aber keine vereinzelt Leuchtpunkt gesehen, die Flammen hätten sich schon längst zu einer gewaltigen Feuerwalze aufgebaut, die über Meilen hinweg schon gut erkennbar gewesen wäre. Außerdem blies der Wind vom Süden her und hätte den Brand in den Norden getrieben. Warum also sollten die Wildschweine fliehen, wenn sie ohnehin nicht in Gefahr gewesen wäre? Und warum sollten nur die Wildschweine fliehen, denn es gibt hier bestimmt noch viele andere Tierarten in der Gegend? Die Herde, die so unglücklichen ihren Weg kreuzte, hatte aber nur aus Wildschweinen bestanden. Es waren keine Rehe zu sehen gewesen, auch

keine Wölfe oder Bären! Immer mehr kam Thrommbryth zu dem Schluss, dass es kein natürliches Ereignis gewesen sein konnte, das die Wildschweine aufgehetzt hatte. Doch wer könnte das getan haben und welche Absichten wurden damit verfolgt?

Es wurden immer mehr, statt weniger Fragen und die Antworten dazu ließen sich viel Zeit.

Thrommbryth widmete sich dann wieder den kleinen flackerten Punkten und fragte sich nach der Art ihrer Beschaffenheit.

War es doch ein Flächenbrand?

Nein, das hatte er ja bereits ausgeschlossen und auch jetzt, da er es noch einmal überdacht hatte, kam er auf dasselbe Ergebnis. Die Punkte bleiben winzig und vergrößerten sich nicht. Aber genau das müsste geschehen, wäre diese Steppe in Brand geraten!

Waren es Lagerfeuer?

Diese Gedanke drängte sich förmlich auf, aber was zunächst so schien, als läge es klar auf der Hand, verflüchtigte sich sogleich wieder. Lagerfeuer konnten es nicht sein. Diese flackernden Punkte bewegten sich hin und her, ein Lagerfeuer wäre an Ort und Stelle geblieben. Zumindest hatte Thrommbryth noch nie ein Lagerfeuer erlebt, das herum getanzt wäre.

FACKELN !!

ES WAREN FACKELN !!!

Thrommbryth schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn, als wolle er sich für seine Torheit bestrafen. Warum ist er nicht eher darauf gekommen? Sie selbst liefen hier ja auch mit Fackeln umher. Es wäre zu schwierig geworden, die Verwundete ohne Licht zu versorgen. Und das müsste aus großer Entfernung ähnlich aussehen wie das, was er weit im Westen entdeckt hatte. Kleine flackernde Lichtpunkte, die sich hin und her bewegen.

Jetzt musste er Rammwulf in seiner Trauer stören, egal ob dieser den Verlust seiner Pferde schon verkraftet hat oder nicht! Es war nun klar, dass im Westen Fackeln umhergetragen wurden, doch die Frage war, wer sie in den Händen hielt? Es konnten Freunde sein, aber auch Feinde und in diesen unsicheren Zeit sollten man immer auf das Schlimmste vorbereitet sein. Und zudem musste man davon ausgehen, dass sie selbst mit ihren Fackeln für die anderen im Westen genauso gut sichtbar waren wie umgekehrt. Womöglich war ihre Anwesenheit hier an diesem Ort schon lange kein Geheimnis mehr!

Das hatte unerwartet gut geklappt. Jetzt da er sich wieder im Freien aufhielt, fühlte er sich wieder wesentlich besser, obwohl es im Inneren des Hauses ganz bestimmt sicherer gewesen wäre als draußen in der Dunkelheit, wo mehr Mordbuben umher schwirrten als Schmeißfliegen. Aber für Swanter war so etwas wie Sicherheit lediglich eine andere Bezeichnung für Unfreiheit und daher nicht sonderlich erstrebenswert. Wer wirklich frei sein will, darf keine Risiken scheuen!

Doch es war nicht nur der Drang nach Ungebundenheit der sein Handeln antrieb, sondern eher das Gegenteil – er fühlte sich in der Pflicht! Noch immer war Abalea nicht aufgetaucht und das konnte nichts Gutes bedeuten. Irgendetwas musste ihr widerfahren sein, sonst stünde sie schon längst an seiner Seite. Dass sie es nicht geschafft hatte zu ihm zu gelangen, bereitete ihm große Sorge. Also lag es an ihm statt an Abalea einen Weg zu finden, sich seinerseits an die Seite seiner Gefährtin einzufinden. Aber er war kein so guter Fährtenleser oder gar ein Kind der Natur wie Abalea. In den Gassen der Stadt kannte er sich aus, da wusste er von jedem Haufen der auf dem Pflaster lag, welches Pferd ihn geschissen hatte, aber in der freien Natur fühlte er sich so hilflos wie ein Fisch in der Wüste.

Aus dem Haus zu gelangen war nicht weiter schwierig gewesen. Jener, der sich ihm als Hymephos bekannt gemacht hatte, war als erster in das Nebenzimmer gegangen, um dort seine Gefährten zu begegnen und um ihnen den Gefangenen anzuvertrauen. Swanter folgte ihm so unauffällig wie möglich, blieb dann auch weiterhin, nachdem ihn Hymephos vorgestellt hatte, bescheiden im Hintergrund und überließ Hymephos das Erzählen über die jüngst vergangenen Ereignisse. Ihm war nicht wohl bei dem Gedanken einen Raum zu betreten, in dem sich soviel Schattenklingen aufhielten, deren Nähe er all die Jahre bisher erfolgreich hatte vermeiden können. Swanter hatte eine tief empfundene Abneigung gegen die Vertreter von Recht und Gesetz, so wie er eben auch jegliches

Gesetz verabscheute, da er es als eine Fessel verstand., die seine Freiheit beschneiden wollte. Frei zu sein, das hieß für ihn, sich uneingeschränkt bewegen zu können, ob mit der Hand in fremden Taschen oder mit den Füßen auf den Dielen fremder Schlafzimmer. Die spießigen Bürger der Stadt fanden dies allerdings weniger lustig und forderten ein rigoroses Einschreiten der Sicherheitskräfte, damit Swanter endlich dingfest gemacht werden könnte. Aber die Stadtbüttel von Bree waren so harmlos wie eine armselige Gauklertruppe und die Bannwarte völlig überlastet durch den Einfall südländischer Banditen in das Umland. Diese Leute hatte Swanter nicht zu fürchten, aber die Schattenklingen musste man ernst nehmen, denn in ihren Reihen kämpften die besten Recken, die das Land zu bieten hatte. Dieser Hymephos war ein strahlendes Beispiel dafür, denn dessen Geschick mit den Waffen umzugehen überstieg alles, was Swanter bisher erlebt hatte. Das war bis zum heutigen Tag für Swanter immer Grund genug gewesen, diesen Leuten nicht zu nahe zu kommen – welches Schwein kuschelt schon gerne mit einem Metzger?

Jedoch in diesen Zeiten der Not waren die Schattenklingen wertvolle Verbündete. Niemand sonst, das war Swanters feste Überzeugung, hätte die Möglichkeit, sich erfolgversprechend gegen die die mörderische Macht der Mondschlangen stemmen zu können. Aber man musste es mit der Zusammenarbeit nicht gleich von Anfang an übertreiben. Swanter hatte den Schattenklingen lediglich vor die Augen geführt, mit welchem Feind sie es zu tun hatten und damit sah er seine Mission auch zunächst als erledigt an. Nun musste er sich wieder um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und die Schattenklingen um die ihren.

Als Hymephos später den Raum verließ, um seinem Anführer zu berichten, war Swanter in diesem Moment für die Schattenklingen, die im Raum verblieben waren, so gut wie unsichtbar geworden. Keiner beachtete ihn weiter, außer Dermold, der ihn hasserfüllt anblickte, aber schwieg. Dieser klobige Zwerg mit dem langen, weißen Bart hingegen, sah hingegen den gebundenen Dermold mit einer gruseligen Vorfreude an, während die kleine Dame aus dem Auenland wiederum den Zwerg beobachtete, allerdings weniger erfreut als mehr besorgt. Swanter ahnte nichts Gutes für den armen Dermold, aber im Grunde genommen war ihm das alles völlig egal. Er sah nur die Gelegenheit, die sich ihm anbot sich unauffällig aus dem Staub zu machen und er war entschlossen zuzugreifen. Er schlich rückwärts zu Türe, bereit sofort unschuldig zu lächeln, sollte sich plötzlich jemand für sein Tun interessieren. Drei kleine Schritte nur, dann konnte er den Türschließer bereits mit den Fingern fühlen. Noch immer beachtete man ihn nicht, das war ja fast schon zu einfach!

Gut so!

Die Scharniere der Türe schienen gut geölt worden zu sein, da war absolut kein Quietschen zu hören gewesen als Hymephos die Türe vorhin geöffnet hatte, um den Raum zu betreten und auch nicht später als er durch dieselbe Tür das Nebenzimmer wieder verließ.

Gut so!

Zu Swanters Überraschung musste er die Türe nur langsam aufschieben, die Mechanik des Türschließers drehte sich hohl und schien demoliert zu sein. Irgendjemand musste diese Türe vorher schon mit ziemlicher Rohheit geöffnet haben, denn der Verschluss war zwar aus hartem Metall, aber dennoch gewaltig verbogen. Auf dem Hengstackerhof schien man den pfleglichen Umgang mit Türen nicht zu kennen. Swanter erinnert sich an den beklagenswerten Zustand der Haustüre. Im Vergleich dazu war die Türe zum Nebenzimmer noch das reinste Bollwerk gewesen. Die Türangeln ächzten leise, aber sie quietschten nicht und bald schon war der Spalt, der sich geöffnet hatte groß genug, dass Swanter unbemerkt hindurch huschen konnte.

Gut so!

In der Taverne war alles dunkel, bis auf den Tisch, an dem der Hofherr auf den Tisch gebeugt friedlich schlief. Dort brannte noch auf dem Tisch stehend eine kleine Lampe und auch aus dem Gang, der hinter der Theke in die Tiefe des Hauses führte, flackerte es noch ein paar wenige Laternen, die gerade soviel Licht spendeten, damit ein Gast die Tür zu seinem Zimmer finden konnte.

Swanter seufzte. In diesem Gang lag auch das Zimmer, das Abelea und er zu einem happigen Preis angemietet hatten und jetzt konnte sie es noch nicht einmal benutzen.

Das war weniger gut!

Swanter nahm nicht den Weg durch die geborstene Tür, obwohl sich dieser angeboten hätte, denn dort hätte er mit Sicherheit völlig lautlos das Haus verlassen können. Er benutzte denselben Seitenausgang, den Abalea und er schon benutzt hatten, als sie vor den Südländer flüchteten. Damit war er zwar wieder in der Gefahr an eine knarrende Tür zu geraten, aber hoffte, dass der Hofherr tief genug schlief und zudem, wenn er die Jägerin finden wollte, musste er den Pfad einschlagen auf dem sie sich zuletzt verloren hatten. Nur dort konnte er wieder eine Spur von ihr erspähen. Will man ein verschlungenes Seil wieder entwirren, dann muss man auch erst einmal die Enden finden, bevor man die Knoten lösen könnte.

Als er die Türe öffnete, ächzte der Türrahmen wie ein Schiffsmast bei einem schweren Sturm und die Beschläge gaben ein Geräusch von sich, das entfernt an die Schreie gequälter Katzen erinnerte. Aber der Hofherr erwachte nicht, sein Schlaf schien eisern und durch nichts zu stören zu sein.

Gut so!

Brav machte Swanter, als er ins Freie getreten war, die Türe hinter sich wieder zu. Das war nicht nur höflich, sondern auch zweckmäßig. Irgendwann würde sein Verschwinden bemerkt werden und er hatte keinen Zweifel daran, dass man nach ihm suchen würde. In diesem Fall wäre es besser, man würde nicht sogleich zu entdecken, durch welchen Ausgang er das Haus verlassen hatte, sonst hätte er in kürzester Zeit die Meute der Schattenklingen wieder an den Hacken und das wäre sehr lästig geworden. Swanter mochte zwar diese Schattenklingen irgendwie, auch wenn er sich das nicht gerne eingestand, aber in den Kreis seiner Freunde, wenn er denn welche gehabt hätte, wollt er sie noch nicht einreihen. Vor allem dieser Zwerg hatte ein Art, die ihn sehr ansprach. Er hatte ihn zwar bisher nicht lange erleben können, aber selbst in dieser kurzen Zeit der Begegnung hatte der Zwerg einen imposanten Eindruck gemacht. Er schien sehr hinterlistig zu sein und in der Wahl seiner Mittel außerordentlich vielseitig. Swanter gefiel das.

Das war gut so!

Als Swanter das erste mal in der noch jungen Nacht an diesem Ort vorbeigekommen war, brannten noch viele Laternen und Fackeln. Zu der Stunde, da er es ein weiteres mal tat, wurde der Ort nur noch vom Mondlicht erhellt und das genügte einfach nicht, um eine Spur zu finden.

Das war nicht nur nicht gut – das war verdammt schlecht!

Aber Abalea musste an diesem Ort vorbei gekommen sein. Swanter hielt es für unmöglich, dass die Südländer Abalea noch in der Taverne aufgegriffen hatten – das wäre aufgefallen! Die Leute hätten davon geredet, sie reden immer über alles und die gewaltsame Entführung einer jungen Frau wäre für alle Klatschweiber ein gefundenes Fressen geworden. Und die Schattenklingen, die sich hier die meiste Zeit aufhielten, hätten einen solchen Überfall bestimmt verhindert. Die Gefährtin musste es also geschafft haben das Haus zu verlassen. Dann wäre sie genau an dem Ort gestanden, an dem jetzt Swanter unruhig und unschlüssig von einem Bein auf das andere trat. Aber wohin ist sie danach gegangen? Swanter versuchte sich daran zu erinnern, wie es hier ausgesehen hatte, als der Ort noch von mehr Licht erhellt worden war. Swanter ging unsicher ein paar Schritte vorwärts. Den Boden brauchte er gar nicht erst abzusuchen, es war so dunkel, dass er sogar die Fußspur eines Olifanten übersehen hätte. Er sank tief in seine Gedanken und sann darüber nach, wohin man sich wenden könnte, wenn man vor einer unbekanntem Gefahr zu flüchten versucht. Und es war ja immerhin nicht nur diese eine Bedrohung, der man hier begegnen konnte, denn an diesem Ort war Swanter auch auf eine Gruppe Schlangen gestoßen und das war auch der Augenblick gewesen, da alles aus dem Ruder geraten war.

Das war nicht gut gewesen!

Swanter schalt sich einen Narren, er hätte bleiben und auf Abalea warten sollen. Aber dann wäre dieser Hauptmann zu Tode gekommen, genau wie die junge Frau, die dieser in seinen starken Armen getragen hatte. Manchmal hat man keine Wahl und trotzdem wählt man schlecht, egal wofür man sich entscheidet. Swanter schüttelte sich! Das war viel zu viel Reue auf einmal, das verwirrt die Gedanken und das konnte er jetzt überhaupt nicht gebrauchen. Nichts benötigte er jetzt mehr als einen klaren Kopf.

Wohin könnte Abalea gegangen sein? Nach Süden sicherlich nicht. Wenn man nicht entdeckt werden will, begibt man sich nicht an einen Ort, wo man wie auf einem Präsentierteller liegen würde. In dieser Richtung lag der Hofplatz und dort war zu diesem Zeitpunkt noch ziemlich viel Betrieb für die vorgerückte Stunde. Zudem war er noch von einer ansehnlichen Anzahl Laternen erhellt und bot so gut wie keine Verstecke. Demnach müsste sie in nördliche Richtung gelaufen sein. An diesem Ort war es dunkel und kaum einer der Gäste verirrte sich dorthin. Außer jenen, die das Zelt von Frau Rosana aufsuchen wollte, aber das lag noch ein gutes Stück weiter und diesen Leuten, noch unter dem Licht der Sonne allesamt als sittenstrenge Ehrenmänner geltend, lag noch sehr viel mehr daran nicht entdeckt zu werden, als das bei Swanter und Abalea der Fall war.

Swanter tastete sich vorsichtig vorwärts. Der Mond leuchtete zwar hell und keine Wolke war am Himmel, die sein Licht behindert hätte, aber westlich des Hauses war alles in den Schatten getaucht. Um Abaleas dort zu finden, hätte er schon über sie stolpern müssen, so wie über den Blecheimer, den er übersehen und mit dem Stiefel voll getroffen hatte. Es schepperte, als wäre ein Reiter in voller Rüstung vom Pferd gefallen, aber glücklicherweise hatte das keine Folgen. Hinter keinem Fenster des Hauses wurde es hell und sollten ihm Verfolger an den Fersen gewesen sein, hatten sie offenbar diesen Lärm nicht mit Swanter in Verbindung gebracht. Er lauscht in die Stille der Nacht. Nichts rührte sich. Er hörte keine Rufe und auch keine Schritte, die näher gekommen wären. Sein Missgeschick war wohl ohne Folgen geblieben.

Gut so!

Ein paar Schritte weiter wurde es dann ein klein wenig heller, man erkannte zumindest die Umrisse der Hindernisse, die sich in den Weg stellten, ehe man schmerzhaft auf sie prallte.

Gut so!

Weniger gut war allerdings, dass Swanter nun nicht mehr wusste, wie es weiter gehen sollte. Blicke er auf dem Pfad in der Nähe des Hauses, würde er bald wieder vor dem Badebereich stehen und er konnte sich zu diesem Zeitpunkt keinen Ort vorstellen, an dem er sich weniger gerne aufhalten würde, nach den blutigen Ereignissen der letzten Stunden.

Aber ein anderer Weg wollte sich ihm nicht offenbaren. Es war, als versuche er aus einem großen Kessel, der mit trüber Flüssigkeit gefüllt war, eine einzelne Erbse heraus zu fischen. Blind einen Speer in einen dunklen Wald zu werfen, um einen Hirsch zu erlegen, hätte mehr Aussichten auf Erfolg gehabt. Swanter zermarterte sich das Gehirn. Es musste doch einen Anhaltspunkt geben, der seinen weiteren Weg bestimmen könnte. Aber nichts dergleichen war zu sehen gewesen!

Das war jetzt überhaupt nicht gut!

Jeder andere hätte zu diesem Zeitpunkt aufgegeben und alle weiteren Geschicke dem Schicksal überlassen – nicht so Swanter! Abalea war in Gefahr, das spürte er und um sie zu retten, wäre barfuß über glühende Kohlen gelaufen. Aber da waren keine glühenden Kohlen, sondern nur dunkle Pfade auf dem in die Finsternis der Nacht gehüllten Hengstackerhof.

Wenn den Augen alle Erkenntnisse verwehrt bleiben sollte, dann muss man sich eben auf die Ohren verlassen. Swanter wurde ganz still und lauschte in die Nacht hinein, aber auch sein Gehör wollte ihm nichts Neues vermitteln. Da war das Zirpen der Grillen, das in der Nacht wie der Stoß von Fanfaren klang und sonst nur eine bleierne Schwere, die sich wie Mull über das Gehört legte. Einmal bellte ein Hund und ein verwirrter Gockel setzte viel zu früh ein heiseres Krähen an, verstummte aber sogleich wieder. Womöglich hatte er seinen Irrtum erkannt, aber vielleicht war ihm auch der Hals umgedreht worden von jemandem, der sich in seinem Schlaf gestört gefühlt hatte. Weit in der Ferne heulten Wölfe und viele Pferde scharrten unruhig mit den Hufen. Aus dem Süden drang ein schauerlicher Gesang an Swanters Ohren, von Leuten, die volltrunken den Weg auf ihr Lager suchten und das Ächzen und Stöhnen, das vom Norden her erschallte, hatten den Ursprung wahrscheinlich in den Zelten von Frau Rosana, wo trotz oder gerade wegen der späten Stunde noch immer reger Betrieb zu sein schien. Die Nacht kennt für gewöhnlich keine Geheimnisse für Swanter. Sie ist hellhörig und die Wahrheiten werden niemals überdeckt, wie von den Geräuschen des Tagesbetriebs. In der Stille der Nacht kann sich alles Geflüster und Gerede auf einen einzigen Punkt versammeln und jener, der dann dort steht, hat

alle Gedanken die sich offenbaren in seinem Ohr. Doch, zu Swanters Leidwesen, mochte die in vollem Umfang für die Gassen der Stadt gelten, hier auf dem Hengstackerhof galten andere Bedingungen. Swanter hörte viel und gleichzeitig gar nichts. Auf jeden Fall ergab sich kein Hinweis, wo er er Abalea zu suchen hätte. Da waren keine schleichende Schritte, kein heimliches Getuschel und auch sonst nichts zu hören gewesen, das Aufschluss hätte bringen können. Auch sein außerordentlich gutes Gehör brachte ihn also nicht weiter.

Aber das war noch etwas anderes. Zuerst war es für Swanter noch nicht von Bedeutung, doch dann drängte sich diese eine Wahrnehmung, obwohl einem anderen Sinn zugehörig, immer mächtiger auf. Es roch nach verbranntem Lampenöl. Zwar brannte keine einziges Laterne mehr in der näheren Umgebung, aber es konnte noch nicht lange her sein, dass sie wenigstens vereinzelt noch Licht spendeten, sonst hätte sich der Geruch schon längst verflüchtigt. Es war nicht die klarste aller Spuren, aber es war die einzige, die sich Swanter eröffnen wollte. Er konnte wahrhaft nicht viel sehen, Schatten in der Nacht sind wohl das dunkelste, was man sich vorstellen kann. Und so verließ sich Swanter lieber auf seine Nase, wenn Auge und Ohr ihre Unterstützung verweigerten.

Swanter tapste schnuppernd in der Dunkelheit weiter und kam dieser Spur folgend an eine Stelle, da der Geruch am mächtigsten gewesen war. Es war eine offene Pferdebox, aber keine Pferde standen darin. Das alleine war schon seltsam genug, zu einer Zeit, da es hier hier mehr Pferde geben musste, als Grashalme auf den Weiden.

Swanter tastete sich weiter vorwärts. Es gab für ihn keine Gewissheit auf Erfolg, aber da war so eine gewisse Erwartung wie bei einem Fischer, bei dessen Angel sich die Leine spannt und er sich nun fragt, ob er einen dicken Fisch oder einen alten Schuh am Haken haben könnte.

Kapitel 19

** Des Zwergen Wut **

Der riesige Ork brüllte hasserfüllt und schwang seine schwere Waffe mit entsetzlicher Macht. Mit der breiten und unglaublich scharfen Schneide seiner Axt, die schon so unglaublich viel unschuldiges Blut geschlürft hatte, wäre selbst ein Durchbruch durch die dicken Mauern eines befestigten Hauses kein Problem gewesen. Aber nicht irgendeine steinerne Wehr war sein Ziel! Noch immer trug dieses madige Elbenweib ihren Kopf keck auf den Schultern, obwohl dieser schon längst, sauber getrennt vom Rumpf, über den Boden hätte rollen müssen. Er brüllte vor Wut! Noch nie hatte er einen Nacken verfehlt! Diese Elbenhexe musste einfach sterben und schon längst ging es ihm nicht mehr nur darum, ihr den Schädel vom Hals zu hauen, er wollte sie zerhacken, zerfleischen und alle ihre Knochen zu Staub zerbröseln. Dass er eben, zwar unbeabsichtigt aber höchst wirkungsvoll, seinem Anführer die Hände abgehackt hatte, kümmerte ihn ebenso wenig, als hätte er eine Laus zwischen seinen Fingern zerdrückt. Der Blutmeister würde langsam verrecken! Wen kümmert das schon? Aber diese Elbin lebte noch immer und dies störte ihn gewaltig.

Doch gerade als er zuschlagen wollte um Legolowiens Leib zu zerschmettern und ihr Dasein für immer aus der Welt zu tilgen, geschah etwas, mit dem er nicht gerechnet hatte. Weder flehte sie um Gnade, noch wandte sie sich eine verzweifelten, wie sinnlosen Flucht zu oder war schicksalsergeben in eine Starre verfallen!

Sie griff an !!

Verdammt – sie griff an !!!

Wie ein in die Enge getriebenes Eichhörnchen warf die Elbin mit ihrem zarten und augenscheinlich gebrechlichen Körper mit aller Wucht, die sie zu bieten hatte, gegen ihn, als würde sie seine Kraft und seine Macht verlachen. Sie sollte geduckt vor Angst erzittern, aber das tat dieses verdammte Weib nicht.

Die Gewandtheit der Jägerin überraschte den furchterregenden Feind, der orkische Henker konnte nicht mehr darauf reagieren. Sie hatte sich gegen sein Standbein geworfen, just in dem Moment, als er seine Henkersaxt auf sie niedergehen lassen wollte. Der Aufprall gegen das Knie schmerzte gehörig. Das alleine raubte ihm schon fast das Gleichgewicht und der Schwung seines Hiebes, der nun ins Leere gehen musste, gab ihm den Rest. Er stürzte wie eine gefällte Eiche zu Boden. Der massige Ork brüllte vor Wut und Enttäuschung, als er sich so unerwartet auf dem Boden liegend wiederfinden musste. Aber auch Legolowien war nach diesem Angriff angeschlagen. Die Wunde an ihrem Oberschenkel blutete jetzt wieder stärker und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis Schmerz und Blutverlust ihr die Besinnung rauben würden. Schneller als der Elbin lieb sein konnte, kam der Henker wieder auf die Beine und er knirschte mit den Zähnen, als wären Kieselsteine zwischen zwei Mühlsteine geraten. Die Wut des Orks wuchs ins Unermessliche. Noch einmal würde er sich nicht wieder überraschen lassen, es muss ein Ende werden. Die Elbin musste sterben. Sie war schwach und bald schon würde sie tot sein! Dann hätte der Henker seine Arbeit getan!

Es stand nicht gut um die Jägerin. Die Wunde machte ihr zu schaffen und zudem hatte sie der großen Henkersaxt in der Hand des Feindes nichts weiter als ihren festen Willen entgegenzusetzen und der alleine würde den großen Ork nicht überwältigen können. Der Henker grinste überheblich, er war sich seiner Sache nun sehr sicher gewesen. Gewiss, die Dinge liefen anders als gewohnt. Für gewöhnlich hielten sein Opfer still, wenn er mit der Axt ausholte. Das war heute zwar nicht so, aber es war für den orkischen Henker nicht mehr als eine Herausforderung. Es machte sogar mehr Spaß, wenn sich seine Opfer mit ihrem unentrinnbaren Ende nicht schon abgefunden hatten, denn es war ihm eine Lust Leben zu rauben. Es einfach geschenkt zu bekommen fand er öde.

Diandra sah die Not ihrer Gefährtin sehr wohl, konnte ihr aber nicht zu Hilfe kommen, denn sie hatte ihrerseits auch genug Probleme. Bei den umher stehenden Orks hatte sich die, durch den Fall des Blutmeisters ausgelöste Starre mittlerweile verflüchtigt und sie wurden wieder Herr ihres dumpfen Willens. Nicht der letzte Befehl, den ihr Anführer sterbend gebrüllt hatte und auch nicht die Furcht vor dem Humpler war ihnen ein Anstoß gewesen in das Geschehen einzugreifen. Es war die Angst, die sie ereilte, als sie das Menschenweib und ihre elbische Gefährtin entgegen allen ihren Erwartungen plötzlich als eine tödliche Gefahr gegen sich erkennen mussten. Es trieb sie zum Handeln, denn obwohl es widersinnig erscheinen mochte, da ihre Übermacht gegen ihre zwei Feinde schier erdrückend war, sie sahen sich plötzlich in Bedrängnis. Doch nicht nur die Furcht, sondern auch in steigendem Maß der Blutdurst, der sich immer mehr ihrer bemächtigte waren ein Ansporn gewesen, sondern auch die herrliche, wie unerwartete Aussicht von dem Fleisch dieser Frauen kosten zu dürfen. Und so sah sich Diandra plötzlich von zu allem entschlossenen Feinden umringt und nicht wenige der Orks leckten sich in Vorfreude schon die Lippen.

Es war einem mehr als gnädigen Schicksal zuzuschreiben, dass sich nicht alle Orks gleichzeitig für Diandra interessierten. Die meisten von ihnen starrten wie gebannt auf den Kampf zwischen Legolowien und ihrem Henker, blieben allerdings seltsamerweise zurückhaltend und griffen nicht ein. Womöglich gingen sie davon aus, dass der große Ork, nachdem er wieder auf die Beine gekommen war, die Elbin sowieso rasch überwältigen würde oder sie hatten einfach die Angst von der riesigen Axt, die der Henker nun wild und ohne Rücksicht auf Freund oder Feind umher schwang, erfasst und zerstückelt zu werden. Sie wussten nur allzu gut, die Axt des Henkers fraß Fleisch und trank Blut, egal von wem!

Die Körperkraft des Henkers war unglaublich groß, er hielt die schwere Axt so leicht und locker in seinen Händen, wie eine Kammerzofe den Staubwedel beim täglichen Hausputz in einem Schloss. Nur

ein einziger Treffer, selbst mit der stumpfen Seite der Waffe hätte, die Knochen der Elbin in tausend Teile zertrümmert und ein Treffer mit der Schneide hätte sie der Länge nach gespalten! Aber sein Geschick im Umgang mit der Waffe war glücklicherweise nicht höher als das Können eines verfetteten Stadtschreibers beim Führen eines Schmiedehammers. So gingen seine Angriffe immer wieder ins Leere. Er war es einfach nicht gewohnt, dass sich sein Opfer bewegen konnte. Bisher hatten alle mehr oder weniger freiwillig den Nacken still gehalten und ergeben oder gezwungen darauf gewartet, dass der Henker sein Werk vollende. Da hatte er das Beil mit der großen Schneide nur ansetzen, etwas anheben, dann mit Wucht wieder fallen lassen müssen und schon war er ab der Kopf. Eine einfache, saubere Sache befand der orkische Henker. So machte das Arbeiten Spaß! Aber diese Elbenhexe wollte sich an keine Regeln halten und tanzte wie ein Windspiel bei Sturm vor ihm herum und hatte nicht die mindeste Mühe seinen Hieben auszuweichen oder sie abzutauchen, als wären seine Angriffe nur ein laues Lüftchen. Und dies, obwohl ihr das verletzte Bein mehr als hinderlich dabei gewesen war und das brachte den Henker in den Gipfel der Rage. Er fühlte sich verhöhnt, mit jedem verfehltem Schlag mehr. Seine Attacken wurden nun wütender und ungestümer. Es folgte Hieb auf Hieb, der Ork gönnte sich keine Pause mehr. Er zielte nicht mehr, sondern schlug nur noch zu in der Hoffnung, dass einer seiner Angriffe träfe, egal wie und egal wo oder wen! Das machte ihn unberechenbar und Legolowien kam nun in große Schwierigkeiten, denn der Ork schien noch über unendlich viel Kraft zu verfügen, während ihre eigenen Reserven langsam zur Neige gingen. Sie wusste nicht, wie lange sie ihrem Schicksal noch davon tanzen konnte und leider hatte sich niemals eine Gelegenheit für einen Gegenangriff ergeben, der auch nur im Mindesten die Möglichkeit eröffnet hätte, dem Kampf ein Ende zu bereiten. Die Lage schien aussichtslos, doch Legolowien hatte einfach keine Zeit zu verzweifeln. Ihrer Gefährtin erging es um keinen Deut besser. Zwar hatte die es nicht mit einem solch hünenhaften Ork zu tun wie die Elbin, dafür musste sich Diandra gegen eine erdrückende Übermacht stemmen. Glücklicherweise rückten nicht alle anwesenden Orks gegen die menschliche Jägerin vor. Die Fackelträger standen nur still und unverrückbar wie leuchtende Statuen in ihren Positionen und bildeten so einen Kreis, als ob es ihre unparteiische Pflicht wäre, die Kampfarena auszuleuchten. Die meisten der Orks hielten sich außerhalb des Fackelkreises auf und sahen den Ereignissen innerhalb des abgegrenzten Areals mit Interesse, aber völlig tatenlos zu. Sie empfanden das, was dort geschah, als ein aufregendes Spiel, sahen in aufgeregter Erwartung einem erbauenden Gemetzel entgegen und sie hofften darauf, bei der Zerstückelung der Körper, wenn es denn einmal soweit sein sollte, kräftig mitmischen zu dürfen. Damit hatten sie einen sehr viel konkreteren Plan als die anderen Orks, die sich in der Arena aufhielten. Ohne die ordnenden Befehle des Blutmeisters blieb ihnen zunächst nur Verwirrung, die ihren einfachen Verstand vernebelte. Doch schon bald nahm ihre dunkle Bestimmung die Überhand ein. Sie wollten töten, zerschmettern und vernichten. Nur der Blutmeister hätte ihren Wahnsinn auf ein Ziel auszurichten vermocht. Jetzt aber, da er nicht mehr befehlen konnte, verfielen die Orks in ihre bestialische Natur zurück. Sie wollten morden, bis niemand anderes mehr über diese Lande ziehen würde, als ihre eigene verderbte Art, das Volk der Finsternis.

Drei Orks, die sich drohend vor der menschlichen Jägerin aufbauten, hatte Diandra, wild mit ihrem Dolch fuchtelnd, für eine kurze Zeit mit ihrem Dolch in Schach halten können. Aber da war noch ein Vierter, der sich ihr von hinten näherte, zwei weitere kamen von der einen Seite und gar drei von der anderen. Wären diese Bestien nach irgendeinem Plan vorgegangen, Diandra hätte kaum überleben können. So aber griff jeder nach Gutdünken an, ausschließlich der eigenen Mordlust verschrieben. Manche von ihnen drängten ihre Gefährten sogar aus aussichtsreicherer Position, rumpelten aneinander wie betrunkene Raufbolden, brachten sich mitunter sogar zu Fall dabei und Diandra nahm diese Nachlässigkeiten dankend an. Ihr Messer funkelte im Mondschein wie ein kleiner Blitz und es riss furchtbare Wunden. Diandras Blick war starr, konzentriert und ihre Bewegungen glichen einem mörderischen Tanz. Den ersten beiden Orks schlitzte sie die Kehlen auf, dem dritten versenkte sie ihre Klinge bis ans Heft in den Magen, worauf er röchelnd zusammenbrach. Diandra wich den wütenden Angriffen der restlichen Orks so gut aus, wie es ging, doch nicht immer konnte sie den trommelnden Hieben entgehen. Ein Keule traf sie in die linken Seite und der heftige Schmerz ließ ihren Atem kurz

stocken. Der Arm fühlte sich sofort taub an und sie konnte ihn danach nicht mehr so geschmeidig bewegen, wie sie sich das gerne gewünscht hätte. Aber wehrlos war sie dadurch noch nicht geworden. Das wurde dem Ork mit der Keule auch sofort deutlich, nachdem er, im Anschluss an seine eigentlich vortrefflich gelungene Attacke, seine Keule in weitem Bogen davonfliegen sehen musste, mitsamt seiner am Gelenk abgetrennten Hand, die auf dem Weg durch die Luft den Griff der Waffe noch eisern umklammert hielt.

Èogar wurde sehr unsanft aus seinem tiefen und leidlich erholsamen Schlummer gerissen. Irgendjemand hatte ihn am Kragen gepackt, geschüttelt und ihm immer wieder ins Gesicht geschrien: „WO IST ER HIN ?! WO IST ER HIN ?!“

Der Hofherr wusste im ersten Moment gar nicht wo er war und auch auch als sich seine Augen erschreckt öffneten, konnten sie nicht gleich erkennen, wo er sich befinden könnte. Wie auch hätte er sich orientieren sollen, wenn er so gnadenlos durchgeschüttelt wurde? Der Rücken tat weh, als hätte man ihn eben erst vom Rad genommen und Èogar bedauerte insgeheim, dass er sein weiches und bequemes Bett dem Anführer der Schattenklingen überlassen hatte. Es wäre schön gewesen, nach einer gemütlichen Nacht am nächsten Morgen friedlich von der Sonne wach geküsst zu werden. Noch während der Nacht von groben Händen hin und her geworfen zu werden, war so ziemlich das extremste Gegenteil, das man sich zu einem sanften Erwachen vorstellen konnte

„Was ???“, murmelte er, noch immer mehr als halb vom Schlaf umgarnt, doch sein Peiniger ging nicht auf seine Frage ein und schüttelte ihn unverdrossen weiter.

„DURCH WELCHE TÜRE HAT ER DAS HAUS VERLASSEN ???!“

Dem brutalen Fragesteller schien diese Frage sehr wichtig zu sein, soviel begriff Èogar auch mit seinem schlaftrunkenen Geist, aber damit hatten sich auch schon alle seiner derzeitigen Kenntnisse erschöpft.

Welche Türen??

Welches Haus ??

Und wer war, bei allen heulenden Wölfen, überhaupt gemeint?

Noch ehe das Bewusstsein des Hofherren eine begehbare Brücke zwischen der Traumwelt und der Wirklichkeit hatten schlagen können, rührte sich eine stolzer Trotz. Wer immer ihn da am Kragen gepackt hatte und ihn so traktierte, als müsste man einem räudigen Hund die Flöhe aus dem Fell rütteln niemand hatte das Recht ihn so herabwürdigend zu behandeln. Wütend sprang er auf und stieß die Hände, die ihn gepackt hatten, energisch weg. Sowohl der Tisch, auf dem er seinen Oberkörper gebettet hatte, als auch der Stuhl, auf dem er sich mittlerweile schon fast den Hintern platt gesessen hatte, fielen mit einem lauten Poltern um und alles, was auf dem Tisch gelegen war, prasselte nun klirrend und scheppernd auf den Boden. Doch noch sehr viel lauter wurde Èogars Protest.

„WAS ERLAUBT IHR EUCH? WER GIBT EUCH DAS RECHT, MICH IN MEINEM EIGENEN HAUS ZU BEUTELN WIE EINEN SCHLACHTHAHN ???!“

Es folgte eine wohlthuende Stille und der Hofherr war fast schon geneigt, sich wieder einem erquickenden Schlaf zu überlassen, doch war sein Verstand mittlerweile wach genug zu begreifen, dass er dann erneut wach geschüttelt werden würde.

Èogar seufzte und rieb sich die Augen. Er hatte einen scheußlichen Tag hinter sich und die Nacht wollte es ihm offensichtlich nicht kommoder machen.

Verdammt !!

Aber immerhin war jetzt wieder Ruhe und Èogars Blick wurde auch langsam klarer. Stück für Stück fand er sich in der Welt wieder ein. Er erkannte den zur Taverne umgebauten Speisesaal seines Hauses wieder, als wäre er nach Jahren der Wanderschaft endlich wieder in sein Heim zurückgekehrt und tröpfelnd kam auch in vollem Umfang die Erinnerung an die jüngsten Ereignisse wieder in seinen Kopf.

„Lasst es gut sein, Hymephos. Gebt ihm die Gelegenheit wach zu werden!“, erklang eine sanfte Stimme und Èogars war froh über das, was sie verlauten ließ. Aber das war noch eine zweite Stimme

und die hörte sich nur wenig entspannt an.

„Ich muss Euch wohl nicht daran erinnern, dass die Zeit drängt, Meister Marric! In wenigen Tagen könnte er schon vor den Thron Angmars kriechen!“, erklärte Hymephos verärgert.

„Wie schon so oft geht Ihr wieder einmal vom Schlimmsten aus, mein lieber Hymephos. Wer sagt denn, dass er tatsächlich ein Diener des Hexenkönigs ist?“

„Er war eine Schlange und das ist er unter Umständen immer noch. Wer kann mit Sicherheit annehmen, dass alles, was er sagte, nicht eine Ränke gegen uns gewesen war?“

„Warum sollte er das tun?“, erwiderte Meister Marric, „Welche Ziele könnte er damit verfolgen? Hat er uns nicht sehr deutlich die Gefahr, in der wir alle schweben, vor die Augen geführt?“

„Dürfen wir ihm deshalb schon unser ganzes Vertrauen schenken?“, konterte Hymephos, „Der Kerl taucht auf und verschwindet ganz nach seinem Belieben. Sollte er sich auf unsere Seite geschlagen haben, warum sehe ich ihn dann nicht an unserer Seite? Wo ist er hin und was hat er vor?“

Man konnte es Hymephos anhören, dass er sich große Sorgen machte und das ließ auch den Anführer der Schattenklingen nicht unbeeindruckt. Hymephos war immer sehr eifrig gewesen in allem was er tat, vielleicht manchmal auch ein bisschen im Übermaß. Aber er war auch außerordentlich besonnen, ungewöhnlich klug und durch nichts so leicht aus der Ruhe zu bringen. Dass er sich zu diesem Zeitpunkt dunklen Vorahnung hingeben wollte, konnte Marric als Zeichen nicht übersehen. Womöglich hatte er recht und dieser Gedanke behagte dem Anführer der Schattenklingen gar nicht. Marric war in diesem Punkt anderer Ansicht, doch das war auch nur eine Folge seines Glaubens und nicht eine Schlussfolgerung gesicherter Erkenntnisse gewesen. Swanter mochte ein notorischer Tunichtgut sein, aber er hatte, und das war Marrics feste Überzeugung, das Herz auf dem rechten Fleck und sein Bekenntnis für die Schattenklingen, sie zu unterstützen und zu helfen, den Mondsclangen hingegen abzuschwören, könnte fast schon einem Treueschwur gleichkommen. Wäre da nicht eben Hymephos berechtigter Zweifel. Marric war aber kein vertrauensseliger Narr, er wusste sehr wohl, dass manchmal der Wunsch der Vater des Gedanken werden konnte. Aber erhoffte von tiefstem Herzen, dass er sich in Swanter nicht täuschte!

„Er wird sicherlich nur seine Gefährtin suchen. Wenn sie sich noch auf dem dunklen Gelände befindet, schwebt sie in allerhöchster Gefahr!“

„Oder er sitzt bereits vor seinem Anführer bei den Mondsclangen und listet unsere Schwachstellen auf!“, knurrte Hymephos schlecht gelaunt.

Aber er war nicht der Einzige, dessen Stimmung arg getrübt war.

„Soll das etwa bedeuten,“, warf Èogar mit düsterer Miene ein, „Ihr habt mich mit Gewalt aus meinem Schlaf gerissen, nur um Euren koketten Disput verfolgen zu müssen ?? Ich verlange Aufklärung! Das ist mein Haus und ich lasse mich nicht gerne unter meinem eigenen Dach gängeln und am Nasenring durch den Hof führen!“

Marric fühlte sich beschämt. Er erkannte, dass sie unter dem Eindruck der Gefahr die Gastfreundschaft des Hofherren fast schon zu sehr strapaziert hatten. Es ziemt sich einfach nicht seinen Gastgeber, der ihnen zu eigenen Lasten jede Annehmlichkeit hatte zukommen lassen, in rüder Weise zu bedrohen, egal aus welchen Gründen heraus. Sie waren zu weit gegangen und es war die höchste Zeit wieder Besonnenheit walten zu lassen. Auch Hymephos wurde klar, dass er sich hatte hinreißen lassen und er befand aus aktuellem Anlass, es wäre nun eine gute Idee seine Hände wieder vom Kragen des gekränkten Hausherren zu lösen.

Noch immer zornig zog Èogar seinen ziemlich grob zerknitterten Wams wieder straff wie es sich gehört. .

„Und ?!“, fragte er dann frostig und wartete ungeduldig auf Antworten. Nicht, dass ihn irgendeine Erklärung, so geschickt sie auch vorgetragen werde sollte, auch befriedigen würde, aber er wollte unter keinen Umständen darauf verzichten.

„Werter Herr Èogar,“, begann Marric, zögernd, aber mit einem entwaffnenden Lächeln, „Bitte verzeiht uns diesen ungestümen Auftritt. Zu unserer Entschuldigung kann auch nur aufführen, dass sich die Dinge nicht günstig entwickeln. Als wir aufbrachen, verfolgten wir nur die Fährte einer Bande Räuber.“

Doch im Laufe unserer Suche fanden wir weit mehr als das. Längst geht es nicht mehr nur um Diebe und Schacherer. Wir gerieten in Tuchfühlungen mit einer Gefahr, die eine Bedrohung für das ganze Land werden könnte! Und was soll ich sagen? Die Lage spitzt sich zu, just in diesem Augenblick. “ „Ich weiß das!“, brummte der Hofherr mit auffälligem Nachdruck. Hymephos hob überrascht die Augenbraue, denn ihn beschlich der Verdacht, Èogar könnte sehr viel mehr wissen als er zugeben mochte. Es juckte ihn in den Fingern die Geheimnisse des Hofherren jetzt und hier zu lüften, doch gab es Dringlicheres zu tun. Zudem war nach seinem peinlichen Auftritt die Person des Hofherren für den Moment unantastbar. Aber er sein Verdacht war geweckt. Man müsste Èogar besser im Auge haben, er war sicherlich nicht so unschuldig, wie er den Eindruck zu machen versuchte.

„Ohne jeden Zweifel hat Euer Auge alles bestens im Blick!“, beschwichtigte Meister Marric,“ Dennoch steht zu befürchten, dass Euch die eine oder andere unscheinbare Tatsache entgangen sein könnte!“ Marric grinste ein wenig gehässig, als er dem Hofherren erst Honig ums Maul schmierte, um ihn dann gleich darauf ein bisschen bloßzustellen.

„Die jüngsten wichtigen Ereignisse sind weniger als einen Glockenschlag her. In dieser Zeit waren Eurem Blick womöglich die im Schlaf herabgezogenen Augenlider geringfügig im Weg gewesen. Das, was Ihr also zu wissen glaubt, ist im heftigen Wandel der Umstände weniger wert, als der Schnee des letzten Winters. Unter diesen Zeichen dürft Ihr froh und dankbar sein, dass wir es gewesen waren, die Euren Schlummer unterbrochen hatten und nicht irgendwelche übelwollenden Mordbuben!“

Èogar schluckte trocken. Auf diese Weise hatte er die ganze Sache noch nicht betrachtet und sein rauschender Zorn wich einer als schmachvoll empfundenen Nüchternheit. Marrics Worte erfüllten ihn mit Scham und der forschende Blick des misstrauischen Hymephos bereitete ihm sogar Furcht. Der Hofherr räusperte sich verlegen, jedoch der Schrecken durch unsanftes Erwachen saß noch tief in ihm und wollte sich den Worten des Anführers der Schattenklingen noch nicht beugen.

„Dennoch ist es keine Art meinen Schlaf derart rüpelhaft abzurechnen!“, bemerkte Èogar trotzig,“Es gab keinen Grund für derart unhöfliches Handeln!“

„Den gab es wohl!“, gab Marric zu bedenken,“Es ist die Zeit, verehrter Herr Èogar, die uns den Grund gab. Denn genau das ist es, woran es uns gebricht! ZEIT !!Wir konnten daher unmöglich warten, bis Ihr die Segnungen eines gesunden Schlafs beendet haben werdet!“

„Was ist geschehen, das Euch so hastig werden lässt!“, fragte der Hofherr eingeschüchtert, im Augenblick noch ohne wirkliches Interesse. Ihm war nur daran gelegen, irgendetwas zu sagen, um nach Marrics Tadel nicht wie ein Volltrottel dazustehen.

Meister Marric verzog das Gesicht, als habe ihn ein plötzliches körperliches Unwohlsein überkommen.

„Herr Èogar, wo soll ich da nur beginnen? Welcher der Todesfälle in den letzten Stunden soll da eine herausragende Bedeutung haben? Welche der misslungenen Attentate auf unser Leben gilt es besonders zu bedenken, ganz zu schweigen von den noch folgenden Morden, die nach dem Stand der Dinge leider noch zu erwarten sind?!“

„Verzeiht mir meine kindliche Neugier, Herr Marric!“, murmelte der Hofherr kleinlaut,“ ... und habt ein Nachsehen dafür, dass ich den Ernst der Lage außer Acht ließ. Doch wollte mir erscheinen, dass Ihr ein Anliegen an mich hättet, um dessentwillen Ihr mich aus dem Schlaf gerüttelt habt!“

Hymephos, dem diese Unterhaltung schon viel zu lange dauerte, antwortete an Stelle seines Anführers, um die Sache endlich auf den Punkt zu bringen.

„Wir suchen diesen Swanter! Er war bereit in unserer Mitte, hat sich aber unbemerkt wieder davongestohlen. Wir brauchen ihn dringend, sei es, um uns beraten zu lassen oder einfach nur, um ein Auge auf ihn haben zu können. Unglücklicherweise sind die Möglichkeiten, wo er sich aufhalten könnte, schier unbegrenzt. Es würde uns daher schon eine Hilfe sein zu wissen, durch welche Türe er das Haus verließ! Das abzusuchende Gebiet wäre dann erheblich kleiner!“

Traurig schüttelte Èogar den Kopf.

„Es tut mir schrecklich leid, aber ich kann in diesem Zusammenhang nichts Genaueres erklären, nachdem Swanter so freundlich gewesen war meinen Schlaf nicht zu unterbrechen, bevor er das Weite suchte!“

Hymephos seufzte. Der Hofherr war keine große Hilfe, aber im Grunde genommen hatte er das auch nicht erwartet. Es war Meister Marrics Idee gewesen den Hofherrn zu befragen, in der Hoffnung, er könnte etwas gesehen haben. Das hatte er offensichtlich nicht, da er geschlafen hatte wie ein Kleinkind im Arm der Mutter.

„So kommen wir nicht weiter!“, bekannte Hymephos resignierend, „Wahrscheinlich ist Swanter schon über alle Berge!“

„Wer weiß das schon?“, schränkte Marric ein, „Ich glaube nicht, dass er ohne seine Gefährtin flüchten würde!“

Hymephos zweifelte an der Aussage sein Anführers. Aber auch er konnte sich dieser Behauptung nicht so recht entziehen. Er hatte Swanter erlebt, mit ihm gesprochen und auch er war zu dem Schluss gekommen, dass Loyalität wichtig für diesen Schurken sein könnte. Es blieb nur die Frage, wem das Bekenntnis Swanters nützlich werden könnte und wem er wirklich Treue geschworen hatte.

„Was nun?!“, fragte Hymephos verunsichert.

„Wir werden uns aufteilen!“, erklärte Marric, „Ihr werdet durch den geborstenen Haupteingang gehen und nach Süden weiter suchen. Ich dagegen werde durch den Nebeneingang gehen und mich nach Norden wenden!“

Èogar gähnte unterdessen, wurde aber brüsk unterbrochen.

„Ihr, Herr Èogar, werdet Euch im Haus umsehen. Nehmt Zimmer für Zimmer unter Beobachtung. Und wenn Ihr dort schon zu Werke seid, dann weckt auch Shalawing, unterrichtet sie über den Stand der Dinge so gut es Euch möglich ist und schickt sie in meinem Namen in das Nebenzimmer zu den anderen, um dort die Aufsicht zu übernehmen!“

Marric erinnerte sich an den beklagenswerten Zustand des Gefangenen und er wollte nicht, dass die äußere Erscheinung Dermolds noch grotesker werden würde, als sie, mutmaßlich unter den groben Händen Onans ohnehin schon geworden war. Auf die Umsicht Frau Diopteias alleine wollte er sich da nicht mehr uneingeschränkt verlassen.

Èogar nickte eifrig.

„Alles soll so geschehen wie Ihr es wünscht, Meister Marric!“

„Ihr, verehrter Hymephos,“, fuhr Marric fort, „seht Euch in den Lagen um. Vernachlässigt die Zelte, es ist nicht anzunehmen, dass Swanter eins errichtet hat, nachdem er sich im Haus eingemietet hatte. Aber jenseits der Zelte sind noch offene Lager, Schaut nach, ob dort auch wirklich alles schläft!“

Der Angesprochene verzog etwas mürrisch sein Gesicht.

„Das ist ja so, als versuche man eine einzelne Ameise mitten unter ihrem Volk in ihrem eigenen Bau dingfest zu machen!“

„Ich weiß es!“, bekannte der Anführer der Schattenklingen, „Viel Hoffnung auf ein Gelingen kann ich leider nicht anbieten. Aber gar nichts zu tun, würde unser Geschick auch nicht verbessern! Aber vielleicht haben wir auch Glück! Ich selbst werde durch den Seiteneingang ins Freie treten und dann die Pfade im Norden untersuchen! Dort stehen zwar kaum Zelte, aber es gibt viele dunkle Ecken, ein wohl bestelltes Feld für jemanden, der sich verbergen möchte!“

Hymephos stimmte zögernd zu. Ihm gefiel das Ganze nicht. Aber einen besseren Plan hatte er nicht zu bieten und er musste seinem Anführer Recht geben, dass es gar nichts bringen würde, die Hände einfach nur in den Schoß zu legen. Zudem war es nun endlich an der Zeit in die Offensive zu gehen. Es durfte einfach nicht sein, dass sie den Feind ungehindert seine Kreise ziehen lassen würden. Sie würden immer mehr eingekesselt werden, bis ihnen nicht mehr genug Raum bliebe mit der Waffe auszuholen.

„Passt gut auf Euch auf, Meister Marric!“, sagte Hymephos, „Der Feind ist eine Ausgeburt der Nacht und die Dunkelheit sein Verbündeter. Und das Gleiche gilt für diesen Swanter, daher vertraut seinen Absichten nicht zu sehr!“

Marric lächelte freundlich, wenn auch leicht verbittert. Die Sorge des Hüters schmeichelte ihm, kränkte ihn aber auch ein wenig.

„Seid Ihr der Ansicht, mein lieber Hymephos, die Studierstube habe mich verweichlicht und zu einem tauben und blinden Tölpel werden lassen?“

„Auf keinen Fall!“, beeilte sich Hymephos zu erklären, „Aber wir haben es mit einem Feind zu tun, den wir nicht allzu gut kennen und der uns daher bisher in allen Dingen überlegen ist. Sorglosigkeit ist daher nicht angebracht. Man darf Vorsicht nicht mit Furcht verwechseln, ebenso wenig tollkühne Dreistigkeit mit Mut. Wir suchen nicht nur Swanter, sondern wir haben es dort draußen auch mit einem Feind zu tun, der unsern Untergang zum Ziel erklärt hat und wir wissen nicht, wo er überall lauert!“

„Glaubt mir, ich habe unsere Situation keinen Augenblick lang vergessen. Ich kann Euren wohlgemeinten Rat nur erwidern. Passt auch Ihr gut auf Euch auf. Ich weiß, dass Euer Wurfspieß sein Ziel noch nie verfehlt hatte, doch müsst Ihr ein solches Ziel erst einmal vor Augen haben, um es angreifen zu können. Es ist gut möglich, dass Ihr einen Pfeil, der aus dem Hinterhalt abgeschossen wurde, sehr viel eher spüren werdet, als den Schützen zu sehen.

Doch nun los, die Nacht wird nicht mehr ewig dauern und wenn erst einmal der Trubel des Tags beginnt, wird unser Ansinnen nahezu aussichtslos werden!“

Dann trennten sich die Männer, ein jeder auf dem Pfad, der ihm aufgetragen worden war. Nur Eogar verblieb noch eine Weile am Ort. Bevor er sich auf den Weg machte, stellte er erst wieder den umgefallenen Tisch und auch den Stuhl auf die Beine. Ordnung muss sein! Erst danach verließ auch er den Raum.

Diopeteia verzehrte sich in einer heillosen Wut auf sich selbst. Wie hatte es nur geschehen können, dass sie, eine der klügsten Köpfe des gesamten Auenlands, sich so hemmungslos einer so verabscheuungswürdigen Barbarei hingegeben hatte? Aber sie war nicht nur zornig. Die alles überragenden Empfindungen, die ihren Geist nun beherrschten, waren Scham und Reue. Diopeteia war davon überzeugt, dass sich Marric nicht hatte täuschen lassen und ihm ein sehr genaues Bild vor Augen war, über das, was hier geschehen sein musste. Sicherlich hatte er sich, bewegt durch seine grenzenlose Güte, lediglich nichts anmerken lassen und seine Enttäuschung über die junge Gelehrte aus dem Auenland nur gut verborgen.

Aber das war noch nichts einmal das Schlimmste. Das meiste Unbehagen bereitete Diopeteia diese unverhohlene Bewunderung, mit der sie seither von Onan verstohlen angesehen wurde. Der Zwerg schien von Diopeteias geheimen Leidenschaft zur angewandten Brutalität grenzenlos begeistert zu sein und er machte aus seiner Bewunderung kein Geheimnis.

„Grämt Euch nicht, liebe Frau Diopeteia!“, sagte Onan tröstend und schon alleine dieser kleine Anflug von Mitgefühl, den er dabei bekundete, wirkte bei ihm so befremdlich wie Hörner auf dem Kopf eines Pferds.

„Lasst mich in Ruhe!“, knurrte Diopeteia lauernd, „Ich WILL mich grämen über das, was ich zu verantworten und getan habe! Es ist meine Buße!“

„Aber es war wohlgetan!“, widersprach der Zwerg, „Was für eine hervorragende Idee, jede Schmähung, die aus dem fauligen Rachen dieses lausigen Hohlkopfs dringt, von einem seiner Zähne begleiten zu lassen. Da wäre ich nie darauf gekommen, dazu braucht es schon einen klugen Kopf wie den Euren!“ Diopeteia zuckte zusammen. Das Lob Onans traf sie schmerzhaft wie ein Peitschenhieb und nun fühlte sie sich noch sehr viel mehr schuldig an dem, was geschehen war.

„Das hatte mit einem klugen Kopf so gut wie nichts zu tun, sondern schon eher mit einem Holzkopf!“, murmelte sie kleinlaut.

„Das ist vollkommen richtig!“, rief Onan mit ungebrochener Begeisterung, „Wer braucht schon Verstand, wenn ihm Leidenschaft zur Seite steht? Ihr solltet Euch endlich einmal zu Eurer Leidenschaft bekennen! Wer immer nur grübelt, dem entgehen die Freuden des Lebens! Gibt es herrlicheres als das Klirren der Waffen im Schlachtgetümmel, den melodiosen Klang brechenden Gebeins, das aufmunternde Wehklagen eines geschlagenen Feinds oder die majestätische Flugbahn eines Zahns aus der Enge eines Rachens hinaus in die Freiheit der weiten Welt?“

Diopeteia sah den Zwerg fassungslos an. Sie hielt es schon immer für sehr wahrscheinlich, dass Onan sofort nach der Geburt, seiner Hebamme den Bart ausgerissen hatte. Nun war sie völlig überzeugt davon, dass es so gewesen sein musste. Dieser Zwerg war wahrlich Hammer und Amboss zugleich und

irgendwie hatte Diopeteia im Moment das Gefühl, ihren Kopf genau dazwischen gebracht zu haben. Fast schon mit wieder aufflammender Kampfgeist erwiderte sie:

„Das Ihr Euren Verstand bisher mehr als geschont habt, ist mir nicht entgangen. Ihr solltet ihm mehr Raum geben, dann wird Euch eure Leidenschaft nicht so oft von der einen Schwierigkeit zur nächsten tragen. Der wunden Welt würde viel Blut erspart bleiben!“

Onan lachte.

„Also gut, dann wollen wir einmal sehen, was mein Verstand zu berichten weiß!“

Der Zwerg betonte vor allem das Wort Verstand mit einem Ernst, als wolle er auf die plötzliche Gegenwart eines goldenen Drachen aufmerksam machen, den bisher keiner außer ihm wahrgenommen hatte. Dann kräuselte er die Stirn, kraulte sich den mächtigen Bart und dachte nach. Es fiel ihm nicht leicht und es dauerte verdammt lange. Frau Diopeteia befürchtet in dieser Zeit sogar, dass bei einem so intensiven Grübeln des Zwergs Kopf bald in Flammen stehen könnte. Aber zuletzt kam er dann doch noch rechtzeitig zu einem Ergebnis.

„Ihr seid auf halbem Weg stehen geblieben!“, dozierte Onan, den Zeigefinger der rechten Hand wichtig-tuerisch erhoben, „Geist und Leidenschaft haben Euch Prächtiges ersinnen lassen, doch eure Hand blieb untätig! Ihr solltet es einmal selbst probieren, dann werdet Ihr schon sehen, mit welchem Glück es Euch erfüllt! Ich verspreche Euch, es ist überwältigend! Er müsste noch ein paar Zähne haben. Oben rechts ist noch einer, glaub ich. Wenn Ihr wollt, kann ich die Stelle auf seiner Wange markieren!“

„Das ist nicht Euer Ernst – oder?!“, fragte Diopeteia, Böses ahnend, aber immer noch hoffend, dass Onan einen Scherz gemacht hatte. Langsam gruselte es ihr ein wenig vor diesem Zwerg. Wenn dies das ganze Ergebnis seiner inneren Erörterung gewesen sein sollte, dann hoffte sie, dass er nie wieder über irgendetwas nachdenken würde. Vielleicht war es nicht der schlechteste Gedanke, Onan seinen Leidenschaften zu überlassen. Solange er Bier trinkt metzelt er wenigstens nicht!

„Ihr seid ein böser, böser Zwerg!“, erklärte sie von ihrer Annahme inbrünstig überzeugt.

„Man tut sein Bestes!“, antwortete Onan und blickte ein wenig verlegen zu Boden. Er hatte mit keinem Lob gerechnet und mit einem solch schönen und dazu noch aus Frau Diopeteias Mund schon gar nicht.

„Ihr versteht aber auch gar nichts!“, ereiferte sich die Auenländerin, „Glaubt Ihr wirklich, der Hexenkönig bestünde nur aus den alles zerstampfenden Füßen seiner Orks und der hinterhältigen Grausamkeit der Angmarim? Schönheit und Erhabenheit fürchtet er mehr als Orks das Tageslicht. Das Bekenntnis zur Freiheit ist ohne Toleranz und Barmherzigkeit nur ein dorniges Wortgeflecht. Und genau diese giftigen Dornen schickt der Truchsess der Finsternis seinen Truppen voraus, um uns im Geist zu verderben. Wenn nur noch Vergeltung unsere Gedanken lenkt und unser Handeln zum blutigen Selbstzweck wird, gehören wir fast schon zu seinem willigen Gefolge. Das Schreien der Sterbenden und das Stöhnen der Versklavten werden die Hymne seines Einzugs werden. Wut und Hass sind Lockrufe für die Finsternis!“

„Sollen Angmars Schergen ruhig einmarschieren.“, knurrte der Zwerg entschlossen, „Sie kommen bis zu meiner Axt – weiter nicht!“

Diopeteia bezweifelte, dass dazu eine Axt notwendig sein würde. Wahrscheinlich könnte Onan jeden Eindringling alleine mit seiner Sturheit wieder aus dem Land jagen. Aber noch hoffte sie, dem Zwerg Erleuchtung bringen zu können. So schnell würde sie nicht aufgeben.

„Lasst es mich anders erklären!“

Diopeteias deutete auf den gebundenen Dermold, der von dem ganzen Disput nicht mitbekam. Sein Kopf hing nach vorne und er schlief den Schlaf des Ungerechten.

„Unser Gefangener ist uns ausgeliefert. Seine Fesseln sind stark und verurteilen ihn zur Bewegungslosigkeit. Und dennoch haben nicht wir ihn, sondern er uns beherrscht!“

„Wir haben, im Gegensatz zu ihm, allerdings noch alle unsere Zähne!“, wandte Onan trotzig ein. Diopeteia übergang den Einwurf, der zwar im Prinzip richtig war, aber den Kern der Sache, die die Hobbitfrau eigentlich hatte deutlich machen wollen, um die Länge einer Scheune verfehlte.

„Ja, das haben wir wohl!“, stimmte sie zu, angestrengt bemüht sich nicht von ihren Gedanken

abbringen zu lassen, auch nicht durch das Geschwätz des Zwergs, „Aber, obwohl gebunden, blieb seine Rede frei und mit seinen Worten alleine ließ er uns wilden Tieren gleich werden!“

„Wir hätten ihm von vorneherein das Maul stopfen sollen!“, knurrte Onan grimmig.

„Das ist nicht so ganz das, was ich zum Ausdruck bringen wollte!“, erwiderte Diopeteia zögernd. Sie musste einräumen, dass Onans nachträglicher Vorschlag, zur rechten Zeit angewandt, tatsächlich viel Unbill verhindert hätte. Dann hätte sie sich auch den Vortrag, den sie in diesem Augenblick über alle Störungen Onans hinweg zu vollenden versuchte, ersparen können. Das war jedoch nicht geschehen und daher fuhr sie leicht verdrossen fort.

„Jeder seiner Schmähungen hatte nur das eine Ziel, unseren Hass zu steigern und unsere Wut zu nähren, damit wir Schritt für Schritt zu seinesgleichen werden. Dann hätten wir alle Grundlagen verloren über ihn zu richten, denn dann wären wir wie er und nur die blanke Gewalt hätte bestimmt, wem die Herrschaft zustünde. Die Ideale der freien Völker wären endgültig in Rauch aufgegangen und die blutgetränkten Äcker dafür bereit, dass der Herr von Angmar seine schwarze Saat darauf auswerfen könnte!“

Onan grinste versonnen, als hätte er eben an ein preisgekröntes Bier gedacht und machte überhaupt nicht den Eindruck, als habe er Diopeteia bei ihrer Brandrede zugehört.

„Oh ja, diese Schmähungen!“, bemerkte er, „Die waren teilweise schon recht lustig!“

„Wie?“, Diopeteia traute ihren Ohren nicht, „Also ich fand!“

„Wie nannte er Euer Volk gleich wieder?“, ereiferte sich der Zwerg, ohne sich für den Standpunkt der kleinen Gelehrten zu interessieren, „Nun sagt schon! Es liegt mir auf der Zunge, aber ich komm nicht darauf! Ich fand, das war sehr lustig!“

„Er nannte uns Wühlratten unter den Hügeln und das war gar nicht lustig!“

„Nein – ich meine das andere!“

„Warghäppchen?“

„JA, GENAU DAS !!“

Onan prustete los und sein dröhnendes Lachen ließ die Grundmauer des Hauses erbeben.

„WARGHÄPPCHEN,.... WARGHÄPPCHEN!“, wiederholte er immer wieder und wurde dabei jedes mal wieder aufs Neue von einem Lachanfall übermannt.

„Ja sehr... äh ... lustig“, sagte Diopeteia trocken und mit unbewegtem Gesicht, „Aber!“

Es gelang der kleinen Gelehrten nicht, das Gespräch wieder auf das Ausgangsthema zurückzuführen. Onan schien nicht mehr zu bremsen zu sein. Es wäre einfacher gewesen einen Steinschlag wieder auf den Gipfel des Berg zurück zu fächeln.

„Womit verglich er Eure Arme, wisst Ihr das noch?“, fragte Onan heimtückisch, denn er wusste die Antwort wohl. Aber es bereitete ihm sichtlich Vergnügen, Diopeteia zu necken.

„Ich weiß es nicht mehr!“, brummelte Diopeteia. Doch die Antwort entsprach nicht so ganz der Wahrheit, denn sie konnte sich noch sehr gut daran erinnern, dass Dermold ihre Arme als kleine Kartoffeltriebe bezeichnet hatte und sie konnte sich nicht im Geringsten erklären, was an dieser Aussage so erheiternd gewesen sein sollte, dass es den Zwerg noch immer amüsierte. Doch Onan war noch lange nicht am Ende.

„Und Euren Kopf schilderte er als!“, begann er, konnte seinen Satz aber nicht vollenden, da ihm die kleine Hobbitdame gereizt das Wort abschnitt.

„Still jetzt! Ich will das nicht mehr hören!“

„Aber das war lustig!“

„Es war beleidigend und gemein!“

„Ja! Aber auch lustig!“

„Hättet IHR es als spaßig gefunden, wenn er anstelle meines Kopfs den EUREN als Strohlager bezeichnet hätte und EUREN Mund als Scheunentor, das groß genug ist drei Ochsen nebeneinander hindurch zu treiben?“

Onan lachte haltlos, bis er nur noch keuchen konnte und kaum noch die Luft hatte, der Frage zu antworten.

„Wenn die drei Oxsen gut durchgebraten sind, dann immer her damit!“

Diopeteia grummelte hilflos und wären in diesem Moment drei gebratene Oxsen zur Hand gewesen, hätte sie alle drei dem unverschämten Zwerg mit Freuden gleichzeitig ins Maul geschoben, auf dass er daran elendig ersticken möge. Sie schüttelte enttäuscht den Kopf. Um diesem Zwerg auch nur ein klein wenig Verstand ins Hirn zu hämmern, bräuchte es schon die Gabe eines Steinmetzen. Allein nur Worte prallten an seinem Schädel ab wie Regentropfen an einer Wand aus Granit.

„Ihr seid unverbesserlich!“

„Und Ihr habt nicht einen Funken Humor!“, konterte Onan sofort.

„Der ist im Glanz des Euren zur Gänze verdorrt!“, erwiderte Diopeteia kühl, „Soll ich es etwa witzig finden, wenn ein dahergelaufener Mordbube dreist behauptet, meine Füße sähen so aus wie die Hufe eines Wollwildschweins? Soll ich vielleicht herzlich lachen, wenn er mich fragt, ob sich in meinem Haar das Gelege einer Sumpfralle befände? Und als er mich auf den Ertrag meines Euters ansprach, muss ich Euch nun hoffentlich nicht auch noch erklären müssen, was er damit gemeint haben könnte! Dieser Bastard hat wahrhaftig nichts ausgelassen, was mich zu demütigen geeignet gewesen war. Und das findet Ihr Euer trotteliges Gelächter wert?..... SCHÄMT EUCH!“

Aber Onan schämte sich kein bisschen, sondern kicherte immer weiter vor sich hin, sehr zum Verdruss der kleinen Hobbitfrau, die sich mächtig in Rage geredet hatte und mittlerweile weniger Spaß verstehen konnte, als ein verwundeter Säbelzahntiger.

„Was soll ich mich darüber schon groß aufregen?“, erklärte Onan, nachdem er sich wieder halbwegs beruhigt hatte, „Schließlich hat es mich ja nicht betroffen, sondern Euch! Ihr lasst Euch da viel zu viel von Eurer Eitelkeit hinreißen!“

Der Zwerg wunderte sich nicht wenig, als Diopeteia plötzlich hässlich zu grinsen begann.

„Euch hat es nicht betroffen, sagt Ihr?“

Der Tonfall der kleinen Frau hatte nun etwas beängstigendes an sich.

„Dann ist Eure Erinnerung aber sehr kurz!“

„Was meint Ihr damit?“, fragte Onan verunsichert.

Diopeteia beugte sich nach vorn und ließ jedes Wort, das sie nun sprach, wie dickflüssigen Nektar von ihren Lippen träufeln.

„Nannte er Euch nicht einen DÜNNBART?“

Zunächst gefror Onans Lächeln zu einer schauerlichen Grimasse, dann zogen sich seine Augenbrauen zusammen und seine Mundwinkel senkten sich fast über das Kinn hinaus. Das konnte man sogar durch seinen mächtigen Bart erkennen. In seinen Augen leuchtete mit einem mal das Gleißeln feurigen Hasses und er knirschte vor Wut mit den Zähnen, allein dieses Geräusch ging einem durch Mark und Bein. Eben noch der fröhlichste Zeitgenosse im weiten Umkreis, verwandelte sich Onan im Zug eines Wimpernschlags zu einem gnadenlosen Rächer! Die Stimmungen des Zwergs wechselten schon immer schneller als das Wetter im Nebelgebirge.

„OH JA! ICH BESINNE MICH JETZT WIEDER! DAS TAT ER WOHL, DIESER DRECKSACK!“

Onan umklammerte den Schaft seiner Streitaxt so fest, dass die Knöchel weiß wurden und die Gelenke der Finger klagend ächzten. Wie hatte er das nur vergessen können? Aber das kann schon mal passieren, dass man das eine oder andere überhört, wenn man Ohrfeigen im Takt verteilt. Es ist eben nicht gut, wenn man zu tief in der Routine versinkt. Es war mehr als peinlich, dass er sich dann auch noch von einem Halbling darauf aufmerksam machen lassen musste, dass eine der schlimmsten Beleidigungen, die man einem Zwerg zufügen konnte, auf seinem Haupt lastet.

Was für eine Schmach!

Onans Anspannung ließ ihn am ganzen Körper erzittern und er wirkte wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch.

„Was regt Ihr Euch denn so auf?“, fragte Diopeteia leutselig. Sie schien ihren Humor wiedergefunden zu haben, bereichert durch die Erkenntnis, um wie viel besser man sich doch fühlt, wenn man den eigenen Verdruss auf andere abwälzen kann.

„Ich finde, das war sehr lustig. 'DÜNNBART'! Das klingt so fröhlich und so erfrischend – oder seid Ihr

anderer Ansicht? Ich für meinen Teil könnte mich kringeln vor Lachen!“, feixte die kleine Frau. Je mehr Onans Gesicht blutrot anlief, desto mehr erheiterte sie sich. Der Kerl sollte ruhig einmal spüren wie das ist, wenn man zusätzlich zum Schaden auch noch den Spott ertragen muss. Zur Sicherheit ging die kleine Frau zwei Schritte zurück, denn um den Humor des Zwergs war es nun nicht mehr so gut gestellt und da war es besser außerhalb seiner Reichweite zu sein.

„SEID STILL!“, herrschte der Zwerg seine Gefährtin an. Das war eine ernst gemeinte Warnung, aber Diopeteia dachte gar nicht daran sich jetzt zurückzuhalten, denn mittlerweile hatte auch sie Spaß am Necken gefunden und das war schon einige Risiken wert.

„Was er wohl damit gemeint hatte, als er Euch unterstellte, Ihr würdet so beleibt aussehen, als hättet Ihr ein Fass in den Bauch verschlungen und das Bier darin in Euren Kopf geschüttet?“

„GENUG!!!!“

„Aber das war doch lustig !!“, behauptete Diopeteia keck, fast schon wagemutig.

„MUSS ICH ES NOCH EINMAL SAGEN ?“, brüllte der Zwerg unheilvoll, aber Diopeteia ignorierte diese Drohung. Sie tat, als müsste sie intensiv nachdenken und dann fragte sie Onan mit einer Unschuld, die man sonst nur noch bei neugeborenen Kindern erkennen kann:

„Habt Ihr eigentlich seine Frage, ob sich in Eurem Bart noch immer Läuse tummeln würden oder ob sich dort schon Mäuse eingenistet hätten, schon beantwortet?“

Onans Griff um seine Waffe wurde jetzt noch stärker und hätte der Holm seiner Streitaxt eine eigene Stimme gehabt, hätte er jetzt verzweifelt gerufen: Nicht so fest, Herr! Ihr tut mir weh!

„NEIN, DAS HABE ICH NOCH NICHT! ABER ICH HOLE DAS GERNE NACH !!!!“

Diopeteia erschrak! Diese lauende Ruhe in des Zwergs Stimme gefiel ihr überhaupt nicht, noch weniger das Funkeln in seinen Augen und es beschlich sie der entsetzliche Verdacht, sie könnte mit ihren Neckerein gehörig zu weit gegangen sein.

Der Zorn Onans hatte, jetzt, da er sich wieder an die üblen Sticheleien Dermolds erinnern musste, das für ihn erträgliche Maß erheblich überschritten. Seine Stimme hörte sich an wie ein dumpf klingender Schmiedehammer und Diopeteia hatte keinen Zweifel, dass so etwas ähnliches jeden Moment über das Haupt des Gefangenen niedergehen könnte.

„DIESE SCHLEIMIGE SCHLANGE HAT ZUM LETZTEN MAL DEN GEIST DER FREIHEIT MIT SEINEM GIFTIGEN ATEM VERSEUCHT !!!!“

Übermäßiger Zorn lenkte Onans Worte und das ließ sie auf eigenartige und völlig ungewohnte Weise sehr pathetisch werden. Vielleicht wollte er sich selbst auch von seiner persönlichen Kränkung ablenken, damit sie nicht zum Beweggrund würde, dieser widerlichen Schlange den Kopf zu zertreten. Diesem überheblichen Kerl im erhabenen Namen des Geists der Freiheit die Gedärme herauszureißen klang da schon bedeutend edler. Doch den Geist der Freiheit, den zu schützen er sich gerade berufen fühlte, hatte er in seinem ganzen langen Leben nur einmal geschworen und das war als er, in Thorins Hallen weilend, in der Taverne dort die Zeche geprellt hatte. Freiheit war für Onan schon immer das, was ihm unmittelbar nützlich sein und Spaß machen könnte - sonst nichts! Und im Augenblick hätte er sehr großen Spaß daran gehabt, dem Gefangenen die Zunge aus dem Schlund zu ziehen, um dessen widerwärtigen Worte von vorneherein ungeschehen zu machen!

Diopeteia ahnte bereits Schlimmes und sie sollte recht behalten, dies sollte sich schon wenige Momente später bestätigen. Der Zwerg war nun wild entschlossen seinen Worten auch Taten folgen zu lassen, die Zeit hilflosen Geredes sollte nun endlich vorbei sein.

Der erste Schritt erfolgte noch zögernd, als habe die Stimme der Vernunft noch einen Einfluss auf ihn, aber Zorn und Wut waren stärker. So wurde der zweite Schritt schon rigoroser und der dritte war bereits der Beginn eines Sturmlaufs. Wutschnaubend rannte er auf den Gefangenen zu und es war Onans Gesicht deutlich anzusehen, dass nichts Gutes auf den gebundenen Dermold zu brandete. Diopeteia zögerte keinen Augenblick und mit einem Mut, von dem sie nie gedacht hätte, dass ihr ein solcher zu eigen wäre, warf sie sich dem tobenden Zwerg in den Weg, fuchtelte wie wild mit den Armen und rief verzweifelt:

„BEI ALLEM, WAS EUCH HEILIG SEIN MAG – HALTET EIN !!!“

Doch Diopeteias leidenschaftlicher Appell verging wie ein Flüstern während eines tosenden Sturms. Wären milde Worte der Weisheit schon dann kaum geeignet gewesen, des Zwergen Gemüt fruchtend zu erreichen, wenn dieser satt und glücklich sich anschickte seinen Bierkrug auszuschlürfen, nachdem er einer genügend hohen Anzahl an Feinden die Beine gebrochen hatte. War seine Leidenschaft erst einmal in hellem Zorn entflammt, dann war jede Ansprache so zwecklos wie eine brennende Fackel als Wegweiser bei hellem Tageslicht. Genauso gut hätte man versuchen können, einen verheerenden Flächenbrand mit einem Wall aus trockenem Stroh einzudämmen.

Diopeteia stemmte sich mit aller Macht, die ihre kleinen, dünnen Arme zu bieten hatten, gegen den mächtigen Leib des vorrückenden Zwergs, doch hatte sie seiner Kraft nichts entgegenzusetzen. Er beachtete sie nicht weiter und schob die kleine Frau einfach vor sich her wie einen Schubkarren. „ICH HOLE EUCH AUCH NOCH EINEN HUMPEN BIER, WENN IHR ENDLICH STILLE HALTET!“, rief Diopeteia, vor Anstrengung ächzend, und tatsächlich ließ ihre Verheißung den Zwerg etwas langsamer werden. Und als plötzlich ein leises, gequältes, aber an Bösartigkeit nicht zu übertreffendes Gelächter zu hören war, blieb er sogar stehen. Ihr Gebrüll und ihr Schreien hatte Dermold aufwachen lassen und sofort begann der wieder mit Gehässigkeiten um sich zu werfen, als bettele er um seine Vernichtung.

„OHO! Was muss ich da sehen?“, zischte er dem Zwerg und Diopeteia arglistig aufreizend entgegen, „Vater' und 'Mutter' streiten sich vor den Kindern? Das ist aber ungehörig!“

Dermold hätte gerne noch mehr giftige Worte versprüht, aber zunächst musste er husten und anschließend ein bisschen Blut ausspucken. Sein körperliches Elend auf der einen Seite und seine ungebrochene Bosheit auf der anderen, ließen ihn zu einer sehr grotesken Gestalt werden. Es war fast schon ein bisschen zum Fürchten. Aber Diopeteia hatte zu dieser Sekunde andere Probleme.

„Ihr habt Euch wieder im Griff?“, fragte sie Onan besorgt, der Gefangene war ihr im Moment völlig egal. Erst als Onan zögernd nickte, fühlte sie sich zumindest ein bisschen erleichtert. Es gibt Kerzen deren starke Flamme man ein zweites mal ausblasen muss, da das Feuer dem ersten Versuch widerstanden hatte. Onans Zorn könnte man durchaus damit vergleichen. Er konnte jederzeit wieder erneut aufflammen und die kleine Frau war sich keineswegs sicher, ob sie genug Kraft für ein zweites Pusten haben würde.

„Ich verstehe!“, rief Dermold mit heiserer Stimme und sah die zwei Schattenklingen aus seinen geschwollenen Augen hasserfüllt an, „Vater wollte mich schlagen und Mutter hat mich in Schutz genommen. Wie niedlich! Nichts auf der Welt kommt gegen die Liebe einer Mutter an. Man fühlt sich richtig geborgen. Kommt, liebe Mutter, umsorcht mich mit Eurer Zuneigung, wiegt mich in Euren Armen und singt mir ein Lied, damit ich besser einschlafen kann. Aber zuvor öffnet Euer Mieder und tretet näher, damit ich aus Eurer Brust Labsal saugen kann!“

Diopeteia wurde bleich im Gesicht, als sie diese unglaublichen Frechheiten des Gefangenen hören musste. Ihr stockte der Atem und mit ihr zusammen schien die ganze Welt die Luft anzuhalten. Es wurde unnatürlich still im Raum. Ein fallende Nadel hätte beim Aufprall auf den Boden wahrscheinlich wie ein Glockenschlag gedöhnt. Das leise Schnarchen des schlafenden Bürgermeister wurde nun so laut wie der Brunnenschrei eines Frostelchs und das stimmlose Gebrabbel des ewig wachen Schlammbergs klang plötzlich so gewaltig wie das Stimmengewirr auf dem Keilerplatz in Bree an einem belebten Markttag. Man konnte sogar das Licht der Laternen brennen hören, dieses zarte Knistern, wenn das Öl in den Dochten verbrannte und das man sonst, ohne einen Verlust zu spüren, gerne überhört. Selbst der Zwerg schwieg für eine ganze Weile. Das war der Auenländerin noch das Angenehmste an dieser unheimlichen, fast schon beängstigenden Stille, die sich als Botschaft über eine nahende Gefahr in ihr Bewusstsein schlich.

Aber selbstverständlich war es Onan, der diese Stille brach, was der Auenländerin zwar vorübergehend Erleichterung verschaffte, aber auch nur so lange, bis sie hörte, was der Zwerg zu sagen hatte.

„Ihr müsst Euch nicht sorgen, wertere Gefährtin!“, murmelte er Diopeteia belustigt ins Ohr, „Wenn Euch danach sein sollte Euer Kind zu stillen, dann könnt ihr dem Verlangen ohne Gefahr nachgeben. Schließlich hat er keine Zähne mehr!“

Dann lachte er, dass es nur so schallte und es war ein wahres Wunder, dass dieser Krach nicht alle die Schlafenden in diesem Raum nicht aus ihren Träumen gerissen hatte.

Diopeteia sah den Zwerg entgeistert an und sie bewunderte sein ausgeprägtes Talent, sie immer wieder unangenehm überraschen zu können. Dann blickte sie auf den Gefangenen, der Onans Bemerkung trotz dessen Flüsterns sehr deutlich vernommen hatte und sich augenscheinlich sehr daran zu ergötzen wusste, denn sein verbeultes Gesicht verzog sich trotz der Schmerzen, die es ihm bereitete zu einem hässlichen Grinsen.

Diopeteia seufzte laut. Sie war sich unschlüssig darüber, wem der beiden sie zuerst die Krätze an den Hals wünsche sollte. Auf jeden Fall würde sie aber, wenn demnächst der Zirkel der Gelehrten im Mathomhaus wieder eine Zusammenkunft abhalten würde, eine neue Theorie zur Diskussion stellen, derzufolge, und Diopeteia war der Richtigkeit dieser Annahme völlig überzeugt, die Natur zu Beginn der Zeiten bei der Formung des Manns entsetzlich gefuscht haben musste!

Und währenddessen nahm das Verhängnis seinen Lauf!

Kapitel 20

** Spurlos verschwunden **

Swanter fluchte derb und benutzte dabei Worte, die ein braver Bürger ihrer zweifelhaften Bedeutung wegen weit jenseits von Sitte und Anstand einordnen würde und selbst ein raubeiniger, betrunkenener Kutscher oder rücksichtsloser, von Klugheit verschonter Matrose hätte verschämt zur Seite geblickt, obwohl deren Ohr mit dem rauem Ton der Gassen reichlich vertraut gewesen wäre. Alles hat eben Grenzen und Swanter hatte sie mit seiner Wortwahl, dem gegebenen Anlass nach zwar sehr nachvollziehbar, aber dennoch einen sittlichen Ton weit verfehlend, allesamt schockierend überschritten. Swanters Hand schmerzte gemein und keiner seiner schauerlichen Flüche änderte etwas daran. Das kommt davon, wenn einen die Eile unvorsichtig werden lässt und Swanter ärgerte sich darüber, dass er sich hatte hinreißen lassen, in seiner Hast auf den Schutz seiner Finger verzichtet zu haben. So eine Laterne konnte aber verdammt heiß werden und bleibt es dann auch noch lange nach ihrem Erlöschen. Das wusste er jetzt und haderte mit seinem Schicksal, wie immer, wenn ihm ein Fehler unterlaufen und niemand anwesend war, den man für die eigene Dummheit verantwortlich hätte machen können.

Dabei hätte er durchaus zufrieden mit sich sein können. So wie die Dinge liefen, abgesehen von seiner angesengten Hand, hatten ihn sein Instinkt und seine ausgeprägte Spürnase bisher gut durch die dunklen Pfade gelenkt und geleitet. Er war in der finsternen Nacht und im Schatten des Monds weder mit der Nase gegen eine Wand gelaufen, noch erneut über Blecheimer, irgendwelche Maulwurfshügel, heimtückisch herumliegende Werkzeuge, ein paar weitere Leichen oder über sonstige, böartige Fallen gestolpert. Zudem war er bisher er mit allen Annahmen über mögliche Hintergründe der jüngst vergangenen Ereignisse, die er vor seinem geistigen Auge erfasst, geprüft und zuletzt in Pläne umgesetzt hatte, durchaus richtig gelegen. Auch wenn der letzte Beweis dafür noch fehlte, er war sich sicher, genau dem Weg Abaleas zu folgen, den sie gegangen sein musste oder zu gehen gezwungen worden war. Doch einzig die Erfahrung, dass Laternen verdammt heiß werden, konnte als Erkenntnis gesichert angesehen werden, alles andere war noch reine Vermutung.

Die Nacht war sternenklar, der Mond hing voll am Himmel und illuminierte die Umgebung des Hengstackerhofs mit einem kalten Zwielflicht. Das Spiel der Schatten ließ die vertraute Welt zu einem abweisenden, beängstigenden, fremden Ort werden und für manche der sanfteren Gemüter wäre ein nächtlicher Spaziergang hierorts zu einem Traumbild des Grauens geworden. Große Bäume, bei Tag noch ein idyllisches Bild, sahen in der Dämmerung aus, wie die Konturen mächtiger, Tod bringender

Unholde, die ihre knochigen Hände nach dem Leben unschuldiger Opfern ausstreckten und im Spiel der Schatten hätte man Fratzen erkennen können, die grinsend nach Blut und Fleisch lechzten. Licht und Dunkelheit gaben sich ein Stelldichein, das die Sinne trefflich zu verwirren vermochte. Die Nacht mag alle jene schützen, die es gewohnt sind in ihr zu leben, anderen jedoch macht sie wehrlos gegenüber in der Finsternis lauerner Gefahren, die eingebildeten, wie auch die wahrhaftigen und das kann außerordentlich furchtsam werden lassen. Hinter jeder Ecke und in allen Schatten verborgen, könnte das Unheil lauern und wenn sich das Verhängnis offenbart, dann ist es meistens zu spät und jeder Gedanke daran würde ohnehin sinnlos werden. Daher blieben die meisten der braven Bürger in ihren sicheren Heimen, sobald die Sonne untergegangen war, verschanzt hinter schützenden Türen alle Bedrohungen außen vor lassend und sie verschwendeten keinen einzigen Gedanken an jene, die sich nicht auf gleiche Art schützen konnten und daher allem Unbill des Lebens ausgeliefert waren. Aber Swanter war alles andere als ein braver Bürger und die Nacht war eine vertraute Verbündete, wenn er in ihrem Schutz auszog die ungerecht verteilten Besitzverhältnisse in Land und Stadt etwas ausgeglichener zu gestalten. Die einen hatten zu viel Eigentum um es zu verprassen, die anderen zu wenig für ein Leben in Würde und ohne Hunger und Swanter zählte sich selbst eindeutig zu jenen, die das Schicksal minder bedacht hatte. Daher hatte er seine Diebereien bisher immer im Dienst einer höheren Sache gesehen. Es war für ihn ehrenvoll die Armen und Schwachen zu unterstützen. Auch wenn andere behaupteten, er wäre nichts weiter als ein gemeiner Verbrecher und würde nur in die eigene Tasche klauen, kümmerte es ihn nicht. Denn schließlich zählte er sich auch zu den Armen und Benachteiligten, daher sah er seinen Anspruch auf fremde Vermögen als durchaus berechtigt. Doch heute sah die Sache völlig anders aus. Diesmal ging es nicht darum Reichtümer zu ergattern, sondern eine Rettungsmission und die Nacht, sonst seine Komplizin, war ihm heute zu einem Hemmnis geworden, das Geheimnisse nur zögernd preisgeben wollte. Darüber hinaus sah sich Swanter streng in der Pflicht, denn er durfte nicht scheitern. Immer wenn ein Diebstahl in die Binsen gegangen war, hatte er zwar nicht gewonnen, aber auch nichts verloren. Heute jedoch hatte er eine Menge zu verlieren! Es ging um das Schicksal seiner geliebten Gefährtin und das trieb ihn an, das gab ihm Kraft, ließ ihn aber auch fast schon verzweifeln.

Swaners Gedanken kreisten wie ein Wasserstrudel um Erkenntnisse und Spekulationen. Milde Hoffnung und brutale Wirklichkeit wirbelten in seinen Gedanken wie wilde Kreise durcheinander, wie Wellen auf der Oberfläche eines Sees, in den man mehrere Steine gleichzeitig hineingeworfen hatte. Auch wenn er es liebend gerne anderes gesehen hätte, wie etwa, dass sich Abaleas noch auf freiem Fuß befände und aus Gründen, die er nicht kannte, noch anderenorts beschäftigt wäre, konnte Swanter einfach nicht mehr so recht darauf hoffen. Er war zur Gewissheit neigend überzeugt davon, dass sie von brutalen Händen verschleppt worden war. Die Frage war nur noch von wem?

Wäre sie noch Herrin ihrer Schritte, dann wäre sie schon längst zu ihm gestoßen und sie könnten ihre Wege wieder gemeinsam gehen. Ganz gewiss hätte sie ihn gefunden, auch in diesem Labyrinth aus Licht und Schatten, das dem Hengstackerhof zur Stunde Wege und Bahnen kennzeichneten. Ihre Gabe sich zu orientieren, grenzte schon ans Wunderbare und ihr forschendes Auge war so scharf wie das eines Adlers. Es hätte sie nur wenige Momente gekostet in einem großen, übervölkerten Ameisenhaufen die einzige Ameise mit einem roten Punkt auf dem Bauch ausfindig zu machen. Aber sie hatte ihn leider nicht gefunden, blieb verschwunden und Swanter zweifelte sehr daran, dass dies anders gewesen wäre, trüge er einen roten Punkt auf dem Bauch. Er fühlte es in seinem Herzen und mit jedem Zeichen mehr, das er entdeckte, erhärtete sich diese Annahme auch in seinem Geist, dass Abaleas Wille fremdbestimmt sein könnte und daher auf den seinen angewiesen war!

Aber wer sollte sie gefangen genommen haben?

Es gab da mehrere Möglichkeiten und jede von ihnen hatten höchst unterschiedliche Konsequenzen, zumindest was den Zeitraum zwischen der Gefangennahme und dem jetzt und hier betraf.

Swanter versuchte sich an die Ausgangssituation zu erinnern.

Sie hatten eigentlich einen ausreichenden Vorsprung vor den Südländern gehabt, als sie die Taverne nacheinander verließen. Auch wenn Abalea nach ihm aufgebrochen war, sie hätte noch genügend Zeit

gehabt unauffällig zu verschwinden, ehe die Verfolger ihr Verschwinden überhaupt bemerkt hätten. Was mochte geschehen sein, dass sie es nicht geschafft hatte?

Sie musste aufgehalten worden sein, denn sonst hätten sie die Südländer nicht fassen können. Aber waren es tatsächlich die Südländer gewesen?

Swanter ärgerte sich, dass er nicht gewartete hatte, aber die Begegnung mit den Mondschnagen hatte ihn kalt getroffen und hätte er nicht reagiert, wären der badende Hauptmann und die südländische Dienerin jetzt nicht mehr am Leben. Dennoch fühlte er sich elend, denn nun könnte das Leben Abaleas in Gefahr sein und in diesem Zusammenhang fühlte er sich nicht frei von Schuld.

Es war natürlich auch nicht auszuschließen, dass sie von den Schnagen gefasst worden war, noch ehe es den Südländern möglich gewesen wäre zuzugreifen, aber das hätte, auch wenn die Schnagen nach keinem Goldsäckel fahndeten, die Lage Abaleas in keiner Weise verbessert. Keiner wusste es besser als Swanter, dass die Schnagen nicht sehr sorgsam mit ihrem Besitz umzugehen pflegten und sie betrachteten alle Gefangenen als einen solchen, ansehnliche Frauen in besonderer Weise.

Swanter wurde nervös, schlimme Ahnungen plagten ihn. Wenn sich unter den Schnagen, schon vor längerer Zeit als erst bei der Begegnung mit Dermold, die Nachricht verbreitet hatte, dass er auf dem Hengstackerhof zugegen wäre, dann würde man gnadenlos Jagd auf ihn machen und nicht einmal ihr Hass gegen die Schattenklingen würden sie dabei ablenken. Sollten sie aber noch zudem wissen, dass Abalea seine Gefährtin wäre, dann würden sie sich ihr in besonderer Weise widmen, sollten sie ihn selbst nicht selbst in die Hände bekommen! Es war auch nicht auszuschließen, dass man sie als einen Köder gebrauchen würde, ihn in eine Falle locken zu können, um ihm dann genüsslich den Garaus zu machen. Aber die einzigen Schnagen, denen er bis jetzt begegnet war, hatten nach ihrem Zusammentreffen nicht mehr die Möglichkeit gehabt, ihr Wissen mit ihrer dunklen Gemeinschaft zu teilen. Zwei von ihnen waren tot, hatten also keine Stimme mehr und Dermold befand sich im Gewahrsam der Schattenklingen. Dort würden seine Worte auf taube Ohren treffen. Dass die Schnagen hinter der Entführung Abaleas stecken könnten, erschien unter diesen Umständen mehr als unwahrscheinlich. Also blieben nur noch die Südländer, die ihnen auf den Fersen gewesen waren, als Täter übrig! Aber das machte die Angelegenheit um keinen Deut besser, denn an Bösartigkeit standen diese den Schnagen um nichts nach und sie hatten obendrein noch das Ziel den Goldsäckel wieder in die Hand zu bekommen. Aber Abalea hätte sie diesem Ziel um keinen Schritt näher bringen können, denn sie hatte keine Ahnung wo das Säckel verborgen war. Das hätte die Südländer wahrscheinlich nicht sehr erfreut und man musste davon ausgehen, dass sie danach ihre Hand, wenn nicht schon nicht dem Gold entgegen, nach der Gefangenen selbst ausgestreckt hatten. Südländer galten als frei von Ehre, Mitgefühl und jeder Art Skrupel und schöne Frauen waren für sie schon seit jeher Freiwild gewesen. Swanter erschauerte bei dem Gedanken, dass Abalea diese Tatsache sicherlich schon derb zu spüren bekommen hatte. Swanter konnte nur hoffen sie lebendig wieder zu sehen, ungeachtet dessen, was ihr gewaltsam schon angetan worden war, aber zugleich klammerte er sich an die Möglichkeit, er könnte sich irren. Aber das war ein sehr schwacher Trost.

Es war zu dem Zeitpunkt da seine rechte Hand noch von keinen Brandwunden beeinträchtigt war und Hoffnung die Angst noch ein klein wenig überragte. Swanter war der Duftspur verbrannten Lampenöls gefolgt und stand nun vor diesem kleinen Verschlag, der sonst bis zu drei Pferden als Schutz vor gleißender Sonne diente, zur Zeit aber der Lagerplatz für allerhand sperrige Dinge benutzt wurde. Genaueres konnte Swanter in der Dunkelheit nicht sehen. Doch hier, an dieser Stelle, roch er das verbrannte Lampenöl am intensivsten, also musste es hier Laternen gegeben haben, die vor kurzem noch geleuchtet hatten. Er fühlte, dass hier etwas Schreckliches geschehen sein musste, der Hauch des Bösen lag noch förmlich in der Luft. Sehen konnte er aber gar nichts, in dieser Finsternis wäre es sogar für eine Eule schwierig geworden sich zu orientieren. Aber vage Vermutungen sind keine ordentlichen Wegweiser, denen man bedenkenlos folgen könnte. Es musste Licht ins Dunkle gebracht werden und Swanter hoffte, dass wenigstens eine der Laternen noch nicht leer gebrannt war, sondern noch genügend Öl enthielt, um die nähere Umgebung schwach auszuleuchten.

Tatsächlich waren aber die meisten Laternen leer und es konnte auch noch nicht lange her sein, da sie

bis zur ihrer Neige Licht gespendet hatten. Insofern hatte sich die Vermutung Swanters bestätigt, aber eines hatte er unvorsichtiger Weise nicht bedacht. Schon bei der Prüfung der ersten Laterne, die er hatte ertasten können, verbrannte er sich gehörig die Finger. Sie war, obwohl sie kein Licht mehr spendete, noch immer so heiß wie Drachenfeuer gewesen und es genügte um Swanters Handinnenfläche feurig zu verwüsten. Das war auch der Grund, warum Swanter diese handfesten Verwünschungen ausstieß, die jeder feinsinnigen, vornehmen Dame sofort das Bewusstsein geraubt hätten. Fluchen heilt keinen Schmerz, aber es befreit von Frustration und davon hatte Swanter mehr als genug.

Nur langsam beruhigte er sich wieder, musste sich fast schon zur Stille zwingen, denn die Nacht hatte Ohren und zur Zeit waren die meisten davon feindlich eingestellt. Ersteinmal sachte durchatmen, die innere Mitte finden und den Kopf frei machen von den Gedanken, die sich alle um die weltweite Vernichtung aller Laternen drehten.

Dann widmete er sich wieder seinem Schmerz erzeugenden Fund, dieser verwünschten Öllampe, die zu allem Überdruß keinen Tropfen Lampenöl mehr beinhaltete und daher zu nichts mehr anderem taugte, als jedem wehzutun, der nach ihr grapschen sollte. Sie musste in der Tat erst vor kurzer Zeit erloschen sein, sonst wäre sie mehr abgekühlt gewesen, was für Swanters forschende Hand sehr viel angenehmer gewesen wäre. Doch die Freude über diese Erkenntnis war sehr gedämpft, denn Swanters Finger der rechten Hand schmerzten furchtbar und es bildeten sich auch schon die ersten Brandblasen. Da half auch hektisches Pusten wenig. Ab jetzt ging er etwas vorsichtiger zu Werke und berührte die Lampen, die er in der Dunkelheit ertasten konnte, nur noch mit einem schützenden Tuch. Sie waren alle noch ziemlich heiß und völlig leer gewesen. Aber zuletzt entdeckte er, nach mehreren vergeblichen Versuchen, doch noch eine Laterne, die sich nicht nur kühl anfühlte, sondern auch wenigstens zur Hälfte mit Lampenöl gefüllt war. Das musste genügen, etwas besseres würde er nicht finden. Eilig zündete Swanter den Doch an, aber es fiel ihm nicht leicht, mit seinen malträtierten Fingern den Zunder zu bedienen.

Swanter wunderte sich ein wenig. Die Anzahl der jüngst leer gebrannten Laternen war unerwartet hoch, man hätte einen kleinen Saal damit ausleuchten können und sie schienen alle etwa um die gleiche Zeit erloschen zu sein, bis auf diese eine, die er unglücklicherweise ohne Schutz als erstes angefasst hatte. Wer immer sie entzündet haben mochte, er brauchte verdammt viel Licht! Aber wozu? Wer Schändliches im Schilde führt, will doch unerkant bleiben und nicht auf sein böses Tun mit einem flammenden Fanal aufmerksam machen. Das helle Leuchten musste weit über die Grenzen des Hengstackerhofs hinaus sichtbar gewesen sein. Warum ist man ein solches Risiko eingegangen? Swanter hatte großes Glück gehabt, überhaupt noch eine Laterne zu finden, die man in Gebrauch nehmen konnte. Sie war auch ein wenig abseits an einem Haken des Quergebälks gehangen, genau über einem großen, schweren und sehr hartem Gegenstand, an dem sich Swanter auf seiner Suche übel das Knie angestoßen hatte und den er, nachdem er die Laterne leuchtend wieder an den Haken zurückgehängt hatte und der Schleier der Dunkelheit sich teilte, als einen vergammelten und verrosteten Pflug erkannte, der so uralt aussah, als hätte ihn bereits Eogars Großvater dort zum Verrotten abgelegt. Überhaupt sah es so aus, als wären unter dem Dach des Unterstands schon lange keine edlen Rosse verweilt, die Tiere hätten neben diesem Abfall und Trödel keinen Platz gefunden. Allein ein paar Ratten hatten es sich dort gemütlich gemacht, doch sogar die waren jetzt tot. Ein paar hatten offensichtlich so etwas wie einen Giftköder gefressen und waren verendet. Vielleicht waren sie an einen der vielen Säcke mit verfaultem Futter geraten. Die waren fast bis unter das Dach gestapelt und das Zeug stank fast schlimmer als die kleinen Kadaver der Schadnager. Aber die meisten der widerlichen Viecher waren wahrscheinlich einer Katze mit verwöhntem Gaumen in die Pfoten geraten, denn die leckersten Teile der Rattenkörper fehlten und der Rest war in einer Linie, wie auf der Strecke nach einer Treibjagd abgelegt worden. An der rechten Ecke lagen zu mehreren Bündeln aufgewickelte Seile, die wider Erwarten neu und gebrauchsfähig aussahen. Auch die Ballen an Stroh und Heu, die in der linken Seite des Unterstands aufgetürmt lagen, sahen relativ frisch aus.

Swanter schüttelte fassungslos den Kopf. Dieser Unterstand schien Müllhalde und Lagerraum zugleich zu sein und das war mehr als ungewöhnlich für einen Hof, der sehr streng geführt wurde. Vieles sprach

dafür, dass der Ort hier nicht allzu oft ausgesucht worden war, obwohl er ziemlich nah am Haus lag, aber andererseits lagen hier zwischen dem Schrott auch viele brauchbaren Dinge, aber nicht nur für die Knechte des Hofes. Eins der Seilbündel war angeschnitten worden und dies erst vor kurzem. Die Schnittstelle war noch fein faserig und unangetastet von Wind und Wetter. Soweit Swanter es einschätzen konnte, fehlte von der Seilrolle gerade soviel Strick wie benötigt wurde einen Menschen zu fesseln. Natürlich könnte das Seil auch einen ganz anderen Verwendungszweck gefunden haben, Möglichkeiten gäbe es es auf einem Hof wie diesem wahrscheinlich genug, sei es , um einen wilden Hengst einzufangen, lockere Wagenladungen zu befestigen oder Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Eigentlich waren das alles völlig unverfängliche Dinge denen nichts Böses anzuhaften schien, jedoch galt das nur für normale, friedliche Tage, aber nicht für diese finstere Nacht der Verdammnis. In solchen Zeiten sollte man immer das Schlimmste annehmen und Vorhersagen bewahrheiteten sich bedauerlicher Weise stets sehr schnell.

Swanter fand teilweise durchtrennte Seile, die auf dem Boden um einen der hölzernen Pfeiler herum lagen, vermutlich Überbleibsel der Fessel, die eine Person an den Pfeiler gebunden hatten, ehe man sie von dort, wie es schien in Eile, mit ein paar raschen, hastigen Schnitten von den Stricken befreite. Das war schon schlimm genug, denn Swanter hatte keine Zweifel daran, dass es sich bei dieser Person um Abalea gehandelt haben musste. Was ihm aber blankes Entsetzen bereitete war die Entdeckung, dass sowohl an dem Pfeiler, als an den zerschnittenen Seilen viel Blut anhaftete. Selbst auf dem Boden war unglaublich viel Blut verspritzt worden. Aber es hatte sich nicht in Lachen gesammelt, also deutete das Blut mehr Qual und Schmerz als Tod und Verderben an. In gewisser Weise war dies, den widrigen Umständen zum Trotz, fast schon eine willkommene Botschaft, denn es war ein Zeugnis dafür, dass diese Person noch gelebt haben musste, als man sie von ihren Fesseln befreite.

Es musste einen Kampf gegeben haben. In den harten, trockenen Boden waren mit großer Wucht die Spuren von Stiefelritten eingegraben worden. Normales Gehen hätte auf diesem festen Untergrund wohl kaum eine derart deutliche Spur hinterlassen. Zudem waren die Abdrücke meistens sehr schräg, die Vertiefungen immer sehr links- oder rechtslastig und waren scheinbar wahllos verstreut. Auch dieses ließ Swanter vermuten, dass gekämpft worden war.

Überall lagen eine Unmenge kleiner Fetzen aus Stoff herum. Obwohl keines dieser Stücke groß genug gewesen wäre, sich damit die Nase zu putzen ohne sich die Finger schmutzig zu machen, erkannte Swanter, dass es sich um ein Gewand gehandelt haben musste. Ob es Abaleas Kleid gewesen war vermochte er nicht mit Bestimmtheit zu sagen, dazu waren die Fetzen einfach zu klein und das fahle Licht der Laterne verhinderte zudem, Farben eindeutig zu erkennen. Aber er konnte es auch nicht ausschließen und das alleine bedrückte ihn arg. Der Gedanke, dass Abalea um ihre Ehre hatte kämpfen müssen und mutmaßlich unterlegen war, quälte ihn mehr als es jede Folter vermocht hätte. Er fühlte sich schuldig. Als sie seine Hilfe am nötigsten gebraucht hatte, war er nicht zur Stelle gewesen und das machte ihn traurig und wütend zugleich. Aber Zorn und Selbsthass sind schlechte Ratgeber und was geschehen war, ist nun mal geschehen. Und jetzt, da die Südländer offensichtlich hatten, was sie wollten, auch wenn es sich nicht um den Goldsäckel gehandelt hatte, war Abaleas Leben um so mehr in Gefahr.

Und so fror Swanter Blut regelrecht ein, als er die Schleifspur entdeckte, die von diesem Ort weg zum Haus hinführte und die so aussah, als hätte man einen leblosen Körper über den Boden gezerrt. Seine Gedanken überschlugen sich. Es fröstelte ihn, trotz der drückenden Hitze, er hörte sein Blut in den Ohren rauschen und es wurde ihm ganz flau im Magen. Kraftlos geworden sank er auf die Knie und Verzweiflung drohte ihn zu übermannen. Die schlimmsten Befürchtungen, die von seiner Hoffnung, alles könnte sich zum Guten wenden, bisher trefflich unterdrückt worden waren, wurden nun wach und mächtig. Alles deutete daraufhin, dass Abalea zuerst gefoltert, dann geschändet und zuletzt erschlagen worden war.

Swanthers Augen füllten sich mit Tränen. Es waren Tränen der unendlichen Trauer, aber auch die eines haltlosen Zorns. Wie in einer Trance legte er seine Hände um die Griffe seiner Dolche und er schwor sich in diesem Moment, dass keiner der Südländer seiner Rache entgehen würde. Sie würden mit ihrem

Blut dafür bezahlen müssen für das, was sie Abalea angetan hatten und keiner sollte davon kommen. Der Hundholzhof wird schon sehr bald in Flammen aufgehen und alle Südländer wie Fackeln verbrennen, soweit er sie nicht schon vorher umgebracht haben würde. Mit dem zotteligen Südländer und seinem grauhaarigen Gefährten wird er beginnen und sie würden nur die Gnade finden, schnell und leicht zu sterben. Aber auch nur dann, wenn sie ihm verrietten, wo sie Abaleas toten Körper hingeschafft hatten, denn Swanter wollte nicht, dass sie Wolfsfutter werden würde. Sie sollte eine anständige Beisetzung finden, denn sie war tapfer im Leben gewesen und eine Sonne für Swanters Herz. Jetzt, da diese Sonne für immer untergegangen war, brach für Swanter eine ewige Nacht an. Mühsam stellte sich Swanter wieder auf die Beine, auf denen er dann wacklig zum Stehen kam. Immer wieder drohte ein Schwindel ihn erneut von den Füßen zu holen, doch der Wunsch nach Rache gab ihm Kraft. Aber auch diese wieder aufkeimende Stärke stimmte ihn nicht froh. Er war ausgezogen Abalea zu finden, um ihr Leben zu schützen und nun durfte er nur noch nach ihrem Leichnam suchen. Es zerriss ihm schier das ohnehin schon gebrochene Herz, das nur noch vom Wunsch nach Vergeltung zusammen gehalten wurde. Zunächst musste er allerdings diese Südländer finden, denn nur diese wussten, wo sich der Leichnam der toten Gefährtin befinden könnte. Dann würde er, wenn es sein müsste, alles aus ihnen heraus prügeln, was er wissen wollte und sollten die zwei Südländer trotzig schweigen, würde ihr Tod lang und qualvoll und ihre verzweifelten Schreie zu einer Serenade der Freude für Swanter werden. Und er wusste auch schon, welche Körperteile er ihnen als erstes abschneiden würde!

Über dem großen Platz vor dem Haupthaus lag zwar fast alles Licht verschlingend eine unheimliche Nacht, aber der volle Mond spendete genügend Helligkeit um wenigstens ein düsteres Licht über den Ort zu werfen, dem Auge verschwommen Ziele bietend. Fackeln oder Laternen, welche die Sicht auf Einzelheiten der Umgebung erleichtert hätten, brannten zu diesem Zeitpunkt keine mehr und Hymephos brauchte eine Weile, bis sich seine Augen an die Verhältnisse gewöhnt hatten. Noch stand er auf der Veranda, in der Nähe der geborstenen Haustüre und ließ forschend seine aufmerksamen Blicke kreisen.

Marric hatte ihn erst kurz zuvor verlassen, um hinter dem Haus zum Norden hin nach Swanter zu suchen und Hymephos fragte sich, ob sein Anführer mit seiner Einschätzung der Lage nicht Recht gehabt haben könnte. Er konnte zum Süden hin keinerlei Bewegungen erkennen. Der Hofplatz lag so still, als läge ein lähmender Zauber über ihm und Hymephos kam es schon annähernd so vor, als betrachte er statt der Wirklichkeit lediglich ein Gemälde. Viele Chancen den Gesuchten zu finden, gab Hymephos dem Anführer der Schattenklingen nicht, aber auch für sich selbst hatte er wenig Hoffnung erfolgreich zu werden. Er schätzte diesen Swanter als einen Meister der Verschlagenheit und trickreichen Halunken ein, der es vermochte selbst den erfahrensten Fährtensucher ein Schnippen zu schlagen. Wenn dieser Kerl nicht gefunden werden wollte, dann würde ihn wahrscheinlich auch keiner finden, es sei denn, man stolperte rein zufällig über ihn. Sogar sich selbst räumte Hymephos keine großen Aussichten ein Swanters Aufenthaltsort zu finden, das Gelände, wo sich dieser zwielichtige Bursche versteckt haben könnte, war einfach zu groß und zu unübersichtlich.

Zu seiner linken sah Hymephos im tiefblauen Mondlicht die Konturen der Stallungen und des großen Silos und zur anderen Seite hin ein paar Unterstände für Pferde, dahinter die Masse an Zelten und anderen behelfsmäßigen Behausungen. Fast sah es so aus, als hätte hier eine Heerschau stattgefunden, doch anders als bei einem Lager einer Armee standen die Zelte kreuz und quer, als wären sie aus dem Würfelbecher eines Giganten über das Feld geworfen worden. Da war keine Ordnung, sondern nur ein großes Durcheinander. Jeder hatte offensichtlich sein Zelt ohne Rücksicht auf Nachbarn gerade so aufgebaut, wie er Gestänge und Leinwand hatte auf den Boden fallen lassen. So war ein wahres Labyrinth entstanden. Selbst die Weg zwischen den Zelten waren in der Dunkelheit nicht ungefährlich, denn oft kreuzten sich die Halteleinen mehrerer Zelte und man hätte sich beim Durchschreiten darin verfangen wie in einem Hain, der von Riesenspinnen eingenommen worden war. Es gab keine Lagerfeuer, keine Wachen und niemand schien dort noch wach zu sein und würde nicht der Chor vieler

Schnarcher über den Zelten liegen, man hätte fast glauben können, der Ort wäre verlassen. Hymephos schüttelte verständnislos den Kopf. Wie konnten die Leute nur so sorglos sein? Würde jetzt vom Westen her eine Horde Orks angreifen, würde es ein unglaubliches Blutbad geben. Die eine Hälfte der Menschen wäre bereits abgeschlachtet, ehe die andere Hälfte vom Lärm des Massakers aus dem Schlaf gerissen worden wäre. Lediglich um die Zelte der Reichen und Mächtigen stand Wachposten herum, aber auch diese schienen ihren Auftrag nicht ernst zu nehmen. Einige gönnten sich ein Nickerchen, andere hatten sich versammelt um zu ihrer Erbauung eine Runde zu würfeln und nur der geringere Teil stand aufmerksam mit der Waffe in der Hand an seinem ihm zugeteilten Platz. Rings um den Hof herum standen halb errichtet die blanken Gerüste der Marktstände. Nach Tagesanbruch würden sie reichhaltig und prächtig aussehen, aber noch waren sie weder bestückt oder verziert, sondern lagen kahl vor Ort wie Burgruinen aus altvorderer Zeit. Das sah ein wenig gruselig aus, denn es erinnerte ein wenig an einen der legendären Büffelfriedhöfe, von denen manche Jäger so gerne erzählen, auf dem sich die Tiere zurückziehen, wenn sie ihre Stunde kommen fühlen und auf dem nach längere Zeit nur noch bleichende Gerippe zurück bleiben, deren Konturen in der Nacht den losen Gestängen der Marktstände nicht unähnlich sahen. Aber das, was Hymephos sah, waren keine tierischen Skelette, sondern nur schmucklose, blanke Balken, die durchaus ein kleines Schaudern auslösen konnten, wenn man seiner Phantasie freien Lauf ließe. Doch sobald die Sonne am Horizont erscheinen wird, würden diese Stände reich verziert und reich beladen mit Waren sein und ein Bild des Überflusses darstellen. Viele Handwerker würden ihre Erzeugnisse feilbieten, umringt von kauflustigen Kunden. Es würde gehandelt und gefeilscht werden, doch nur eine handvoll Leute würden der Toten gedenken, die es in dieser Nacht gegeben hatte und alle anderen hätten nicht einmal den Hauch einer Ahnung, dass das Verderben unter Umständen schon die Hand nach ihnen ausstreckte. Hymephos seufzte. Das Grauen verbirgt sich hinter farbenfroher Fülle fast besser als in der nächtlichen Dunkelheit und leider galt das auch für diesen Swanter.

Dieser Kerl konnte überall stecken! Wie sollte man ihn nur finden, wenn schon anfangs nicht im mindesten klar war, wo man die Suche überhaupt beginnen sollte? Hymephos seufzte erneut und kämpfte gegen aufkeimende Resignation. Es war ein völlig sinnlose Unternehmung und wahrscheinlich würden sie diesen Swanter niemals wiedersehen. Dass er freiwillig zu ihnen zurückkehren könnte, daran glaubte Hymephos weniger als innerhalb der nächsten Augenblicke einen weißen Drachen zu sichten. Aber er wollte sich seiner Pflicht nicht entziehen und so machte er sich langsam südwärts auf den Weg. Er überquerte den Hof und erreichte den kleinen Pfad, der aus dem Anwesen heraus führte. Im Osten zog sich nun eine endlose, eingefriedete Weide hin, auf der hunderte, wenn nicht sogar mehr Pferde herumstanden. Die Tiere waren ruhig. Da war kein nervöses Scharren, auch kein furchtsames Schnauben zu hören. Die Rosse fühlten sich offensichtlich sicher und sie wurden auch durch keine herumschleichende Kreaturen gestört. Wahrscheinlich waren dort Hirten auf der Wacht, denn in dieser Gegend wimmelte es von Wölfen und Bären, die frisches Pferdefleisch ohne jeden Zweifel nicht verschmähen würden, wenn es ihnen in dieser Masse kredenzt wurde. Pferde gehörten neben dem Gold mit zu den teuersten Dingen, die sein Besitzer sein eigen nennen konnte und so etwas Wertvolles musste schon bestens gehütet werden, denn der Verlust eines Pferds wog schwer. Das wurde in diesem Zusammenhang wohl ein wenig anders gesehen, als bei den vielen Menschen, die auf der anderen Seite westlich lagerten. Manche von diesen hatte nicht einmal ein Zelt und mussten unter freiem Himmel nächtigen. Dass sie unter Umständen auch eine Delikatesse für Raubtieren werden könnten, störte offensichtlich niemanden. Der Verlust eines Hungerleiders wurde kaum betrauert und es gab obendrein sogar noch die Kreise mehr als wohlhabender Bürger, die ein solches Verschwinden sogar noch begrüßen würden, da sie jeden verachteten, der in Armut gefallen war. Hymephos beschäftigte der Gedanke noch lange, dass die freien Völker gar keinen finsternen Hexenkönig bräuchten, um einen Hort der Verderbnis zu errichten, sie taten es bereits auch ohne dessen finstere Anweisungen. Aber man kann sich nicht das Schicksal aller armen Leute auf die Schultern lasten, wenn die Leute sich so dumm in Gefahr begeben wollten. Aber vielleicht waren sie gar nicht so einfältig und verfolgten Ziele, die dieses Risiko wert waren?

Diese Zeltstadt zog sich nach Süden schier endlos hin, aber mir jedem Schritt weiter wurden die Zelte kleiner und armseliger. Während in der Nähe des Hauses noch prächtige Steilwandzelte hoch emporragten, an deren Gestängen mehr Banner hingen als am Tor einer Fürstenburg, wurden die Zelte zum Süden und Osten hin kleiner und bescheidener. Ganz am Rand schliefen dann jene Leute, denen der Himmel als Decke reichen musste. Genau diesen Bereich aber wollte Hymephos genauer in Augenschein nehmen. Es schien ihm verdächtig, dass sich solche Leute, die sich nicht einmal eine Decke oder gar Zelt leisten konnten, den Strapazen unterworfen hatten, sich von wer weiß woher, zu einem Pferdemarkt zu reisen, auf dem lediglich der Verbleib nichts kosten würde, alles andere aber teuer bezahlt werden musste. Da waren ohne Zweifel eine Menge Halunken dabei, die wenig ehrenhafte Absichten hatten. Da hausten mit Sicherheit ein Menge Diebe und Beutelschneider, wenn nicht sogar Meuchelmörder. Was liegt demnach näher, als einen Kerl wie Swanter genau dort zu suchen? Eine Ratte findet man auch am ehesten in einem Rattenbau! Es war nur eine kleine Hoffnung den Flüchtigen zu finden, aber es war mehr als gar nichts!

Hymephos nahm den Schild enger an den Körper und festigte den Griff um seinen Speer. Für alle Fälle schwang er schon einmal seine Waffe und unternahm zur gleichen Zeit ein paar Ausfallschritte. Es war nur eine Schattenübung, aber sie konnte gegen den Ernstfall rüsten. Wenn einem der Feind erst einmal an der Haut klebt, ist es für Vorbereitungen zu spät. Nun aber fühlte sich Hymephos gestärkt und bereit für alles, was kommen mochte.

Bald schon, vielleicht fünfzig Schritte später, hatte er das letzte Zelt, das nur aus rasch zusammengeklautem Geäst und einer schäbigen Wolldecke bestand, hinter sich gelassen und den Platz erreicht, den er noch vor Kurzem so abwertend als ein Rattenloch bezeichnet hatte und er fühlte sich in diesem Vergleich sofort bestätigt. Er hatte das Lager noch nicht einmal betreten und schon roch es nach Schweiß, Pisse und anderen ekeligen Dingen, für die es in einer vornehmen Sprache keine Bezeichnung gab und über deren Beschaffenheit sich Hymephos lieber keine Gedanken machen wollte. Es raubte ihm fast den Atem und schlug ihm gewaltig auf den Magen. Hätte auch nur ein leichter Windhauch über diesen Pfuhl geweht, wären diese widerlichen Gerüche nicht so mächtig gewesen, aber leider stand die Luft still und es stank zum Himmel als wäre Scheiße zu einem Bollwerk angehäuft worden.

Hymephos war fassungslos. Was wollten diese Leute hier? Sie hatten nichts feilzubieten und da sie wahrscheinlich keine zwei Kupferstücke aneinanderreihen konnten, war es fast auszuschließen, dass sie hier etwas erwerben wollten. Aber da war noch die Frage, die Hymephos fast noch mehr beschäftigte! Warum sind diese Leute bisher noch niemandem aufgefallen?

Kamen sie einzeln hierher oder gehören sie zusammen?

War von ihnen Unheil zu erwarten?

Hymephos fand keine Antworten und das beunruhigte ihn. Er wollte sich auf keinen Fall zu irgendwelchen Vorurteilen hinreißen lassen, aber der Gedanke über mögliche Folgen, sollten am kommenden Tag eitler Überfluss und bittere Armut aufeinandertreffen, bereitete ihm große Sorge. Frei waren unter den freien Völkern auch nur diejenigen, die es sich leisten konnten. Von Freiheit alleine lässt sich aber nichts abbeißen und sie taugt nicht viel für alle, die Hunger haben. Wer nichts mehr zu verlieren hat, verkauft seine Freiheit für einen Kanten Brot. Wenn der Hexenkönig seine Saat auf diesem Acker auswerfen würde, könnte er reichlich Ernte einfahren und Hymephos fragte sich bange, ob dies nicht schon längst geschehen war.

Weiter als zwei oder drei Schritte wagte er es nicht in dieses Lager einzudringen. Er hatte keine Angst davor, mit Feindseligkeit empfangen zu werden und sollte eine Waffe gegen ihn gerichtet werden, wüsste er wohl, wie darauf zu antworten wäre. Es war mehr die Furcht sich im Dunst des Unrats, der hier überall herumlag, eine ekelhafte Krankheit einzufangen, auf schleimigem Dreck auszurutschen oder jemandem in der Dunkelheit aus Versehen ins Gemächt zu treten. Alle lagen dicht um erloschene Lagerfeuer herum, ein paar davon leuchteten noch schwach in rötliche Glut. Soweit es Hymephos erkennen konnte, lagen hier nur Leute aus dem Volk der Menschen herum und waren in einem tiefen, meistens von viel Alkohol begünstigten Schlummer versunken. Außer der mangelnden Sauberkeit ging

von diesem Ort keine unmittelbare Bedrohung aus. Noch nicht !!

Hymephos hatte dennoch ein ungutes Gefühl und er nahm sich vor diese Problem bei nächster Gelegenheit mit den Schattenklingen und dem Hofherren zu besprechen. Vielleicht war seine Sorge unbegründet, vielleicht aber auch nicht. Auf jeden Fall sollte man vorbereitet sein, wie immer das auch aussehen könnte. Er wusste sehr genau, dass die handvoll Schattenklingen, obwohl sie allesamt als hervorragende und tapfere Kämpfer galten, sich nicht allen Gefahren, die dem Hengstackerhof drohten, würden stemmen können. Die Probleme häuften sich langsam und ein Ende sollte noch nicht in Sicht sein.

Ab zu zu knackte und zischte es in der Glut der ersterbenden Lagerfeuer und die Leute, die darum herum lagen, schnarchten pfeifend als würde einem Dudelsack die Luft ausgehen. Einige murmelten im Schlaf und soweit ihre Worte verständlich waren, handelte es sich um niederträchtige Texte, die vor Wut und Hass nur so triefen.

Aber da war noch ein zusätzliches Geräusch, das Hymephos zuerst nicht zuordnen konnte. Es klang leise, dumpf und rhythmisch, als würde jemand mit halben, leeren Nusschalen auf einen Tisch trommeln. Es kam näher, wurde lauter und dann erkannte Hymephos, dass es sich um Getrappel von Hufen handelte. Es mussten um die fünf oder sechs Pferde sein, schätzte er und sie schienen es eilig zu haben. Das war mehr als verwunderlich! Bei Nacht über eine Steppe zu galoppieren glich einer Wildwasserfahrt auf einem kleinen, windigen Boot, das nicht aus Holz, sondern aus dünnem Pergament gefertigt worden war. Es würde von versteckten, scharfkantigen Felsen, die heimtückisch in der Gischt auf Lauer lagen, schneller zerfetzt werden als das Liederbuch eines untalentierten Barden durch die Hand eines gequälten Publikums. Die anrückenden Reiter waren entweder sehr verwegen oder auf der Flucht vor einem schrecklichen Verfolger. Womöglich waren sie aber auch getrieben von andrer großer Not, die es notwendig werden ließ, jedes Risiko einzugehen. Doch vielleicht wurden die Reiter auch von Feindseligkeit getrieben, dann würden sie eine große Gefahr mit sich bringen. Hymephos konnte die Möglichkeit eines nächtlichen Angriffs nicht ausschließen, das nördliche Breeland war schon längst nicht mehr ein Hort des Friedens. Er ging vorsichtshalber einmal davon aus, dass er in Kürze einen Sturmangriff zu erwarten hatte.

Eilig lief Hymephos auf den Weg zurück und rannte weiter nach vorne, bis er die letzten unter Freiem Himmel Schlafenden rechts hinter sich gelassen hatte. Die fremden Reiter kamen sehr schnell näher und würden sie nicht langsamer werden, könnte es geschehen, dass sie mitten in das Lager hineinreiten würden und das war ein entsetzlicher Gedanke. Für die Angreifer wäre es zwar wie eine tödliche Falle geworden, aber für die Leute, die dort noch friedlich schliefen, wäre es noch viel tödlicher geworden. Zwar gestattete das Licht des vollen Monds ein wenig Weitsicht, aber es würde zu nicht mehr reichen, als rechtzeitig erkennen zu können, worüber man gestolpert war, ehe man fiel. Das würde zwar nicht passieren, wenn sich die Reiter an den Weg hielten, der für gewöhnlich von Besuchern benutzt wird den Hengstackerhof zu erreichen, aber davon wollte Hymephos nicht ausgehen. Rasant anrückende Reiter mit womöglich finsternen Absichten hatten keine Zeit für Höflichkeiten und seien sie noch so sinnvoll. Sie würden einen Pfad einschlagen wie immer es ihnen beliebte und dabei von keinerlei Rücksicht gebremst werden.

Hymephos lockerte seine Muskeln, um für einen Kampf gerüstet zu sein. Ein halbes Dutzend bewaffneter Reiter waren auch für einen erfahrenen Kämpfer eine große Herausforderung. Er konnte sich keine Nachlässigkeiten leisten.

Die Reiter kamen mit unverminderter Geschwindigkeit näher. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Hymephos sie würde sichten können und er ging in Kampfposition. Er hielt den Schild voran und den Wurfspieß bereit. Sollten die Reiter ihrem Sturm nicht abbrechen, würde er erste fallen, noch ehe er Hymephos erreicht hätte.

Sollten sie nur kommen, er war bereit, der Hengstackerhof lag nicht schutzlos!

Die drei Männer hatten sich auf dem Bauch kriechend angeschlichen und kauerten nun hinter einem kleinen Gebüsch, einem der wenigen hier in diesem Grasland, dessen welches Blattwerk nicht schon

längst der anhaltenden Dürre zum Opfer gefallen ist und starteten angestrengt auf den Kampfplatz, der noch etwa einen halben Steinwurf entfernt lag. Viel sahen sie nicht dort, das Licht des vollen Monds vermochte die Dunkelheit nicht genügend zu vertreiben und so sah das Treiben, das sich vor ihnen ausbreitete so aus, als vollführten ein Dutzend Fackelträger einen schaurigen Tanz, um dem Verderben zu huldigen. Dafür hörten sie um so mehr. Wenn es jemals einen Zweifel gegeben hatte, dass dort Orks ihr Unwesen trieben, dann waren sie nun alle entkräftet worden. Die rauen, kehligen Stimmen, die Hass und Wut zum Ausdruck brachten, waren der letzte Beweis für die Anwesenheit räuberischer Orks und das hektische Klirren der Waffen bestätigte die Annahme, dass ein Kampf um Leben oder Tod herrschte.

Rammwulf zwickte die Augen zusammen, um so mehr Einzelheiten erkennen zu können, aber viel half das nicht. Er war nun doch nicht mehr der Jüngste und das scharfe Auge der Jugend war ihm mit den Jahren entflohen. Immerhin erkannte er zwei Frauen, die sich erbittert gegen eine überwältigende Übermacht blutdürstiger Feinde zu erwehren hatten und auch wenn sie dies mit aner kennenswertem Geschick taten, war ihr Untergang nur noch eine Frage der Zeit.

Für einen Moment überkam Rammwulf das Bedürfnis den Befehl zum Angriff zu geben. Sie würden mit ihren Rössern einfach über diese Bande hinweg reiten und einen nach dem anderen erschlagen. Das klang im Prinzip simpel und in jungen Jahren hätte er zweifellos so gehandelt. Aber die Welt ist eben nicht simpel und einem direkten Angriff standen gleich mehrere Hemmnisse entgegen. Zum einen wäre es doch sehr peinlich, wenn bei einer solch ungestümen Attacke bei Nacht nicht nur der Feind, sondern aus Versehen auch die zwei Frauen, die es eigentlich zu retten gegolten hätte, zu Schaden gekommen wären. Zum anderen bereiteten ihm die Fackelträger Sorgen. Sollte einem von ihnen die Fackel auf den ausgedörrten Steppenboden fallen, hätten sie es sofort mit einem noch mächtigeren und unbezwingbaren Feind zu tun – mit einem Flächenbrand. Das Feuer fände mit den ausgetrockneten Gräsern und Büschen Nahrung im Überfluss. Das wollte er nicht riskieren!

In diesem Kampf war mit stumpfer Gewalt alleine nicht zu siegen. Daher hatte er sich, schon im Vorfeld eine listige Taktik einfallen lassen und nun war ihm daran gelegen sicher zu gehen nichts übersehen zu haben.

„Du hast den schärfsten Blick von uns allen, Eadhorn!“, stellte Rammwulf leicht verärgert fest, denn er hasste es, von anderen abhängig zu sein, „Was kannst du erkennen?“

Der Angesprochene zögerte, denn er war sich nicht sicher, was er seinem Anführer berichten sollte, was dieser ohnehin nicht schon wüsste. Eadhorns Augen erblickte zwar noch mehr, aber das waren alles Nebensächlichkeiten, die für den kommenden Kampf nicht von Belang sein dürften. So erkannte er klar und deutlich, dass die zwei Frauen Jägerinnen sein mussten, die Art ihrer Gewandungen sprach dafür.

Eine der Frauen entstammte dem Volk der Elben, da war sich Eadhorn sicher. Die andere war eine Menschenfrau und sie schien nicht mehr ganz jung zu sein, denn ihr langes Haar war weiß wie Schnee, aber sie kämpfte wie eine Tigerin. Doch das war nicht wichtig! Der Herr wollte anderes wissen, wie etwa ob, es eine Frontlinie gäbe und wie viele Reserven der Feind noch hätte. Aber eben dies zu bestimmen, hätte Eadhorn schon die Augen einer Eule bedurft und so blieb seine Antwort eher vage.

„Es sind Orks, kein Zweifel, aber ihre genaue Anzahl kann ich nicht ergründen!“

„Hast du das zählen verlernt?!“, herrschte Rammwulf seinen Späher unwirsch an. Eadhorn zuckte zusammen, obwohl er des Hauptmanns Schelte eigentlich gewohnt sein sollte, da dieser auch sonst leidenschaftlich gerne mit Tadel um sich warf. So wie es sicher war, dass jeden Tag die Sonne aufgeht war auch sicher, dass man bis zu dem Zeitpunkt, da das helle Gestirn wieder hinter dem Horizont verschwinden würde, eine erkleckliche Anzahl an Rüffeln gesammelt haben würde. Obwohl der Hauptmann als ein ewig missgelaunter Eisenfresser bekannt war, dienten die Männer gerne bei ihm. Er war eben auch ein Taktiker, wie man ihn selten findet und seine strategischen Winkelzüge waren nicht anders zu beschreiben als unübertrefflich und genial. Unter seinem Kommando zu stehen, galt als außerordentlich ehrenvoll, denn nur die besten Kämpfer fanden die Gnade in seinen Augen, zu seiner Truppe gehören zu dürfen. Sie mussten allerdings in Kauf nehmen, harte Töne ertragen zu müssen und nicht selten war sein Tadel mit harten Strafen verbunden. Selbst Thrombryth, sein Adjutant und

langjähriger Freund, war davon nicht ausgeschlossen. Aber sie wussten auch, dass Rammwulf, wenn auch nur sehr versteckt, immer um ihr Wohlergehen bedacht war.

„Ihre Anzahl ist schwer zu erfassen!“, versuchte Eadhorn zu erklären, „Ich erkenne zwei Frauen, die erbittert um ihr Leben kämpfen. Eine ringt mit einem großen massigen Ork und sie scheint erheblich verletzt zu sein. Die andere steht dem gesamten Rest gegenüber und es erscheint mir fast als ein Wunder, dass sie noch nicht fiel. Die Orks greifen sie aus der Dunkelheit heraus an, führen nur einen Schlag durch und verschwinden danach sofort wieder in den Schutz der Nacht, um der nächsten Angriffswelle Platz zu machen. Es sind immer drei, manchmal vier Orks, die dabei zusehen und ich habe nicht den Schimmer einer Ahnung, wie viele von ihnen im Hintergrund lauern. Die Fackelträger nehmen nicht am Kampf teil, sie sind offensichtlich nur die Zielgeber!“

„UNSINN!“ brummelte Rammwulf, „Orks haben kaum genug Verstand um auf einer Latrine scheißen zu gehen und das, was du beschreibst, klingt nach einem taktischen Vorgehen. Dazu sind diese Kreaturen überhaupt nicht in der Lage!“

„Vielleicht sind sie es trotzdem!“, warf Thrommbryth ein, „Wenn Orks einem Anführer untergeben sind, vor dem sie mehr Angst haben als vor dem Feind, werden sie genau das tun, was ihnen befohlen ist. In der Reihen der Orks sind Bestrafungen immer endgültig!“

„Hmmm!“ brummelte Rammwulf, mehr Zustimmung wird sein Freund und Adjutant wahrscheinlich niemals erfahren dürfen.

„Die zwei Frauen werden nicht mehr lange am Leben sein wenn nicht bald etwas geschieht!“, versuchte Eadhorn schüchtern in Erinnerung zu bringen.

„Hmmm!“ mehr sagte der Hauptmann auch diesmal nicht.

„Unsere Leute müssten jetzt in Stellung sein und auf das Zeichen warten!“, erklärte Thrommbryth beschwörend, „Zwei Reitergruppen stehen jeweils in der linken und der rechten Flanke bereit und die Bogenschützen haben sicher bereits angelegt. Soll ich das Zeichen geben?“

Thrommbryth war in der Truppe der einzige, der den Schrei eines Adlers machen konnte und genau ein solcher war als Zeichen bestimmt worden. Ein Wolfsgeheul konnte fast jeder, aber ein solches Signal war hierzulande etwas verfehlt. Wie leicht könnte es sonst geschehen, dass ein echter Wolf mit seinem Geheul einen Angriff verfrüht auslöst. Adler kamen im Breeland so gut wie nicht vor und daher war ein Schrei, der nach einem solchen Raubvogel klingt, besser geeignet für ein Signal, bei dem die Natur nicht dazwischen kommen konnte.

Aber Rammwulf mochte das Zeichen noch nicht befehlen. Dieser Angriff schien so leicht auszuführen zu sein und dennoch war alles komplizierter als der erste Eindruck vermitteln wollte. Das Problem waren diese Fackelträger! Allein ihretwegen hielt der Hauptmann seinen Befehl zum Angriff zurück. Nicht nur die Orks brauchten sie, um im Kampfgetümmel die Übersicht zu behalten, auch die Rohirrim benötigten Licht, um Freund und Feind unterscheiden zu können. Zudem durften diese Fackelträger auch nicht fallen! Sollten die brennenden Fackeln in das von der anhaltenden Hitze völlig ausgedörrte Gras fallen, könnte hier der größte Flächenbrand aller Zeiten entstehen und sowohl Freund und Feind würden ein Opfer der Flammen werden und Rammwulf wollte nicht als Zerstörer des nördlichen Breelandes in die Geschichte dieses Landes eingehen. Zudem musste er Eadhorn widerwillig recht geben, denn sie wussten in der Tat nicht, wie viele Orks in der Dunkelheit noch lauern. Es könnten ein paar wenige sein, aber auch eine halbe Armee. Auf jeden Fall wären die Reiter in Gefahr, wenn sich die Zange schließt und ihre Flanke dadurch ungeschützt bliebe. Der Plan sah vor, dass die Bogenschützen unmittelbare Angreifer gegen die Frauen ins Ziel nehmen würden und hernach berittene Kämpfer von links und von rechts angreifen würden, um größtmögliche Zerstörung in die Reihen der Orks zu bringen. Danach würden unberittene Soldaten anrücken, um die Frauen zu eskortieren und aus der Gefahrenzone zu bringen, aber auch um Brände zu löschen, sollten Fackelträger fallen. Es könnte dabei möglich sein, dass sie ihren gesamten Trinkwasservorrat aufbrauchen müssten, aber wenn dieser seltsame Gelehrte nicht gelogen hat, dann wäre ihr Ziel auch nicht mehr allzu weit entfernt und dort könnten sie sich neu ausrüsten.

„Hauptmann?!“, fragte Thrommbryth mit vorsichtiger Ungeduld nach, da er immer noch auf einen

Befehl wartete und riss Rammwulf aus seinen Überlegungen. Doch ehe der Hauptmann auch nur einen Ton sagen konnte, rief Eadhorn dazwischen.

„Verdammt!“, bemerkte der Späher erregt, „Die Orks werden unter Beschuss genommen!“

„WAS?!?“

Rammwulf war außer sich vor Zorn.

„HATTE ICH NICHT DEN AUSDRÜCKLICHEN BEFEHL GEGEBEN AUF MEIN ZEICHEN ZU WARTEN !?“

„Es sind schon mehr als fünf Orks gefällt worden, aber sie fallen einzeln!“, stellte der Späher fest, „Es können also nicht viele Schützen sein!“

„Genau genommen ist es nur eine einzige !“, hörte sie plötzlich eine Frauenstimme spöttisch sagen. Da hatte sich doch tatsächlich ein Weib von allen unbemerkt hinter den Rücken der drei Rohirrim geschlichen und als sich die Männer überrascht nach ihr umdrehten, sahen sie eine hochgewachsene Elbin mit langen Haaren und einem neckischen, belustigten Blick, der fast schon an eine Geringschätzung grenzte.

„Ich habe Eure Schützen schon bemerkt! Aber sie warten offensichtlich auf bessere Tage!“, witzelte die Elbin, „Pfeile, die im Köcher bleiben, haben aber keinen Nutzen!“

Mit diesen Wort legte sie blitzschnell, schneller als ein Auge folgen konnte, einen ihre Pfeile an die Sehne, spannte und schoss fast gleichzeitig. Trotz der großen Entfernung und der für ein genaues Zielen so abträglich flackernden Lichtverhältnissen, traf das Geschoss mit einer tödlichen Sicherheit. Der Pfeil traf die Stirn eines angreifenden Orks, bohrte sich in seinen Schädel und tötete ihn, bevor er sein Schwert überhaupt hatte heben können.

Danach lächelte die Elbin milde und fragte in gönnerhaften Ton:

„Was habt Ihr eigentlich mit Eurer Reiterei vor? Lasst Ihr die Pferde grasen?“

Und dann war sie, so urplötzlich, wie sie aufgetaucht war, auch schon wieder verschwunden, dass sich die drei Männer schon fragten, ob sie sich diese Erscheinung als Produkt eines gemeinsamen Wachtraums nur eingebildet hätten oder die Elbin tatsächlich vor ihnen gestanden war und sie verspottet hatte. Allein die Tatsache, dass auch danach immer wieder auf dem Kampfplatz Orks niedersanken, als ob sie von Geisterhand berührt worden wären gab Zeugnis, dass diese Elbin so wirklich war, wie das grenzenlose Erstaunen, das sie bei Rammwulf, Thrombryth und Eadhorn ausgelöst hatte. Der Hauptmann knirschte vor Zorn mit den Zähnen, denn noch immer fühlte er den Spott der Elbin auf sich ruhen. Er kannte dieses Weib erst seit wenigen Augenblicken und schon hasste er sie von Herzen.

„SCHNELL DAS ZEICHEN!“, brüllte er unbeherrscht, „ICH WILL DIESER ELBENHEXE NICHT DEN TRIUMPH ALLEINE ÜBERLASSEN!“

Auf einmal waren alle Bedenken, die ihn noch vor kurzer Zeit gequält hatten, wie von einer harten Windböe weg geblasen. Ab jetzt war es ausschließlich eine Frage der Ehre und wenn auch das ganze Breeland in Flammen aufgehen würde, es war Rammwulf nun völlig gleichgültig geworden. Er würde jedes Risiko eingehen, um nicht als verzagt oder ängstlich zu gelten.

Thrombryth schrie wie ein Adler und die Schlacht begann.

Èogar hatte es völlig vergessen, obwohl er noch vor kurzer Zeit selbst davon betroffen gewesen war und am eigenen Leib erfahren hatte, wie unangenehm es werden kann, wenn man rüde aus einem segensreichen Schlaf gerüttelt wird. Vielleicht war es ihm auch egal, da er jetzt derjenige war, der unsanft sein durfte und überhaupt heiligt der Zweck alle Mittel, denn die Zeit drängte und die war Grund genug sehr resolut zu Werke zu gehen. Die arme Lohlinde wusste gar nicht wie ihr geschah, als sie wie ein Stofftier im Maul eines spielenden Hundes hin und her geschüttelt wurde.

„AUFWACHEN, SOFORT AUFWACHEN !!“, brüllte Èogar in großer Eile, denn er brauchte Hilfe und hasste solche Abhängigkeiten. Als er vorhin in diesem langen Gang gestanden war und nachdenklich den Kopf kratzend die vielen Türen rechts und links des Flurs betrachtete, wollte ihm sein übermüdeten Verstand keine Erinnerung daran gönnen, hinter welcher dieser Pforten sich dieser

Swanter hatte einquartieren lassen. Sonst schliefen hier an anderen, ruhigeren Tagen, außer ihm selbst und seinem Sohn, nur die Männer und Frauen seines Gesindes. Doch war ein Großteil der Knechte beauftragt die Herden zu bewachen und zu beschützen und daher brauchten sie ihr Zimmer während des Markts nicht. Edle Rösser, und davon gab es zur Zeit um den Hengstackerhof herum mehr als genug, sind sehr begehrt bei hungrigen Wölfen und gierigen Dieben, deswegen konnte es gar nicht genug Wachposten geben, die auf die Tiere aufpassten, dass ihnen nichts zustieße. Das galt natürlich nicht nur für den Tag, sondern in besonderer Weise auch für die Nacht, wenn sich anständige Bürger zur Ruhe begeben und das räuberische Gesindel erwacht. Da auf diese Weise sehr viele der Kammern, soweit sie nicht von speziell für diese Tage angeworbenen Hilfskräften besetzt wurden, bis zum Ende des Pferdemarkt leer stehen würden, war dem Ansinnen Swanters und seiner Begleiterin nachgegeben worden, sich in einen dieser Räume einzuquartieren zu dürfen. Doch in welchem? Èogar konnte sich nicht erinnern, er hatte immerhin auch nur eine vage Vorstellung davon, von wem die Kammern üblicherweise belegt waren. Er achtete sonst nur darauf, was und wie die Knechte und Mägde tagsüber zu arbeiten hatten und es interessierte ihn weniger, wo diese des Nachts ihre müden Häupter hinlegen würden. Das rächte sich nun und Èogar musste seufzend erkennen, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als Zimmer für Zimmer zu durchsuchen, sein eigenes und das seines Sohn einmal ausgeschlossen. Ob er sich der ersten Kammer auf der linken oder der rechten Seite zuwenden sollte, entschied Èogar mit einem Abzählreim aus seiner Kindheit und als die Entscheidung gefallen war, trat er entschlossen ein. Auf Anklopfen oder einer anderen Art um Einlass zu bitten verzichtete er großzügig, schließlich war er der Hofherr und das gab ihm alle Rechte zu tun und lassen was er wollte und sollten die Leute just in diesem Moment, da er in den Raum stürmte, gerade auf dem Töpfchen sitzen, so war das deren Problem.

Aber weder Lohlinde noch ihre Schwester verrichteten gerade ihre Notdurft als der Hofherr polternd ins Zimmer brach, sondern sie lagen beide in einem erholsamen Schlummer und träumten süß. Doch das sanfte, nächtliche Idyll sollte zumindest für Lohlinde nicht mehr lange dauern. Da sie zu ihrem Unglück der Zimmertür näher lag als ihre Schwester ließ sie das zu Èogars erster Wahl werden.

„AUFWACHEN! SOFORT AUFWACHEN !“, tönte es in Lohlindes Ohren und zwang sie zumindest erst einmal das rechte Auge zu öffnen, während das linke vorerst noch trotzig geschlossen blieb, um den wunderbaren Traum festzuhalten, der Lohlinde so verzückt hatte. In diesem Traum hatte sie sich an der Seite eines liebevollen Ehemanns, umringt von einer Schar artiger Kinder, vor einer Taverne, die ihren Namen trug gesehen. Ihr Glück schien vollkommen zu sein, aber dann rief sie die raue Stimme des Hofherren in die traurige Wirklichkeit zurück.

„Was ist denn ???“, fragte sie murmelnd, noch im Halbschlaf verhaftet.

„Ich suche einen bestimmten Mann und seine Gefährtin. Sie haben sich für die Nacht hier im Haus einquartiert. Wisst Ihr in welchen Zimmer sie zu finden wären?“

„Wie heißt dieser Mann?“

Lohlinde versuchte sich den Schlaf aus dem linken Auge zu reiben und ihre Frage klang nur wenig interessiert.

„Sein Name ist Swanter und der seiner Gefährtin lautet!“

Weiter kam Èogar mit seinen Erklärungen nicht. Als Lohlinde den Namen des Gesuchten vernahm, war sie sofort hellwach und sie sprang, wie von einer Spinne gestochen, von ihrem Lager auf. Sie wäre in ihrer Hast beinahe aus ihrem Nachthemd gehüpft.

„SWANTER ?!“ , rief sie mir aufkeimender Panik, ihre Gedanken liefen nun wirr durcheinander. Alles, was sie hinter sich geglaubt hatte, war nun wieder drohend gegenständlich geworden. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass der Hofherr über die unschickliche Begegnung zwischen diesem Swanter und ihrer lusternen Schwester Bescheid wusste und nun eine Gegenüberstellung fordern würde. Wie diese Geschichte zuletzt ausgehen würde, wusste sie aus den zahllosen Ereignissen ähnlichen Inhalts zuvor. Man würde sie sofort vom Hof jagen und in Gedanken packte Lohlinde schon ihr Bündel.

Aber Èogar schien nicht verärgert zu sein, sondern nur in Eile und Lohlinde glaubte sogar eine Spur von Angst in seinem Blick erkennen zu können. Womöglich wusste er gar nichts von dieser

ungewöhnlichen Liebesnacht, die ihre Schwester diesem armen Mann aufgedrückt hatte, des Hofherren Hektik könnte ja auch ganz andere Ursachen haben. Lohlinde zwang sich zur Ruhe, rückte ihre Schlafhaube gerade und glättete ihr Nachthemd.

„Weshalb sucht ihr diesen Mann?“, fragte sie und versuchte möglichst unschuldig zu klingen.

Eogar war zwar nicht der Meinung, einer Bediensteten gegenüber Rechenschaft ablegen zu müssen, tat es aber trotzdem, denn es verschaffte ihm ein Gefühl der Erleichterung darüber zu reden, mit wem auch immer. Vielleicht erhoffte er für sich auch mehr Erkenntnis darüber, was um ihn herum geschah, wenn er versuchte, anderen Zusammenhänge zu erklären, die er selbst noch nicht überblicken konnte. Nicht erst seit Marric ihn so barsch geweckt hatte fühlte er sich, als sei er nur eine kleine Spielfigur, auf einem ihm vollkommen fremden Spielbrett umher geschoben, nach den Regeln eines ihm unbekanntes, grausamen Spiels, geführt von Händen eines Spielers, dessen strategisches Vorgehen ihm so schleierhaft war wie einem frisch geborenem Fohlen das Wesen der Welt.

„Ich selbst suche ihn gar nicht!“, bekannte der Hofherr, „Meister Marric, der Anführer der Schattenklingen, sucht ihn, ich handle nur in seinem Auftrag. Warum dieser Swanter so wichtig ist, weiß ich nicht und ich bin mir nicht sicher, ob ich das überhaupt wissen will!“

Wie von einer plötzlichen Schwäche übermannt, setzte sich Eogar ermattet auf die Bettkante und senkte den Blick. Dann fuhr er fort:

„Wir leben in seltsamen Zeiten. Dunkle Hände greifen nach unseren Herzen und der Tod zieht in unmittelbarer Nachbarschaft ein. Ich denke, wir alle schweben in höchster Gefahr. Gut möglich, dass unser Leben keinen Pfifferling mehr wert ist. Selbst die Schattenklingen fürchten sich und die haben sonst vor gar nichts Angst. Dieser Swanter ist womöglich eine Schlüsselfigur, sonst würde er den Schattenklingen nicht so wichtig sein!“

Lohlinde war von Herzen froh, dass der Hofherr sie nicht ihretwegen geweckt hatte und das kleine Geheimnis ihrer Schwester gewahrt geblieben war. Aber wohl war ihr nicht bei dem Gedanken, dass die Schwester ihre fleischliche Lust ausgerechnet an einem so wichtigen Mann ausgelebt hatte, der jetzt von den Schattenklingen gesucht wurde. Doch es bewegte sie noch etwas anderes und das wurde immer bedeutender in ihrem Herzen. Sie empfand aufrichtiges Mitleid mit dem Hofherren, der wie ein Häufchen Elend an ihrer Bettkante kauerte, den Rücken gebeugt unter der Last vieler Sorgen schier erdrückt. Sie setzte sich langsam neben ihn und legte ihm fürsorglich eine Hand auf den Oberschenkel.

„Ihr arbeitet zu viel, Herr!“, flüsterte sie dem Hofherren sanft beruhigend zu, „Das lässt Eure Gedanken trübe werden. Das ist nicht gut für Eure Gesundheit und für Euer Gemüt schon gar nicht!“

Eogar lächelte Lohlinde müde zu. Er wirkte zwar noch immer erschöpft, aber seine Gedanken waren ein klein wenig lichter geworden und nicht mehr so Trübsal beladen.

„Eure Sorge rührt mich! Wie ist Euer Name?“

Als Hofherr sollte er alle Namen seiner Untergeben kennen, aber es waren für den Ablauf des Pferdemarkt sehr viel zusätzliche Hilfskräfte angeheuert worden, die meisten davon von seinem Sohn. Eogar hatte sich nicht der Mühe unterzogen, sich alle deren Namen einzuprägen, sie würden nach dem Markt sowieso wieder ihrer Wege ziehen.

„Mein Name ist Lohlinde, Herr!“, antwortete sie und senkte errötend den Blick, „Aber es steht euch natürlich frei, mich zu rufen wie Ihr es wollt!“

„Was für eine Offerte!“

Eogar konnte schon fast wieder lachen, aber eben nur fast. Zumindest ein Grinsen brachte er schon wieder fertig.

„Ich werde über einen passenden Namen für Euch nachdenken!“, kündigte er an, „Aber bis dahin wäre ich Euch verbunden, würde Ihr mich bei meinem Auftrag unterstützen!“

Lohlinde nickte zustimmend und zog schnell ihre Trost spendende Hand von Eogars Bein, um nicht zu aufdringlich zu wirken, jetzt, da des Herren Gemüt wieder mit neuer Kraft erfüllt war.

„Ich kenne Swanters Kammer!“, flüsterte sie leise, wohl wissend, dass sie sich auf dünnem Eis bewegte, denn sie würde jetzt auch bekennen müssen, woher sie das wusste.

„Dieses Wissen ist sehr vorteilhaft! Es überrascht mich nur ein wenig!“, meinte der Hofherr

argwöhnisch, „Woher habt ihr eine solche Erkenntnis? Meiner Erinnerung nach dient Ihr als Hilfe in der Küche und ich bezahle Euch nicht für einen sinnlichen Zeitvertreib bei den Gästen. Wie also konntet Ihr mit diesem Swanter zusammentreffen?“

Lohlinda schluckte. Sie spürte einen Kloß im Hals, der ihr fast die Luft raubte. Die Wahrheit ist ein Gut der Tugend, kann aber auch ein fürchterlicher Fallstrick werden. Aber sie war eine schlechte Lügnerin und daher beschloss sie, möglichst nahe an der Wahrheit zu bleiben und zu hoffen, es möge ihr nicht zum Nachteil geraten.

„Ich selbst bin ihm nie begegnet!“, gestand sie leise, „Aber meine Schwester fand Gefallen an ihm und verzehrte sich sogleich in Sehnsucht! Und meine Schwester ist eine Frau, die sich nicht gerne sehnt, sondern immer gleich zur Tat schreitet!“

„Ist das so?“, meinte Èogar reserviert, „Und welche Rolle spieltet Ihr selbst dabei?“

Lohlinda seufzte, jetzt müssen wohl alle Karten auf den Tisch. Sie hatte nichts mehr zu verlieren, außer ihrer Glaubwürdigkeit, sieht man einmal ab von ihrer Arbeit und dem Lohn dafür, einem Dach über dem Kopf und regelmäßigen Mahlzeiten einmal ab.

„Glaubt mir, Herr, ich beschwor sie, von ihrem lasterhaften Treiben Abstand zu nehmen!“, erklärte Lohlinda mit einem Anflug von Verzweiflung, „Aber wenn sich meine Schwester einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann ist sie nicht mehr aufzuhalten. Es wäre leichter gewesen, eine stürmende Herde Büffel mit einem Taschentuch zur Seite zu fächeln. Ich bat sie, nein, ich flehte sie an davon abzulassen, ich tat was ich konnte, aber es war vergebens!“

„Vergebens?“, fragte Èogar mit allem nötigen Ernst nach, „Wie darf ich das verstehen?“

Lohlinda wand sich wie ein Wurm am Angelhaken, ihr war diese Sache sehr unangenehm, obwohl sie ja nur indirekt daran beteiligt gewesen war. Dann senkte sie den Blick und flüsterte ergeben:

„Sie ließ mich stehen, nahm sich was sie wollte und ich musste diesem Treiben vor der Türe bis zum letzten Seufzer zuhören!“

„Ein hartes Los fürwahr!“, kommentierte Èogar spöttisch, „Nur kann ich nicht so recht verstehen, was Euch dabei so grämt oder hättet Ihr gerne Euren Schoß anstelle den Eurer Schwester gesehen?“

„BEILEIBE NEIN !!!“, ereiferte sich Lohlinda, „Herr, wo denkt Ihr hin? Für mich sind Anstand und Sitte noch keine verblassenden Tugenden !!“

„Und was ist dann Euer Problem dabei?“

Èogar kratzte sich nachdenklich am Kopf und grübelte darüber nach, ab welchem Zeitpunkt das Leben so kompliziert geworden ist und warum es vergleichsweise einfach ist, ein wildes Pferd zu zähmen, als eine ähnlich gestimmte Frau.

Aber auch Lohlinda war der Fragen voll und die dringlichste davon war, worauf der Herr des Hofes mit seiner letzten Frage hinauswollen könnte. Sie rang um Worte wie ein Ertrinkender nach Luft.

„Nun ich wir es ist so, dass!“, es war Lohlinda, als hätte sie plötzlich das Sprechen verlernt. Sie schluckte schwer, senkte den Kopf und schloss die Augen, dann sprudelte es aus ihr heraus.

„Meine Schwester ist ein untriebige Weib, das sich alle Nase lang einen anderen Mann über den Bauch ziehen muss. Nichts als Schwierigkeiten hat sie uns damit bereitet, weil sie immer die falschen Männer angelächelt hatte. Zum Wandern bin ich verdammt, da wir überall zu guter Letzt mit Schimpf und Schande verjagt worden waren. Sie - und ich mit ihr, da mich mein Ehrenwort bindet, immer auf sie aufzupassen, was mir bisher noch nie gelungen war. Und diesmal musste es unbedingt dieser Swanter sein und der ist doch Gast in Eurem Haus, daher unter Eurem Schutz. Ich ich!“

Lohlinda war den Tränen nah, sie konnte nicht mehr weiter reden, sondern fuchtelte statt dessen nur wild mit den Armen umher, aber die Sache war ja auch schon ohne Worte klar. Nach diesem Geständnis blieb ihr sowieso nur noch, wieder einmal mehr das Bündel zu schnüren, um beim Aufgang der Sonne den Hof und die schöne, aber viel zu kurze Zeit hinter sich zu lassen.

„Was ist?“, fragte Èogar, dem, anders als Lohlinda noch gar nichts klar war, „So redet doch weiter!“

„Ich hab schon zu viel gesagt!“, flüsterte Lohlinda traurig, „Ich braucht es mir nicht zu befehlen den Hof zu verlassen, erspart mir diese Schmach. Ich werde bei Tagesanbruch mit meiner haltlosen

Schwester weiter ziehen und Eure Gäste werden ab dann unbehelligt bleiben!“

Dem Hofherren blieb vor Überraschung der Mund offen. Mit allem hätte er gerechnet, aber nicht mit einem solchen Geständnis und einer darauf folgenden selbst ausgesprochenen Verurteilung. Noch nie hatte er eine derart aufopfernde Ehrlichkeit erlebt. Diese Frau ist ja ein reines Juwel in den Reihen seines Gesindes. Dass ihre Schwester ein lüsternes Luder ist, dafür kann man sie ja nicht verantwortlich machen.

„Ihr lasst Euer Bündel hübsch dort, wo es ist!“, erklärte der Hofherr mit fester Stimme, „Ich erwarte, dass Ihr auch weiterhin in meinem Dienst bleibt, ich kann und will auf Eure Kochkunst nicht verzichten. Und was Eure Schwester betrifft, so mag sie sich vergnügen mit jedem, der ihr tauglich erscheint. Nach allem, was ich über diesen Swanter gehört habe, glaube ich nicht, dass er jemals meines Schutzes bedürfte, sich der Zuneigung der Weiber zu erwehren. Lieber halte ich barfuß auf dornigem Boden eine Herde Wildpferde im Zaum. Und nun spudet Euch, zeigt mir das Zimmer dieses Schurken! Es verlangt den Schattenklingen nach seiner Anwesenheit!“

Ein bisschen wunderte sich Èogar schon, dass dieser Kerl, nach dessen Verbleib Herr Hymephos und Meister Marric just in diesem Augenblick in der Weite des Geländes forschten, nun doch so einfach in seinem Zimmer aufzustöbern sein sollte. Da war doch irgendetwas faul! Irgendetwas stimmt ganz und gar nicht!

Lohlinde hingegen war von lichter Dankbarkeit erfüllt. Sie sprang auf, riss sich die Schlafhaube vom Kopf, als gälte es den Hut zu ziehen, ließ ihr langes dunkles Haar auf die Schultern fallen und stammelte laut erregt vor sich hin:

„HABT DANK, HERR! IHR SOLLT EURE ENTSCHEIDUNG NICHT BEREUEN! ICH WERDE HART ARBEITEN, UM EURER GNADE WÜRDIG ZU SEIN !“

Sie hätte endlos weiter geredet, hätte Èogar ihren Wortschwall nicht unterbunden.

„GENUG!“, sprach er, „Wir haben zu tun! Also dann los ... !“

„Ich werde mich sofort ankleiden!“, erklärte Lohlinde geflissentlich.

„Das ist nicht nötig!“, bestimmte der Hofherr, „Das kostet nur Zeit. Zudem ist es noch Nacht und ein Nachtgewand daher gut genug dem Anstand genüge zu tun!“

Dann ging Èogar auf leisen Sohlen, um Lohlindes mannstolle Schwester nicht zu wecken, auf den Gang hinaus. Es fiel Lohlinde schwer sich mit Èogars Aufforderung anzufreunden, das Zimmer halbnackt zu verlassen, aber dann stimmte sie zu und folgte ihm, nur mit einem Nachthemd bekleidet, auf den Flur. Ihre Schlafhaube warf sie auf ihr Bett, sie hatte sowieso keine Zeit mehr sie aufzusetzen, der Hofherr hatte es zu eilig. Ihr war unwohl dabei, denn was sollten die Leute denken, sollten sie gesehen werden? Unsicher sah sie sich um und Èogar stand abwartend still, um ihr die Führung zu überlassen.

„Folgt mir, Herr!“, forderte sie überflüssiger Weise auf, denn der Hofherr wäre ihr auf jeden Fall gefolgt. Lohlinde ging voran und als sie sich gerade anschickten an der Kammer Gaelms vorbei zu schreiten, hielt Lohlinde kurz inne und lauschte.

„Euer Sohn scheint nun wieder zu ruhen. Das letzte mal, da ich hier stand, hörte ich aus seinem Zimmer eine Art Gepolter. Jetzt ist es aber wieder ganz still!“

Èogar schüttelte den Kopf.

„Mein Sohn kann das nicht gewesen sein. Er hält Krankenwache an einem anderen Ort. Er hatte, wie ich hörte, seine Kammer der Elbenfrau zur Rast und Ruhe überlassen. Aber Euer Hinweis kommt zur rechten Zeit. Mir wurde ebenso aufgetragen der Elbin mitzuteilen, dass Meister Marric Ihre Anwesenheit wünscht. Erledigen wir das zuerst, bevor wir uns um den Liebhaber Eurer Schwester kümmern!“

Lohlinde verzog das Gesicht als sie wieder an diese unselige Begebenheit erinnert wurde, deretwegen sie sich in so großer Not geglaubt hatte. Zwar bestand nun nicht mehr die Gefahr vom Hof gejagt zu werden, aber unangenehm ist das Ganze dennoch geblieben.

„Gut!“, erklärte sie zustimmend und kam sich dabei so bedeutend vor, als wäre sie gemeinsam mit dem Hofherren in geheimer Mission unterwegs. Sie ging einen Schritt zur Seite, um Èogar den Vortritt zu

überlassen. Der aber rührte sich nicht von der Stelle und sagte:

„Es ist, denke ich mir, besser, wenn Ihr es übernehmt die Elbin zu wecken!“

„Warum ich?“, fragte Lohlinde erschrocken, denn sie war sich nicht mehr sicher, ob dieser Auftrag eine Ehre sein würde oder einem Todeskommando gleichkäme. Èogars Stimme hatte so seltsam geklungen.

„Mit dieser Frau ist nicht gut Kirschen essen!“, erklärte Èogar, „Sie verprügelte gestern eine ganze Horde junger, kräftiger Kerle, weil diese ihr zu nahe kamen. Es könnte sein, dass sie ähnliches von mir denkt, wenn ich sie aus dem Schlaf rütteln würde!“

„Hmmm!“, sagte Lohlinde und erinnerte sich, dass Èogar vorhin eine derartige Rücksicht nicht zu eigen gewesen war, als er sie wach geschüttelt hatte. Aber sie hätte sich ja auch niemals gegen einen Haufen junger Kerle zur Wehr setzen können und das ließ sie im Vergleich zu der Elbin als recht harmlos erscheinen.

„Genau!“, rief der Hofherr, der Lohlindes nachdenkliches Gebrummel als Zustimmung missdeutete,

„Geht einfach mal hin und weckt sie auf. Ihr seid eine Frau und könnt daher mit mehr Gnade rechnen, als dies bei mir der Fall wäre!“

Lohlinde war sich dieser Einschätzung nicht so sicher.

„Und was ist, wenn sie mich zuerst verhaut und dann erst mein Geschlecht überprüft?“

„Risiken sind die Würze des Lebens!“, erklärte Èogar grinsend, „Geht einfach und vollbringt Euren Auftrag. Es wird schon nichts unschönes passieren. Und wenn doch, macht das auch nichts. Frau Shalawing ist schließlich eine Heilerin!“

„Das beruhigt mich gar nicht!“, maulte Lohlinde, „Warum lasst Ihr Euch nicht selbst verbläuen, wenn sie eine so gute Heilerin ist?“

„Ihr werdet sicherlich die richtigen Worte finden. Erzählt doch einfach eine lustige Geschichte!“, versuchte Èogar die aufgebraute Lohlinde zu beruhigen, „Ihr werdet sehen, Frau Shalawing kann sehr nett sein, wenn sie lacht!“

„Lacht sie denn oft und gerne?“, fragte Lohlinde schüchtern

„Nicht, dass ich wüsste!“, antwortete der Hofherr unerwartet ehrlich.

„Und trotzdem wollt Ihr, dass ich DA reingehe?“

Lohlinde deutete so furchtsam auf die Türe zu Gaelms Kammer, als stünde dahinter ein Richtblock und ein wartender Henker. Èogar nickte zuversichtlich und klopfte ihr auf die Schulter.

„Das ist doch eine Kleinigkeit für eine tapfere Frau wie Euch!“

Des Hofherren Lob berührte Lohlinde nur wenig. Tapferkeit ist ein Ding für Helden, aber nicht für bescheidene Köchinnen, die mit scharfer Klinge höchstens einmal ein Rippchen teilen. Auf der anderen Seite wollte sie den Hofherren auch nicht enttäuschen, nachdem sie ihm vorhin so wortreich die Treue geschworen hatte.

„Ich bin nicht tapfer!“, klagte Lohlinde, „Ich komme mir vor wie ein Häschen, das in einen Fuchsbau gehen soll!“

„Doch Ihr seid sogar sehr mutig!“, widersprach Èogar, „Denkt doch einmal an das, was Ihr mir gegenüber alles bekannt habt, obwohl Ihr glaubtet, Euch selbst Schaden damit anzutun. Ist das nicht mutig? Braucht es wirklich noch mehr Mut eine missgelaunte Elbin zu wecken?“

Das wurde ja immer besser! Jetzt hatte sie es zudem vielleicht auch noch mit einer übel verstimmtten Elbin zu tun, die mit körperlichen Verweisen sehr freizügig umzugehen pflegt.

Lohlinde atmete tief durch.

„Also gut, ich gehe!“, sagte sie resignierend zu Èogar, „Sorgt bitte für meine Schwester, sollte mir etwas zustoßen!“

„Was sollte Euch denn schon zustoßen?“, meinte der Hofherr mit steigender Ungeduld und mit einer leichten Furcht bei dem Gedanken, er müsste tatsächlich für Lohlindes Schwester sorgen müssen. Kost und Logie wären ja kein Problem, solange gute und ehrliche Arbeit dagegen steht, aber nach allem, was er über die Lasterhaftigkeit dieser Person hatte erfahren müssen, kamen ihm dann doch Zweifel daran, er könnte sie in seinem Alter so noch umfassend versorgen wie das dieser Swanter getan hatte. Aber immerhin brachte ihn diese Überlegung auf eine Idee Lohlinde gut zu motivieren.

„Ihr könnt natürlich auch später diesen Swanter wecken und darauf hoffen, dass er Euch in der Dunkelheit nicht mit Eurer Schwester verwechselt. Dann könntet Ihr es vielleicht bereuen, Eure Aufwartung nicht bei der Elbin gemacht zu haben! Also los jetzt ... los jetzt!“

Des Hofherren hinterlistiger Plan hatte sofort den gewünschten Erfolg. Der Gedanke, den sittenlosen Pfad ihrer Schwester zu beschreiten, sich als Gespielin dem Willen dahergelaufener Lüstlingen unterwerfen zu wollen, verschreckte Lohlinde noch mehr, als die Möglichkeit von einer erbarmungslosen Elbin verprügelt zu werden. Zögernd streckte sie die Hand nach der Türklinke aus, sah sich noch einmal mit einem fragenden Blick nach Eogar um, in der Hoffnung, er könnte seine Meinung ändern und doch noch selbst als erster eintreten wollen, aber der Hofherr tat nichts dergleichen. Sie seufzte ergeben und dann öffnete sie langsam die Türe, die entsetzlich laut knarrte. Allein schon dieser Lärm hätte die Elbin zu Erwachen bringen müssen, aber es blieb ganz still in dem dunklen Raum, selbst das Piepsen einer Maus wäre hörbar gewesen wie das Gebell wilder Wachhunde. Aber da war nichts – gar nichts! Das hatte fast schon etwas Beängstigendes. Lohlinde wagte es noch nicht einzutreten. Sie begann zu zittern und das gewiss nicht weil sie fror, denn aus dem Raum strahlte eine Hitze heraus, als würde man in einen Backofen schauen. Noch immer zögerte sie, den Raum zu betreten! In ihr tobte die Furcht, sie könnte plötzlich, nur spärlich mit einem Nachthemd bekleidet, einem schrecklichen, Tugend raubenden Übel in die Hände laufen, das vielleicht noch Schlimmeres mit ihr anstellen würde, als das dieser Swanter vermocht hätte. Aber der schlief ja in einem anderen Raum und hätte heute sowieso schon ein Höchstmaß an sinnlicher Freude hinter sich gehabt. Zudem nächtigte hier zwar eine Frau, deren Unwille, wie zu hören gewesen war, ganz schön wehtun könnte, aber mehr als das war nicht von ihr zu erwarten. So streckte Lohlinde erst einmal ihren Kopf durch den schmalen Türspalt, um vielleicht doch noch etwas sehen oder hören zu können und blieb mit ihren Füßen eisern auf den Dielen des Gangs stehen.

„Hallo !?“ flüsterte sie mit leicht bebender Stimme in die Dunkelheit hinein. Aber sie bekam keine Antwort. Daher beugte sie sich noch ein Stückchen weiter in den finsternen Raum, hätte dabei fast das Gleichgewicht verloren und kopfüber in das Zimmer gestürzt, hätten sich ihre Hände nicht spontan und fest wie Kletterhaken in den Türrahmen gekrallt. Dann rief sie, diesmal allerdings etwas lauter erneut: „Hallo !!?“

Es kam wieder keine Antwort. Das war mehr als seltsam, schoss ihr in den Sinn, hieß es doch, Elben hätten einen verdammt leichten Schlaf und nichts könnte sie in ihrem Schlummer überraschen. Lohlinde hatte Angst, denn je schwerer das Erwachen der Elbin werden würde, desto missgelaunter dürfte sie sein und es ist fraglich, dass sie sich dann noch die Mühe macht zwischen einem aufdringlichen Mann und einer schlotternden Frau zu unterscheiden. Sie wollte nicht weiter gehen, aber umkehren wollte sie auch nicht, schließlich wäre es nicht gerade von Nachteil sich bei dem Hofherren gut zu stellen, wenn da nicht diese furchtbare Angst gewesen wäre. Es war einfach zum Mäusemelken. Sie wusste einfach nicht mehr wie es nun weitergehen sollte, nachdem das Rufen nichts gebracht hatte. Dafür hatte der Hofherr konkretere Vorstellungen und das entthob sie ihrer Entscheidung. Er packte sie einfach an ihrem Hintern, was anderes ragte ja auch nicht mehr aus dem Raum heraus, denn alles andere war ja schon drin und schob sie durch den Türspalt in das dunkle Zimmer hinein. Da stand sie nun zitternd, wie von Eogars starken Händen in den Rachen eines Ungeheuers geworfen, in diese unheimliche Finsternis und fragte sich, was sie zur Zeit am meisten verwirren würde, die Tatsache ohne etwas sehen zu können in einem dunklen und gruseligen Zimmer zu stehen oder diese seltsam prickelnden Gefühle die sie empfunden hatte, als sie zum ersten mal in ihrem Leben Männerhände an ihrem Hintern gepackt hatten.

„In der Mitte werdet Ihr einen Tisch finden. Auf diesem müsste eine Laterne stehen und gleich daneben sind auch Feuerstein und Zunder zu finden. Gaelm hält immer alles griffbereit, für den Fall, dass in der Nacht einmal Eile geboten wäre!“

„Aha!“, meinte Lohlinde mit einem wenig milden Spott in der Stimme. Sie war ein wenig verärgert über des Hofherrn Drängen, denn die Furcht war ihr noch nah, rückte dann aber doch vorsichtig Schritt für Schritt vor, obwohl sie absolut nichts sehen und auch nicht wissen konnte, ob sie nicht gradewegs

auf ihr Verhängnis zulaufen würde. Sie tastete sich langsam vorwärts. Èogar sah sie nun nicht mehr, die Dunkelheit hatte sie völlig verschluckt, er hörte nur ihre unsicheren und tapsigen Schritte.

„AUTSCH!“, rief Lohlinde entgeistert.

„WAS IST DENN JETZT SCHON WIEDER?“, fragte der Hofherr mit gebremster Sorge nach.

„Ich habe mich gestoßen!“, jammerte Lohlinde etwas klagend, „Der Tisch ist offensichtlich umgestoßen worden und ich möchte der Vollständigkeit halber erwähnen: nicht durch mich! Jetzt habe ich mich an diesem dummen Tischbein gestoßen, das quer in der Gegend herum ragt.“

„Das ist nicht gut!“, grummelte Èogar, dachte mit seinem Bedauern aber weniger an das Wohlergehen seiner Begleiterin, „Dann muss die Laterne jetzt auf dem Boden liegen. Sucht sie, aber seid vorsichtig. Sie könnte zerbrochen sein und in Scherben liegen. Denk daran, Ihr tragt keine Schuhe und eine Fußsohle ist schnell durchschnitten!“

Auch das noch! Nicht nur, dass sie im Nachthemd durch fremde Räume schleichen musste, jetzt waren auch noch ihre Füße in Gefahr. Vorsichtig ging sie in die Knie und krabbelte langsam auf allen Vieren weiter. Sie tastete nach der Laterne, konnte aber bisher nur die blanken Bodendielen erfühlen, aber sie fand auch keine Glassplitter, was der Hoffnung, die Laterne könnte noch intakt sein, immer mehr Nahrung gab, je länger sie suchte.

„Habt Ihr schon etwas gefunden?“, rief Èogar ungeduldig, ihm dauerte das viel zu lange, aber auf die Idee selbst und dann forscher auf die Suche zu gehen, kam er nicht.

„Nur noch zusätzlich ein paar umgefallene Stühle.“, antwortete Lohlinde, tapfer ihre Furcht nieder ringend. Die Sache wurden immer seltsamer und, was schwerer wog, immer unheimlicher. Längst hätte die Elbin erwachen müssen, bei dem Lärm, den sie hier verursachte. Warum tat sie das nicht?

Aber mit der Angst wuchs auch Lohlindes Neugier und mit dieser auch ihr Mut. Also ließ sie ihre Vorsicht zugunsten einer größeren Eile fahren und tastete sich nun, immer noch kriechend, schneller vorwärts. Das führte zunächst dazu, dass sie sich beinahe mit ihrer rechten Hand in einen aus dem Boden herausstehenden Nagel gestützt hätte. Sie konnte die Hand noch gerade rechtzeitig zurückziehen, als sie die Spitze des Nagels an ihrer Handinnenfläche spürte, bereit Haut und Fleisch zu durchstoßen, sollte sie sich mit ihrem Arm dort am Boden abstützen wollen. So zog sich Lohlinde außer einem Schrecken keine Verletzungen zu, aber es ermahnte sie doch weniger ungestüm vorzugehen und erinnerte daran, dass sie nur eine einfach Köchin war und keine Heldin in irgendeinem Abenteuer mit ungewissem Ausgang. Aber wenn die ganzen Flausen, die einem den Verstand vernebeln können, erst einmal gegenstandslos geworden waren, hat der Geist wieder eine freie Bahn. Sie erkannte, dass es nicht viel Sinn macht, blind herum zu tapsen und auf den Zufall zu hoffen. Der Erfolg will gefunden werden, er fällt einem nicht einfach in den Schoß.

„Lohlinde, altes Mädchen, denk nach !!“, versuchte sie sich leise aufzumuntern. Und das gelang ihr auch, denn plötzlich hatte sie den rettenden Einfall. Wenn diese dumme Laterne auf dem Tisch gestanden war, müsste sie nur darauf achten, in welche Richtung er gefallen war. Dort in der Verlängerung musste dann auch die Laterne liegen, sicherlich noch in der Dunkelheit verborgen. Aber die Fläche, die nun abzusuchen war, ist erheblich kleiner geworden. Also kroch Lohlinde um den Tisch herum und von der Tischplatte aus weiter in den Raum hinein. Noch immer hatte sie keine Scherben entdecken können und das konnte nur günstig sein, denn es war ein Zeichen dafür, dass sie die Laterne bald schon in einem Stück in der Hand halten würde. Aber zuerst ertastete sie noch ein dickes Buch, es war, als der Tisch stürzte, seiner Schwere wegen nicht weit gefallen. Die Laterne fand sie erst danach und sie lag auch ein wenig seitlich von dem Ort, wo Lohlinde sie vermutet hatte. Es hatte leicht nach Lampenöl gerochen, offensichtlich war die Laterne ein wenig ausgelaufen, und diese Spur führte zum Ziel. Sie fand die Laterne unversehrt und gebrauchsfertig.

„Habt Ihr jetzt endlich etwas gefunden?“

Die Unruhe Èogars hatte einen neuen Höhepunkt gefunden, eine Mischung aus Angst und Neugier, aber auch letztere konnte ihn immer noch nicht dazu bewegen, den Raum zu betreten ehe es dort hell werden würde, entweder durch eine leuchtende Laterne oder durch das Sonnenlicht nach Tagesanbruch. Er hatte in der vergangenen Zeit einfach zu viele Berichte über Wegelagerer und Meuchelmörder

gehört und er fühlte sich in seinem eigenen Haus nicht mehr sicher. Es hatte Tote und Verletzte gegeben, es wurden Gefangenen gemacht und man war auf der Jagd nach zwielichtigen Personen. Was war nur aus der Welt und vor allem aus dem Hengstackerhof geworden? Selbst Gaelms Zimmer kam ihm zur Stunde gefährlicher vor als der berüchtigte, alte Wald und die Bestien, die ihn umlebten. Mitunter, aber nur selten und dann auch nur sehr oberflächlich, wuchs das Gefühl einer leichten Scham in ihm. Zu Recht klagte sein Gewissen die Feigheit an, nicht anstelle seiner Küchenmagd nicht entschlossen selbst voran gegangen zu sein. Er aber nannte seine Angst rechtfertigend Umsicht und sollte der Frau in diesem Raum etwas Unschönes geschehen, wäre seine Zurückhaltung wohl berechtigt gewesen. Was man so hörte, war der Zorn dieser Elbenfrau furchterregender als eine Herde Wildpferde, über die Panik geraten war. Sie galt zwar als eine gute Heilerin, aber wo läge da der Sinn, sich erst durch ihre Hand zu Klumpen hauen zu lassen, um anschließend von denselben Händen wieder zusammengesetzt zu werden? Èogar war sich sicher, dass Lohlinde die Elbin würde wecken können, ohne es sogleich schmerzhaft bereuen zu müssen, da ihr die Elbin, anders als durch jüngste Erfahrungen geprägt, nicht sofort unedle Absichten unterstellen würde. Das hoffte er wenigstens. Endlich wurde es hell in Gaelms Zimmer. Lohlinde hatte wohl die Laterne und auch Feuerstein und Zunder gefunden. Jetzt konnte er den Raum betreten.

Lohlinde stand gleich neben dem umgestürzten Tisch, hielt triumphierend die Laterne hoch und betrachtete das flackernde Licht mit einem Stolz, als hätte sie eben ein Kind geboren. Èogar musste lächeln, denn das sah sehr lustig aus, die mit sich zufriedene Lohlinde mit der Laterne um die Wette strahlen zu sehen. Aber damit war die Liste der erfreulichen Erkenntnisse auch schon abgearbeitet. Entsetzt sah sich der Hofherr im Raum um. Hier hatte es ohne jeden Zweifel einen Kampf gegeben. Nicht nur Tisch und Stühle war umgestürzt, auch das Regal neben den weit geöffneten Fenstern stand schräg und es wäre auch zu Boden gekippt, hätte ein Deckenbalken den Fall nicht gebremst. Vor dem Regal aber lagen eine Menge Bücher und auch andere Gegenstände, die zuvor im Regal aufbewahrt worden waren. Das Bett jedoch stand wie eh und je an seiner Stelle und es war leer und unbenutzt! Weit und breit war keine Elbin zu sehen, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

„Das wird Meister Marric aber gar nicht gefallen!“, murmelte Èogar vor sich hin.

„Und wo ist die Elbin?“, fragte Lohlinde verwirrt.

„Wenn ich das nur wüsste!“, seufzte der Hofherr.

„Was ist hier nur geschehen?“

Lohlindes Wissensbegierde ließ sie nicht locker lassen und diese Aufdringlichkeit störte Èogar erheblich. Er war nervös und nicht in der Laune geheimnisvolle Rätsel zu lösen. Wie sollte er Antworten geben können, wenn er nicht einmal eine Ahnung hatte, wie die richtigen Fragen lauten würden.

„Ich weiß es nicht!“, bekannte er fast schon jammernd, „Ich denke, hier wurde erbittert gerungen. Aber es ist kein Blut zu sehen, aber die Elbin auch nicht. Was könnte das bedeuten?“

„Hmmm!“, brummelte Lohlinde abwartend, aber nur scheinbar unbeteiligt. In Wirklichkeit arbeitete ihr Verstand wie ein Hammerwerk, denn, anders als bei Èogar, wurde sie von Rätseln geradezu erregt.

„Wenn es ein Kampf gewesen war, dann hat ihn die Elbin wahrscheinlich verloren, sonst wäre sie ja noch da!“

Èogar widersprach energisch.

„Dann hätten wir wenigstens eine tote Elbin finden müssen, aber ich sehe hier keinen Leichnam!“

„Aber wenn sie ihren Angreifer bezwungen hat, wo ist sie dann abgeblieben, ganz zu schweigen der Angreifer?“, gab Lohlinde zu bedenken. Èogar zuckte mit den Schultern. Verdammt, woher sollte er denn das wissen? Mit dem hochnäsigen Elbenvolk hat man doch nichts wie Ärger, selbst wenn sie nicht da sind!

„Vielleicht ...“, begann er stockend den Versuch einer Erklärung, „... hatte sie den Angreifer abgewehrt und verfolgt ihn jetzt!“

„Das wäre möglich, vielleicht steht auch deshalb das Fenster offen!“, dachte Lohlinde nach, „Auf diese Weise ist der Angreifer eingedrungen und er ist auf demselben Weg auch wieder geflohen und die Elbin ist hinter ihm her!“

„So könnte es gewesen sein!“, sagte Èogar, erleichtert darüber, eine plausible Erklärung gefunden zu haben, die er Meister Marric anstatt der gewünschten Person bringen könnte. Es war zwar nicht mehr als eine vage Vermutung, aber der Hofherr war sehr geneigt, diese als Tatsache anzuerkennen. Nicht so Lohlinde!

„Blicke nur noch die Frage, wer der Angreifer war?“

„Was weiß ich?“, grummelte Èogar, „Vielleicht waren es die Burschen, die ihr gestern schon zu Leibe rücken wolltet? Sie kamen zurück, um zu vollbringen, was ihnen gestern zu erledigen nicht vergönnt gewesen war! Aber wie auch immer, das sollen die Schattenklingen selbst herausfinden!“

Lohlinde schüttelte den Kopf.

„Dafür sehe ich keine Anzeichen!“

„WAS FÜR ZEICHEN SOLLTEN DAS DENN SEIN?“, schimpfte der Hofherr, ärgerlich wie immer, wenn er Zweifel an seinen Worten spürte. Und Èogar, der mit seiner Theorie, die Elbin würde einen abgewehrten Angreifer verfolgen, sehr zufrieden war, mochte einfach keine Zweifel hören.

„Ich dagegen sehe da eine Menge Zeichen, aber ich kann sie noch nicht deuten! Dennoch bin ich mir nicht sicher, dass die Burschen von gestern etwas damit zu tun haben könnten.“, erklärte Lohlinde, die jetzt immer selbstbewusster wurde, „Ich habe von dem Vorfall gestern in der Taverne gehört, meine Schwester hatte es mir erzählt und die war ja Augenzeugin. Wenn ich ihr Glauben schenken sollte, und in diesem Fall tue ich das wirklich, dann hat die Elbin diese jungen Kerle nach Strich und Faden verdroschen. Warum sollten diese erpicht darauf sein, sich womöglich noch einmal eine Tracht Prügel abzuholen?“

„Sie haben sich halt besser vorbereitet!“, warf Èogar, der seine Theorie immer mehr ins Wanken geraten sah, kümmerlich ein.

„Unsinn!“, meinte Lohlinde abwertend, „Sie waren offensichtlich der Elbin hoffnungslos unterlegen gewesen. Meint ihr wirklich, das könnte sich nach Ablauf weniger Stunden ändern, zumal sie wahrscheinlich noch die alten Wunden lecken mussten?“

„Vielleicht mit einer List?“

„Das wäre natürlich eine Erklärung. Aber wie umgeht man die Kraft der Elbin?“

„Indem man sie überrascht?“

„Es ist ein großer Raum hier, aber nicht groß genug, um hier einen Hinterhalt legen zu können. Zunächst unbemerkt bliebe ein Angreifer nur, wenn er sich vor dem Fenster draußen versteckt auf die Lauer liegen würde. Ich zweifle nicht, dass das Fenster schon seit längerer Zeit offensteht, die Hitze würde einen sonst erdrücken hier. Der Zugang wäre demnach immer offen gewesen!“

„Na dann haben sie es halt so gemacht wie Ihr das sagt. Ich halte das für eine unverfrorene Hinterhältigkeit von diesen Burschen!“, ereiferte sich der Hofherr in einem Anfall aufrichtiger Empörung.

Lohlinde achtete nicht auf ihn, legte sich einen Zeigefinger auf die Lippen und dachte angestrengt nach. Wie sollte sie dem Hofherren, ohne ihn als Dummkopf zu verunglimpfen, nur klar machen, dass er sich irrte? Das Mannsvolk hat für gewöhnlich doch mehr ein schlichteres Gemüt und nur Sinn für das, was sie mehr mit ihren Händen anstatt mit dem Verstand begreifen können. Diese Erfahrung hatte sie in ihrem Leben mehr als einmal machen müssen. Wenn sie den Hofherren würde überzeugen wollen, dann müsste sie es auf einfachste Art erlebbar machen. Ein Mann nimmt einen Gedanken nur dann ernst, wenn er ihn aus seinem eigenen Verstand geboren glaubte. Aber Lohlinde hatte einen Plan.

„Wir sollten alle Möglichkeiten in einem Szenario nachstellen! So etwas könnte Klarheit schaffen!“, sagte sie dann, „Herr, würdet Ihr dabei mitmachen?“

Èogar verstand kein Wort, aber er gab sein Einverständnis und hoffte, dass die Sache danach beendet sein würde.

„Ihr werdet jetzt die Angreifer spielen!“, erklärte Lohlinde, „Und ich übernehme die Rolle des bedauernswerten Opfers!“

„Oho – gleich mehrere auf einmal soll ich mimen. Sei es drum! Was habe ich zu tun?“, fragte der Hofherr gelangweilt.

„Steigt durch das Fenster und kauert davor nieder, wie es der Angreifer getan haben könnte!“

„Muss das sein?“, maulte Èogar, dem die Aussicht, über den Fenstersims turnen zu müssen, gar nicht gefiel, aber als er in das fast schon gebieterisch wirkende Gesicht der Köchin blickte, die diese Übung ungeheuer ernst zu nehmen schien, seufzte er nur, stieg grummelnd aus dem Fenster und wartete auf der anderen Seite auf neue Anweisungen.

„Wir müssen es so genau wie möglich nachspielen! Nur dann können wir Hergang und die Folgen daraus vergleichen, ob sie mit dem Ort, den wir vorgefunden haben Ähnlichkeiten haben können. Ein Ablauf, der zu einem anderen Ergebnis führt, als den Raum, so wie wir in vorgefunden haben, ist dann wahrscheinlich nie passiert“, erklärte Lohlinde, „Seid Ihr soweit?“

„Ich weiß es nicht!“, bekannte Èogar, der sich langsam wie ein Tanzbär vorkam, völlig verunsichert, „Warum sollten wir das nochmal tun?“

Lohlinde drehte etwas genervt die Augen nach oben, aber begann erneut zu erklären:

„Das offene Fenster, die umgestürzten Möbel – das alles sind Spuren! Nun müssen wir noch ausprobieren, welche Taten zu solchen Spuren führen können. Dann wüssten wir, was hier geschehen ist. Ihr verdächtigt die Kerle, die die Elbin schon einmal angegriffen haben!“

Èogar nickte stumm.

„Und nun sollten wir ausprobieren, wie das geschehen sein könnte. Ich spiele die Elbin und ihr diese jungen Raufbolde. Habt ihr das verstanden?“

Èogar nickte stumm.

„Dazu ist es von Nöten, dass wir uns in die Gemüter der Beteiligten einfühlen, damit wir wissen, was ihr Handeln antrieb und welche Folgen diese Tat hatte! Richtig?“

Èogar nickte stumm.

„Ihr ... , also ich meine diese Kerle, nicht Euch zu diesem Zeitpunkt,warteten also vor dem Fenster, wild entschlossen es mir, ... also vielmehr der Elbin heimzuzahlen! Wer weiß, wie lange sie da schon kauern und woher sie wussten, dass Euer Sohn sein Gemach der Elbin als Quartier angeboten hatte? Aber halten wir uns damit nicht länger auf, es gibt noch mehr Hinweise!“

„Hinweise ???“, Èogar verstand immer weniger. Er konnte sich nur noch sehr ungenügend in die Geister junger Draufgänger einfühlen. Er war sicherlich auch einmal jung und draufgängerisch gewesen, aber das war so lange her. Und irgendwelchen Elbenfrauen irgendetwas, in irgendwelcher Weise heimzahlen zu wollen, konnte er sich schon gleich gar nicht vorstellen. Bei dieser Lohlinde war das schon etwas anderes. Bei ihr hatte er langsam das Gefühl am Gängelband über den Hof gezerrt zu werden und das schrie förmlich nach einer kleinen Vergeltung. Das war wenigstens ein kleiner Ansatz.

„Ja, Hinweise, aber dazu kommen wir später!“, vertröstete ihn Lohlinde, „Kehren wir zurück zu mir ... ich meine die Elbin. Sie betritt den Raum, es ist stockdunkel. Das kann ich nunmehr gut nachvollziehen, denn ich habe dasselbe erlebt! Was wird sie dann als erstes machen?“

„Ich nehme an, sie wird die Laterne anzünden!“

In diesem Punkt war sich Èogar wenigstens halbwegs sicher, denn er selbst hätte es auch nicht anders getan.

„Richtig!, lobte Lohlinde, „Spielen wir das nach. Ich werde jetzt Tisch und Stühle wieder in die Mitte des Raum stellen, wie sie mutmaßlich vorher standen und dann werde ich das Licht löschen, um die Bedingungen ähnlich zu gestalten, damit alles anschaulicher wird!“

Èogar saß zusammen gekauert unterhalb des Fensters, darauf hoffend, der Spuk möge bald vorbei sein und lauschte dem kurzen Gerumpel, das aus dem Innenraum heraus zu hören war. Dann erlosch das Licht und er saß im Dunkeln. Der Mond erhellte die Umgebung schwach, aber durch das Fenster sah man nach innen nur eine undurchdringliche Dunkelheit.

„Also ...!“, fuhr Lohlinde fort, „Die Elbin betritt den Raum! Der Angreifer weiß nun, dass ich im Raum bin ... jemand im Raum ist, kann mich aber ich meine naja, Ihr wisst schon nicht erkennen, da es noch dunkel ist!“

Der Hofherr hörte, wie die Zimmertüre geöffnet und gleich darauf wieder geschlossen wurde.

„Sie geht im Dunkeln in die Mitte des Raum, so wie ich es jetzt tue, denn dort steht der Tisch, auf dem

für gewöhnlich Laterne und Zunder stehen! Dazu muss sie gewusst haben, wo die Sachen zu finden wären, aber das könnte auch Euer Sohn ihr erklärt haben, als er seine Kammer zur Nachtruhe anbot.“
Èogar hörte Schritte über einen knarrenden Dielenboden.

„Sie macht Licht!“, kündigte Lohlinde an und gleich darauf wurde es wieder hell im Raum und der Lichtschein fiel über den Kopf des kauernenden Hofherrn hinweg ins Freie.

„Jetzt genügt ein kurzer Blick und der Angreifer kann erkennen, welche Person im Zimmer steht! Probiert das einmal!“

Èogar streckte seinen Kopf über das Fensterbrett und spähte in den Raum hinein. Er sah Lohlinde in ihrem Nachthemd und in ihrer rechten Hand trug sie ein brennende Laterne. Dieser Anblick vermochte nicht weiter zu überraschen, es war ja auch wirklich nichts anderes zu erwarten gewesen.

„Gut!“, sagte Èogar noch immer zweifelnd, ob diese ganze Übung noch mit einem gesunden Menschegeist vereinbar wäre, „Ich sehe Euch und nun?“

Lohlinde verzog das Gesicht.

„Nicht mich sollt Ihr sehen, sondern die Elbin.“, sprach sie mit mildem Tadel, „Wir spielen den möglichen Hergang der Tat ab – schon vergessen?“

Èogar räusperte sich verlegen.

„Also gut!“, sagte er, „Ich sehe die Elbin! Zufrieden?“

„Sehr schön!“

„Und nun?“

„Nun müsst Ihr mich überfallen!“, befahl Lohlinde energisch.

„WIE?? WAS??!“

„Ääh ... ich meine natürlich nicht mich, sondern die Elbin ... und ich meine nicht Euch, sondern diese Kerle!“

„Also soll ich Euch nicht überfallen??“

Èogar war völlig ratlos, vielleicht war er auch einfach zu müde um was auch immer zu begreifen. Aber so langsam wusste er nicht mehr, was Lohlinde eigentlich von ihm erwartet.

„Natürlich sollt Ihr das tun und zwar in der Rolle der Kerle, die Ihr verdächtigt!“

Langsam kam auch Lohlinde durcheinander.

„Also ... !, meinte sie mit dem Tonfall einer Mutter, die ihrem dummen Kind zu erklären versucht, dass es keine gute Idee wäre, sich eine Schlange in die Hose zu stecken, „Ihr werdet Euch jetzt in die Kerle, die Ihr verdächtigt, hineinversetzen, ihrem Gemüt nachspüren, ihre Ansinnen und Absichten übernehmen und Eure Handlungsweise danach ausrichten! Wir wollen herausfinden, welche Strategie angedacht wurde, welche Spuren die Tat dabei hinterlassen haben musste und ob diese möglichen Spuren mit den tatsächlichen Spuren übereinstimmen.“

„Wieso?“, plapperte Èogar hilflos, „Wir wissen doch was geschehen ist und wer die Übeltäter waren!“

„Das wissen wir eben nicht!“, widersprach Lohlinde, „Es ist bloß ein Verdacht den Ihr da habt und diesen teile ich nicht einmal. Wie könnt Ihr da von einer Gewissheit ausgehen? Nun strengt Euch doch ein bisschen an! Es kann doch nicht schon zu lange her sein, dass Ihr jung, forsch und gedankenlos gewesen seid!““

Èogar schloss die Augen, um sich besser konzentrieren zu können und dachte nach bis ihm fast Funken aus den Ohren sprühten. Er stellte fest, dass es gar nicht so einfach war, sich in die Gedanken anderer Leute einzufühlen, von denen allgemein bekannt war, dass sie in ihrem Leben nicht allzu oft nachgedacht hatten.

Lohlinde gab ihm reichlich Zeit, aber dann wurde sie doch etwas ungeduldig.

„Und? Habt Ihr Euch genügend eingefühlt?“

„Ich glaube schon!“, sagte Èogar etwas kläglich, denn sicher war er sich seiner Aussage nicht.

„Und?“, hakte Lohlinde nach.

„Was und?“

„Habt Ihr die möglichen Motive dieser jungen Burschen abgewogen?“

„Möglich ...!“, murmelte Èogar zaudernd, da er sich seiner Sache nicht sicher war.

„Für welches Ziel habt ihr Euch entschieden?“

„Ziel???“

Èogar wirkte unglücklich. Was, zum Henker, wollte diese Frau nur von ihm? Lohlinde rieb sich die Stirn, seufzte tief, sie hatte sich die bildhafte Veranschaulichung nicht so zäh und kompliziert vorgestellt.

„Fragen wir anders!“, begann sie unverdrossen, „Wie habt Ihr Euch entschieden? Wollt Ihr es mir nun mehr heimzahlen und Euch für vergangene Demütigungen rächen und wollt ihr mich zwingen Euch zu Willen zu sein, damit Ihr Euch nehmen könnt, von dem Ihr glaubt, es stünde Euch zu, nachdem Euer Ansinnen den Tag zuvor so schmerzhaft abgelehnt worden war?“

„KEINS VON BEIDEN !!“, warf Èogar erschrocken ein, „Ich beteuere bei allem, was mir heilig ist. Ihr seid mir als Person unantastbar und respektiere Euch von Herzen. Niemals würde ich Euch mehr antun, als Euch, sollte es nötig werden, den Hintern zu verhauen, wenn Ihr Euch grobe Schnitzer leisten würdet. Alles andere sei mir fern !!!“

„Ich meine doch nicht mich selbst!“, Lohlinde verzweifelte fast, „Ich verkörpere doch nur die Elbin und Ihr seid auch nicht Ihr, sondern diese Kerle und nur deren Ansinnen war mit meiner Frage gemeint !“

„Mit dieser Dame habe ich überhaupt nichts zu schaffen und am wohlsten ist mir dann, wenn ich sie in der Ferne weiß!“

„Ihr sollt es doch ausschließlich durch die Augen der jugendlichen Rüpel sehen, nicht durch Eure eigenen!“, erklärte Lohlinde verzweifelt und sie kam zu der Erkenntnis, es wäre einfacher gewesen, einem alten Hund einen Salto rückwärts beizubringen zu wollen.

„Oh! Ich verstehe langsam!“, resümierte Èogar, „Ich bin also nicht ich, sondern diese verbrecherische Bande. Und Ihr seid nicht Ihr, sondern diese Elbin und damit das bedauernswerte Opfer!“

„Genau so ist es!“, rief Lohlinde begeistert darüber, dass der Hofherr endlich zu begreifen schien.

„Und ich soll Euch nun überfallen, wie die Burschen es getan hatten, als die Elbin Licht gemacht hatte!“, fuhr Èogar fort.

„So ist es!“, bekräftigte Lohlinde und tappte dabei ungeduldig mit dem Fuß, „Aber kommt langsam in die Schuhe, denn wir haben noch einiges vor. Elben leben ewig, ich dagegen nicht!“

Èogar brummelte vor sich hin, nicht unbedingt erbaut darüber, nach einem solchen harten Tag jetzt noch eine Frau überfallen zu müssen. Er wälzte sich ächzend über den Fenstersims in die Kammer zurück und wenn er die heutige Jugend auch um nichts beneidete, ihre gesunden Knochen hätte er schon gerne gehabt, dann wäre der Einstieg nur halb so schmerzhaft gewesen.

„..... 2122 23 !“, murmelte Lohlinde derweilen vor sich hin.

„Was macht Ihr da?“, fragte der Hofherr irritiert, als er wieder sicher auf dem Dielenboden der Kammer stand.

„Was Wohl? 24 25!“ murmelte Lohlinde zurück, „Wonach klingt es denn? 26 27 Ich zähle!28!“

„Das höre ich wohl. Aber wozu?“

„Ich konnte bis 23 zählen, bis Ihr den eingestiegen seid. Bis 28 wäre ich wohl gekommen, wärt Ihr direkt auf mich zugekommen und hätte mir nicht stattdessen nur dumme Fragen gestellt!“

„Das klingt ja alles sehr interessant, dennoch wird mir nicht klar, worauf ihr hinauswollt!“

„Es ist eine Zeitschnur und jede Zahl ist eine Einheit. Stellt Euch einen langen Stab vor. Am einen Ende des Stabs macht Ihr nacheinander eine Kerbe hinein. Für jede Zahl eine. Nach der dritten Kerbe stündet ihr dann im Raum und der nächste der Kerle könnte durch das Fenster kommen. Lassen wir uns eine Einheit Luft, dann würde der zweite Eindringling bei 25 starten und nach der 27. Kerbe auch im Raum stehen. Könnt Ihr mir folgen?“

Èogar nickte, so langsam schien er das Prinzip der Zeitschnur zu erahnen.

„Bei der 28. Kerbe könntet Ihr vom Ablauf dann Hand an mich legen. Ihr stündet zwar noch alleine, aber zu diesem Zeitpunkt wäre Hilfe für Euch schon unterwegs und ein weiterer der Burschen wäre bereits auf dem Weg durch das Fenster.“

„Richtig!“, stimmte der Hofherr zu, „Ihr hättet keine Chance Euch zu verteidigen! Nach der 32. Kerbe schon würde der nächste die Hand nach Euch ausstrecken. Und so würde es weitergehen, bis das sanfte Reh von einer Meute toller Hunde erlegt worden wäre!“

„Und genau das ist wahrscheinlich nie der Fall gewesen!“, widersprach Lohlinde, „In der Taverne haben die Bursche die Elbin alle zugleich angegriffen und hatten sich dabei ziemlich blutige Nasen geholt. Glaubt Ihr wirklich, etwas anderes als das würde geschehen, würden sie nacheinander auf die Elbin eindringen?“

Verdammt! Èogar sah seine Sicht der Dinge schwanken und fluchte leise! Aber gleichzeitig empfand er, wenn auch nur zögernd, weil sie ihm frech widersprochen hatte, immer mehr Hochachtung vor dieser scharfsinnigen Köchin.

„Das wäre unwahrscheinlich!“, bekannte er, fügte aber danach trotzig an, „Aber unmöglich wäre es nicht! Vielleicht haben sie die Elbin überrascht. Zur Wehr gesetzt kann sie sich nicht groß haben! Ich sehe nirgendwo Kampfspuren!“

„Das mit dem Kampfspuren war mir auch ein wenig rätselhaft!“, gestand Lohlinde, „Aber gehen wir einmal davon aus, Ihr hättet recht mit Eurer Annahme, die Elbin wäre überrascht worden und hätte sich dem Willen der Burschen unterwerfen müssen. Aber was wäre geschehen, nachdem sich die Burschen ihr Mütchen gekühlt hätten? Glaubt Ihr wirklich, die Elbin hätte ihnen das verziehen?“

„Vielleicht war sie bewusstlos geworden oder es hat ihr dann doch nicht so viel ausgemacht?“, Èogars Versuche seine Theorie zu retten wurden immer verzweifelter.

Lohlinde lächelte dem Hofherren schelmisch zu.

„Und wie erklärt Ihr euch das hier?“, sagte sie kurz und deutete auf das Bett. Und wieder einmal mehr verstand Èogar die Frage nicht und er musste sich, nicht zu ersten mal heute, verlegen den Kopf kratzen.

„Das ist ein Bett!“, sagte er leicht stotternd und entschlossen zunächst das Offensichtliche zu benennen, um nicht mehr als nötig als Dummkopf dazustehen. Aber, wie sollte es auch anders sein, Lohlinde war nicht zufrieden mit seiner Antwort.

„Und fällt Euch an diesem Bett etwas auf?“

„Es ist ein Bett!“, beharrte Èogar auf seiner Aussage, „Ich kann, so sehr ich mich anstrengte, einfach nichts außergewöhnliches daran feststellen!“

„Die Decke liegt ordentlich, glatt gefaltet auf dem Laken. Und auch dieses hat nicht ein Falte. Das Kissen ist gut ausgeschüttelt und liegt aufgeplustert am Kopfende! Was sagt Euch das?“

„Ich hatte schon immer Wert auf Ordnung und Sauberkeit gelegt. Und diese Werte hab ich wohl erfolgreich an meinen Sohn weitergegeben!“, erklärte Èogar mit vor Stolz geschwellter Brust.

Lohlinde runzelte die Stirn und fragte sich, ob der Hofherr nicht verstehen konnte oder ob er es einfach nicht wollte.

„Sieht so ein Bett aus als hätte sich darauf eine Horde Frauenschänder nacheinander über ein bedauernswertes Opfer hergemacht?“

Èogar schwieg zuerst, er wollte nicht wieder zugeben müssen, erneut der Einfalt überführt worden zu sein. Aber dann huschte doch ein Lächeln über sein Gesicht, da ihm ein Gedanke gekommen war. Den er der Köchin sofort unterbreiten musste. Diesmal musste sie sich geschlagen geben.

„Dann haben sie es eben nicht auf dem Bett getrieben, sondern auf dem Boden!“, verkündete Èogar siegessicher, aber Lohlinde schüttelte den Kopf.

„Ihr werdet verstehen, wenn wir unser kleines Spiel fortführen!“, sagte sie geheimnisvoll.

„Ihr meint – dieses dumme Spiel!“, grummelte der Hofherr wenig erfreut.

„Nun stellt Euch nicht so an, es dient immerhin der Wahrheitsfindung!“, tadelte Lohlinde, „Stellt euch einfach nahe an das Fenster. Ich zählte die 23 als Ihr dort durch das Fenster geklettert kamt. Dann hatten wir abgebrochen, da ihr zu lange gezögert habt!“

„Es war nicht meine Schuld!“, maulte Èogar, der sich nur ungern Schuld zuweisen ließ.

„Diesmal machen wir es aber richtig. Ich beginne ab der 23 weiter zu zählen, in diesem Augenblick startet ihr dann. Eure Aufgabe wird sein mich zu erreichen. Vielleicht sollte wir Euren Eifer bei diesem

Spiel ein wenig unterstützen. Ich schlage Euch eine Wette vor! Schafft Ihr es nicht mich zu erwischen bis ich die 28 gezählt habe, bekomme ich den vierfachen Lohn!“

Èogar verzog das Gesicht, als hätte er soeben einen Peitschenhieb erhalten. Er war der grundehrlichen Meinung, dass die Köchin sowieso schon einen fürstlichen Lohn erhalte! Jetzt auch noch das vierfache davon?

„Und wenn ich es schaffe? Was bekomme ich, wenn ich es schaffe?“

Èogar fand diese Frage wichtig, eine Wette ist immer eine Abmachung auf Gegenseitigkeit mit einem verteilten Risiko. Wenn der Gewinn nur darin bestehen sollte, nicht zu verlieren, dann mag das reizvoll sein, ist aber in der Tat ein schlechtes Geschäft.

„Für den unwahrscheinlichen Fall, dass Ihr erfolgreich wärt, überlasse ich es Euch zu bestimmen, was Ihr an Gewinn einfordern werdet!“, sagte Lohlinde feierlich und machte dazu einen untertänigen Knicks, was allerdings, da sie, statt eines Galakleides nur ein Nachthemd trug, weniger vornehm, sondern mehr lustig aussah, aber auch klein wenig verrucht.

Èogar nickte zustimmend.

„Einverstanden!“

Damit war die Wette beschlossen!

Der Hofherr nahm nahe am Fenster seine Position ein und machte sich startklar. Lohlinde stellte sich auf den Platz, von dem sie glaubte, die Elbin könnte dort zum angenommen Zeitpunkt gestanden haben, als die Angreifer angeblich durch das Fenster gekommen waren. Sie war nicht im geringsten davon überzeugt, dass der Verdacht Èogars, diese jungen Knechte könnten hinter dem Verschwinden der Elbin stecken, zutreffend war und dieses ganze Spiel diene nur dem einen Ziel, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen. Wer im Geist nicht begreifen möchte, sollte es eben gegenständlich spüren. Vielleicht könnte der Hofherr dann erkennen, dass so viel Tumult im Haus nicht unbemerkt geblieben wäre, denn ein solcher wäre nicht zu vermeiden gewesen. Tatsächlich hatte sie in dieser Nacht nur ein zartes Rumpeln gehört, das allerhöchstens auf einen unruhigen Schlaf hinweisen konnte, aber niemals auf eine Gewalttat diesen Ausmaßes. Sicherlich müsste man diese Pferdeknechte am kommenden Tag noch befragen müssen, aber es wäre fatal, stünde das Urteil dann bereits jetzt schon fest. Der oder die wahren Täter könnten sich ins Fäustchen lachen, würde man die Falschen anklagen.

„Bereit?“, fragte sie den Hofherren, dessen grimmiger Gesichtsausdruck andeutete, dass er zu allem entschlossen war. Er ging schon einmal leicht in die Knie, wie bei einem Start zu einem Wettlauf und so etwas Ähnliches war es ja auch und ein bisschen dachte er schon darüber nach, was er der Köchin als Wettgewinn abverlangen könnte.

„Bereit!“

„Gut!, dann als los!“, erklärte Lohlinde, holte tief Luft und sagte dann los und vernehmlich, „...23...!“

Èogar stürmte wie ein wilder Stier los und steuerte den direkten Weg auf Lohlinde zu, alle Hindernisse missachtend. Den Tisch und Stühle rannte er dabei einfach um, dass es nur so krachte und polterte. Das war zwar ziemlich laut gewesen, schien aber niemanden in den umliegenden Zimmern geweckt zu haben. Also sollte man davon ausgehen, dass es auch zum Zeitpunkt der Untat von jedermann im Schlaf überhört worden war. Èogar war durch die umstürzenden Möbel ein wenig aus dem Tritt gekommen. Er strauchelte, verlor das Gleichgewicht und hielt sich dann in seiner Not an dem Regal fest, das ohnehin schon schräg stand und dem plötzlichen Zug nicht mehr gewachsen war. Erst fielen die restlichen Bücher aus den Regalbrettern, dann kippte das Möbelstück selbst und alles fiel über den gestürzten Èogar, der einen groben Fluch ausstieß, als er sich plötzlich wie begraben sah.

„...24 ...!“ zählte Lohlinde und musste grinsen, als sie den Hofherren mit der Tücke des Schicksal kämpfen sah. Es war noch zu früh, sich auf vierfach erhöhten Lohn zu freuen, aber sie tat es trotzdem. Doch das umgefallene Regal machte sie nachdenklich. Irgendetwas stimmte nicht an dem Ablauf! Auch die Stühle und der Tisch lagen anders, als vorher. Doch ihre Gedanken durfte sich jetzt nicht ablenken lassen. Sie hätte beinahe vergessen weiter zu zählen und das war wichtig in zweierlei Hinsicht.

„... 25 ...!“

Èogar hatte sich wieder aufgerappelt und stolperte nun weiter auf Lohlinde zu. Er humpelte leicht, denn

das Regal war auf sein rechtes Knie gefallen und er hatte sich zudem leicht den Knöchel verstaucht. Trotzdem kam er schnell vorwärts und streckte seine Hände bereits nach seinem Ziel aus.

„... 26 ...!“

Lohlindes sah zum Fenster hin. Dort würde jetzt, ihren Berechnungen nach, in diesem Augenblick der nächste Angreifer den Raum betreten und der darauf folgende wäre schon dabei über den Sims zu klettern. Èogar hatte sie noch nicht erreicht, aber das hätte er vielleicht bereits, wäre ihm dieses Missgeschick nicht passiert. Und wieder lagen Tisch und Stühle umgestoßen auf dem Dielenboden. Und wieder fiel es ihr auf, sie lagen irgendwie anders.

„... 27 ...!“

Lohlinde fluchte und schalt sich eine Närrin. Wie hatte sie nur so blind sein können? Dabei war doch alles geradezu greifbar vor ihren Augen gelegen, doch hatte sie sich von des Hofherrn Verdacht zu sehr ablenken lassen, um das Offensichtliche erkennen zu können. Auf einmal wurde Lohlinde klar was hier in diesem Raum geschehen war. Es fehlte zwar noch der letzte Beweis dafür, aber der wird sich zweifellos noch finden lassen. Aber eines konnte als gesichert gelten: Die jungen Pferdeknechte hatten nichts, aber auch schon gar nichts mit dieser Tat zu tun!

Kapitel 21

* Fackeln und Blut *

Ein Adler schrie!

Laut, kehlig und schrill genug das ganze Kampfgetümmel mit Leichtigkeit zu übertönen.

Vyzra war für einen Moment überrascht.

Ein Adler?

Wie konnte das sein? Die Elbin hatte ein gutes Ohr für die Klänge der Natur, denn sie war eine Jägerin seit frühester Zeit, schon als ihr die Kraft einen Bogen zu spannen und das Geschick einen Pfeil einzulegen zuteil geworden war und der Dusterwald war ihr zudem ein harter Lehrmeister gewesen. Vyzra vermochte allein durch ihr Gehör die Fauna eines Landstrichs zu ermitteln und daher wusste sie, dass ein Adler in der Mitte des Breelands ebenso häufig anzutreffen war wie Fische auf krustigem Erdreich.

Eine Eule wäre nicht weiter verwunderlich gewesen. Diese Nachtvögel gab es hier in Hülle und Fülle, aber einen Adler hatte sie in dieser Gegend noch nie sichten können. Demnach sollte es keinen dieser prächtigen Greifvögel geben. Aber in ihrer Heimat waren die Ohren fast wichtiger als die Augen. Im dicht bewachsenen Dusterwald erspähen die Augen nur wenig mehr Raum als der ausgestreckte Arm markieren kann. Einen nahenden Feind oder ein wildes Tier könnte man nie rechtzeitig genug sehen, nur die Ohren würden deren Anwesenheit verraten. Nur mit einem guten Gehör konnte man dort überleben.

Vyzra kannte den Ruf des Adler besser als ein Bauer das Gackern seiner Hühner und sie kannte die Lebensweise dieser Geschöpfe des weiten Himmels. Man kann Adler finden in Gebirgen und in Gegenden, die durch Berge gekennzeichnet waren. Aber das Breeland kannte keine höheren Erhebungen als kleine Hügel und das war kein Lebensraum für solche erhabenen Vögel. Außerdem würde ein Adler, anders als eine Eule zu tun pflegt, auf keinen Fall in der Nacht jagen. Jedoch war es eindeutig der Schrei eines Adler gewesen, allen Bedenken zum Trotz. Natürlich könnte es auch ein nachgeahmter Ruf gewesen sein, vielleicht war der Adlerschrei doch ein klein wenig zu weich gewesen.

Aber Vyzra hatte andere Probleme als über den Bestand von Raubvögeln im Breeland nachzudenken. Sie musste flink wie ein Reh und Haken schlagend wie ein flüchtender Hase durch die Reihe der Orks huschen und allein ihrem Geschick war es zuzuschreiben gewesen, dass sie dabei unentdeckt blieb. Sie durfte nur nicht zu lange an einem Ort verweilen, sonst wäre sie unter Umständen entdeckt worden. Orks sind träge im Geist und langsam im Erkennen, doch hatten sie erst einmal ein Ziel ausgemacht, wird ihr Hunger nach Blut sie vorwärts treiben. Vyzra blieb immer in Bewegung, wie eine Tänzerin auf einer verdammt unebenen Bühne und zudem noch in einem diffusen Licht, das tückische Erdhügel oder Senken nur allzu gut verbarg.

Sie schwirrte wie ein Geist durch das dunkle Gelände und brachte so den Aufmarsch der Feinde in heillose Unordnung. Die orkischen Fackelträger standen nun nicht mehr in geordneten Reihen als gälte es nur, eine Arena mit Licht zu erfüllen. Keiner von ihnen war getroffen worden und dennoch waren sie verwirrt, als sie ihre Waffen tragenden Kumpane, einen nach den anderen, sterben sahen. Und die Krieger waren es nicht minder, wurden sie auch noch nicht vom Hauch des Todes getroffen, spürten sie ihn doch eiskalt in ihrem Genick. Die Pfeile, so wollte es ihnen erscheinen, kamen wie aus dem Nichts und von allen Seiten auf sie zu und brachten den Tod in ihre Reihen. Doch sie konnten niemals einen Schützen erkennen, niemanden, gegen den sie ihren Zorn und ihre Waffen hätten richten können. Bis die Orks ihre trägen Blicke an den nachtschwarzen Horizont heften konnten, war Vyzra schon längst wieder in einem nahen Schatten abgetaucht und daher unerreichbar für ihre Feinde. Die Fackelträger hoben ihre Fackeln nun höher, um den Lichtkreis zu erweitern, aber das klappte nur bedingt und sorgte überdies dafür, dass den Kriegern die Sicht genommen wurde, denn der Lichtkreis erweiterte sich zwar um ein paar Schritte, wurde aber insgesamt schwächer. Es entstand ein Feld, das abwechselnd aus Licht und Schatten zu bestehen schien, wie eine Zudecke, die mit plumper Hand aus

Stoffresten zusammen genäht worden war. In den dunklen Flächen des Kampfplatzes konnte sich Vyzra einigermaßen sicher fühlen, die Orks konnten sie dort nicht erkennen und solange sie sich selbst von den vereinzelt flackernden Lichtkegeln fernhielt, würde sie auch unerkannt bleiben. Die Elbin musste nur aufpassen, aus Versehen nicht mit einem in der Dunkelheit herumirrenden Ork zusammenzustoßen. Doch das war beileibe nicht ihr einziges Problem. Es war die unglaublich hohe Anzahl an Orks, die sich ihr erst jetzt im Kampf offenbart hatte und nun Sorge bereitete. Die meisten dieser Kreaturen hatten im Dunklen gelauert und waren daher ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Doch jetzt, da alles in Bewegung geraten war, erkannte Vyzra das wahre Ausmaß. Das waren keine einfachen Wegelagerer oder Räuber. Sie hatte es mit einer großen Kampftruppe zu tun. Orks, allesamt gezüchtet für einen schmutzigen Krieg! Und sie folgten offensichtlich eindeutigen Befehlen, wer immer sie auch ausgesprochen haben mochte. Das war ungewöhnlich für diese verdorbene Rasse!

ORKS!

PAH!!

Vyzra spuckte angewidert auf den Boden aus, um den fauligen Geschmack der, allein durch den Gedanken an diese Rasse der Abscheulichkeiten, über ihre Zunge kroch und der sie immer anheim suchte, wenn sie auf die Diener der Finsternis traf, endlich aus dem Mund zu bekommen, um Besseres zu schmecken als Moder und Fäulnis.

Dieses Ekel erregende Gezücht galt bisher immer als ein Horde plumper Meuchler, die mordend und sengend vorwärts stürmten, um eine Schneise der Verwüstung in das Leben der freien Völker zu schlagen, solange, bis ein schneller Pfeil oder die scharfe Schneide eines Schwerts ihrem Auftrag ein jähes Ende bereitete. Das war zumindest bisher immer so gewesen, wenn sich Vyzras Weg mit dem blutrünstiger Orkbanden gekreuzt hatte, die marodierend und plündernd über die Lande gezogen waren, bis ihr Marsch unter Vyzras Pfeilhagel für immer endete. Bei den Orks, die ihr hier und jetzt gegenüber standen, war das aber völlig anders. Ihr offensichtlich strategisches Vorgehen hatte die Elbin nicht wenig erstaunt. Selbst in diesem Durcheinander erkannte Vyzra ein Muster in ihren Bewegungen! Die Orks standen, entgegen dem ersten Eindruck, nicht wahllos in der Gegend herum. Sie bildeten einen Ring, der seinen Kern nach außen zu sichern trachtete. Innerhalb des Rings kämpften die zwei Jägerinnen gegen eine Übermacht dieser Kreaturen um ihr Leben und sie waren schon fast am Ende ihrer Kräfte, die eine geschwächt durch ihre üble Verletzung am Bein, die andere hatte sich bereits so verausgabt, dass sie einer endgültigen Erschöpfung nahe war. Ihre Bewegungen wurden matter, waren aber noch immer geschmeidig genug, den Hieben der Angreifer auszuweichen. Aber auch das würde bald ein Ende haben. Die Zeit konnte manchmal ein schlimmerer Gegner sein als eine feindliche Armee.

„Immer hübsch in Bewegung bleiben!“, sagte Vyzra leise zu sich selbst, „Stillstand könnte das Ende werden!“

Obwohl in dieser finsternen Nacht nichts zu sehen war außer dem, was die Fackelträger der Orks beleuchteten, schlich die Elbin Deckung suchend von einem Gebüsch zum nächsten. Dort machte sie Halt und legte wieder und wieder einen Pfeil an die Sehne ihres Bogens. Sie verfehlte ihr Ziel niemals. Es hatte eine Weile gedauert, bis die Orks überhaupt bemerkten hatten, dass sie aus dem Hinterhalt angegriffen wurden und erneut reagierten sie anders, als sich das Vyzra erhofft hatte. Für gewöhnlich suchten Orks ihr Heil in der Flucht, wenn sie sich unterlegen fühlen sollten. Diese taten das nicht! Anstatt sich umzudrehen und wegzurennen, formierten sie sich neu, auch wenn sie zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung hatten, was sie da bedrängte. Die Orks suchten nach diesem unsichtbaren Feind und sie gingen sehr methodisch vor. Sie streiften durch die nähere, von der Nacht verhüllte Gegend und schlugen mit ihren fürchterlichen Waffen blind in die Dunkelheit hinein in der Hoffnung, einen Glückstreffer landen zu können. Die Elbin durfte diese ziellosen Attacken nicht auf die leichte Schulter nehmen. Zweimal wäre sie, als sie einem der orkischen Krieger zu nahe gekommen war, beinahe von blindlings geschwungenen Keulen getroffen worden. Doch das Schicksal war ihr gewogen gewesen. Sie spürte nur den scharfen Luftzug, die Wucht des Schlags selbst ging aber ins Leere und die Orks stapften weiter, um anderenorts erneut auszuholen. Eine dieser Kreaturen kam dabei so nahe an der in

einem Gebüsch verborgenen Elbin vorbei. Vyzra hätte ihm, ohne sich weit strecken zu müssen, den Lendenschurz in Brand setzen können. Aber sie verhielt sich still und wartete bis sich das Scheusal ein paar Schritte entfernt hatte. Sie konnte die Konturen seines Körpers gerade eben noch erkennen, aber das genügte auch. Sie nahm einen Pfeil aus dem Köcher und legte ihn an die Sehne. Es musste schnell gehen, der Ork stand noch nahe genug, dass das Knarren eines gespannten Bogens sie verraten hätte. Sie zielte auf den Übergang vom Kopf zum Rumpf und hoffte, der Orks möge an seinem Nacken nicht übermäßig gepanzert sein. Dann ließ sie den Pfeil los. Ein leises Sirren war zu hören, aber das ging im Lärm des Kampfs unter. Vyzra hörte den dumpfen Aufprall eines schweren Körpers und wusste, von diesem Orks würde nie wieder eine Gefahr ausgehen. Leider gab es noch eine Menge anderer seiner Sorte, aber die standen wenigstens nicht mehr in ihrer Nähe.

Vyzra lächelte. Sie sah jetzt, da der Orks gefällt war, auf eine wunderbar freie Schussbahn. Der Ring, den die Orks um den Kampfplatz gebildet hatten, um ihn zu sichern, war glücklicherweise, nicht zuletzt durch ihr Zutun, voller Lücken. Die Elbin nahm zwei Pfeile aus ihrem Köcher und schoss sie kurz hintereinander ab. Dann schlich sie langsam weiter. Sie wartete nicht einmal um zu prüfen, ob ihre Pfeile getroffen hatten oder nicht. Es war ihr nicht wichtig. Ist einmal ein Pfeil unterwegs, hat der Schütze sein Handeln abgeschlossen und sollte sich einem neuen Ziel zuwenden.

Immer in Bewegung bleiben!

Ducken!

Ausweichen !

Weiter schleichen !

Dann ein schneller Wechsel des Standorts. Die Orks sollten glauben, sie wären umzingelt! Wo blieben nur diese blonden Reiter? Ob sie wohl immer noch ängstlich im Gebüsch kauerten und tapfere Pläne schmiedeten? Auf dieses Menschevolk ist eben kein Verlass und es war besser, diese Rettungsaktion alleine durchzuführen. Das macht auch mehr Spaß! Ihr letzter Angriff kam aus südlicher Richtung, daher lief sie nun nordwärts, um aus der entgegengesetzten Richtung erneut zu attackieren. Diese Orks mochten sehr viel disziplinierter sein als der Rest ihres verruchten Volks, aber mehr Verstand dürften sie trotzdem nicht haben. Verwirrung schaffen war das Gebot der Stunde! Immer wieder aus einer anderen Richtung und aus dem Dunklen heraus angreifen. Das war ihr Plan. Die Fackelträger waren verdammt gute Zielvorgeber, aber nicht nur für die schwarze Horde, auch Vyzra zog ihren Nutzen aus dieser Tatsache.

„Wieder ein paar weniger!“, murmelte sie vergnügt vor sich hin, als ihre Pfeile erneut ihr Ziel trafen. Einer fuhr einem Ork in die Brust und zerriss sein schwarzes Herz, der andere durchschlug die Kehle seines Waffengefährten, der anschließend mit einem gequälten Gurgeln zu Boden sank.

Aufpassen!

Sichern !

Jetzt nur nicht zu sorglos werden !

Trotzdem musste Vyzra kichern. Es bereitet ihr richtig Vergnügen die Orks durcheinander zu wirbeln und sie kam sich so mächtig vor wie ein Fuchs im Hühnerhof. Aber es rächt sich die Orks nur als wehrlose Hühner anzusehen. Die Elbin hatte nur auf die Kämpfer geachtet, nicht aber auf die Fackelträger, denn diese waren nicht ihr Ziel gewesen. Hätte sie einen davon zu Fall gebracht, hätte die brennende Fackel sofort das sehr trockene Gras entflammt und alle Beteiligte, Freund und Feind, wie Kartoffeln geröstet. Vyzra hätte sie mehr beachten sollen. Die Bewegungen der Fackelträger waren weit weniger unkontrolliert, als sie das vermutet hatte. Es fiel ihr aber erst auf, als sie sich von Fackelträgern umringt sah und sie von allen Seiten auf sich zukommen sehen musste. Sie hatte die Orks unterschätzt! Noch war sie in der Dunkelheit vor den Augen des Feindes verborgen, aber das würde sich in kurzer Zeit ändern. Dann würde das flackernde Licht ihre Anwesenheit offenbaren und es würde ihr um keinen Deut besser ergehen als den beiden anderen Jägerinnen, die mittlerweile schon hart am Abgrund der Niederlage standen. Hinter den Fackelträgern rückten dutzende Orkkämpfer heran. Vyzra konnte sie noch nicht sehen, aber bereits hören. Die stampfenden Füße dieser verderbten Kreaturen klangen wie Paukenschläge, ihr grobes Gelächter zeugte von Blutdurst und dem Klang nach

trugen sie schwere Keulen in der Hand und sie freuten sich schon darauf der Elbin die Knochen aus dem Fleisch zu dreschen. Vyzra fluchte leise. Der Spaß war nun vorbei und hatte einem blutigen Ernst Platz gemacht. Die Räume wurden eng und enger, an ein unbemerktes Durchkommen war nicht mehr zu denken. Aber das war beileibe nicht das einzige Problem der Elbin. Als sie in ihrem Köcher griff, um sich eventuell den Weg frei zu schießen, konnte sie nur noch einen einzigen Pfeil ertasten. Mehr war ihr nicht geblieben. Ein einziger Pfeil gegen eine mehr als zehnfache Übermacht! Und die Orks waren nur noch wenige Schritte entfernt.

Ein Adler schrie!

Laut, kehlig und schrill genug das ganze Kampfgetümmel mit Leichtigkeit zu übertönen.

Er musste ganz in der Nähe sein, aber Legolowien war es so, als wäre der Greifvogel noch meilenweit entfernt. Der Blutverlust schwächte sie mehr und mehr. Das Rauschen in ihren Ohren wurde immer lauter und eine niederdrückende Übelkeit machte sich in ihr breit. Auch wollten ihre Beine sie nicht mehr sicher tragen. Mehrfach stürzte sie, da ihre Knie plötzlich kraftlos geworden waren und sie zu Boden sinken ließ. Die Elbin hatte nur deshalb überlebt, da sie sich nach dem Fall dem Instinkt folgend zur Seite abgerollt hatte, kurz bevor die mächtige Axt des Riesenorks donnernd Kerbe ins Erdreich schlug. Dort, wo sie wenige Wimpernschläge vorher noch gelegen hatte. Zum Glück war der Orkenhenker nicht erheblich schneller als eine altersschwache Schindkröte, sonst hätte er sie schon längst in Scheiben geschnitten. Die Elbin fand sogar immer wieder die Zeit auf die Beine zu kommen, was ihr allerdings mit der Dauer des Kampfs zunehmend schwerer fiel. Aber sie durfte einfach nicht zu lange liegen bleiben, sonst würde sie sofort zu Orkfutter werden und diese Gedanken gefiel ihr überhaupt nicht. Trotzdem schien es so, als würde der Kochtopf, in den man sie stückchenweise hineinwerfen wird, auf kuriose Weise einladend immer näher rücken. Dieser Gedanke war gruselig, wenn auch nicht ganz so erschreckend wie die Möglichkeit, gleich an Ort und Stelle, ohne den Umweg einer spezielleren Zubereitung, roh verspeisen zu werden. Legolowien konnte diesen Gedanken nicht mehr loswerden, weil er sie mit kaltem Entsetzen erfüllte. Vor allem, wenn der massige Ork wieder einmal mehr siegesicher seine Waffe gegen die Elbin erhob, wurde sie von solchen Schreckensvisionen überrannt, dass ihr schlecht dabei wurde. Sie wollte es nicht zulassen, auf so grauenvolle Weise von der Welt zu verschwinden, um als Orkscheiße ein paar Tage später wiedergeboren zu werden. Für gewöhnlich lässt Furcht Schwäche erwachsen, nicht so bei Legolowien. Sie fand immer gerade deshalb wieder die Kraft, sich diesem aussichtslosen und im Grund genommen bereits verlorenen Kampf, mit frischer Tapferkeit zu stellen, da ihr ihre Furcht Antrieb und Rückhalt geworden waren.

Nur war da leider nichts, was sie diesem Ungetüm entgegen zu setzen hatte. Sie war ohne Waffen und sie wusste auch nicht wohin man ihren Bogen gebracht hatte, nachdem sie gefangen genommen worden war. Doch wehrlos wollte sie nicht sein. Diese Orks waren wahrhaftig schon seit jeher ein tumbes und krudes Volks gewesen, geistlos und unfähig selbst zu einem Minimum an Schöpferkraft. Sie folgten ausschließlich einem Befehl, der sie zur Disziplin rief nur dann, wenn sie vor ihrem Befehlshaber mehr Respekt zu haben hatten als vor ihrem Feind. Wer ihnen das Massakrieren befahl, kam ihrer Natur am nächsten. Die Elben, sogar die Menschen und vielleicht auch, Legolowien zögerte etwas bei diesem Gedanken, die Zwerge waren ihnen geistig bei weitem überlegen.

Es war nur sehr ungünstig, dass der Elbin ums Verrecken nichts einfallen wollte, was ihr, trotz aller ihrer geistigen Überlegenheit, in dieser, mehr als unvorteilhaften Lage, hätte weiterhelfen können. Aber manchmal muss man seinen Instinkten vertrauen. Also überließ sich Legolowien ihnen völlig. Und sie tat gut daran! Obwohl in ihren Bewegungen eingeschränkt und auf das Ärgste an Schmerzen gepeinigt, bewegte sie sich in einer Geschmeidigkeit, auf die nicht einmal ein Akrobat in ihrer Lage gewettet hätte. Sie bog ihren Oberkörper nach links oder nach rechts, ganz wie es ihr beliebte und Schmerzen konnten sie nicht davon abhalten. Sie war einfach nicht zu treffen, ob verwundet oder nicht. Der große Ork geriet langsam in Raserei, da er den Kopf der Elbin immer nicht rollen sah. Seine Hiebe wurde kräftiger, aber auch zielloser. Ein einziger Treffer hätte die Elbin sofort getötet. Doch ihre

passive Gegenwehr kostete Kraft, sehr viel Kraft. Und mit dem Wachsen ihrer Hinfälligkeit stieg zugleich die Hingabe an den Kampf, aber auch ihre Unsicherheit!

Nein, sie war nicht wehrlos!

Das durfte einfach nicht sein!

Immer wieder aufs Neue redete sie sich diese Parolen wieder ein.

Und jedes mal schien es so zu sein, dass der Wille jeden Schmerz gleichgültig werden lassen könnte. Aber wieder fiel sie ermattet auf den harten, ausgetrockneten Boden, weil der Schmerz wieder einmal mehr ihren Willen zur Standhaftigkeit überwunden hatte!

Sie schlug hart auf auf das Erdreich und ihr Rücken wurde von einer Welle Schmerz überflutet, die jedem anderen sofort das Bewusstsein geraubt hätte, aber nicht so Legolowien. Wie von einer höheren Macht gelenkt, schlossen sich ihre Finger um einen Stein, den ihr der blanke Zufall bei ihrem Sturz in die Hände gelegt zu haben schien. Nur ein Stein und dennoch eine Waffe! Legolowien verzichtete auf das Abrollen und warf den Stein mit aller ihr noch zur Verfügung stehenden Macht dem anrückenden Ork entgegen. In ihrem Wurf lag entsetzlich Macht, aber dennoch prallte der Stein an der Stirn des massigen Orks ab wie eine Flaumfeder an einer stählernen Rüstung. Er blutete nicht einmal! Er hielt auch nicht inne, sondern holte wieder einmal mehr zu einem vernichtenden Schlag aus.

Verdammt!

Gab es denn gar nichts, stellte sie sich die bange Frage, was sie ihrem furchtbaren Feind wirksam antun könnte, um die Bedrohung durch ihn ausschalten zu können?

Der Ork gab ein grunzendes Lachen von sich. Er war sich sicher, der verhassten Elbin endlich den Garaus machen zu können. Auf einen grazil fliegenden Kopf der Elbenmaid kam es ihm mittlerweile schon gar nicht mehr an. Manchmal muss Kunst einer dringenden Notwendigkeit nachstehen und manchmal ist die Art des Todes nebensächlich, Hauptsache er hat Bestand! Der orkische Henker wollte dieses Elbenweib einfach nur tot wissen und er würde nicht aufhören auf sie einzudreschen, bis er ihren Leib zu Brei geschlagen haben würde.

Legolowien warf der Misserfolg mit dem Stein aber nicht zurück – im Gegenteil! Ihr Wille zum Widerstand wuchs immer mehr. Rücklings aus allen Vieren krabbelte sie zurück, ein Wegdrehen zur Seite diesem tödlichen Schlag zu entgehen war zu diesen Zeitpunkt keine Option mehr. Es war einfach zu spät gewesen. Also krabbelte Legolowien einfach nach hinten. Das tat weh, es schmerzte sogar über Gebühr, aber die Ereignisse gaben der Elbin recht, besser gesagt: Sie hatte Glück! Die Schneide der Axt grub sich zur ihrer Rechten in der Boden, es hätte auch die linke Seite sein können oder gar die Mitte, das Schicksal ist manchmal launisch, aber diesmal neigte sich das Glück Legolowien zu. In letzterem Fall, hätte sich der Ork nicht darauf verlassen, dass die Elbin sowieso wieder auf die Seite rollen würde, wäre sie wahrscheinlich vom Brustbein bis zum Hintern gespalten worden. So aber teilte die Klinge nur den Boden und das war gut so, es brachte der Elbin ein wenig Zeit und davon hatte sie ohnehin nicht eben viel!

Der große Ork brüllte vor Wut, seiner erneuten Erfolglosigkeit wegen. Aber für Legolowien war sein grimmiges Geschrei wie eine aufmunternde Freudenhymne, ein Lobgesang noch einmal davon gekommen zu sein!

Doch wie lange noch?

Zur Sicherheit kroch sie noch ein wenig weiter nach hinten, während ihr Henker seinen Unmut und seinen Hass aus sich heraus krakeelte. Doch weit kam die Elbin nicht, zwei bis drei Schritte vielleicht, höchstens vier. Dann stieß sie auf ein Hindernis, womöglich ein Felsbrocken oder einfach nur ein Erdhügel, genauer wusste sie das in diesem Augenblick nicht, was ihr ein Weiterkommen fast unmöglich machte. Ihre Flucht hatte ein jähes Ende gefunden!

Legolowien fluchte! Unhörbar, sie wollte ihrem Feind keinen Anlass zum Triumph geben! Noch war ihr zwar nichts geschehen, was ihre Existenz unmittelbar bedroht und in Frage gestellt hätte, aber das Verhängnis kam nun mit stapfenden Schritten auf sie zu und die Möglichkeit, den Kampf jetzt noch zu ihren Gunsten drehen zu können, wurde unwahrscheinlicher als Erfrierungen in der Wüste!

Angst ist die Saat der Verzweiflung und in diesem Augenblick war Legolowiens Geist ein mehr als

furchtbarer Acker für eine solche Saat. Rasant breitete sich in ihrer Seele ein Dornengestrüpp des Entsetzens aus, Panik drohte sie zu überwältigen. Mit aller Kraft versuchte sie sich mit dem Rücken gegen das unerwartete, heimtückische Hindernis zu stemmen, um es auf die Seite zu schieben und so den Fluchtweg freizuräumen. Es gelang nur bedingt, hätte aber auch bei Erfolg kaum Sinn ergeben. Sie fühlte sich zu schwach, um wieder auf die Füße zu kommen und rückwärts kriechend wäre sie nicht schnell genug für ein Entkommen gewesen, selbst dieser behäbige Ork wäre im Vergleich zu ihr fast schon mit einem Rennpferd zu vergleichen gewesen.

Legolowien gab auf. Ihre Kräfte waren komplett aufgezehrt. Es gelang ihr gerade noch den Oberkörper aufzurichten, einigermaßen bequem gelehnt an die überraschend weiche Barriere, die ihre Flucht beendet hatte. Was war das überhaupt für ein Hindernis? Die Elbin hatte zuerst an einen Gesteinsbrocken gedacht, aber ein solcher war nicht so weich. Seltsam, welche Probleme plötzlich wichtig werden, wenn das Ende näher kommt, dachte sie sich traurig.

Doch der Ork hob seine Axt noch nicht die Elbin zu vernichten. Er wusste, dass die Jagd vorbei war und er durfte sich seiner Beute nun sicher sein. Sein Gesicht verbreiterte sich zu einem hässlichen Grinsen. Dieses Elbenweib hatte ihn nun schon zu lange zum Narren gehalten und ihm zu oft auf der Nase herumgetanzt wie bei einem heiteren Frühlingsreigen. Er wollte seine Rache dafür! Langsam sollte sie sterben und qualvoll, ihrem Gesicht sollte man die Verzweiflung noch ansehen können, wenn er ihren abgetrennten Kopf auf einen Pfahl stecken würde.

Der massige Ork stützte sich auf seine mächtige Henkersaxt wie auf einem Wanderstab. Dann beugte er sich tief zu Legolowien herunter, bis sein abgrundtief hässliches Gesicht knapp vor dem der Elbin war. Sein saurer Atem raubte Legolowien fast die Luft, instinktiv drehte sie ihren Kopf zur Seite. Aber der Ork packte sie am Kinn und zwang sie brutal in seine dämonische Fratze zu blicken.

„Warum so scheu, Elbenweib?“

Des Orks Stimme klang, als hätte ein Grunzochse das Sprechen gelernt und wieder wurde Legolowien mit einem entsetzlichen Gestank eingenebelt. Der Ork grinste breit, was seinen Anblick noch mehr furchteinflößend machte. Die Elbin mochte gar nicht ergründen, wie viel Abfall sich in seinem Rachen befinden könnte. Doch hätte sie schwören können, dass zwischen den braunen Zähnen des Orks noch irgendetwas lebte.

Der Ork ließ das Kinn der Elbin los und sofort wandte Legolowien ihr Gesicht wieder zur Seite. Dem Gestank entging sie so zwar nicht, aber wenigstens musste sie so nicht mehr in dieses ekelige Maul blicken, dessen Anblick und Geruch jede Sickergrube in diesem Land weit in den Schatten stellte. Es heißt, jede Wahrheit verändert sich mit dem Blickwinkel und niemals hatte diese Weisheit mehr Berechtigung als in diesem Augenblick. Legolowien hatte das Hindernis mit dem sie zusammengestoßen war schon fast vergessen, doch jetzt, nachdem sie bemüht war, ihre Nase möglichst weit aus diesem modrigen Gestank zu bringen, der wie ein verfaulter Brei aus des Orks Rachen strömte, hatte sich ihr Blickwinkel soweit verändert, dass sie die wahre Natur der kleinen Barriere verstand. Es war ein Rucksack! Es war sogar ihr eigenes Gepäck, auf das sie rückwärts kriechend angestoßen war. Daher war es auch so weich und bequem, dass die Elbin bei ihrer flüchtigen Bestimmung einen Felsbrocken hatte ausschließen können. Die Orks hatten es hier an dieser Stelle angehäuft, nachdem man es Legolowien und Diandra abgenommen hatte und dann weiter nicht mehr beachtet. Dieser Fund brachte der Elbin ein kleines Fünkchen Hoffnung ins Herz zurück. Sollten ihre Habseligkeiten noch vollzählig sein, dann müssten dort auch noch ihren Waffen liegen. Leider waren sie nicht in das Blickfeld der Elbin geraten und so blieb ihr nur eine sehr vage Hoffnung auf eine Wende des Kampfglücks. Könnte sie doch nur eine kleine, winzige Waffe in die Hände bekommen, dann hätte sie endlich wieder einen Trumpf, den sie ausspielen könnte. Doch noch war der Ork über sie gebeugt und sie hätte nicht einmal unbemerkt blinzeln können, schon gar nicht heimlich suchend nach Waffen tasten, ohne dass er es bemerkt hätte. Ihre Waffen waren unter Umständen so nah. doch gleichzeitig so fern wie der Mond und trotzdem waren sie ihre allerletzte Hoffnung!

Wieder zwang der Ork Legolowien ihm in die hässliche Fratze zu blicken. Er hielt sie mit seiner linken Hand erneut grob am Kinn, damit sie ihren Kopf nicht wegrehen könnte.

„Stirb jetzt nicht zu schnell, Elbenweib!“, sagte er grollend, grinste und sofort verströmte wieder einen Geruch, als hätte man eine uralte Grabkammer geöffnet, „Dein Fleisch ist köstlich und ich möchte, dass du es noch mit deinen eigenen Augen sehen kannst, wie sehr es mir munden wird!“

Er stieß die Finger seiner rechten Hand tief in Legolowiens Wunde am rechten Oberschenkel. Der Schmerz war furchtbar und ließ den Körper der Elbin aufbäumen, als wäre sie von einem Blitz getroffen worden. Sie war wie gelähmt, sogar ihr Atem stockte gefährlich lange! Der Tod streckte nun entschlossen seine Krallen nach ihr aus. Sie fühlte, wie sich sein eisiger Atem durch ihre Haut fraß wie Säure. Doch ihr Lebenswille war noch ungebrochen!

Nicht aufgeben!!

Kämpfen!

Der Schmerz ließ ihren Körper heftig erbeben, doch sie zwang sich die Augen wieder zu öffnen, um dem Blick des abgrundtief hässlichen Orks trotzig begegnen zu können. Das monströse Scheusal beachtete sie aber nicht weiter. Er war gerade dabei sich das Blut der Elbin von den Fingern zu lecken und hatte offensichtlich ein großes Wohlgefallen daran und er verdrehte die Augen wie ein Feinschmecker beim Anblick eines gebratenen Fasans. Von Verzückung überwältigt schloss er die Augen. Nun er war abgelenkt und das war sehr wahrscheinlich die allerletzte Chance für die Elbin, einem furchtbaren Schicksal zu entgehen. Mit rapid schwindender Kraft streckt sie den rechte Arm aus und tastete an der Seite des Rucksacks nach Waffen. Sie konnte mit den Fingerspitzen sogar noch etwas erspüren, was sich wie der Griff einer Waffe anfühlte. Aber was immer es auch gewesen sein mochte, es fehlte ihr an der Kraft diesen Gegenstand zu erfassen oder gar an sich heranzuziehen.

„Mit deinem Beinchen werde ich anfangen!“, grollte der große Ork in freudiger Erwartung, „Und dann hole ich mir dein Herz und ich hoffe es zuckt noch ein bisschen, wenn ich hinein beiße!“

Dann erhob sich das Scheusal und schob mit seinem Fuß Legolowiens verletztes Bein ein wenig zur Seite. Seine Henkersaxt hatte eine unglaublich lange Schneide und er wollte sicher gehen, nur eins der Beine der Elbin abzutrennen. Würde er beide erwischen, wäre es gut möglich, dass das Weib zu schnell ausblutet und sie sollte doch noch sehen, was mit ihr passiert.

Er ließ sich Zeit! Nichts würde das Elbenweib noch retten können!

Von Entsetzen ergriffen riss Legolowien abwehrend die Arme nach oben, als könnte sie den Schwung dieser furchtbaren Axt mit blanken Händen aufhalten. Trotzdem stutzte der Ork und sein Zögern sollte sein Schicksal besiegeln. Fast hätte es die Elbin zu spät bemerkt. Sie wusste nicht, wie das geschehen konnte, aber sie war klug genug, ihr Glück zu preisen und sich nicht weiter mit der Frage nach dem „Warum“ aufzuhalten.

Sie hatte einen Bogen und drei Pfeile in der Hand, die wie durch Zauberei dorthin gelangt sein mussten. Aber das „wie“ ist nicht entscheidend, sie war wieder bewaffnet - das genügte. Mit letzter Kraft legte sie einen Pfeil ein, spannte die Sehne schnell und mit aller Macht, dann ließ sie los! Der Pfeil schnellte in schräger Bahn von unten nach oben, traf den Ork am ungeschützten Unterkiefer, durchschlug den Kopf des Orks und blieb dann quer im Schädel stecken. Etwas drei Finger breit zeigte sich die Pfeilspitze auf der Oberseite des Orkkopfs und nun sah der Henker so aus, als trüge er ein kleines absurdes Krönchen. Zu diesem Zeitpunkt war er allerdings schon nicht mehr am Leben. Ein sinnloser Reflex ließ ihn zwei, drei Schritte zurückweichen, dann kippte er nach hinten weg. Sein Todesschrei klang wie der eines leidenden Büffels, dem man soeben zwischen zwei Steinen die Hoden zerquetscht hatte. Wäre er klang- und sanglos verreckt, hätte Legolowien gute Chancen gehabt, von der Schlacht vergessen zu werden, denn niemand außer dem rachsüchtigen Henker hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt um sie gekümmert. So aber wurden zwei, dem Ort nah stehende Orkkrieger aufmerksam und reagierten. Sie sahen den Henker fallen und entdeckten so aber auch diejenige, die ihn zu Fall gebracht hatte. Der Tod des Henkers bedeutete den orkischen Kriegern gar nichts, aber die Gestalt der Elbin erweckte ihre Mordlust, zumal sie ein einfacheres Ziel zu sein schien als dieses Menschenweib, das ihre Kumpane reihenweise fällte. Ihre Keulen schwingend rannten sie los, doch nicht das Verlangen nach Rache trieb sie an, sie wollten einfach Verderben bringen, denn nur Tod und Verwüstung gab ihrem finsternen Dasein einen Sinn, abgesehen davon, dass frische Opfer sehr viel besser schmeckten

als der wurmige Fraß, den man ihnen sonst aus einem rostigen Kessel in den schäbigen Napf knallte. Um das Fleisch des Henker würden sich die tierischen Aasfresser kümmern, das der Elbin aber sollte ihnen gehören!

Legolowien sah die zwei Feinde heran stürmen und sie erkannte ihre Absichten. Die erhobenen Keulen war ebenso aussagekräftig wie die schmatzenden Geräusche, die sie von sich gaben, als würden sie bereits jetzt schon die Knochen der Elbin abnagen.

Legolowien war noch viel zu schwach, um flink aufzustehen und erfolgversprechend fliehen zu können. Aber sie hatte noch immer den Bogen in der Hand und außer dem Pfeil, den sie dem Henker durch den Kopf gejagt hatte, noch zwei weitere in der Hand. Es war fast ein Wunder, doch die Elbin fand keine Zeit darüber erstaunt zu sein. Ihre Gedanken rasten! Es war, als würde sie plötzlich allsichtig werden! Vielleicht war es auch nur beginnender Fieberwahn oder der Blutverlust machte sich langsam bemerkbar. Dutzende von Bildern drangen in ihr Bewusstsein und alle sagten sie dasselbe: Es stand nicht gut, nicht gut um sie selbst, aber auch nicht gut für Mutter Diandra. Legolowien hatte keine Zeit mehr einen Plan zu ersinnen, daher übernahmen ihre Instinkte das Ruder ihres Handelns. Sie schoss den ersten Pfeil ab und gleich darauf den zweiten, dann wurde sie von der Schwäche übermannt und musste sich, fast schon sanft gleitend, einer tiefen Bewusstlosigkeit überlassen.

Ein Adler schrie!

Laut, kehlig und schrill genug das ganze Kampfgetümmel mit Leichtigkeit zu übertönen.

Diandra hörte es mit Freude! Es war wie eine Verheißung, als würde dieser Schrei neue Hoffnung geben, ein Licht in der Dunkelheit, eine Fackel im Sturm der Verderbnis!

Die Treffer, die sie hatte hinnehmen müssen, wirkten sich noch sehr fatal auf ihre Beweglichkeit aus. Immerhin konnte sie dem wilden Angriff des rasenden Orks, dem sie noch kurz zuvor die Waffenhand vom Arm geschlagen hatte, halbwegs geschickt ausweichen. Weit war seine Hand geflogen und zuletzt in der Dunkelheit verschwunden, sie würde niemandem mehr schaden können. Aus seinem Stumpf pulsierte schwarzes Blut. Der Schmerz machte den Orks stark und gefährlich. Wie ein wütender Säbelzahniger war er nach vorne gesprungen, Diandra entgegen, direkt auf sie zu. Er hatte keine Waffe mehr in der Hand der Jägerin zu schaden, aber er wollte blutige Vergeltung, allen Verwundungen zum Trotz. Er riss seinen Rachen auf, stieß ein markerschütterndes Geheul aus und als er Diandra erreichte, versuchte er mit seinen Hauern ihre Kehle zu zerfetzen. Es genügte ein leichter Seitenschritt Diandras, um seinen Angriff ins Leere gehen zu lassen. Genau in dem Augenblick, da er an ihr vorbei raste, kehrte ein Teil ihrer Kraft in die Arme zurück und genügend Luft bekam sie auch wieder, gerade zur rechten Zeit. Sie riss den Arm nach oben und schlug mit aller Macht zu. Die Klinge des Dolchs traf den Nacken des Orks und tötete ihn sofort. Aber die ungestüme Wucht des Angreifer war auch an Diandra nicht spurlos vorbei gegangen. Sie stürzte hart!

Als sie auf dem Boden lag, fühlte sie sich kurioser Weise glücklich. Für einen kurzen Moment entspannten sich ihre überanstrengten Muskeln und die Schmerzen in ihrem Gebein flossen ab wie Wasser an Glas.

Ausruhen!

Durchatmen!

Diandra gönnte sich diesen kleinen Moment der Glückseligkeit. Sie hatte die Angriffswelle der Orks vorerst fällen können. Aber dieser Augenblick des Friedens würde nicht lange dauern. Schon formierten sich weitere Orks für einen neuen Angriff. Sie gingen jetzt sehr viel geschlossener vor, sie hatten offensichtlich dazugelernt oder haben entsprechende Befehle erhalten. Auf jeden Fall standen sie sich bei ihrem Sturm nicht mehr selbst im Weg. Zwei oder drei der Orks, die nun zerschmettert auf dem ausgetrockneten Boden lagen, waren nicht durch Diandras Hand gefällt worden, sondern sie starben unter den Hieben der eigenen Leute. Sie hatten in ihrem mächtigen, aber völlig planlosen Angriff die Wege ihrer Mitstreiter gekreuzt und die todbringenden Schläge, die eigentlich der Jägerin zgedacht waren, unabsichtlich abgefangen. Das war für Diandra doppelt erfreulich gewesen. Nicht nur, dass die Angriffe fast schon schicksalhaft abgeblockt worden waren, sie hatte es danach auch mit einem Feind

weniger zu tun. Diesen Gefallen taten ihr die Orks nun nicht mehr. Ihre Angriffe waren nun besser abgestimmt, zumindest brachte sie einander nicht gleich selbst um. Das nahm ihrem Ansturm etliches an Macht, aber sie wurden dadurch noch gefährlicher.

Ächzend erhob sich Diandra, gegen die Einflüsterungen ihres geschundenen Körper, einfach liegen zu bleiben und sich zu erholen. Aber der nächste Angriff würde nicht lange auf sich warten lassen und sie musste darauf vorbereitet sein. Würde sie sich ihrem Ruhebedürfnis arglos hingeben, könnte sie genauso gut auch gleich in einen Kochtopf der Orks steigen und einen guten Appetit wünschen. Diandra fühlte sich müde und zerschlagen. Arme und Beine wurden ihr schwer wie Blei und jede Bewegung schmerzte zum Erbarmen.

Dehnen!

Strecken!

Kraft sammeln!

Diandra wunderte sich sehr darüber, wie viel Zeit ihr gegönnt wurde sich zu regenerieren. Das war wie ein wunderbares Geschenk. Aber die Orks waren nicht gerade bekannt dafür großzügig zu sein und schon gar nicht dafür Geschenke zu verteilen. Diese kleine, gnadenreiche Kampfpause musste demnach andere Ursachen haben!

An ihrer Situation hatte sich rein gar nichts verändert. Noch immer wusste sie sich vom Feind umringt und eingekesselt, doch alle Orks verharrten in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten anstatt wie bisher von allen Seiten auf sie los zu gehen. Die Orks wirkten verunsichert und es dauerte ein Weile bis Diandra erkannte, warum das so war. Sie wurden beschossen! Mehr konnte Diandra in der Dunkelheit nicht erkennen. Die orkischen Fackelträger spendeten zwar ein düster flackerndes Licht, doch diente diese Beleuchtung nur der Orientierung der orkischen Totschlägern das Ziel besser zu finden und gleichzeitig der Absicht die eigene Strategie vor den Augen des Feind zu verbergen, indem man sich im Dunklen formierte. Es war ein sehr kluger Plan, ein solch geschicktes Vorgehen hätte die Jägerin diesen tumb gewalttätigen Kreaturen nicht zugetraut. Aber der Blutmeister war ausgeschaltet, wer also gab die Befehle dazu? Und dennoch hatte sich viel der Ordnung in ihrem Aufmarsch verloren. Es musste etwas geschehen sein, das nicht vorhersehbar gewesen war. Etwas, was die Orks gehörig durcheinander wirbelte. Diandra sah Orks vereinzelt von einem vernichtenden Pfeil getroffen zu Boden sinken, mehr konnte sie zunächst nicht erkennen. Die Fernangriffe schienen von allen Seiten herzukommen und es war nicht auszumachen, woher die nächste Attacke folgen würde, weder für Diandra, noch für den Feind. Für einen Moment spürte Diandra in sich eine grenzenlose Erleichterung aufbränden. Es war eine vage Hoffnung, die Orks könnten ihrerseits umstellt sein und somit in der Falle sitzen, genauso wie sie es ihrerseits Diandra und Legolowien zgedacht hatten. Die Orks hatten nicht wahllos zugeschlagen. Sie und ihre elbische Gefährtin waren das erklärte Ziel gewesen und offensichtlich waren sie nur deshalb noch nicht geschlachtet worden, da man sie lebendig festsetzen wollte.

Doch wieso?

Was war diesem unbekanntem Rädelsführer so wichtig daran gelegen, dass er die Jägerin fangen ließ? Doch in diesem Moment hatte Diandra ganz andere Probleme. Die Jägerin verwarf ablenkende Gedanken und bereitete ihre müden Glieder auf den nächsten Angriff vor. Sie konnte nicht mehr glauben, dass die Orks umstellt sein könnten, auch wenn dadurch ihre Hoffnungen auf Rettung wieder schwanden wie ein Rabe in der Nacht. Die Zeitabfolge der Angriffe war einfach zu langsam. Wären die Orks tatsächlich umzingelt gewesen würde es sehr viel mehr Pfeile hageln. Wahrscheinlich, so dachte sich Diandra resignierend, handelte es sich um eine einzige Person, von der diese Angriffe ausgingen und nur ein schneller Positionswechsel ließ die Illusion aufkeimen, es könnte sich um eine größere Truppe handeln. Das wäre ein sehr geschicktes Vorgehen gewesen, aber leider eben auch nicht mehr als nur eine Strategie der Verzweiflung!

Aber es brachte ein wenig Verwirrung in die Reihen der Orks und genau das hatte Diandra diese kleine, segensreiche Erholungspause gespendet, die sie so unendlich froh genossen hatte. Dann aber kam erkennbar wieder Bewegung in die Frontlinie der Feinde. Zumindest bei den Fackelträgern, die Krieger blieben in diesem flackernden Licht nur huschende Schatten, die scheinbar wild durcheinander

liefen. Sie formierten sich neu! Etwa die Hälfte dieser Fackelträger, die bisher das Kampfgeschehen zwischen Diandra und ihren zahllosen Gegnern ausgeleuchtet hatten, zogen ab und schwärmten aus. Sofort wurde es um die Jägerin dunkler und sie konnte jetzt noch weniger erkennen als vorher. Selbst die Orks, die sich auf einen erneuten Angriff auf Diandra vorbereiteten, waren für sie nur noch schemenhaft zu sehen und sie hoffte inständig, dass es umgekehrt für den Feind die gleichen Einschränkungen geben würde.

LEGOLOWIEN !!!

WO WAR LEGOLOWIEN !!

Diandra fluchte! Wie hatte sie nur die Gefährtin vergessen können? Nervös sah sie sich um, konnte aber von ihrem Standort aus die Elbin nicht erkennen. Diandra konnte nur hoffen, dass es ihr gut ging, immerhin war Legolowien von dieser schlimmen Verletzung am Oberschenkel so stark beeinträchtigt, dass man schon fast das Schlimmste annehmen musste. Diandra spürte Panik in sich aufsteigen. Sie konnte die Elbin einfach nicht entdecken, so sehr sie auch in die Dunkelheit hinaus spähte. Über die Schulter nach hinten zu schauen wagte Diandra nicht, denn diese Unaufmerksamkeit dem Feind gegenüber bliebe sicherlich nicht unbemerkt und ungenutzt. Das konnte sie sich nicht leisten, obwohl das Unbehagen, nichts über das Schicksal Legolowiens zu wissen, immer mächtiger wurde. Viel Zeit blieb Diandra ohnehin nicht mehr. Die Orks, wieder in Reih und Glied gestaffelt, hatten sie bereits wieder ins Ziel genommen und jeden Moment konnte der Sturmhaufen dieser verderbten Brut erneut über sie kommen. Das ganze geschah ohne unmittelbare Befehle oder Signale, als folgten die Orks dem unhörbaren Ruf eines unsichtbaren Anführers. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, denn sie kannte die Orks bisher nur als eine Horde brutaler Totschläger, die als einzige Strategie nur den wilden, aber unkontrollierten Angriff kannten. Irgendetwas musste sich verändert haben! Sollte der Hexenmeister tatsächlich soviel Macht haben, alle diese Kreaturen unter sein Kuratel zu stellen?

Waren diese Orks gar die Vorhut einer Armee aus Elitekämpfern?

Drohte dem Breeland zusätzlich zu den anderen Plagen auch noch eine Invasion aus dem Norden, aus dem Land des Hexenmeisters?

Bisher hatte Schragen der schwarzen Flut standhalten können, doch die berühmte Brücke dort war nicht die einzige Verbindung zu den Nordhöhen. Diese Orks, mit denen sie hier ringen mussten, waren der beste Beleg dafür, dass es noch andere Passagen geben musste.

Diandra ahnte Fürchterliches! Womöglich waren diese marodierenden Südländer, die das Land zu überfluten drohten und diese Räuberbande der mordenden und sengenden Schwarzwolds ein Teil eines großen Plans, mit der Aufgabe von den einfallenden Orks abzulenken?

So sehr sie die Antwort auf diese Frage auch interessierte, die Zeit des Grübelns war endgültig vorbei, als die Orks erneut zum Angriff ansetzten. Es würde der letzte Angriff werden, das spürte Diandra deutlich und es wird wohl nun eine Antwort geben auf die Frage, die sich über alle anderen stellte – die Frage nach Leben oder Tod!

Ein Adler schrie!

Laut, kehlig und schrill genug das ganze Kampfgetümmel mit Leichtigkeit zu übertönen.

Folrozz hasste Adler, denn sie waren Verbündete der Feinde! Der Ork hörte den Schrei mit Grimmen, aber er konnte, obwohl er den größten Teil seines Lebens in Dunkelheit verbracht hatte, nirgendwo einen solchen Greifvogel entdecken. Wie gerne hätte er diesem Adler die Federn bei lebendigem Leibe ausgerupft, hätte er ihn in die Finger bekommen. Aber dieses Vergnügen war ihm leider nicht vergönnt. Das ärgerte den Ork, aber das war beileibe nicht das einzige Ungemach das ihn bedrückte. Missmutig betrachtete er den vor sich hin röchelnden Blutmeister, der zuckend neben seinen abgeschlagenen Händen lag. Warum starb diese Made nicht endlich? Er konnte nicht mehr viel Blut in seinem verlausten Körper haben, das meiste davon war bereits durch seine Stümpfe ausgelaufen und im Erdboden versickert. Neben Folrozz standen fünf weitere Krieger, die ohne jedes Mitleid dem Sterben ihres Anführers beiwohnten. Solange der Blutmeister noch am Leben war, würden sie von keinem

anderen Befehle annehmen, das wusste Folrozz nur allzu genau. Nur ein Blutmeister durfte Befehle geben, daher konnte er das Ableben seines künftigen Vorgängers fast schon nicht mehr erwarten, denn erst dann wäre die Zeit des neuen Blutmeisters angebrochen.

SEINE ZEIT !!!

Wären da nicht so viele Zeugen anwesend, hätte er der Sache schon längst ein Ende bereitet, aber jetzt gab es ja Regeln – diese verdammten Regeln! Früher hätte man dem Kerl einfach den Schädel eingeschlagen und sich zum neuen Anführer ausgerufen. Dann hätte man nur noch einem halben dutzend Mitbewerbern die Kehle durchschneiden müssen und schon wäre man neuer Blutmeister gewesen. Das waren glückliche Zeit damals.

Heute aber musste man warten, bis die Stelle auf natürliche Weise frei werden würde. Was für eine Zeitverschwendung! Immerhin stand die Nachfolge bereits fest! Das war einer der Vorteile dieser neuen Regeln. Der Humpler hatte das sehr klar ausgedrückt. Sobald der alte Blutmeister ein letztes Mal in die Hosen scheißen würde, hätte Folrozz die absolute Befehlsgewalt über die Truppe. Allein der Humpler stünde da noch über ihm – zumindest soweit er das wusste!

Folrozz wurde immer grantiger! Die Truppe war, wie er grimmig feststellen musste, zu unfähig zwei magere Jägerinnen zu überwältigen, denn offensichtlich lief der Kampf noch unbefriedigender als das zögernde Ableben des alten Blutmeisters. An und für sich sollte der Kopf des Elbenweibs schon längst aus dem Hals tropfend auf einer Lanze stecken und diese andere Jägerin in Ketten liegend als ein Geschenk für den Humpler unterwegs ins Lager sein. Aber nichts dergleichen war bisher geschehen! Dafür mähten unbekannte Bogenschützen von allen Seiten her die orkischen Krieger nieder, die noch nicht an der Front niedergehauen worden waren.

Ein trauriger Haufen, der es nicht verdient hatte, so schnell und einfach zu verrecken!

Wenn er erst einmal Blutmeister sein würde, dachte sich Folrozz, dann würden andere Saiten aufgezogen werden. Unter seiner Tyrannei würde diese Maden schon lernen, wie man zerhackt und verstümmelt, ohne selbst zerhackt oder verstümmelt zu werden!

Licht !!

Es war einfach zu viel Licht !!

Es konnte doch nicht sein, dass die eigenen Fackelträger zum Zielvorgeber für den Feind werden würden. Leider war genau das der Fall! Folrozz grummelte vor sich hin. Der große Lichtkreis gehört ausgedünnt, damit die Krieger keine leuchtendes Ziele mehr abgeben würden. Die übrigen Fackelträger könnten dann ausschwärmen und in Formation die Schlinge um den unbekanntes Feind langsam zuziehen. Man würde aber nicht auf ihn hören, denn noch lebte der alte Blutmeister und der würde keine Befehle mehr geben, da er nur noch unverständlich röcheln konnte. Der konnte die Dinge wahrlich nicht mehr in die Hände nehmen, denn die lagen abgeschlagen neben seinem Arsch!

Es musste etwas geschehen und zwar jetzt gleich. Die Verluste waren jetzt schon unglaublich hoch! Dieser Umstand würde dem Humpler umso schwerer zu erklären sein, wenn sie zudem noch mit leeren Händen zurückkehren würden. Der würde ihnen stumpfe Pfähle in den Hintern treiben lassen, bis sie oben zum Schlund wieder heraus schauen. Das wäre ja nicht das erste Mal, dass sich solches ereignet hätte. Das war die übliche Strafe, die der Humplers gegen Jene verhängte, die in seinen Augen versagt hatten, damit ihnen so etwas nie wieder passiere. Tat es dann auch niemals, denn nach ein bis zwei Tagen verreckten auch die widerstandsfähigsten unter dieser Tortur. War eigentlich eine lustige Sache, solange es einen nicht selbst betraf.

Folrozz schluckte, als würde er schon die Spitze eines Pfahls am Gaumen spüren. Nein – auf eine derartige Weise wollte er nicht enden! Es war höchste Zeit etwas zu unternehmen, zumal jetzt schon mehr als die Hälfte der Kämpfer der ersten Reihe tot oder sterbend auf dem Boden der Steppe lagen.

„Ist die zweite Sturmereinheit bereit?“, fragte er den ihm am nächsten stehenden Ork.

„Noch bist du nicht der Blutmeister, Folrozz!“, antwortete der Krieger ablehnend, „Du hast hier nicht das Wort zu führen!“

Die anderen Krieger blieben stumm, verfolgten den Disput aber interessiert!

„Ich hab hier nicht das Wort zu führen?“, Folrozz Stimme klang lauernd, „Ich will dir jetzt einmal was

sagen, Nallatz! Hör genau zu, denn ich sage es tatsächlich nur einmal! Ich mag noch nicht der neue Blutmeister sein, aber der alte Blutmeister kotzt schon das Blut, das ihm noch nicht aus den Armen gelaufen ist, aber auch das wird sehr bald vorbei sein! Dann werde ich die Nachfolge antreten und mich dann sehr genau erinnern, wer mir dumme Antworten gegeben hat. Hast du das verstanden?“

Nallatz antwortete nicht sofort, sondern sah Folrozz erst einmal trotzig in die Augen.

„Wir werden sehen, wer neuer Blutmeister wird!“, erklärte er drohend.

„Du vergisst die Regeln!“, mahnte Folrozz.

„Ich scheiß auf die Regeln!“, konterte Nallatz.

Folrozz musste grinsen. Das war fast schon wie in den alten Zeiten. Das war spannend und aufregend! Besser konnte es gar nicht kommen. Folrozz fühlte sich so beschwingt, es war fast schon eine Art Euphorie.

Eine längere Zeit sagten die zwei Kontrahenten kein Wort, sahen sich im flackernden Licht der Bodenfackeln nur feindselig in die Augen und standen sich wie erstarrt gegenüber. Sowohl Folrozz als auch Nallatz hatten den Griff an der Waffe, aber noch wollte keiner die Waffe ziehen, denn der Blutmeister lebte ja noch. Sie wussten beide, dass nur einer von ihnen diese Nacht überleben konnte. Einer würde neuer Blutmeister werden, den anderen würden die Geier fressen. Die übrigen Orks wurden nun unruhig. Sie alle hatten einen bestimmten Favoriten, aber sie hüteten sich jetzt schon Partei zu ergreifen. Sie würden ohnehin dem Sieger dienen müssen, warum sollten sie sich also jetzt schon festlegen? Würden sie sich zu früh zu einem der Kontrahenten bekennen und dann unglücklicher Weise den künftigen Verlierer favorisieren, könnte sich das ungünstig auf die weitere Lebenserwartung auswirken.

Es mochten nur wenige Augenblicke gewesen sein, aber sie fühlten sich an wie eine Ewigkeit. Es herrschte eine unnatürliche Stille ringsumher, selbst das Klirren der Waffen und das Kriegsgeschrei hörten sich an wie meilenweit entfernt. Folrozz war voll konzentriert und ließ den Gegner nicht aus den Augen. Nallatz tat dasselbe. Jedoch machten beide nicht den Fehler die Umgebung unberücksichtigt zu lassen. Wie oft schon war ein solcher Kampf nicht nach dem Kreuzen der Waffen, sondern hinterrücks durch einen Dolch im Rücken vorzeitig entschieden worden und sowohl Folrozz, als auch Nallatz hatten ihre Freunde, denen nicht einmal ein Hauch von Skrupeln innewohnte, unehrenhaft, aber durchaus effektiv zu handeln.

Schischbat, der Schamane, war seit langer Zeit schon ein Waffengefährte des Folrozz gewesen. Auch er verhielt sich scheinbar still und dennoch war er nicht tatenlos. Langsam und Schritt für Schritt schlich er zur Seite. Dabei bewegte er sich vom Standort der beiden Duellanten weg und daher beachtete man ihn nicht weiter. Aber Schischbat wusste genau was zu tun war. Für einen kurzen Moment trafen sich die Blicke Schischbats und die seines Kumpan. Folrozz nickte ihm kurz zu und der Schamane nickte kurz zurück. Keiner der anderen hatte etwas bemerkt, aber ab dann war alles klar. Schischbat mimte den Unbeteiligten, der sich für das Geschehen nicht weiter zu interessieren schien und stütze sich gelangweilt auf einem Speer ab. Das war nicht eben eine ungewöhnliche Handlung, die meisten Krieger verhielten sich ähnlich, wenn es sie danach trachtete, sich kurz auszuruhen. Aber in diesen Fällen stützten sich die Orks auf die stumpfe Seite des Speers während die tödliche Spitze nach oben ragte und nicht umgekehrt. Und schon gar nicht zeigte die Spitze dann auf den Brustkorb eines sterbenden Blutmeisters. Es war ein lautloser und fast unbemerkter Mord, ungewöhnlich für das schwarze Volk, dem das Töten so viel Spaß machte, dass die Freude darüber jedes Mal in die Welt hinaus gebrüllt werden musste. Der Blutmeister war nicht mehr bei Bewusstsein, als sich Schischbats Speer durch sein Herz bohrte und so starb er ohne einen Laut von sich zu geben. Die anderen Orks hatten nichts von dieser ruchlosen Tat mitbekommen. Und das war gut so, die Regeln hätten nach dem sofortigen Tod Schischbats verlangt. Aber keiner hat etwas bemerkt und so war Schischbat sehr zufrieden mit sich. Es tut gut Tatsachen zu schaffen. Den Speer ließ er einfach fallen. Man würde ihn später auf dem Schlachtfeld finden, zusammen mit vielen anderen mit Blut verschmierten Waffen und niemand würde den Verdacht hegen, es könnte sich um eine Mordwaffe handeln. Die Leiche des Opfers würde einfach liegenbleiben, bis sich die Natur des toten Körpers annähme.

Nun war es an der Zeit für den zweiten Teil seines Plans. Schischbat holte tief Luft und erklärte laut und vernehmbar:

„DER BLUTMEISTER IST TOT !!!“

Diese Verkündigung war das Zeichen für den Beginn eines Kampfs auf Leben und Tod. Beide Kontrahenten zögerten keinen Moment und zogen gleichzeitig die Waffe. Nallatz hob seine schwere Keule und holte zu einem mächtigen Schlag aus, den Gegner zu zerschmettern. Folrozz hingegen zog ein Schwert. Er richtete die Waffe auf seinen Gegner und unternahm einen Raum greifenden Ausfallschritt. Das genügte! Die Klinge durchbohrte den Oberkörper, ehe Nallatz seinen Hieb hatte vollenden können. Der Orks sank röchelnd auf die Knie. Er versuchte noch einmal ruckartig auf die Beine zu kommen, sackte aber nach hinten und fiel auf den Rücken. Der Kampf war schon vorbei, ehe er richtig begonnen hatte!

Folrozz hielt triumphieren sein Schwert über den Kopf und brüllte:

„ICH, FOLROZZ, DER SCHLÄCHTER DER ELBEN, MENSCHEN UND ZWERGE, BIN DER NEUE BLUTMEISTER !!!“

Und alle der verbliebene Orks, einige weniger erfreut als die anderen, stimmten ein:

„HEIL BLUTMEISTER !!! HEIL FOLROZZ !!!“

Nun herrschten wie klar überschaubare Verhältnisse. Niemand würde sich jetzt noch Folrozz Befehl widersetzen. Und der neue Blutmeister machte auch sofort von seiner neu erworbenen Macht energisch Gebrauch.

„Zieht aus dem Kreis jeden zweiten Fackelträger ab! Sie müssen nach Nord-Westen ausschwärmen und dann einen neuen Kreis bilden, erst weit und geräumig, dann immer enger werdend. Die Krieger sollen alles töten, was in diesem Kreis lebendig ist und wenn es nur ein Wurm sein sollte!“

Folrozz hoffte auf diese Weise den oder die Bogenschützen einfangen zu können. In der Dunkelheit waren sie nicht auszumachen, entzogen sich suchenden Blicken. Allenfalls wo sie gestanden haben könnten ließ sich vermuten, je nachdem, aus welcher Richtung der tödlich Pfeil heran geschwirrt war. Erst dann nach diesem Ort zu suchen, war aber völlig sinnlos. Bis man den mutmaßlichen Standort gefunden hatte, befand sich der Feind schon längst an einer anderen Stelle. Man würde ihn ständig verfolgen, aber nie erreichen. Man musste demnach nicht dort suchen, wo man seinen Aufenthalt vermutet, sondern dort wo er demnächst stehen könnte. Folrozz glaubte zunächst an eine große Gruppe von Bogenschützen, aber Schischbats Einschätzungen änderten seine Meinung. Die Schüsse kamen in großen Abständen und Schischbat war daher der Ansicht, es könnte sich nur um eine einzelne Person handeln, die eine größere Menge an Schützen vorzutauschen versuchte. Ihm war aufgefallen, dass die Abstände zwischen den Schüssen ausgedehnt genug waren, um hastend den Ort zu erreichen, von dem als nächstes geschossen worden war. So hatte Schischbat empfohlen, Krieger und Fackelträger so aufstellen und vorrücken zu lassen, dass es dem Netz eines Fischers entspreche, das in einem dunklen Gewässer nach Beute sucht – erst weiträumig, dann immer engmaschiger. Folrozz vertraute dem Rat Schischbats, so wie er ihm immer vertraut hatte und niemals hatte ihn der Freund enttäuscht. Der neue Blutmeister war zwar unglaublich stolz auf Kraft seiner starken Arme, aber Pläne zu schmieden, wie er seine Macht einzusetzen hätte, überließ er dann doch lieber seinem Schamanen. Nicht jedes Problem lässt sich leider durch Herausreißen von Gliedmaßen lösen.

Folrozz wählte zwei aus der Schar seiner Krieger, die, stumpf auf Befehle wartend in der Nähe herumstanden, durch Fingerzeig aus, seinen Willen in die Tat umzusetzen. Diese machten sich auch sofort ergeben auf den Weg, denn der neue Blutmeister hatte gesprochen. Folrozz war zufrieden und er genoss seine unwidersprochene Macht wie ein Bad in Blut. Niemand würde sich nun noch seinen Befehlen widersetzen. Dennoch handelte es sich bei den zwei Kämpfern, die er in Marsch gesetzt hatte, um Krieger, deren Treue sich Folrozz schon seit jeher sicher sein konnte und er wollte, dass seine Befehle auch in allen Einzelheiten umgesetzt werden würden. Zwar hatte man solche Manöver bis auf das Blut geübt, doch Folrozz würde sich ruhiger fühlen, wüsste er Vertraute vor Ort. Sollten Änderungen im Vorgehen nötig werden, verließ sich der neue Blutmeister lieber auf Krieger, von denen er wusste, sie würden in seinem Sinn handeln. Andere könnte das Unternehmen sabotieren, in der

Hoffnung, der Humpler würde ihm den Kopf abreißen. Dass auf die Regeln nicht immer Verlass war, wusste er nur allzu gut. Er hielt sich ja selbst nicht immer daran.

Die Dinge liefen prächtig und Folrozz musste derart röhrend lachen, dass es einschüchternd, unheilswanger und unüberhörbar über das lärmende Schlachtfeld dröhnte. Sogar die zwei Krieger, die neben dem neuen Blutmeister standen, zuckten erst erschrocken zusammen und lachten dann leicht verunsichert mit, mehr um ihre Verbundenheit mit dem neuen Anführer zur Schau zu stellen, als aus dem Grund, dass sie irgendetwas lustig fänden. Ihre Furcht war nicht ganz unbegründet, denn in den Zeiten, da Nallatz noch unter den Lebenden wandelte, waren sie als seine Gefolgsleute bekannt gewesen. Doch Nallatz fiel vor ihren Augen und nun waren sie auf Gedeih und Verderb dem neuen Blutmeister ausgeliefert und daher versuchten die zwei Orks ihre Abneigung gegen ihn so gut wie möglich zu verstecken. Folrozz ließ sie bisher in Ruhe und das sollte auch so bleiben, denn jede Lust auf Rache endet, wenn der Kopf des Feinds nicht mehr auf dem Hals sitzt!

Aber Folrozz dachte gar nicht daran ihnen sofort etwas anzutun, seine Aufmerksamkeit galt anderen Dingen. Mit Wohlwollen sah er, dass sich aus dem Lichtkreis, der das Schlachtfeld um die menschliche Jägerin markierte, erst ein kleines Licht, dann weitere und danach immer mehr Fackelträger lösten, ausschwärmten und sich schräg versetzt wieder zu einem neuen Kreis zusammenfanden. Wer immer der unbekannte Schütze auch sein mochte – er saß in der Falle!

Es hieß bisher immer, Orks hätten keinen Sinn für die Schönheit der Kunst. Das stimmt nur zum Teil. Folrozz ergötze sich sehr an dem Bild, das sich vor ihm ausbreitete.

Noch immer war es pechschwarze Nacht. Folrozz und seine Leute standen im Dunkeln, Schischbat hatte alle Standfackeln gelöscht, damit sie das Lichtermeer besser überschauen konnten. Es war ein erhabenes Schauspiel, als sich der Lichterkreis halbierte und anderenorts wieder zusammenfügte, ein Tanz flackernder Lichter in der Dunkelheit auf der dunklen Bühne von Tod und Verderben. Allerdings wurde die Sicht auf das Kampfgeschehen dadurch schlechter. Man sah die Kämpfer jetzt nur noch als verschwommene Schatten, aber das genügte Folrozz. Er erkannte, dass sich seine Krieger zu mehreren Angriffswellen gegen die menschliche Jägerin formierten. Auch dieses Manöver hatten sie viele Monde lang unter der Knute der Lehrmeister geübt. Und siehe da, diese Maden scheinen tatsächlich etwas gelernt zu haben. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, bis dieses abscheuliche Menschenweib gefesselt und geknebelt vor ihm liegen würde.

Auch dieser widerliche Bogenschütze, der so viele seiner Kämpfer wie Wildschweine abgeschossen hatte, dürfte bald enttarnt und enthauptet sein. Folrozz freute sich jetzt schon darauf, dessen Kopf auf einen Pfahl spießen zu dürfen. Gleich gegenüber würde er den abgeschlagenen Kopf dieser hässlichen Elbin auf einen Pfahl stecken, damit sie sich, bis sie verfault wären, aus toten Augen gegenseitig anstarrn müssten. Doch bisher standen ihm weder das eine, noch das andere Haupt zur Verfügung! Mit großem Missfallen musste Folrozz erkennen, dass sich der dritte und kleinste Lichtkreis immer weiter entfernte, statt näher zu kommen. Wenn man überhaupt von einem Kreis sprechen konnte, denn dort waren nur zwei Orks positioniert, die mit ihren Fackeln dem Beil des Henkers den Weg zum Nacken der Elbin ausleuchten sollten. Aber deren Kopf saß wohl noch immer auf ihrem Hals und das ließ Folrozz zornig werden. Was konnte denn daran so schwierig sein, eine schwerverletzte Elbin zu schlachten? Aber dem Augenschein nach hatte sie sich bisher der Schneide der Henkersaxt erfolgreich erwehren können.

Folrozz knurrte zornig. Der Peiniger mochte vielleicht der größte und stärkste Ork seiner Horde sein, aber er war behäbig, langsam und immer darauf angewiesen, dass seine Opfer still halten würden, wenn er sich anschickte ihre Genicke durch zu hauen. Und die zwei Orks, die ihn begleiteten, waren, wie die meisten der Fackelträger, so dumm wie fauliger Aas und ihre Fähigkeiten erschöpften sich in Fressen, Scheißen und dem Halten von Fackeln. Eine Waffe durfte man ihnen nicht in die Hand geben, es sei denn, man befände sich in sicherer Entfernung, denn sie unterschieden nie zwischen Freund und Feind. Wenn man nicht aufpasste, wurden man von den eigenen Gefolgsleuten zerfleischt. Zum Glück hatten sie furchtbare Angst vor Feuer, daher gingen sie mit den Fackeln sehr vorsichtig um. Das war aber das einzige wozu man sie gebrauchen konnte, wenn man sie nicht gerade als Futter für die Schwerter der

Feinde in die erste Reihe der Schlachtformation befohlen hatte.

Man konnte einfach nicht mehr zuschauen bei diesem Spiel, bei dem das Lamm den Wolf über die Steppe zu jagen schien und so rief der Blutmeister nach den zwei verblieben Krieger, die jetzt noch bei ihm standen.

„Geht und helft dem Peiniger!“, befahl er barsch, „Zeigt dieser stinkenden Made, wie man ein bewegtes Ziel köpft und dann nehmt ihm seine Axt ab. Gebt ihm einen dünnen Stock dafür. Der reicht, um wild in der Luft herumzufuchteln. Bringt mir der Elbin Kopf, der Rest soll euch gehören!“

Folrozz konnte es nicht sehen, aber fühlen. Die zwei angesprochenen Orks grinnten vor Freude. Soviel Gnade hatten sie von dem neuen Blutmeister nicht erwartet. Es gab nichts Köstlicheres als Elbenfleisch und die Aussicht schon bald davon kosten zu dürfen, versetzte sie in einen euphorischen Taumel. Ab diesem Moment war der Name Nallatz bei beiden völlig aus dem Gedächtnis getilgt und sie waren zu glühenden Anhängern des neuen Blutmeisters geworden. Dann stürmten sie eifrig ihrem Festmahl entgegen, so schnell es ihnen die Dunkelheit der Nacht erlaubte.

Folrozz hörte, dass sich ihre stampfenden Schritte immer mehr entfernten. Auch er musste grinsen, allerdings aus einem anderen Grund. Diese Tölpel! Den Versuch, dem Henker die große Axt zu entreißen, würde keiner der beiden überleben!

Ein Adler schrie!

Laut, kehlig und schrill genug das ganze Kampfgetümmel mit Leichtigkeit zu übertönen.

Fogwerd, der Späher aus Rohan musste grinsen! Keiner konnte den Schrei eines Adlers so täuschend echt nachahmen wie Thrombryth. Fogwerd hatte es auch einmal versucht, aber was dabei herausgekommen war, klang nicht im Entferntesten nach dem Schrei eines Adlers, sondern vielmehr nach dem Gekreisch einer Schankmaid, der man in den Hintern gezwickt hatte.

Das Quaken eines Frosches dagegen hatte er ganz gut hinbekommen, aber diese Fähigkeit war im Moment so gut wie nutzlos – war sie eigentlich immer. Zum einen tönt es zu leise und ist daher nicht sonderlich tauglich für ein dramatisches Signal, zum anderen klingt es einfach zu komisch und war dadurch mehr der Anlass für wildes Gelächter, weniger für einen wilden, wagemutigen Angriff. Da war der Schrei eines Adlers um ein Vielfaches geeigneter, denn das klang laut und bestimmend, stolz und erhaben! Bei einem solchen Signal schwingt man das Schwert schneller und kräftiger! Bei einem solchen Signal steigert sich der Mut zu Tollkühnheit und der Wille zum Sieg wird zum tosenden Sturm.

Fogwerd seufzte. Wenn er jetzt wenigstens ein Schwert in den Händen halten könnte, aber bis auf einen kleinen Dolch, mit dem man höchstens Wurst in Scheiben schneiden könnte, war er unbewaffnet.

Stattdessen trug er ein gutes Dutzend großer, tropfnasser Lappen. Ihm war, sehr zu seinem Leidwesen, denn er hätte lieber Orkblut vergossen, die Aufgabe übertragen worden, während des Angriffs beginnende Brände sofort zu löschen. Sollte eine Fackel auf den wie Zunder trockenen Boden fallen, könnte ein verheerender Brand entfacht werden. Es galt diese flammende Sturmflut, die Mann und Maus züngelnd verschlungen hätte, schon im Keim zu ersticken.

Er war nicht der einzige, der einen solchen Auftrag empfangen hatte, sich tropfende Tücher über die Schulter zu legen oder an den Gürtel zu hängen und nun deshalb mit nassen Hemd, und was schlimmer noch ist, mit nassen Hosen herumlaufen musste. Das war nicht unbedingt die gefragteste Arbeit für einen 'Helden'. Hauptmann Rammwulf hatte noch sehr, vielleicht ein bisschen zu sehr, eindringlich betont, dass er für eine solche Mission nur die allerbesten Männer gebrauchen könnte. Fogwerd hätte also eigentlich stolz und glücklich sein sollen, auserwählt worden zu sein, doch war er sich nicht sicher, ob der Hauptmann mit seinen aufmunternden Worten ihm nicht nur Honig ums Maul schmieren wollte, nachdem man ihn mit den klatschnassen Tüchern ausgestattet hatte, mit denen er aufloderndes Feuer bekämpfen sollte und er im Gegenzug Waffen und Schild dafür ablegen musste. Er konnte nur hoffen, dass ihr Reiseziel, dieser Hengstackerhof oder wie immer man ihn auch nannte, nicht mehr weit entfernt sein würde, denn sie hatten dafür ihren gesamten Vorrat an Trinkwasser verbraucht, als sie die Tücher tunkten. Es war erstaunlich, wie viele Tücher sie überhaupt dabei hatten, eine solche Anzahl an Decken, Lappen und Lumpen findet man sonst nicht einmal auf dem Wagen eines fahrenden Händlers,

geschweige denn bei einer Kampf- und Aufklärungseinheit aus Rohan. Fogwerd nahm es erstaunt zur Kenntnis, das Leben birgt doch manche Überraschungen.

Man hängte ihm diese widerlichen Lappen um den Nacken, befestigte weitere an seiner Hüfte und drückte ihm zudem noch einige davon in die Hände. Fogwerd hatte sich sehr unglücklich gefühlt, als langsam aber sicher die Feuchtigkeit durch seine Kleider sickerte und dann kriechend seine Haut benetzte. Das war schon fast mehr als ekelig! Dass es anderen aus seiner Einheit, die man wie ihn zum Wassermann degradiert hatte, genauso ergehen könnte, tröstete ihn wenig, eigentlich überhaupt nicht. Vor allem die Lappen, die ihm am Gürtel hingen, störten ihn gewaltig und er war froh um die Dunkelheit der Nacht, denn seine Hose war tüchtig feucht geworden. Bestimmte könnte es, würde es lichter Tag sein, für die Kameraden so aussehen, als hätte er sich vor Furcht in die Hose eingenässt. Spott und Hohn wären ihm deswegen so sicher gewesen wie ein „HURRA!“ bei einer Parade des Königs. Glücklicherweise war es finster genug, dass dieses kleine, schändliche Merkmal unbemerkt geblieben ist.

Schließlich hatte man ihm einen freundlichen Klaps auf den Helm gegeben, als Zeichen dafür, dass es jetzt losging, wünschte ihm und den anderen Glück und deutete freundlich an, dass man ihm den Rasch ins Genick hängen würde, sollte er Mist bauen.

Fogwerd schlich danach mit gemischten Gefühlen vorwärts, um seine ihm befohlene Position einzunehmen, die äußerste auf der rechten Flanke hatte ihm der Hauptmann zugeteilt. Es würde keine leichte Aufgabe werden, denn den „Wassermännern“ der Rohirrim stand eine vielfache Anzahl an Fackelträgern der Orks gegenüber – so viel Feuer gegen einen Klecks an Wasser!

Fogwerd war sehr unwohl, so ganz ohne Waffen. Er kam sich so vor, als würde er in Frauenkleidern durch eine heruntergekommene Taverne voller total betrunkenen Korsaren flanieren, mit einem Taschentuch als einziger Waffe gegen Zudringlichkeiten.

ABER BEFEHL IST BEFEHL !!!

Trotzig erinnerte sich Fogwerd der Tugenden eines Kriegers, die man ihm in seiner Ausbildung wieder und wieder eingebläut hatte und zudem an nichts weniger als an die Ehre, ein Sohn Rohans zu sein und an die Pflicht, die sich daraus ergab !!

PFLICHT!!

Was für ein dummer und irreführender Begriff!

Meistens wird er gebraucht, wenn es galt, einen Willen zu unterwerfen. Und so rückte der zaudernde Sohn Rohans vorsichtig weiter vorwärts. Verdammte vorsichtig, denn ein Kontakt mit dem Feind war unbedingt zu vermeiden, es würde wahrscheinlich sehr zu seinem Nachteil ausgehen, sollte das passieren. Fogwerd hätte sich keines Angriffs erwehren können. Allein nasse Tücher zu schwingen, könnte unter den Orks keinen großen Schrecken verbreiten. Es war also deutlich vorteilhafter, nicht zu früh entdeckt zu werden.

Die Dunkelheit der Nacht, obwohl sie seine Handlungen gnädig bedeckte, war Fogwerd aber nicht nur ein Verbündeter, sie war gleichzeitig ein Saboteur des Feinds. Außer den Lichterkreisen der Orks hatte Fogwerd nun nichts mehr, woran sich seine Augen hätten orientieren können. Von seinem Standort aus sah er nur viele Fackeln, aber sonst nicht viel, noch nicht einmal jene, die sie trugen. Die ganze Anordnung sah mehr so aus, als vollführe man dort, ein bis zwei Steinwürfe voraus, ein grandioses, festliches Ritual und nur das Gebrüll und die Schreie, die über die Weite hinweg in Fogwerds Ohr gellten, erinnerten daran, dass dort ein Kampf auf Leben und Tod stattfand. Genau dorthin musste er sich wenden, es war die einzige Orientierung, die ihm geblieben war. Die Nacht hatte den Ort, an dem er zu seinem feuchten Auftrag aufgebrochen war, schon längst verschluckt und auch der Schulterschluss zu den anderen „Wassermännern“ war mittlerweile verloren. Inzwischen hatte Fogwerd keine Ahnung mehr, ob er die befohlene Position bereits erreicht hatte oder nicht schon darüber hinaus geschlichen war. Das war nicht so eingeplant, aber auf den Karten der Befehlshaber sieht ja immer alles anders aus als vor Ort an der Front. Er fluchte leise, aber nichts desto weniger deftig!

Was sollte er jetzt tun?

Weiter vorrücken?

Verweilen?

Sich ein kleines Stück zurückziehen?

Ein weiser Gelehrter hatte Fogwerd einmal gesagt, er solle nie dem ersten Gedanken folgen, denn dieser wäre entweder aus Angst oder aus Unkenntnis geboren worden. Erst wenn Furcht und der Mangel an Wissen ausgeschlossen werden können, ist der Gedanke vertrauenswürdig. Hauptmann Rammwulf dagegen hatte jedoch erklärt, das gälte nur für alte Männer, die Zeit für den Unsinn langwierigen Nachdenkens hätten. Ein echter Krieger würde immer dem ersten Impuls folgen, denn Zeit wäre für einen Kämpfer ein unvorteilhafter Luxus. Dem war nichts hinzuzufügen! Fogwerd beschloss, dichter an das Fackelmeer der Orks heranzurücken!

Ein wenig mulmig war ihm dabei aber schon, schließlich war er so gut wie unbewaffnet. Auch die Zeit war tatsächlich ein Problem. So sehr er es begrüßte, dass in dieser ungewöhnlich hohen Hitze der Nacht seine Hosen schnell trockneten, für die nassen Lappen, die er mit sich trug, galt leider dasselbe. Nicht mehr lange und sie würden zu trocken werden und würden ein Feuer nicht mehr löschen können, sondern ihm stattdessen noch mehr Nahrung geben. Also beschleunigte Fogwerd seine geduckten Schritte, aber ohne sich durch die Mahnung zur Eile von einer ungesunden Hast überwältigen zu lassen.

Fogwerd hatte sich dem Kampfgeschehen schon soweit genähert, dass er die Streiter dort als bewegte Schatten im flackernd roten Schein der Fackeln erkennen konnte und er sah die Kontur einer Frau, die sich erbittert gegen eine Übermacht zu verteidigen suchte. Es waren verdammt viele Orks, die sich dort versammelt hatten, mehr als vorher aus der Entfernung beobachtet werden können. Wie ein Schwarm umringten sie diese Frau und griffen sie unaufhörlich an. Aber sie war kein leichtes Opfer. Sie wich den Hieben aus oder duckte sie ab und ging dann zu einem Gegenangriff über. Nicht ohne Erfolg, wie es schien. Ein Ork nach dem anderen sank getroffen zu Boden, doch für jeden, der fiel, tauchten zwei neue auf und bedrängten die Kämpferin aufs Neue. Lange konnte das nicht mehr gut gehen. Es wäre allerhöchste Zeit gewesen, den Angriff zu beginnen. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte der Adler noch nicht geschrien und als das abgemachte Signal später endlich ertönte, wäre es fast zu spät gewesen für einen glücklichen Ausgang dieser Geschichte. Fogwerd stand unter dem Bann des Geschehens, manche würden es Mut nennen, andere Wahnsinn! Aber er rückte entschlossen weiter vorwärts, jetzt allerdings auf allen Vieren krabbelnd und nicht mehr stolzierend auf seinen Fußsohlen, später sogar kriechend. Ihm war nun absolut bewusst, dass er seine ihm zugeteilte Position schon längst hinter sich gelassen haben musste, denn die Front war zum Greifen. Aber er verzagte nicht, folgte lieber einer unklaren, eigenen Ahnung, die ihn die Befehle, die er erhalten hatte, vergessen ließ. Das würde Ärger geben – gewiss und das nicht zu knapp! Aber sagte der Hauptmann nicht selbst, ein Krieger müsste seinen Eingebungen folgen? Das hätte er selbst sehr wohl auch öfter getan und der Erfolg habe ihm immer recht gegeben!

Na also - nichts anderes als seinerzeit der Hauptmann tat auch Fogwerd gerade - er folgte seinem Instinkt. Daher war er guten Muts, die Gnade und das Verständnis des Anführers zu finden. Allerdings müsste Fogwerd schon eine besonders beachtenswerten Tat vorweisen können, um Rammwulf halbwegs zu beeindrucken und selbst dann ging der Hauptmann mit Anerkennung äußerst sparsam um. Eine Belobigung war sicherlich nicht zu erwarten, nicht einmal dann, wenn es Fogwulf gelänge, die ganze Orkbande durch gezieltes Spucken zu vertreiben. Das galt natürlich nur für den Fall, dass sich des Spähers Instinkt nicht getäuscht haben sollte. Denn ohne triftigen Grund unerlaubt die Position während der Schlacht zu verlassen, könnte durchaus der Anlass für eine harte Bestrafung werden. Sollte Fogwerds Verfehlung ruchbar werden, könnte er sich unter Umständen durchaus darauf einstellen, dass man ihm, auf Befehl des Hauptmanns, beim nächsten Appell die Klöten bis zu den Fersen runter ziehen würde. Der Späher erschauerte bei diesem Gedanken und musste sich dabei eingestehen, dass er manchmal vor seinem Hauptmann mehr Furcht empfinden musste als vor dem Feind.

Mut ist wichtig und für einen Krieger ganz besonders!

Leider liegen Wagemut und Übermut sehr dicht beieinander und die Grenzen dazwischen

verschwommener als die zwischen einem Rausch und einem Vollrausch. Das wurde Fogwerd schmerzlich bewusst, als er erkannte, dass er sich - völlig unbeabsichtigt - um ein Vielfaches zu weit vorwärts geschlichen haben könnte. Die Einsicht, nicht unbedingt an dem ihm befohlenen Standort auf dem Bauch liegend und auf das Kommende zu warten, war ihm leider ebenso nahe, wie das Bauchgrimmen, das in diesem Moment in seinen Eingeweiden tobte, als er an die möglichen Folgen dachte. Aber an eine Korrektur war nun nicht mehr zu denken. Er hatte keine Ahnung mehr, wo genau seine Position liegen sollte, er wusste ja nicht einmal mehr, wo genau er sich befand. Er war den Orks nahe, das wusste er! Viel zu nahe, aber auch das wusste er! Mehr war aber nicht zu erkennen gewesen! In diesen irritierenden Lichtverhältnissen, genährt aus dem roten flackernden Schein der Fackeln und dem hellen, aber auch Schatten werfenden kalten Mondlicht, wurde es schwierig sich zu orientieren. Der imposante Lichtkreis, der den Kampfplatz wie eine Feuerkrone markierte und auf eine einschüchternde Weise von einer grausamen Schönheit war, nahm das Auge völlig gefangen. Doch das hatte von einem kleinen und sehr viel unscheinbareren zweiten seiner Art, der neben dieser betörend mächtigen, flackernden Illumination des Todes wirkte wie ein glühender Span neben einem Waldbrand wirkte, in hohem Maße abgelenkt.

Man konnte nicht einmal wirklich von einem Kreis sprechen, denn es waren tatsächlich nur zwei Fackeln zu sehen, die in der Dunkelheit hin und her tanzten wie Irrlichter, dann eine Weile still standen, um sich kurz darauf wieder zu bewegen. Und sie kamen dem jungen Krieger immer näher, fast schon direkt auf ihn zu. Leider waren derartige Eventualitäten in Rammwulfs strategischer Planung völlig unberücksichtigt geblieben. So war sich Fogwerd unschlüssig, ob er hier nun ausharren oder besser zurückweichen sollte.

Fogwerd dachte nach und er schwitzte sicherlich nicht nur der drückenden, nächtlichen Hitze wegen. Hatte Eadhorn nicht von deren zwei bedrängten Frauen gesprochen, die er hier hat kämpfen sehen? Aber innerhalb dieses großen Lichtkreis war nur eine einzige zu sehen. Wo also war die andere, die Eadhorn gesehen hatte? Langsam dämmerte es dem jungen Rohirrim. Die Kampfplätze lagen nun weiter auseinander als zu dem Zeitpunkt, da Eadhorns forschendes Auge darauf gelegen war. Die kämpfenden Frauen waren also getrennt worden.

Aber warum wurde der eine Kampfplatz so übermäßig und der andere kaum beleuchtet?

Warum stürzte sich fast die gesamte Meute auf die eine Frau und möglicherweise nur eine Handvoll auf die andere?

Wer oder was auch immer sich in dem schwachen Schein der beiden Fackeln zu tummeln beliebte, es kam näher - Schritt für Schritt!

Zum Glück hatte Fogwerd das noch rechtzeitig genug erkannt. Die zwei Fackelträger waren mittlerweile schon bedrohlich nahe gekommen und würden nach ein paar weiteren Schritt glatt mit ihm zusammenstoßen.

Aber wenigstens konnte er jetzt ein paar Einzelheiten mehr erkennen und tatsächlich – obwohl er sich seiner Sache schon vorher annähernd sicher gewesen war, es handelte sich um die zweite Frau und ihren Kampf gegen einen einzigen, dafür aber riesigen Ork, dessen Körperausmaße schon fast an einen Troll erinnerten. Die Lage dieser Frau war trotzdem weitaus verzweifelter als die ihrer Gefährtin. Sie war völlig unbewaffnet und hatte dem eine riesige Axt schwingenden Ork nicht mehr entgegensetzen als ihr Geschick und ihre Wendigkeit. Doch auch diese schienen eingeschränkt zu sein. Sie humpelte arg, sie musste verletzt sein.

Fogwerd sah sich in Zugzwang. Blicke er jetzt einfach nur kauernd vor Ort, würden die Kämpfenden schon bald über ihn hinweg trampeln. Verdammt, dachte er sich, hier in der näheren Umgebung war aber auch schon überhaupt keine Deckung zu finden – kein Busch, kein Strauch, nicht einmal ein Maulwurfshügel. Aus den Augenwinkeln heraus gewährte er dann doch eine kleine Erhebung, ein Erdhaufen womöglich. Es war winzig, aber im Einklang mit der Dunkelheit vielleicht doch ein passables Versteck, um sich den Augen dieses mächtigen Orks zu entziehen. Er schlich, so schnell wie es ihm die Situation erlaubte, zu diesem kleinen Haufen hin und legte sich hinter ihm platt auf den harten Boden. Bei Tag wäre es ein lächerliches Versteck gewesen, aber in finsterner Nacht mochte es als

solches vielleicht taugen. Erst jetzt erkannte Fogwerd, dass er sich nicht hinter einem Erdhügel zu verbergen versuchte, es handelt sich um zwei Rucksäcke und Bündeln mit Werkzeugen und anderen Habseligkeiten. Auch ein paar Waffen lagen hier herum, hauptsächlich Bögen, wie sie für Jäger typisch waren, aber eben auch, soweit das seine Fingerspitzen ertasten konnte, ein paar kürzerer Klingen, die für den Nahkampf besser geeignet sein könnten. Es musste sich um die Besitztümer der zwei bedrängten Frauen handeln, denn diese Waffen waren sicherlich nicht den Schmieden oder Werkbänken der Orks entsprungen und für Beutewaffen wirkten sie zu gepflegt. Die Klingen fühlten sich glatt an und die Griffe waren frei von Unrat. Die Orks hatten wahrscheinlich die Sachen ihren Gefangenen abgenommen und an dieser Stelle aufgehäuft, ohne sie vorerst weiter zu beachten. Die beiden Jägerinnen mussten sich dann irgendwie von ihren Fesseln befreit haben und nun kämpften sie um ihr Leben, ohne die Waffen, die sie sonst in der Hand hielten.

Fogwerd hätte jubeln können, denn für ihn war dieser Fund wertvoller als eine Goldader. Jetzt würde er, sollte es hart auf hart kommen, nicht nur mit bösen Blicken um sich werfen können, sondern auch ordentlich zuschlagen.

Was seinen Freudentaumel ziemlich dämpfte war, dass er es spüren konnte, wie der warme, trockene Boden die Feuchtigkeit aus seinen nassen Lumpen und Lappen saugte. Bald schon würden sie zum Löschen eines Feuers nicht mehr taugen, sondern wie ausgedörrtes Heu verbrennen, sobald sie mit Flammen in Berührung kämen! Das Zeitfenster wurde immer enger und der Druck, der auf Fogwerd lastete, immer schwerer.

Doch dann endlich schrie der Adler.

Es ging los!

Zunächst musste Fogwerd, dem Ernst der Lage zum Trotz, aber erst einmal grinsen! Es erheiterte ihn immer wieder, wenn Thrombryth Tierrufe nachahmte. Da war er wahrhaftig unübertroffen! Wenn er maunzte wie eine läufige Katze, kamen alle Kater der Gegend zusammengelaufen. Gackern wie ein Huhn oder Grunzen wie ein Ferkel, das schafft jeder, aber keiner konnte den Schrei eines Adlers so täuschend echt nachahmen wie Thrombryth. Fogwerd bewunderte ihn dafür!

Sein Lächeln verflog aber blitzartig, als er sehen musste, dass die Frau, die immer verzweifelter um ihr Leben rang, ins Straucheln gekommen war und nun auch um ihr Gleichgewicht kämpfen musste. Aber sie schaffte es nicht, zuletzt stürzte sie dennoch. Zwar versuchte sie sich wieder aufzurappeln, um sich schnell wieder auf ihre zwei Beine stellen zu können, um wieder wehrhaft werden zu können, aber auch das gelang ihr nicht mehr. Ihr Ende schien nah!

Fogwerd befand sich in einem Dilemma. Eigentlich würde er ihr gerne zu Hilfe eilen, erinnerte sich aber leider auch gleichzeitig des Befehls des Hauptmanns, erst aus der Deckung zu kommen, wenn die Reiter stürmend in die Flanken der Orktruppe eingefallen wären. Bis zu diesem Zeitpunkt musste tunlichst alles unterlassen werden, was die Orks warnen könnte. Zudem hätte es den riesigen Ork sicherlich nicht sehr beeindruckt, würde Fogwerd ihm nasse Tücher um die Ohren hauen. Aber irgendetwas musste er tun, er konnte doch nicht zulassen, dass diese Frau nun in Stücke gehackt werden würde. Man könnte sie ja schließlich nicht um ihrer Rettung willen dem Untergang überlassen, das wäre mehr als töricht gedacht. Fogwerd beschloss daher des Hauptmanns Strategie und der besonderen Situation hier vor Ort anzupassen, auch wenn er sich damit gehörig Ärger einhandeln würde. Rammwulf hatte sich noch niemals gerne korrigieren lassen. Er war von seinen Plänen immer völlig überzeugt und hasste es, wenn jemand auch nur einen Finger breit davon abwich. Doch Fogwerd fürchtete sich nicht. Wahrscheinlich würde er die nächsten Wochen mit blanker Hand Pferdemit aufsammeln dürfen, selbst dann, wenn er durch seinen Ungehorsam das Leben der Bedrängten gerettet hätte. Aber der junge Krieger aus Rohan war entschlossen zu helfen, wenn er auch noch nicht so recht wusste, wie er das waffenlos, sein winziges Messer würde ihm nicht wirklich helfen können, schaffen könnte. Er dachte so angestrengt nach, dass sein Kopf fast schon so hell leuchtete wie die zahlreichen Orkfackeln.

Lagen hier nicht noch irgendwo Waffen herum?

Verdammt, wo waren die doch gleich wieder?

Er tastete vorsichtig, der Dunkelheit im Schatten des abgelegten Rucksacks wegen blind wie ein Maulwurf, mit den Fingerspitzen den angrenzenden Boden ab, aber er wusste in seiner Aufregung nicht einmal mehr, ob sie mehr zu seiner linken oder rechten Seite gelegen waren. Also suchte er auf beiden Seiten, fand aber vorerst nur ausgedörrtes Gras, das bei Berührung derart laut raschelte und knisterte, dass Fogwerd schon von der Furcht heimgesucht wurde, das Geräusch könnte ihn verraten. Er fluchte innerlich! Vorhin war er über die Waffen fast gestolpert, aber jetzt, da er sie dringend brauchte, waren sie wie vom Erdboden verschluckt. Es war offensichtlich schon etwas dran an der alten Volksweisheit, wonach man etwas nur finden kann, wenn man nicht danach sucht.

Die gestürzte Frau hatte indessen in ihrer Verzweiflung einen Stein nach dem Orks geworfen und ihn sogar am Kopf getroffen. Aber es zeigte keine Wirkung, nicht die mindeste. Der Stein prallte am Schädel des Orks ab, als hätte man ihn gegen eine Felswand aus Granit geworfen und der Ork hatte noch nicht einmal mit den Augen gezuckt, als er getroffen wurde. Genauso hätte sie versuchen können, ein Loch in eine hundertjährige Eiche zu pinkeln. Fogwerds Zuversicht entflohim wie Ratten aus einem sinkenden Kahn und er fühlte sich nun nicht mehr sicher, ob er nicht drauf und dran war, sowohl die Rettung dieser Frau, als auch Hauptmann Rammwulfs Plan zu vermasseln.

Die Jägerin war indes mit letzter Kraft rückwärts gekrochen, ein mehr als verzweifelter Versuch dem blutrünstigen Ork zu entkommen, bis ihr eigenes Gepäck die Flucht jäh beendete. Fogwerd, der gerade hinter diesem Rucksack flach auf dem Boden lag, spürte den leichten Ruck, der durch den Aufprall verursacht worden war.

„Stirb jetzt nicht zu schnell, Elbenweib!“, hörte der junge Krieger die dumpf rasselnde Stimme des massigen Orks röhren. Der Gestank, der dem grausigen Rachen dieser Kreatur entwich und der so roch, als hätte man ein Fass voller fauler Fische in einen überfüllten Abort geschüttet, vermochte selbst einem gestandenen Mann fast das Bewusstsein zu rauben. Fogwerd hielt den Atem an, wusste aber wohl, dass dies nur einen Aufschub bringen würde, denn irgendwann würde er wieder Luft holen müssen und dann würde ihn dieser entsetzliche Geruch wieder einholen.

Eine Waffe!

Eine Waffe musste her!

DRINGEND !!

„Dein Fleisch ist köstlich und ich möchte, dass du es noch mit deinen eigenen Augen sehen kannst, wie sehr es mir munden wird!“

Wieder umwölkte Fogwerd der Geruch fauligen Aases und ihm wurde verdammt übel. Der Atem dieses Orks vermochte es sicherlich auch eine robuste Rosenhecke zum Verwelken bringen.

Die Jägerin schrie erstickt auf und ihr Körper bäumte sich gequält auf. Offensichtlich gönnte sich der Ork noch ein paar lustig grausame Spielchen mit ihr, bevor er sie endgültig töten würde. Fogwerd musste sich zusammenreißen, um nicht spontan aufzuspringen, den Feind zu attackieren. Die Zeit war noch nicht gediehen dafür.

Die beiden orkischen Fackelträger war nun ganz nahe am Geschehen und das rot flackernde Licht, das von ihnen ausging, wurde für Fogwerd sowohl zum Segen, als auch zu einer großen Gefahr. Zwar konnte er jetzt viel mehr erkennen von dem was da vor sich ging, war aber auch seinerseits gut sichtbar geworden und er wunderte sich sehr, dass die Orks ihn nicht schon längst erblickt hatten. Einer der Fackelträger war, als er in Position ging, dem Mann aus Rohan beinahe auf die Hand gestiegen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Der Ork starrte nur dumpf und tröge vor sich hin und es war, als hätte er nur den einen einzigen Auftrag eine Fackel zu tragen. An seinem Gürtel hing gut und gerne noch ein halbes Dutzend unverbrauchte Fackeln, die auf ihren Einsatz warteten. Dieser Ork schien nicht mehr zu sein, als eine lebende Laterne!

Das war seltsam, aber was in diesen lausigen Zeiten schon noch vertraut!

Diese vermeintliche Erkenntnis ließ Fogwerd mutiger werden und er richtete sich ein wenig auf, um auf einer größeren Fläche suchen zu können. Es wollte ihm einfach nicht klar werden, warum er die gesuchten Waffen noch immer nicht finden konnte. Als er vorhin an diesen Ort gekrochen kam, lagen sie so zahlreich herum, dass Fogwerd ihnen ausweichen musste und nun, da er sich suchte, waren

sie wie vom Erdboden verschluckt.

„Mit deinem Beinchen werde ich anfangen!“, hörte Fogwerd den Orks brüllen. Das Ende dieser Geschichte stand unmittelbar bevor und alles deutete darauf hin, dass der Ausgang ein traurig dramatischer sein würde.

Jetzt musste es verdammt schnell gehen, sollte sich das Schicksal noch zu ihren Gunsten wenden lassen. Fogwerd ließ alle Vorsicht fahren und richtete sich noch weiter auf, nunmehr auf den Knien suchend, ob nicht doch noch eine Waffe rechtzeitig genug zu finden wäre. Sein verzweifeltes Eifer wurde belohnt. Seine Finger ertasteten endlich hartes Holz, womöglich den Griff einer Waffe. Auch wenn sich das Holz eigentlich dafür etwas zu dünn anfühlte und Schwerter mit einem Holzgriff eher eine Kuriosität als eine gängige Waffe waren, Fogwerd wollte sich durch offensichtliche Umstände nicht die Hoffnung rauben lassen.

Es war, wie unterschwellig bereits erwartet, natürlich kein Schwert! Es war ein Bogen und gleich daneben ein Köcher, gefüllt mit unzähligen Pfeilen. Fogwerd seufzte. Mit einem Bogen konnte er noch weniger umgehen, als mit einem Kochlöffel. Im Umgang damit hatte er sich bei jedem Versuch, eine Mahlzeit fertigzustellen, mit allem möglichen bekleckert, aber ganz gewiss nicht mit Ruhm. Er war auf die Dauer von jetzt an bis zum Ende aller Zeiten vom Küchendienst befreit worden, nachdem seine Kochkunst bei der Truppe schon mehrfach heftige Durchfälle ausgelöst hatte. Und beim Bogenschießen verhielt es sich nicht anders. Wenn die Einheit den Umgang mit Pfeil und Bogen übte und er an der Reihe gewesen war, hatten sogar die Kameraden, die hinter ihm standen, schleunigst Deckung gesucht.

„Und dann hole ich mir dein Herz und ich hoffe, es zuckt noch ein bisschen, wenn ich hinein beiße!“ Die grausame Stimme des garstigen Orks riss Fogwerd aus seinen unschönen Erinnerungen in die noch unschönere Wirklichkeit zurück. Jetzt musste etwas geschehen, sollte ihm nicht als einzige Option bleiben, diesem riesigen Ork bei seinem grausigen Mahl nur noch einen guten Appetit wünschen zu können.

Fogwerd handelte nun nicht mehr nach einem Plan, den er sowieso nicht hatte oder folgte irgendwelchen Überlegungen, die ohnehin nichts gebracht hätten, sondern reagierte völlig spontan, überließ sein Handeln den Befehlen seines Instinkts. Auf einmal war alles so klar wie ein idyllischer Waldsee an einem hellen, warmen Tag und er wusste was zu tun war!

Er zog hastig aus dem auf dem Boden liegenden Köcher drei Pfeile heraus, er erwischte in seiner Hast leider nicht mehr, denn ein Bogen alleine und ohne Pfeile ist wie eine Pfanne ohne Speck darin.

Fogwerd hatte die blasse Hand der Jägerin gesehen, verzweifelt nach Waffen suchend. Ihre helle Haut reflektierte das Mondlicht, man konnte sie daher sehr deutlich erkennen. Fogwerd legte sowohl den Bogen, als auch die drei Pfeile in die Handfläche der Jägerin! Das war nicht so einfach gewesen, wie man das glauben möchte, denn die Hand hüpfte wie ein in Panik geratener, bleicher Frosch auf dem Boden umher. Er musste schon genau zielen, bevor er sein Gabe überreichen konnte. Aber er traf beim ersten Versuch! Die Hand der bedrängten Frau schloss sich augenblicklich um das Holz, als hätte man es ihr gereicht, um sie aus Treibsand ziehen zu können, in dem sie schon bis zum Kinn versunken wäre. Sie triumphierte – Fogwerd konnte ihren Jubel zwar nicht hören, aber deutlich fühlen!

Er ging davon aus, dass eine Jägerin mit Pfeil und Bogen wesentlich besser zurecht kommen würde, als dies von ihm zu erwarten gewesen wäre. Und er sollte recht behalten. Es ging alles so schnell, dass alle Geräusche auf einen kleinen winzigen Moment zusammenfielen – das ächzenden Knarren des gespannten Bogen, das kurze, aber laute Singen einer losgelassenen Sehne, das Sirren eines abgeschossenen, gefiederten Pfeils und der dumpfe Schlag des Aufpralls der geschliffenen Spitze, nachdem der Pfeil sein Ziel erreicht hatte. Fogwerd sah diesen riesigen Ork erst wanken, dann fallen. Er war tot, noch bevor sein massiger Körper hart auf dem Erdboden aufschlug. Die Fackelträger sahen seinem Sterben ungerührt zu und leuchteten es gehorsam aus, aber keiner der beiden rührte auch nur einen einzigen Finger, um in den Kampf einzugreifen. Ihre Passivität hatte schon etwas Gruseliges an sich!

Doch leider waren nicht alle Orks so zurückhaltend und ihre Anzahl war noch immer beängstigend

hoch. Mit Entsetzen sah Fogwerd zwei orkische Krieger rasend schnell heran rücken. Zunächst erkannte er in der Dunkelheit nur ihre Umrisse, aber je näher sie kamen, desto deutlicher wurde ihre Erscheinung und ihre Ansichten zu ergründen, musste man wirklich nicht zu sehr nachdenken. Sie kamen, um zu vollenden, was der große Ork nicht geschafft hatte.

Wieder hörte Fogwerd ein Sirren und gleich darauf nochmal eins, danach dann aber nichts mehr! Die Jägerin hatte alle ihre Pfeile verbraucht. Aber der Späher blieb gelassen, zwei Pfeile auf zwei heranrückende Feinde – das sollte eigentlich genügen.

ABER WAS WAR DAS ??????

Die Pfeile hatten ihre Ziele um gut drei Schritte weit verfehlt und die Orks waren immer noch auf dem Vormarsch!

Ein Adler schrie!

Laut, kehlig und schrill genug das ganze Kampfgetümmel mit Leichtigkeit zu übertönen.

Rammwulf rieb sich zufrieden die Hände. Das war das Zeichen!

Endlich !!

Jetzt würde jeden Moment die Macht der Roherrim vernichtend über den finsternen Feind kommen. Das war immer der Augenblick, den er am meisten liebte, denn es war immer der erste Schritt auf dem Pfad zum Sieg. Der Triumph dürfte nicht lange auf sich warten lassen, denn diese Orks waren abgelenkt und ahnten noch nichts von ihrem nahenden Ende. Doch die Orks waren in diesem speziellen Fall nicht sein größtes Problem. Rammwulfs Reiter würden dem Feind gleichzeitig sowohl in die linke wie die rechte Flanke stürmen und alles niedermachen was zwischen ihnen steht. Das wird wohl nicht allzu lange dauern. Jedoch die wahre Herausforderung bestand darin, dass der Angriff nicht einen verheerenden Steppenbrand auslösen würde, sollte eine der Fackeln ins trockene Gras fallen. Er hatte alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten bedacht und er war sich sicher, dass seine Männer seine ausgeklügelte Strategie so sicher und hart umsetzen würden wie das Mahlwerk einer Wassermühle.

Doch hatte er wirklich genügend Männer abgestellt aufkeimende Brände sofort zu löschen?

Er war sich da plötzlich nicht mehr so sicher. Aber er hatte leider nur eine begrenzte Anzahl an Kriegern und er konnte die verschiedenen Positionen, die sein Angriffsplan vorsah, nicht allzu üppig besetzen. Ein paar seiner Leute mussten schon auch noch kämpfen. Es war schwer genug gewesen die Auserwählten davon zu überzeugen, statt mit einem geschwungenen Schwert, mit einem nassen Lappen in den Kampf zu ziehen. Vor allem Fogwerd hatte überraschend trotzig gemault. Er war eben noch jung, suchte den Ruhm in der Schlacht und hatte kein Verständnis für andere Notwendigkeiten, so sehr sie auch auf der Hand zu liegen schienen. Und er war beileibe nicht der Einzige mit dieser Einstellung. Rammwulf seufzte und klagte innerlich darüber, wie sehr Äußerlichkeiten Werte und Ansehen bestimmen können. Schild und Schwert alleine machen aus einem Jüngling keinen ehrenvollen Krieger und genauso wenig wird ein Mann, der nasse Lappen trägt, dadurch sofort zu einem gemeinen Waschweib!

Jedoch seine Leute sahen das ein wenig anders und Rammwulf begrenzte daher die Anzahl der Löschmänner auf das Nötigste, um nicht noch mehr auf dem Ehrgefühl seiner Männer herumtrampeln zu müssen. Doch waren es auch genug gewesen? Das ist ein verdammt heikle Angelegenheit mit dieser „Ehre“. Nach Rammwulfs Verständnis verdient man sich Ehre in der Schlacht und feiert sie erst nach dem Sieg. Die Rücksicht auf das Ehrgefühl bereits vor der Schlacht konnte sich fatal auswirken. Der Hauptmann war nicht mehr überzeugt, diesen Fehler begangen zu haben. Was nutzt der Sieg, wenn der Sieger nach der Schlacht bei lebendigem Leib verbrennt?

Aber Rammwulfs konnte jetzt nur noch hoffen, dass Fogwerd und die anderen ihre Sache gut machen würden. Würde auch nur einer von ihnen versagen, wäre es mit allen anderen auch vorbei.

„Es geht los, Herr!“, meldete Thrommbryth und riss dadurch seinen Hauptmann aus dessen grüblerischen Gedanken. Sein wackerer Adjutant und Freund war der einzige seiner Streiter, der jetzt noch bei ihm war, um ihm beistehen zu können, wenn sich das Geschick zu ihren Ungunsten wenden sollte. Alle anderen hatte Rammwulf ins Feld gesendet.

„Es wird auch wieder enden!“, antwortete der Hauptmann trocken.

„Und wir werden wie immer siegreich sein!“, erklärte Thrommbryth euphorisch. Rammwulf ließ die Bemerkung seines Adjutanten unbeantwortet. Ein Lobgesang auf den Sieg vor dem Ende der Schlacht war einfach verfrüht. Der Hauptmann zweifelte zwar keinen Augenblick an dem Erfolg seiner Strategie, aber es gibt eben Dinge, die gehören sich einfach nicht. Es ist nie gut, mit dem Schicksal Wetten abzuschließen, es gibt da nur wenig zu gewinnen, aber man kann alles verlieren!

Von der Flanke aus dem Norden, wie auch aus der des Südens, hörten man das leise Getrappel von Pferdehufen. Zunächst war es ohne Bedeutung, denn der Lärm des Kampfs übertönte das noch sehr sanfte Geräusch. Doch es wurde lauter und lauter! Zuletzt schwoll es gewaltig an und wurde zum Vorboten eines großen, blutigen Sturms!

Bald schon würde alles entschieden sein

Kapitel 22

** Morgenrot und Morgentod **

Die Schritte wurden so langsam und vorsichtig gesetzt, als wäre sie nicht auf der Flucht, sondern eher eine Tänzerin bei einem heiligen, rituellen Tanz. Sie tat das aber keineswegs vor dem Hintergrund Geister und Dämonen beschwören zu wollen, sie zu besänftigen versuchen oder gar nicht erst weltlich werden zu lassen. Schließlich war sie keine Schamanin und hätte auch niemals eine werden wollen. Es war einfach nur ihre Absicht in einer hellhörigen Nacht nicht mehr Aufsehen zu erregen, als unbedingt notwendig war, um vorwärts zu kommen. Jedes Geräusch, sei es auch noch so mickrig, war absolut unerwünscht. Es gelang nur nicht immer, es fehlte ein wenig an Konzentration und außerdem war es hier verdammt dunkel. Nur eine winzige Unaufmerksamkeit und der Stiefel würde sich auf einen der vielen kleinen herumliegenden, völlig ausgetrockneten Zweige senken, der dann laut knackend unter der schweren Sohle nachgäbe. Das wäre bei Tag zwar nur ein leises, unbedeutendes Geräusch geworden, das im Tageslärm kaum wahrnehmbar untergegangen wäre, jetzt aber, unter der Regenschaft des Nachtgestirns, die nächtliche Stille ebenso erschütterte wie der Weckruf einer Fanfare, ein Signal für alle lauschenden Ohren Beute suchender Übeltäter der ganzen Umgebung. Vor solchen Ungeschicklichkeiten hatte sie entsetzliche Angst, ihr Bedarf an Kontakten mit bösen Männern war mehr als gedeckt. Normalerweise konnte sie selbst über knirschende Kieswege völlig lautlos dahin schleichen, aber sie war ziemlich verletzt und das ließ ihre Tritte sehr schwer werden. So konnte sie es also nicht vermeiden, dass hin und wieder unter ihren Sohlen ein Zweiglein so laut zerbarst, als würde eine hundertjährige Eiche gefällt werden.

Danach war dann stets ein kurzes Innehalten das Gebot des Augenblick. Solange, bis wenigstens halbwegs zu vermuten war, dass das verräterische Geräusch endgültig der Vergangenheit angehören und jeder, dem es im Verborgenen vielleicht aufgefallen war, auch schon wieder vergessen haben könnte. Das war natürlich mehr eine verzweifelte Hoffnung als ein überzeugter Glaube, denn Geschöpfe der Nacht vergessen nie ein Geräusch, egal wie lange man darauf wartet. Das Ohr ist das Auge der Finsternis.

Abalea war sich dessen natürlich bewusst und sie war sich auch im Klaren darüber, dass sie der Nacht und ihren reißenden Geschöpfen hilflos ausgeliefert war. Das war für eine Jägerin, die schon mehr als ihr halbes Leben nicht nur während der Tagesstunden, sondern auch in der Dunkelheit der Nacht auf die Pirsch gegangen war, natürlich absolut nichts ungewöhnliches. Doch diesmal ging es nicht um Fleisch und Felle wilder Tiere, heute Nacht ging es um ihre eigene Haut. Nicht Wolf oder Bär trachteten danach, sondern grausame Südländer, die ihr mit Freunden Gewalt antun wollten. Es war ein wahres Wunder, dass sie ihnen hatte entkommen können, aber ein solches Wunder würde es kein zweites Mal mehr geben, sollten sie ihrer erneut habhaft werden.

Noch immer schmerzte pochend die Gesichtshälfte, auf die der kleine, grauhaarige Südländer so erbarmungslos eingedroschen hatte und die verletzten Rippen ließen ihr das Atmen schwer werden. Zudem hatte sie im aussichtslosen Kampf gegen den großen, wilden Südländer erheblich an Kraft eingebüßt und diese wollte nicht so ohne weiteres wieder zu ihr zurückkehren.

Die Jägerin kämpfte gegen Übelkeit und Schwäche. Sie hatte sich schon mehrmals übergeben müssen und hatte nun nichts mehr im Magen, das sie hätte ausspeien können. Auch die Ruhepausen, die sie sich ab und an gönnen musste, wurden beklagenswerter Weise immer häufiger und auch länger und brachten zuletzt überhaupt nichts mehr an Erholung. Wenn sie sich endlich wieder dazu hatte zwingen können, sich mühsam aufzurappeln, fühlte sie sich matter als zuvor. Es würde also noch sehr lange dauern, bis sie wieder bereit zum Kampf sein würde und bis dahin musste sie als hilfloses Opfer gelten. Demnach war es wirklich besser unbemerkt zu bleiben, nicht nur von den Südländern, es könnte ja auch noch andere geben, die ihre Hilflosigkeit ausnutzen könnten. Wer jetzt zu dieser nächtlichen Stunde hier noch herumschlich, war sicherlich kein Mensch edler Gesinnung und der könnte auf verdammt dumme Gedanken kommen, sollte sie nackt und unbewaffnet in die Reichweite seiner

diebischer Hände geraten. Sie trauerte ihrem schönen Kleid nach, das ihr von diesem finsternen Südländer vom Leib gerissen worden und anschließend in tausend kleine Fetzen aufgegangen war. In der Zeit mehrerer Monde hatte sie jede Kupfermünze, die sie halbwegs entbehren konnte, auf die Seite gelegt, bis das Ersparte gereicht hatte, sich dieses Gewand kaufen zu können. Leider hatte sie es nicht oft tragen können. In der Wildnis wäre es unpassend gewesen und an Festen und Feiern hatte sie so gut wie nie teilgenommen. Und jetzt war es für immer zerstört. Nur die Stiefel waren ihr geblieben, wahrscheinlich nur deshalb, da das dicke Leder nicht so einfach zu zerreißen war oder weil das Schuhwerk bei dem Vorhaben des Wüstlings keine größere störende Rolle spielte. Ein gewaltiges Schaudern überfiel Abalea, als sie sich erinnern musste. Sie hatte wacker gekämpft, trotz ihrer Wunden und Verletzung, doch dann erlahmten ihre Arme und Beine und sie musste sich am Ende geschlagen geben. Obwohl ihre Fäuste wie besessen auf ihren Feind einzuschlagen versuchten, sie hatte keinen einzigen Treffer landen können. Der Südländer war einfach zu wendig gewesen und entging so den Attacken der Jägerin. Er hätte mit seiner ungeheuren Stärke schon längst ein Ende setzen könne, aber offensichtlich gefiel ihm dieses 'Katz-und-Maus-Spiel' und er wollte es etwas länger genießen, um seine Lust noch mehr zu steigern. Er verzichtete auf Konterschläge, die ihm sofort den Sieg beschert hätten, sondern reizte seine Gegnerin lieber bis aufs Blut, damit sie sich in ihrer gerechten Wut noch mehr verausgaben würde. Sein böser Plan war am Ende aufgegangen. Abaleas Kampfhandlungen wurden immer verzweifelter, dadurch aber auch stetig krafraubender und schließlich ging gar nichts mehr. Sie konnte die Arme nicht mehr heben und auch die Beine versagten den Dienst. Sie sank auf die Knie, ließ den Kopf hängen und ergab sich der Gnade ihres Feinds. Der gruselige Südländer hatte natürlich anderes im Sinn als Gnade walten zu lassen. Er schleifte sie auf einen kleinen, leicht vergammelten Strohhaufen und legte sie dort wie einen alten Teppich ab. Abalea hatte alles widerstandslos über sich ergehen lassen, sie konnte einfach nicht mehr kämpfen, sie war zu matt, zu schwach und zu wehrlos geworden, um sich dem Schicksal entgegen stemmen zu können, eines bösen Mannes Beute zu werden. Selbst wenn sie noch fähig gewesen wäre ein wenig Widerstand zu leisten, es hätte ja sowieso keinen Sinn gehabt, denn sie hatte die Hoffnung verloren den Übeltäter noch überwältigen zu können. Auch an eine Rettung wollte sie nicht mehr glauben. Swanter war nicht zugegen, was immer ihn auch aufgehalten haben mochte und mehr Freunde, die ihr hätten beistehen können, hatte sie hier nicht. Hilfe von noch unbedachter Seite wäre ein Wunder gewesen und Wunder geschehen einfach nicht so oft. Aber sie sollte sich zumindest mit dieser Annahme gründlich irren. Wunder sind in der Tat selten, aber hin und wieder geschehen sie eben doch gehäuft und manchmal auch rechtzeitig, auch wenn es zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht danach ausgesehen hatte. Abalea erschauerte und trotz der brütenden Hitze, die ihren schwül klammernden Griff auch in den Stunden der Nacht nicht lockern wollte, fröstelte es sie am ganzen Körper. Überdrüssig ihrer jüngsten Erfahrungen, schüttelte sie den Kopf wild und ungestüm, die schlimmen Erinnerungen der letzten Stunden aus ihrem Bewusstsein zu lösen und abzuschütteln. Ein nicht sehr erfolgreicher Versuch, denn solch schreckliche Bilder haften im Gedächtnis wie Dreck am Stiefel, man kann ihnen nicht entgehen und nicht mit ihnen bestehen. Die eigene Existenz wurde zur Qual und das Leben vergiftet aus einer Quelle der Pein

Noch immer sah sie vor ihrem geistigen Auge die brutale, hässliche Visage dieses ekelhaften Südländers, mit seinem höhnischen, feisten Grinsen und seinen fettigen, klebrigen Händen, die sie an ihrem ganzen Körper hatte spüren müssen und sie durchlebte erneut, wie er sie mit seinem wulstigen, sabbernden Lippen mit zahllosen, Ekel erregenden Küssen überzogen hatte und sie dabei voll geschleimt hatte, gleich einer großen, haarigen Spinne, die ihre Beute in einen Kokon einzuspinnen gedachte, damit das Fleisch für den späteren Verzehr frisch bliebe. Sie hatte die Augen schließen wollen, um ihrem erbarmungswürdigen Schicksal durch geistige Entrückung jede eigene Teilnahme zu entziehen, dass die Entwürdigung nicht zu nahe an ihren Geist heran käme, aber sie schaffte es nicht zu entrücken, ihr Entsetzen war zu groß und je näher die Schande ihr an den Leib rückte, desto klarer wurde, gegen ihren Willen, ihre Wahrnehmung.

Abalea wurde schlecht, die schlimmen Erinnerungen an Folter und Erniedrigung waren ihr wie ein Hammer auf den Magen geschlagen. Sie musste innehalten, um sich an irgendeinem Gatter, es gab hier auf dem Hengstackerhof glücklicherweise genug davon, mit beiden Händen krampfhaft festzuhalten, sie wäre sonst gestürzt. Ihre Beine hatten plötzlich keine Kraft mehr, wollten sie einfach nicht mehr tragen oder stützen, eine anhaltende Schwäche, aus der es einfach kein Entrinnen geben konnte. Ihr wurde schwindelig und danach wieder einmal mehr schrecklich übel, aber sie konnte sich nicht mehr übergeben, so sehr sie auch würgte, was sie noch im Magen gehabt hatte, lag schon längst verteilt in der Gegend.

Jetzt nur nicht mehr hinfallen, denn Abalea wusste nicht, ob sie sich jemals wieder würde erheben können und so wehrte sie sich gegen einen drohenden Sturz, es durfte einfach nicht sein, denn was am Boden liegt ist verloren. Ihr Magen krampfte immer noch und auch ihre restlichen Innereien revoltierten. Das war nicht nur ungeheuer lästig, sondern auch unglaublich schmerzhaft und sie fühlte sich jedes Mal wie von den unerbittlichen Fängen eines blutrünstigen Wargs gebeutelt.

Schließlich siegte die Erschöpfung über ihren Willen. Abalea fiel hart auf ihre Knie, nahm aber den Schmerz schon gar nicht mehr so richtig wahr. Dafür hörte sie, in dem Moment da sie aufschlug, das Scheppern und Klingeln der zahllosen Halsketten, die sie allesamt dem schlafenden Südländer abgenommen und sich selbst angelegt hatte, um sich ein bisschen weniger nackt fühlen zu müssen. Im Nachhinein gesehen war das eine dumme Entscheidung gewesen, denn die Halsketten konnten ihre Blößen nur unzureichend verdecken und zudem klickten und knirschten sie bei jedem auch noch so sacht gesetzten Schritt, wie eine schlecht gepflegte schwere Rüstung. Aber es war ihr ein Bedürfnis gewesen diesen grausamen Südländer zu bestrafen. Diese Ketten schienen ihm viel zu bedeuten, daher waren sie die erste Wahl für einen Raub, der dieses Monstrum treffen könnte. Und tatsächlich hatte es Abalea ungeheuer viel Genugtuung bereitet, ihm die Halsketten vom Nacken zu ziehen und triumphierend in die Höhe zu halten, um sie sich anschließend selbst anzulegen. Das hatte fast schon mehr Befriedigung verschafft als die Strafe, die sie ihm zuvor hatte angedeihen lassen, als sie ihm gezielt und mit voller Wucht ihre Stiefelspitze mehrmals zwischen seine Beine getrieben und sich am Nachgeben seiner Weichteile ergötzt hatte. Dieser Mistkerl sollte sich an sie erinnern können, wenn er wieder aufwachen sollte. Aber wann immer ihn ein Tritt auch traf, der Südländer zuckte nicht einmal mit den Wimpern und unterbrach sein Schnarchen nicht einmal für einen Moment. Abalea hatte sich zwar über diesen seltsam tiefen Schlaf des Südländers gewundert, doch andererseits war es ihr durchaus recht gewesen und hatte ihm noch einmal kräftig gegen die Klößen getreten.

Abalea musste schmunzeln, als sie sich kraftlos kniend dieser Situation erinnerte. Das hatte wirklich Spaß gemacht und die Vorstellung, dass der Südländer für eine verdammt lange Zeit in keinem Sattel mehr sitzen könnte, erheiterte sie ungemein.

So entzückend dieser Gedanke für sie auch gewesen sein mochte, neue Kraft hatte er ihr nicht gespendet. Sie würde sich nicht mehr von den Knien erheben können, das wurde ihr schmerzlich bewusst. Ihr Wille war zu müde geworden, ihre Seele zu zerschlagen und ihr Körper zu erschöpft. Langsam ließ sich Abalea weiter zu Boden sinken, vorsichtig und sacht, damit ihre verletzten Rippen ihr keine weitere, zusätzliche Pein bereiten würden.

Als sie dann mühevoll und begleitet von einer Reihe stechender Schmerzen auf ihrem Rücken zum Liegen gekommen war, empfand sie für kurze Zeit einen Hauch von Frieden. Das wilde Pochen in den Wunden ihres Gesichts ließ ein wenig nach und wenn es ihr gelang möglichst flach zu atmen, hielten sich auch die Schmerzen in ihrem Brustkorb in Grenzen.

Abalea atmete tief durch. Das tat zwar weh, da sich der Brustkorb über die Schmerzgrenze hinweg dehnte, aber es erleichterte auch die Lungen voll mit Luft zu spüren. Sie fühlte sich tatsächlich danach besser. Wie schön wäre es, läge jetzt Swanter neben ihr, dann könnten sie gemeinsam in den nächtlichen Himmel schauen und nach Sternbildern suchen. Swanter war auf diesem Gebiet so herrlich unwissend und in einem Wettstreit auf diesem Gebiet hoffnungslos unterlegen. Abalea lächelte. Sie hatte jedes Mal gewonnen und dennoch ließ sich Swanter immer wieder auf einen neuen Vergleich ein,

ohne die geringste Aussicht auf einen Sieg. Sie vermisste ihn, jetzt besonders, denn sie wusste, er würde ihr die Kraft geben weiter zu machen, aufzustehen und aus dieser hässlichen Umgebung zu verschwinden, an einen Ort, wo es keine grausamen und lüsternen Südländer geben würde.

Je länger sie schwer und regungslos auf dem blanken Erdboden lag, desto gemeiner drückten sich kleine Steine in ihren unverhüllten Rücken. Das tat zwar nicht besonders weh, war aber lästig und ließ eine weitere schreckliche Erinnerung daran wach werden, als sie in vergammeltem Stroh ausgebreitet lag, das zum größten Teil schon ziemlich angegangen war, aber dennoch trefflich in die Haut stechen konnte, als läge man auf einem Nadelkissen. Aber das war damals bei Weitem nicht das Unangenehmste an ihrer Lage gewesen, denn stachlige Halme waren nicht ihr Problem gewesen. Denn ein lustern hechelnder Südländer hatte gerade ihre Knie auseinander gedrückt, war wie ein warziges Reptil zwischen ihre Beine gekrochen und machte sich sodann bereit, seine gierigen Lenden gegen ihren widerstrebenden Schoß zu pressen, um sie endgültig zu der Seinen zu machen. Abalea hatte nichts mehr dagegensetzen. Sie wollte sich an einen schöneren, besseren Ort träumen, aber das gelang eben nicht, sie würde diesen bitteren Kelch bis zur Neige austrinken müssen, mit allem was sie dabei sehen, hören und spüren müsste. Sie konnte nur hoffen, dass es möglichst schnell vorbei sein möge, auch wenn sie dann eine innere Leere verschlingen würde. Und so wartete sie ergeben, dass der Südländer triumphierend über sie käme, aber nichts dergleichen geschah!

Er gähnte nur stattdessen!

Abalea traute ihren Augen nicht!

Wahrhaftig – er gähnte!!

Hatte sie das wirklich gesehen oder war das bereits ein Trugbild, geboren aus einem beginnenden Wahnsinn, dem Rettungsboot aller Verzweifelten?

Aber seine Lanze der Lust war noch stramm, stark und zitterte erwartungsvoll auf der Suche nach einem Opfer. Seine Augen wurden immer kleiner, er konnte sie offensichtlich kaum noch offen halten und wieder gähnte er. Er wäre dabei fast umgekippt, hätte er sich nicht im letzten Moment mit der Hand auf Abaleas linker Brust abgestützt. Dann zeigte der Südländer wieder ein gemeines, hämisches Grinsen und drückte zu, als wolle er einen nassen Schwamm ausdrücken. Abalea schrie auf. Das gefiel dem Übeltäter und er glaubt seine plötzliche Schwäche nun wieder überwunden zu haben.

Dann sagte er etwas, aber seine Sprache klang sehr verwaschen und seine Worte hörten sich wirr an, als habe er zuvor eine ganze Wagenladung Fusel in sich hinein geschüttet. Abalea verstand kein Wort von dem, was der Kerl vor sich hin lallte, nur das Wort „Hure“ glaubte sie gehört zu haben und das Gestammel, das darauf folgte, könnte geheißen haben „Jetzt bekommst du, was du verdienst!“ Der Rest seines trunkenen Gemurmel war nicht zu verstehen gewesen. Sie war auch nicht sonderlich daran interessiert ihn zu verstehen, denn Nettigkeiten waren es sicherlich nicht gewesen.

Aber was mit diesem Südländer geschehen war, dass er sich so plötzlich von einem brutalen Eroberer zu einem geradezu hilflosen Würstchen verwandelt hatte, hätte sie schon gerne gewusst. Es war schon fast schon lustig anzusehen, wie dieser wilde Schänder, auf allen Vieren torkelnd, versuchte hatte zur Tat zu schreiten, aber wie immer es es auch anstellte – er schaffte es einfach nicht. Alle seine Bemühungen sahen so aus, als würde ein besoffener Waffenmeister wild mit den Schwertern herumfuchteln, ohne selbst ein größeres Ziel auch nur ein einziges Mal zu treffen. Abalea kam sich vor, als wäre sie in einem schmutzigen Theaterstück Darstellerin und Publikum zugleich. Doch während die Schauspielerin angespannt ihrer Erniedrigung entgegen sehen musste, begann sich die Zuschauerin langsam zu langweilen.

„VERDAMMT !!“, brüllte er verärgert, diesmal laut und klar verständlich. Eigentlich wollte er die Jägerin schon längst aufgespießt haben und lustig auf ihr reiten, aber er kam einfach nicht in den Sattel und das war nicht zufriedenstellend für einen Eroberer, als den er sich fühlte. Er rieb sich die Augen, als würde das helfen wieder klarer zu werden. Mit dieser Logik hätte man auch Bier gegen Trunkenheit in sich schütten können. Offensichtlich wurde er es dann auch nicht, denn gleich darauf gähnte er erneut und er riss sein Maul dabei so weit auf, dass es ihm fast die Augen zudrückte! Abalea nutzte

diesen Augenblick der Ablenkung, um hastig nach hinten zu rutschen, in der schwächlichen Hoffnung ihren Schoß auf eine sicher Distanz zu seiner „Lanze“ bringen zu können. Doch der Südländer, so angeschlagen und benommen er auch zu sein schien, hatte leider aufgepasst. Er packte sie an ihren Fußgelenken und zog sie wieder an sich heran. Dieser Kraftakt schien dem ohnehin schon schlaffen Südländer den Rest gegeben zu haben. Er konnte sich kaum noch auf den Knien halten, benötigte beide Arme um nicht zu fallen und hätte sich die Frage stellen müssen, was, zum Henker, mit ihm nur los sein könnte, er hätte anstatt eine Antwort zu geben, nur ausgiebig gähnen können. Normalerweise hätte er zu diesem Zeitpunkt schon längst, im höchsten Maß befriedigt, die Hosen wieder hochgezogen und das Weib für den nächsten in der Reihe freigegeben. Aber irgendwie lief das heute ganz anders. Er hasste es, wenn Traditionen nicht eingehalten wurden. Aber diesmal konnte er niemandem, außer sich selbst, die Schuld zuschieben. Das war eine sehr peinliche Situation. Dem Südländer war mittlerweile schwindlig geworden und seine Gedanken wurde immer wieder, als würde ein Verstand raubendes Gift in ihm toben in ein dämmriges Nichts gezogen. Doch so er sich auch bemühte, er brachte das einzige an ihm, das noch nicht schlaff geworden war, einfach nicht ins Ziel.

VERDAMMT !!

Alles an diesem Weib war perfekt geformt und schrie förmlich nach Unzucht. Selbst ein unerfahrener Knabe hätte sie jetzt ohne Mühe besteigen können. Warum also stellte er sich jetzt so hirnverbrannt an als wäre er ein tattriger Greis, der es weit jenseits der natürlichen Grenze noch einmal wissen wollte? Seine Gedanken drehten sich immer schneller im Kreis und mit jeder Runde wurde es dunkler in seinem Geist. Vor seinen Augen bildete sich ein weißer, wallender Nebel, der seinen Blick arg verwirrte und ihm durchaus reizvolle Trugbilder vorgaukelten. Plötzlich sah er nicht mehr nur zwei, sondern vier Brüste an Abaleas Oberkörper, was ihn auf eine verrückte Art glücklich fühlen ließ und ihm tatsächlich für einen Moment unerwartete Kraft zuwachsen ließ, die ihn aber nicht entscheidend weiterbrachte. Es reichte aber, sich seines beklagenswerten Zustands bewusst zu werden.

GIFT !?

SO MUSS ES GEWESEN SEIN !!

ODER HATTE IHN DIESE NORDLÄNDISCHE HEXE MIT EINM FLUCH BELEGT ??

Er wollte noch etwas sagen, um diese Dämonin zur Rede zu stellen, aber es wurde nur ein unverständliches Grunzen daraus. Er sollte zu den elementaren Fragen zu seiner vermeintlich erlittenen Verwünschung keine Antwort mehr erhalten. Zuletzt drehte er die Augen nach oben bis die Pupillen unter dem Oberlid verschwunden waren und man nur noch das Weiße in seinen Augen erkennen konnte, gluckste noch ein paar Mal, was sich anhörte als müsse er sich jeden Moment übergeben, röhre kläglich wie sterbender Elch und plumpste dann, schlaff wie ein halbvoller Mehlsack, schwer auf den geschunden Leib Abaleas, was ihre kaputten Rippen energisch protestieren ließ und der Schmerz ihr für eine Weile die Luft raubte.

Trotz ihrer misslichen Lage musste Abalea laut lachen, obwohl es ihrem Brustkorb alles andere als gut tat, zusätzlich zu der Last, die sie auf den Boden presste auch noch von einem Lachanfall durchgeschüttelt zu werden. Aber noch grotesker konnte es nun einfach nicht mehr werden. Sie war schließlich diesem wild lüsternen Südländer völlig ausgeliefert gewesen und hätte keinen Fliegendreck mehr darauf wetten wollen, unbesudelt aus dieser Situation wieder heraus zu kommen. Und nun lag sie atemlos unter dem mächtigen Leib des Kerls und anstelle des erwarteten wilden Ritts wurde ihr röhrend ins Ohr geschnarcht. Das kränkte sie schon fast, noch nie ist ein Mann auf ihr eingeschlafen - NOCH NIEMALS !!!

Es war in diesem Augenblick eine sehr befremdende Situation für sie gewesen, die um so schwieriger wurde, dass sie keine Ahnung hatte, wie es nun weitergehen sollte. Sie kam sich vor wie lebendig begraben, zugedeckt von einem schnarchenden Südländer, der schwer wie eine Fuhre Mist auf ihr lastete und zudem auch so ähnlich roch wie ein altes Wildschwein, das in abgestandenem Bier gebadet hatte.

Es dauerte eine Weile, bis Abalea den massigen Körper des Südländers von sich herunter auf die Seite

gerollt hatte, wo er dann auf seinen haarigen Rücken fiel. Danach schnarchte er noch lauter als zuvor, es klang, als würde schwerer Seegang eine felsige Klippe zernagen.

Danach blieb sie aber auch erst einmal liegen, allerdings deswegen, um tief die Luft wieder einzuatmen, die ihr zuvor aus den Lungen gepresst worden war und nicht, um wie der Südländer, dröhnend, in die Gegend zu schnorcheln. Sie ließ sich Zeit, obwohl ihr Peiniger ja jeden Moment wieder aufwachen könnte, um womöglich dann sofort an der Stelle wieder weiterzumachen, wo er durch den plötzlichen Schlaf unterbrochen worden war. Ganz zu schweigen davon, dass der Graue wieder zurückkehren und freudig den Platz einnehmen könnte, der soeben vorzeitig frei geworden war. Aber das war ihr egal, denn keiner von beiden hätte ihr nichts mehr antun können, womit sie sich nicht ohnehin schon abgefunden hatte. Das unbarmherzige Schicksal lässt sich nicht bitten und schon gar nicht drängeln. Sie verstand sich als ein Kind der Wildnis und in der Natur gibt es schließlich auch wilde Tier und manche davon sind sogar bösartig. Dasselbe galt, ihrer Ansicht nach, auch für Männer und daher lohnte es nicht besonders, sich allzu sehr darüber aufzuregen, wenn sich das Wesen böser Tiere mit dem eines Mannes vereint. Es war vorbei, vorerst zumindest!

Abalea lächelte erleichtert, als die Erinnerung an dieses schreckliche Ereignis wieder verblasste und die Gestalt des schnarchenden Südländers in den Tiefen der Vergangenheit verschwand. Sie fühlte sich gut, obwohl die Erschöpfung schwer auf ihren Glieder lag. Der Schrecken des Erlebten verflog langsam, das besserte ihre Lage zwar nicht erheblich, aber es machten einem zarten Gefühl von Glück Platz, wo vorher nur Verzweiflung zu Hause war. Also lächelte Abalea. Die Luft war verdammt warm, daher brauchte sie keine Kleider und die Dunkelheit des Nacht hüllte sie besser ein als ein Wintermantel. Sie war alleine, aber nicht einsam. Sie zweifelte nicht einen Moment, dass Swanter nach ihr suchte und wenn er sie auch noch nicht gefunden hatte, fühlte sie ihn in ihrer Nähe. Das gab ihr Kraft, aber leider nicht genug, um sie auf ein weiteres Mal auf die Beine stellen zu können, um einen Weg zu beschreiten, dessen Ziel sie immer noch nicht kannte. Das Schicksal mochte entscheiden, wie es weitergehen sollte, das Zepter des Handelns war zu schwer für sie geworden.

Die Sterne am Himmel leuchteten so schön. Es war ein Bild der Ewigkeit, vielleicht sogar eine Darstellung eines fortlaufenden Friedens.

Wie schön!

Wie unsagbar schön!

Abalea fühlte sich müde, aber auch in eigenartiger Weise aufregend ergriffen.

Dieser Himmel!

Diese Ruhe!

Nur ein paar Augenblicke der Erholung, dachte sie sich, dann würde sie weitergehen, wohin auch immer. Mit diesem herrlichen Gedanken schlief sie ein. Das letzte was sie noch hörte, waren Schritte, die sich ihr näherten, und eine sonore Stimme, die freudig rief:

„Ah, da ist sie ja!“

Da war kein Zweifel, diese Feststellung galt ihr. Sie stutzte überrascht, denn diese Stimme war ihr unbekannt gewesen, sie hatte sie noch nie zuvor vernommen. Gleichwohl schien diese Person sie aber zu kennen. Abalea konnte noch einen Hauch an Triumph in dieser Stimme wahrnehmen. Es war eindeutig, sie war nicht zufällig im Weg kreuzender Nachtwanderer gelegen, man hatte offensichtlich nach ihr gesucht. Das beunruhigte sie zwar gewaltig, da sie nicht wusste, wer sich ihr näherte und was er von ihr wollte, aber das konnte ihren Schlummer nicht mehr aufhalten.

Kurz bevor ihr die Augen zufielen spürte sie, dass sie von vier starken Armen aufgehoben und weggetragen wurde. Aber es war ihr egal, denn sie durfte sich fallenlassen. Das Schicksal sollte nun für sie handeln, sie selbst war zu müde dazu.

Dann schlief sie ein.

Und die Sterne leuchteten immer noch!

Die Rohirrim, die vielerorts auch respektvoll 'die Pferdeherren' genannt wurden, galten seit jeher als

stolzes, der Ehre verpflichtetes Volk, das für Mut und Tapferkeit weit über die Grenzen ihres Königreichs Rohan hinaus bekannt war. Keine blutige Not und keine tödliche Gefahr könnte diese Recken aus der Ruhe bringen, so sagte man. Jene Reiter jedoch, die von ihrem Hauptmann als Eskorte für die verletzten Kameraden bestimmt worden waren, ließen nichts davon erkennen. Sie saßen unruhig auf ihren Pferden und warteten ungeduldig darauf, dass ihr Pfadfinder, der sich offensichtlich alle Zeit der Welt nehmen wollte nach Spuren zu suchen, endlich eine Entscheidung trafe. Die meisten von ihnen hatten ohnehin nicht verstanden, warum Hauptmann Rammwulf einen aus dem Nordvolk dazu berufen hatte, die Truppe zu leiten. Dieser mochte vielleicht die bessere Ortskenntnis über die hiesigen Lande haben, aber dafür saß er in den Augen der Reiter so schief auf dem Pferd wie ein betrunkenen Bauer auf einem störrischen Muli und seine ständigen Bedenken gegen einen wilden Ritt durch die Nacht war ihnen auch schon langsam auf die Nerven gegangen.

Doch mittlerweile waren sie froh, ihn in ihren Reihen zu haben. Ohne ihn hätten sie sich wahrscheinlich tatsächlich ständig verirrt. Die Nordlanden, mit ihren buckligen Steppen, riesigen Wäldern und zahllosen Klippen und Abgründen waren eben nicht zu vergleichen mit den schier unendlich wirkenden, sanften Weiten ihrer Heimat. Zudem wären ihre Kameraden nach dem Zusammenstoß mit dieser unglückseligen Rotte stürmender Wildschweine sicherlich nicht mehr am Leben, wäre der Gelehrte nicht vor Ort gewesen, um mit seiner Kenntnis über Heilkunst wenigstens das Schlimmste zu verhindern. Dennoch waren sie sehr nervös und das Wehklagen der Verletzten steigerte ihre Unruhe immer mehr. Der Gedanke, einen der ihren in fremder Erde begraben zu müssen, setzte ihnen tüchtig zu. Sie sehnten sich danach, endlich das Ziel ihrer Reise zu erreichen. Auch wenn es keiner von ihnen zugeben wollte, sie alle waren müde, erschöpft und die Sorge um ihre verletzten Mitstreiter lastete schwer auf ihren Schultern.

Sie waren gut vorangekommen, wenn auch nicht in vollem Galopp, das wäre den Verwundeten nicht gut bekommen. Doch dann wollte der Gelehrte plötzlich absitzen lassen, doch nur er selbst glitt aus dem Sattel, die Rohirrim zogen es vor auf den Pferden sitzen zu bleiben, in der Hoffnung, der Halt wäre nur von kurzer Dauer. Doch danach sah es nicht aus. Der Pfadfinder ging in die Knie und suchte den Boden, was immer er dort zu finden erhoffte, nun schon seit einer gefühlten Ewigkeit nach irgendwelchen Zeichen ab. Nur widerwillig fügten sich die meisten der Reiter in diese ungeplante und in ihren Augen auch völlig unnötige Rast. Aber sie hatten noch gut in Erinnerung, dass Hauptmann Rammwulf den Rat des Pfadfinders dreimal übergangen hatte. Daraufhin wären sie zweimal beinahe eine Klippe hinab gestürzt und beim dritten Mal waren sie in eine rasende Rotte aufgescheuchter Wildschweine gestürzt. Das hatte sie Opfer gekostet, nicht nur Verwundete, sondern auch verdammt viel Zeit. Sie könnten schon längst den Zielort erreicht haben, hätten sie durchgängig auf den Rat des blonden Nordländers gehört. Insofern getraute sich keiner der Reiter den forschenden Gelehrten zu stören. Zweifellos war es sehr wichtig, was er da tat! Doch was tat er eigentlich? Suchte er wirklich nach dem rechten Pfad? Er schien sich, seiner angeblichen Ortskenntnis zum Trotz, nicht sicher zu sein, in welche Richtung es weitergehen sollte. Mal kroch er auf dem Boden herum, wühlte in der Erde und zupfte hin und wieder einen verdorrten Grashalm, um ihn ausgiebig zu begutachten. Dann stand er auf, reckte sich in die Höhe und lauschte in die Ferne, schnupperte sogar in alle Richtungen. Um alles besser in der Dunkelheit dieser verfluchten Nacht sichten zu können, hatte der Gelehrte einen kleinen, leuchtenden Naturgeist beschworen, den er Wiggles nannte, der hell funkelnd wie ein Irrlicht über dem Boden schwebte und die nähere Umgebung soweit erhellte, dass sie sich dem Auge halbwegs offenbarte. Die Reiter konnten Wiggles nicht leiden, denn diese Erscheinung ließ sie erschauern, wenn dieses Ding wie eine lebendige, leuchtende Wolke die Welt erhellend, aber gleichsam einschüchternd vor ihren Augen schwebte.

Wallrick, der jüngste Reiter der Truppe und daher wahrscheinlich auch der Ungeduldigste, wurde es dann endlich zu viel.

„Ist es noch weit, Meister Telwynn?“, fragte er besorgt und unverhohlen tadelnd, „Ubelmann geht es nicht gut, ich glaube er macht es nicht mehr lange!“

„Das ist ja auch kein Wunder!“, antwortete der Gelehrte, der Störung wegen leicht gereizt. Er hatte den Auftrag, die Reiter Rohans sicher zum Hengstackerhof zu führen ohnehin nur sehr ungern übernommen, denn letztlich war er kein Fährtenleser oder Pfadfinder, sondern ein Gelehrter, gewohnt sehr genau und überlegt vorzugehen, sich an Fakten zu orientieren und nicht an den Zeichen irgendwelcher seltsamer Riten, Gebräuche oder den Eigenschaften einer wie auch immer gearteten Ehre. Und davon hatten diese Kerle mehr als genug!

Telwynn hatte von Anfang an, seit der böswillige Zufall dieser Reitertruppe gestattet hatte, seinen Weg zu kreuzen, ein mulmiges Gefühl gehabt, das intensivste, seit er seinen Eingebungen folgend, im Nebelgebirge den Abgang einer Lawine vorausgeahnt hatte, die all jene mit sich gerissen hatte, die seinen Warnungen keinen Glauben hatten schenken wollen.

Allein die Tatsache, dass ihr Anführer sich sehr bedeckt gehalten hatte, was die Art seiner Mission betraf, aber trotzdem eine Dringlichkeit betont hatte, die jeder Weisheit widersprach, wollte dem Gelehrten überhaupt nicht gefallen. Aber es gab noch mehr Gründe für Telwynns Unbehagen. Zum einen mochte er ihren Anführer nicht, und das, obwohl er sich stets bemühte, jedem Menschen frei von Vorurteilen zu begegnen. Telwynn erlebte diesen Rammwulf als einen Mann voller eitler Hochnäsigkeit, unglaublicher Rücksichtslosigkeit und er unterstellte ihm, das Blut von Freunden als notwendiges Opfer billigend in Kauf zu nehmen, wenn es seinen geheimnisvollen Zielen dienen könnte. Der Gelehrte empfand eine gehörige Portion Abscheu vor diesem grausamen Anführer und wenn ihm dessen untergebene Männer nicht so unendlich leid getan hätten, wäre das Hilfsgesuch des Hauptmanns, die Truppe an den Hengstackerhof zu geleiten, auf seine harte Ablehnung gestoßen. Zudem wusste Telwynn zu diesem Zeitpunkt auch noch nicht, dass Rammwulfs Plan die Absicht beinhaltete, bei finsterner Nacht und im vollen Galopp blind kreuz und quer durch das nördliche Breeland zu stürmen. Was für eine Narretei!

Warum diese krankhafte Eile?

Warum so geheimnisvoll?

Warum ein derart verschlungener Kurs?

Das war der blanke Wahnsinn gewesen, von Anfang an und wenn auch die Rohirrim als die besten Reiter weit und breit galten, war dieser Ritt schon fast eine ungebührliche Herausforderung an das Schicksal gewesen, eine Gefahr für Mensch und Tier, wie eine aufgescheuchte Herde Rotwild durch die Dunkelheit zu hasten, alle möglichen Folgen missachtend. Man hatte es ja gesehen, was dabei herausgekommen war, wenngleich Telwynn auch zugestehen musste, dass der Angriff einer Rotte Wildschweine in dieser Anzahl an Tieren einfach nicht vorauszusehen gewesen war.

Aber war es denn in seiner Verantwortung gelegen, dass der Zusammenstoß so viele Opfer gekostet hatte?

Würden es diese Reiter niemals lernen, dass ein Handeln ohne vorheriges Nachdenken möglicherweise ehrenvoll betrachtet werden könnte, ganz sicher jedoch als töricht? Mut ohne Weisheit ist ein lebensgefährliches Glücksspiel!

Wallricks lächerliche Vorhaltungen empfand Telwynn schon fast als eine Ablehnung jeglicher Weisheit und das erzürnte ihn.

„Es ist eben eine der Möglichkeiten, wenn auch, wie ich zugeben muss, eine nicht sehr wahrscheinliche Folge eines nächtlichen Gewalttritts, dass man plump auf eine rasende Rotte Wildschweine aufprallt. Ihr solltet froh darüber sein, dass nicht noch mehr an Unheil geschehen ist!“

„Aber ... !“, versuchte der Reiter anzumerken.

„NICHTS ABER!!!“, unterbrach ihn Telwynn verärgert. Ihm war vollkommen klar, worum es ging und wie ernst die Lage war, daran musste er nicht ständig erinnert werden, und schon gar nicht von einem jungen, waffenstarrten Hohlkopf, dem bedingungsloser Wagemut als die höchste Lebensregel galt. Aber sogleich bereute er seine barsche Reaktion, denn nicht Übermut oder Trotz waren die Beweggründe des jungen Reiters gewesen mehr Eile einzufordern, sondern eher die Sorge um seine verwundeten Kameraden. Meister Telwynn fühlte sich mehr dem erklärenden als dem bestimmenden

Wort verpflichtet und Verständnis zu erzeugen galt ihm als höherwertiges Gut, anstatt nur blinden Gehorsam einzufordern.

„Steigt ab und lasst Euch zeigen, was ich gesehen habe!“, bat Telwynn den jungen Reiter in einem bemüht versöhnlichem Ton, „Ihr werdet verstehen, warum Erkenntnis manchmal sehr viel hilfreicher sein kann als Tapferkeit und Mut alleine.“

Wallrick zögerte. Der plötzlich so freundliche Ton des Gelehrten behagte ihm nicht. Zudem fühlte er alle Augen seiner Mitstreiter auf sich ruhen, die mit Spannung erwarteten, wie er nun reagieren würde. Was immer er jetzt tun würde käme einer Entscheidung gleich, ob man sich dem Nordländer unterordnen würde oder nicht. Bliebe Wallrick nun trotzig auf seinem Pferd sitzen, hätte er ab diesem Zeitpunkt bei seinen Kameraden das Sagen, denn auch sie unterwarfen sich nur ungerne dem Befehl eines Nordländers. Stiege er dagegen ab, dem Geheiß folgend, um sich zu dem Pfadfinder zu gesellen, wäre ab dann dieser Telwynn, allen Bedenken zum Trotz, als momentaner Anführer bestätigt worden. Hauptmann Rammwulf hatte sich da leider etwas ungenau darüber ausgedrückt, wer das Kommando über die kleine Truppe haben würde, fanden die Reiter und alle waren sich einig, es wäre besser, wenn in dieser Frage Klarheit herrschen könnte. Das Schicksal sollte entscheiden – jetzt und hier!

Man konnte Wallricks inneren Zwist bei der Auswahl zwischen Rebellion und Loyalität nicht nur unmittelbar spüren, sondern fast schon leibhaftig sehen, so unruhig wie er in seinem Sattel hin und her rutschte. Ihm war die Tragweite seiner anstehenden Entscheidung durchaus bewusst. Aber er war eben noch sehr jung und die Verantwortung, die ihn erwarten würde, sollte er im Ringen um das Kommando unerwartet erfolgreich sein, schien ihn jetzt schon fast zu erdrücken. Schließlich ließ er sich dann doch aus dem Sattel gleiten bis er mit beiden Beinen auf dem Erdboden stand. Damit war die Angelegenheit entschieden. Wallricks Kameraden entspannten sich wieder, da nun klar war, wer fortan das Sagen haben würde und die meisten unter ihnen waren sogar erleichtert darüber, ihr weiteres Schicksal einem klugen, erfahrenen Gelehrten anvertrauen zu können, anstatt sich einem jungen, unerfahrenem Heißsporn überlassen zu müssen und selbst das Heft in die Hand zu nehmen, erschien ihnen als abwegig. Dazu hatten sie schon zu lange unter Hauptmann Rammwulf gedient und daher das Gehorchen verinnerlicht. Für sie war ein Befehl etwas, was man von einem Anführer bekommt und nicht das, was man anderen gibt!

Zögernd, sich vielleicht auch ein bisschen gedemütigt fühlend, näherte sich Wallrick dem wartenden Gelehrten, genau so schüchtern wie ein Kind vor seinen Vater und Mutter treten würde, in der Gewissheit berechtigten Tadel zu erhalten. Aber dazu bestand eigentlich kein Grund, denn Telwynn hatte seinen Zorn bereits überwunden und war mittlerweile wieder einigermaßen versöhnlich gestimmt. „Ich will, dass Ihr Euch auf ein kleines Spiel einlasst!“, sagte Telwynn, als der junge Reiter nahe genug stand, „Spielt einfach mit, auch wenn Euch manches etwas albern und kindisch vorkommen könnte. Ihr könntet etwas daraus lernen!“

Wallrick nickte artig und fühlte sich dabei mulmig wie eine unschuldige Braut, der eben von ihrem frischgebackenem Gatten mitgeteilt worden war, es wäre nun Zeit für die Hochzeitsnacht.

„Schließt nun die Augen!“, ordnete Telwynn an, „Konzentriert Euch was das, was ihr Hören und Riechen könnt!“

Anders als angeordnet riss der junge Reiter die Augen zunächst einmal erschrocken auf. Damit hatte er nicht gerechnet und er musste erst einmal darüber nachdenken, ob eine derartige Handlung nicht weit unter seiner Würde sein könnte. Hilfesuchend sah er sich zu seinen Kameraden um. Doch die gaben ihm keinen Rat, warteten nur stumm darauf, wie es weitergehen würde und ließen Wallrick mit seinem Problem alleine. Nicht wenige grinsten sogar schadenfroh!

Wallrick seufzte, dann schloss er widerwillig die Augen.

„Und jetzt!“, fragte er ungeduldig.

„Dass ich Euch hieß die Augen zu schließen, bedeutet nicht gleichzeitig, dass Ihr den Mund aufreißen sollt!“, tadelte Telwynn, „Lasst Euch Zeit und schiebt Eure eigenen Gedanken erst einmal auf die Seite, damit Ihr wahrnehmen könnt, was Euch die Welt zu sagen hat!“

„In Ordnung!“, flüsterte der junge Reiter und versucht ab jetzt an nichts mehr zu denken, was ihm auch relativ gut gelang. Nur die eine Frage nach dem, was das Ganze solle, wollte nicht aus seinem Kopf weichen.

„Was könnt Ihr hören?“, fragte Telwynn in ruhigem, fast schon beschwörendem Ton.

Wallricks Augenbrauen zogen sich zusammen. Er schien tatsächlich etwas vernommen zu haben.

„Ich höre das Geheul von Wölfen, aber das Rudel scheint sehr entfernt zu sein!“

„Gut gemacht!“, lobte der Gelehrte, „Was hört Ihr noch?“

Der junge Reiter lauschte angestrengt in die Nacht hinein bis er das Gefühl hatte, seine Ohren würden ihm den Kopf auseinander ziehen.

„Eigentlich höre ich nur die üblichen Geräusche der Nacht!“, bemerkte er zuletzt, „Hin und wieder schreit ein Käuzchen und ein paar kleine Windböen lassen das Gras rascheln. Kainath und Singwid stöhnen leise, sie scheinen Schmerzen zu haben. Mehr höre ich eigentlich nicht!“

„Gut!“, erklärte Telwynn, „Nun konzentriert Euch auf das, was Ihr NICHT hört!“

„WAS? ... WIE?“, entfuhr es Wallrick. Er war verwirrt, denn ihm war unklar, wie er etwas hören sollte, das nicht zu hören war!

Der Gelehrte lächelte mild, als er die Unruhe des jungen Reiters sah und versuchte ihm zu helfen.

„Hört Ihr das lauter werdende Gepolter vieler gespaltener Hufe?“

Wallrick schüttelte den Kopf.

„Gut!“, kommentierte Telwynn, „Dann kommen offensichtlich keine rasenden Wildschweine erneut auf uns zu! Weiter nun! Hört Ihr die schweren Schritte von Füßen, die in stählernen Stiefel stecken?“

„Ich kann nichts davon wahrnehmen!“, antwortete Wallrick und er presste weiterhin die Augenlider fest zusammen, als könne er dadurch besser hören.

„Schleicht jemand, ein Späher oder Kundschafter, auf leisen Sohlen um uns herum?“

„Wenn da wirklich jemand wäre, dann würde ich ihn hören!“

„Sehr gut!“, sagte Telwynn zufrieden, „Und was schließen wir jetzt daraus?“

„Ich weiß nicht!“, murmelte Wallrick unentschlossen, „Vielleicht dieses, dass wir hier alleine sind und keinen Angriff zu erwarten haben !?“

Die Anmerkung des jungen Reiters klang mehr nach einer Frage denn nach einer Antwort und er war unendlich froh, dass der Gelehrte dennoch zufrieden zu sein schien.

„Gut! Halten wir dies einmal fest!“, erklärte Telwynn mild lächelnd und Wallrick war, als ob ihm eine schwere Last von den Schultern genommen worden wäre. Aber die Zeit seiner Prüfung war offensichtlich noch nicht vorbei, denn schon kam die nächste Aufgabe für ihn.

„Haltet die Augen weiterhin geschlossen!“, gebot Telwynn, der bemerkt hatte, dass der junge Reiter schon langsam zu blinzeln begann.

„Haltet Eure Nase in die Luft und erklärt mir, welche Gerüche Ihr wahrnehmen könnt!“

„Verdammt! Ich soll WAS tun?“, rief der junge Reiter entgeistert, sich mehr und mehr unwohl fühlend. Er kam sich langsam vor wie eine Handpuppe an der Hand eines Wahnsinnigen. Aber er hielt gehorsam die Augen fest geschlossen, schon alleine deswegen, um nicht seine feixenden Kameraden sehen zu müssen, die sich ohne jeden Zweifel ihrerseits köstlich über seine missliche Lage amüsierten.

„Die Luft ist stickig, aber das ist bei dieser Hitze ja auch kein Wunder.“, stammelte er in einem gelangweilten Tonfall, nachdem er lustlos ein wenig in der Gegend herum geschnuppert hatte.

„Ist das schon alles?“, kommentierte der Gelehrte den dürftigen Beitrag des jungen Mannes mit einem unüberhörbaren spöttischen Ton, „Konzentriert Euch! Wir mögen vielleicht keine Jagdhunde sein, denen sich die Welt fast komplett alleine über den Geruch erschließt, und dennoch können auf diesem Weg Dinge wahrnehmen, deren Gestalt sich unserem Sehen und Hören nicht offenbaren mag!“

Wallrick nickte stumm und unternahm einen weiteren Versuch, diesmal war er jedoch etwas aufmerksamer bei der Sache und daher auch erfolgreicher. Plötzlich umschmeichelte ein sanfter Hauch seine Nase, der die Spur eines Aromas mit sich führte, den er von Kindesbeinen an kannte und schätzte. Ein seliges Lächeln breitete sich über sein Gesicht aus.

„PFERDE ! ICH RIECHE PFERDE !!“, rief er begeistert, „Es müssen dutzende von Pferden sein!“
„Es sind sogar hunderte von Pferden!“, bestätigte Telwynn, „Das sind die Pferde, die rings um den Hengstackerhof auf der Weide stehen. Der Hof kann also nicht mehr weit sein!“

„Natürlich! Jetzt wird mir das deutlich!“, fiel Wallrick ein, dem diese neue Erkenntnis seine forschenden Anstrengungen beflügelte, „Der Geruch ist schwach, aber es weht auch kaum ein Wind, der Aromen transportieren könnte. Demzufolge wäre der Ausgangspunkt näher, als man vermuten möchte!“

„Das macht Ihr sehr gut!“, freute sich der Gelehrte, „Fahrt fort damit ... !“

Der junge Reiter versuchte sich bescheiden zu geben, aber man konnte ihm dennoch ansehen, dass er nach dem Lob Telwynns vor Stolz fast platzte. Jetzt, da sein Interesse geweckt worden war, prasselten immer mehr Eindrücke auf seine Nase ein, in einer Menge, die ihn fast zu überwältigen drohte.

„Es liegt kein scharfer Geruch in der Luft, der die Anwesenheit eines Raubtiers befürchten ließe, zumindest nicht im Norden!“

„Sehr gut, sehr gut !“, rief Telwynn, von der Gelehrsamkeit des Rohirrim überrascht, „Nicht nur, dass Ihr Eure Wahrnehmungen so trefflich geschärft hattet, auch zu erkennen, was NICHT ist, Ihr vermochtet Eure Erkenntnis durch Vernunft auch einzuschränken. In der Tat riecht man ein wildes Tier gegen den Wind erst dann, wenn es einen in den Hintern beißt!“

Der Gelehrte war begeistert von Wallrick und auch die Kameraden des jungen Kriegers zollte ihm anerkennenden Respekt. Wallrick selbst schien gar nicht so zufrieden zu sein.

„Meister Telwynn?“, sprach er den Gelehrten an, „Da ist etwas, was mein Sinnen sehr beschäftigt und auf das ich mir keinen Reim machen kann!“

Telwynn lächelte, denn er hatte eine Ahnung, was den jungen Rohirrim bewegte.

„Sicherlich ist Euch aufgefallen, dass da irgendetwas nicht passt!“

„Genau! Ihr habt es erkannt!“, rief Wallrick, schon fast ein wenig zu übermütig und freute sich zunächst einmal darüber, dass er offensichtlich nichts Dummes gesagt hatte, so ungenau wie er sich hatte ausdrücken müssen.

„Junger Freund,“, begann Telwynn, „in Rohan wird man geboren und irgendwann stirbt man. Die Zeit dazwischen wird von den meisten als Leben angesehen, doch in Rohan, so bin ich geneigt anzunehmen, spricht man stattdessen von einer 'Reitstrecke', die man zu überwinden hat, denn der Wert eines Pferdes übersteigt meistens den Wert des eigenen Daseins. Ein kleines Kind lernt dort das Reiten noch vor dem Laufen und wenn ein Rohirrim seine Heimat erklären müsste, würde er zuerst das Königreich, aber gleich danach den eigenen Sattel als solche benennen. Pferde gelten Euch als höchstes Gut und sind noch wichtiger als ein Dach über dem Kopf. Nun seid Ihr nicht nur verwegene Reiter, sondern auch als hervorragende Pferdezüchter bekannt und als solche kennt Ihr um die Gefahren, die Tag und Nacht Eure Herden bedrohen. Ständig habt Ihr Euch gegen hungrige Wölfe oder verfluchte Lathbären zu verteidigen, die Eure Herde zu schlachten versuchen. Große Herden ziehen Raubtiere magisch an. Das ist in aller Welt so, doch wie es scheint, nicht hier, an diesem Ort!“

Wallrick fiel verblüfft die Kinnlade herunter. Ihm war, als hätte der Gelehrte in seinen Gedanken gelesen, noch ehe er sie sich selbst hatte verdeutlichen können.

„Ihr habt recht, Meister Telwynn! Es ist kein Heulen von Wölfen zu hören und auch der feine, scharfe Geruch dieser Bestien fehlt völlig!“

Der Gelehrte nickte zustimmend und ergänzte:

„Ich kann Euch versichern, dass Ihr in jüngst vergangenen Tagen noch diese Gegend reichlich bevölkert mit Raubtieren gefunden hättet. Irgendetwas muss sie vertrieben haben! Daraus folgert sich zum einen die Frage, wer oder was die Tiere vertrieben haben könnte, zum anderen aber auch die nicht unwesentliche Frage, ob der Ansturm der Wildschweine, der uns überrollte, sich auch aus der Ursache ergeben hatte, die für das Verschwinden jeglichen Getiers aus dieser Gegend verantwortlich ist!“

„Ich verstehe Eure Worte nicht!“, stammelte Wallrick verwirrt und eingeschüchtert. Nichts klingt bedrohlicher als ein Gelehrter, der um den heißen Brei herumredet, man fühlt sich dabei so dumm und

ausgeliefert wie ein Schaf auf dem Weg zur Schlachtbank.

Telwynn lächelte mild und erklärte unsicher:

„Dann will ich es Euch einmal verständlicher machen.....!“

Der Gelehrte schien ein wenig herum zu drucksen, jedenfalls glaubte das Wallrick erkannt zu haben und das war ihm nicht geheuer, seine innere Anspannung wuchs. War sich der Gelehrte seiner Sache nicht sicher oder war die Wahrheit so unangenehm, dass sie ihm nicht leicht über die Lippen kommen konnte?

„Der Angriff der Rotte war womöglich kein Zufall!“, sagte Telwynn dann verzagt, als würde er mit seiner Aussage einen Verrat begehen. Ihm war niemals wohl dabei pure Annahmen als gegebene Tatsachen erklären zu müssen und die Wahrscheinlichkeit, es könnten zahllose Wildschweine zusammengetrieben und als Angriffswaffe missbraucht worden sein, war mehr als vage. Dennoch war der Gelehrte davon überzeugt, dass es genau so gewesen sein musste. Und was für Schwarzwild gilt, könnte auch für andere Tiere gelten. Doch auch für den Fall, dass im Umkreis die beheimateten Tiere nur einfach vertrieben worden waren, würde sich dennoch die Frage stellen – von wem?

Telwynn war derart tief in seine Gedanken versunken, dass Wallrick ihn noch immer schweigend und erwartungsvoll ansah, auf weitere Erklärungen hoffend. Aber der Gelehrte wollte seine Theorie nicht weiter vertiefen, er bereute es schon fast sie überhaupt erwähnt zu haben, aber in ihm wuchs die Erkenntnis, dass irgendwo eine verdammt große Gefahr lauerte, unerkannt und bereit alles zu verschlingen, nicht nur die kleine Reitertruppe in seinem Gefolge, sondern auch den gesamten Hengstackerhof, wenn nicht sogar das ganze Breeland.

Was für eine Nacht! Die Dunkelheit schmierte sich einem wie schwarze Farbe über die Augen! Man konnte nicht einmal einen Schritt weit voraus den Weg erkennen, wenn man das überhaupt einen geraden Weg hätte nennen können. Es war mehr ein Irrgarten durch herumliegendes Gerümpel, Abfall und sonstigen Gegenständen, für die in dieser Stunde niemand Verwendung hatte. Sogar kleine Kutschen standen hier herum, nicht in Reih' und Glied, sondern wild durcheinander, als habe man sie in aller Eile dort abgestellt. Hinter dem Haus stapelten sich überhaupt viele Waren und Gerät kreuz und quer, unsortiert und wenig liebevoll gelagert. Da waren achtlos dahingeworfene Heuballen, alte Gestelle, an denen noch ältere Sättel aufgehängt waren, große Stapel an Lattenholz, Seilrollen, Säcke und Fässer in denen alte Hufeisen auf ihre Wiederverwertung warteten, eben alles, was für die Arbeit auf einem Gestüt irgendwann gebrauchen könnte oder Reste von dem, was man lange zuvor gebraucht hatte. Eben alles, was auf dem Hofplatz selbst dem Betrieb eines Markts im Weg gewesen wäre, hatte man hinter dem Haus wild in der Gegend angehäuft, damit vor dem Haus Reinheit herrschen würde und sich die vielen Besucher an dem Anblick des alten Zeugs nicht stören mussten.

Hier könnten sich selbst bei Tage halbe Heerscharen an Leuten verstecken, ohne jemals entdeckt zu werden. Bei Nacht wäre es genau genommen unmöglich gewesen selbst ein dummes Mammut zwischen diesen Müllhalden zu finden, geschweige denn einen Mann wie Swanter, der, wenn er nicht gefunden werden wollte, so unauffällig werden konnte wie eine schwarze Katze in einem finsternen Tunnel in einer mondlosen Nacht.

Marric ließ sich aber von der Unmöglichkeit auf einen Erfolg seines Unterfangens nicht beeindrucken. Vielleicht würde zur Abwechslung das Glück auch einmal auf seiner Seite stehen. Das Schicksal schien ihm und den Seinen bisher eher nicht gewogen zu sein und es wollte offensichtlich auch jetzt nicht zugeneigt sein. Marric fühlte sich unglücklich. Er kam sich inmitten der Dunkelheit einsam und verloren vor. Leider entsprach diese Situation, so kam es ihm in den Sinn, durchaus auch der momentanen Lage der Schattenklingen. Auch die Sippe tappte im Dunkeln, umringt von gefährlichen Widernissen, die nach fremden Gutdünken aus der Dunkelheit auftauchten, Ärger machten und wieder dorthin verschwanden, wo sie herkamen, ehe man sie richtig erfassen konnte.

Vorsichtig, Schritt für Schritt, tastete sich Marric vorwärts. Er verzichtete lieber auf eine brennende Fackel oder eine leuchtende Laterne, die allerhöchstens dazu gedient hätten, den Gesuchten schon von

Weitem zu warnen oder, schlimmer noch, andere Gelichter anzulocken. Er hätte sowieso weder das eine noch das andere zur Hand gehabt, also blieb ihm gar nicht anderes übrig, als sich achtsam durch den Schatten der Nacht, an allen `Klippen` vorbei, einen Pfad zu ertasten.

Bisher war Marric, wenn er auch sonst nicht einmal den Hauch eines Gelingens für sich hatte erwirken können, auf seinem Weg wenigstens nicht zu Schaden gekommen, hatte sich weder an harten Hindernissen gestoßen oder an scharfkantigen Gegenständen verletzt, noch war er mit dem großen Zeh in eine rostige Rattenfalle geraten. Das war fast schon mehr als man erwarten konnte, denn in diesem verwirrenden Spiel von Mondlicht und Schatten wurde jede Wegsuche zu einem reinen Ratespiel. Vielleicht doch nicht ?!

Marric blinzelte in die Dunkelheit.

War dort wirklich ein schwache Lichtquelle oder war das nur eine Gaukelei seiner Sinne?

Womöglich könnte dort jemand lagern !

Es war nicht unbedingt eine große Erkenntnis, aber es war wenigstens eine winzige Spur und das war mehr als er bisher gehabt hatte. Der Weg dorthin mochte kurz und einfach erscheinen, dennoch stieß sich Marric das rechte Schienbein an einer heimtückisch in die Dunkelheit ragende Deichsel eines kleinen Handwagens. Die Eile, das unverhoffte Ziel zu erreichen, hatte ihn unvorsichtig werden lassen. Marric unterdrückte einen derben Fluch und rieb sich sanft die schmerzende Stelle. Das dürfte einen ordentlichen blauen Flecken geben, dachte er sich, und er wird wahrscheinlich ein paar Tage lahmen müssen, aber er konnte sich immerhin noch humpelnd fortbewegen. Trotz der Wucht des Zusammenstoßes waren die Knochen heil geblieben, doch 'protestierten' sie energisch schmerzhaft gegen diese Form der Misshandlung, geboren aus Unachtsamkeit. Vielleicht war es aber auch ein Wink des Schicksals gewesen, eine schmerzende, doch gut gemeinte Ermahnung so bedacht zu bleiben, wie er es sich sonst auch zu eigen machen pflegte.

Marric seufzte leise. Noch immer rieb er sich das verletzte Bein und versuchte, sich den Schmerz aus seinem Geist einfach wegzudenken. Vorsichtig trat er einmal zögernd auf und verlegte so langsam wie möglich sein Gewicht auf das lädierte Bein, damit ihn ein plötzlich auftretender Schmerz nicht fällen würde. Aber das Bein hielt der Belastung stand und es tat auch nicht mehr weh, zumindest nicht wesentlich. Marric würde also wie gewohnt laufen können, ein wenig zurückhaltender vielleicht als sonst, aber dennoch kraftvoll genug, um sich notfalls auch gegen Angriffe wehren zu können.

Es war durchaus von Vorteil gewesen, nun aufmerksamer und vorsichtiger vorzurücken, womöglich wäre er sonst über die schwere Kette gestolpert, die sich in der Dunkelheit quer über seinen Weg eine Hand breit über dem Boden spannte und an der, wie Marric später feststellte, ein Lappen befestigt war, auf dem in krakeliger Schrift geschrieben stand „Vorsicht Kette!“.

Nur zwei Schritte dahinter lauerte dann 'hinterlistig' eine Gartenharke im trockenen Gras, wie auch schon die Kette vorher, auch diese durch den Mondschatten perfekt verborgen. Die Spitzen der Harke standen nach oben und sie waren derart mit Rost befallen, dass es gereicht hätte, einen kräftigen und gesunden Ochsen mit Wundbrand niederzustrecken. Marric erkannte die Gefahr erst im letzten Augenblick, als er schon drauf und dran war, seinen Fuß daran aufzuspießen.

Marric stieß einen kleinen Pfiff aus!

Er hatte verdammtes Glück gehabt!

Zudem hätte es, wäre ihm die Gefahr bis zuletzt verborgen geblieben, auch noch sein gesundes Bein betroffen. So konnte er dieses Hindernis mit einem großen Schritt überwinden, insofern hatte er wirklich Glück gehabt, denn selbst wenn seine Stiefel das Durchbohren des Fußes verhindert hätte, wäre dann der Stiel der Harke nach oben geschneilt und erst durch sein Gesicht aufgehalten worden. Das war eine unschöne Vorstellung, Marric erschauerte. Um sich zu beruhigen und um den Schrecken hinter sich zu lassen, überprüfte er zunächst, ob die Nase noch heile war und die Stiefel unbeschädigt, bevor er sich wieder langsam vorwärts bewegte, immer danach schauend, ob nichts Gefährliches auf dem Boden läge, von der Seite hereinragte und um ganz sicher zu gehen, nicht zusätzlich noch etwas von oben herabfallen würde.

So sehr dieser Pfad und alle seine Tücken Marrics Geist auch beanspruchten, er konnte nicht aufhören über die Lage zu grübeln, in der sich seine Schattenklingen befanden. Er hatte es von Anfang an im Gefühl gehabt, als ihn damals die Anfrage des Bürgermeisters erreichte, ob sich die Schattenklingen nicht um die Überfälle auf die Gehöfte im Breeland kümmern könnten, die Bannwarte wären zu überlastet und das Murren der Landwirte würde immer drohender werden, denn sie hatten Angst und die ständigen Beschwichtigungen der obersten Ordnungshüter gründlich satt.

Das hatte eigentlich nicht sonderlich kompliziert geklungen. Marric schickte sich schon an, ein paar Novizen der Schattenklingen abzukommandieren, sich dieser Angelegenheit anzunehmen. Die Täter ausfindig zu machen, um sie der Gerechtigkeit zu übergeben, das klang einfach und war doch einmal etwas ganz anderes und aufregenderes für diese Grünschnäbel, als immer nur Küchendienst oder Gartenarbeit. Doch dann entschied er sich anders.

Gerechtigkeit?

Gerechtigkeit war in diesen Zeiten wachsender Bedrohungen immer weniger gefragt. Man neigte heutzutage zusehends mehr zu schnelleren Lösungen, etwa durch Hanfeschlingen oder dem Block, im festen Glauben, die Probleme wären dadurch aus der Welt gebracht. Man sagt der Scharfrichter von Bree, der all die Jahre zuvor wahrlich nicht mehr zu tun gehabt hatte als arme Tröpfe an den Schandpfahl zu binden, damit sie von den aufgebrachten Bürgern angemessen bespuckt werden konnten, würde heimlich in seinem ärmlichen Hinterhof bereits den Umgang mit seinem Henkersbeil üben. Das hatte er sicherlich nicht aus eigenem Antrieb getan, dazu war dieser Mann einfach zu blöde. Jemand muss ihm gesteckt haben, dass unter Umständen noch sehr viel Arbeit auf ihn zukommen würde. Marric hatte da auch schon einen vagen Verdacht, wer das gewesen sein könnte. Er hielt den Bürgermeister durchaus für fähig, dutzendfach Köpfe rollen zu lassen, nur um den eigenen in Sicherheit zu bringen. Doch was soll es nutzen, einer grausamen Bestie den Schädel abzuschlagen, wenn deren zwei dafür nachwachsen? Und dabei würden es noch nicht einmal die führenden Köpfe sein, die im Hintergrund allen Ungemach lenkten und leiteten, die dann ins Körbchen fallen würden. Eine Blume existiert nicht alleine aus einer Blüte heraus, es ist die Wurzel, die das Leben hält und sie liegt verborgen unter der Erde, während die bunte Blüte alle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken weiß. Nun musste Marric aber auch eingestehen, dass in der letzten Zeit im Breeland verdammt viele hässliche Blüten aufgegangen waren, man mochte fast schon von einer Invasion der Schadpflanzen reden, denen es nun, dem Urteil des Volks nach, mit der Sense zu begegnen galt. Aber Marric dachte nicht so. Er vermutete bei all diesem zahllos sprießenden Unkraut eine gemeinsame Wurzel. Diese musste gefunden und aus der Erde gerissen werden, dann erst würde man der Lage Herr werden und der Friede könnte wieder Einzug halten im Breeland.

Marric musste diesen zwielichtigen Swanter dringend finden, denn er hielt ihn für eine Quelle für die passenden Antworten auf die meisten seiner Fragen. Diese seltsamen Mondschnangen waren weit mehr als nur eine ärgerliche und vorübergehende Erscheinung – das konnte er fühlen. Womöglich waren sie eine noch sehr viel größere Gefahr als Südländer und Orks zusammen.

Auch wenn es ein wenig länger gedauert hatte, zuletzt hatte Marric dann doch die Quelle des schwachen Leuchtens erreicht, das ihm schon aus der Entfernung aufgefallen war und er sah sich bestätigt, es handelte sich tatsächlich um eine Art Lager. Zwar lag auch hier allerhand Gerümpel herum, doch fand man hier dennoch eine freie Fläche, die, gar nicht einmal so klein, gut drei Schritte Durchmesser hatte. An dem kleinen Unterstand, an dem jüngst wohl noch Pferde Schutz vor der Sonne gefunden hatten und der jetzt bis zu seinem windschiefen Dach wie die weiträumige Umgebung auch mit allerlei aufgehäuften Tand gefüllt war, hing eine kleine Laterne, die ein ärmlich flackerndes Licht ausstrahlte, das offensichtlich in den letzten Zügen lag. Mehr konnte Marric nicht erblicken. Man hätte schon eine Eule oder Katze sein müssen, um hier noch Einzelheiten erkennen zu können. Er brauchte einfach mehr Licht, sonst würde er hier keine Spuren finden können und dieser Platz würde bleiben, wie er sich im ersten Moment augenscheinlich darstellte – ein trostloser Ort.

Marric war sich sicher noch etwas Lampenöl dabei zu haben, doch konnte er es in seinen Taschen nicht

sofort finden. Viel sehen konnte er nicht, daher musste er sich auf seinen Tastsinn verlassen. Das dauerte aus diesem Grund zwar ein bisschen länger, war aber dann zuletzt doch erfolgreich. Nachdem er beim Wühlen in der Tasche seinen Zeigefinger an einem Angelhaken aufgerissen hatte, aus Versehen den Stöpsel eines kleinen Tintenfassers abgelöst hatte, worauf sich die Tinte reichlich über ein halbes Dutzend Schriftrollen ergossen hatte, wurde er fündig und hielt eine kleine Phiole mit Lampenöl in der leicht lädierten und eingeschwärzten Hand. Das Gefäß war nur noch halbvoll, doch es würde reichen genug Licht zu erzeugen, um die Dunkelheit ringsum für eine kurze Weile zu vertreiben. Aber Marric hütete sich die schwächlich brennende Laterne zu berühren. Sie war bestimmt sehr heiß. Das fehlte jetzt, sich auch noch die Finger zu verbrennen. Aber es hingen zum Glück genügend andere Lampen herum, die lange vorher schon erloschen waren und sich daher kühl anfassten. Marric wählte eine davon aus und begann sie mit dem Lampenöl aufzufüllen, in diesem flackernden Zwielflicht keine leichte Aufgabe. Als die Phiole geleert war, hing er die Lampe an den Haken zurück, von dem er sie vorher genommen hatte. Dann hob er einen trockenen Span auf, hielt ihn an das sterbende Feuer der noch halbwegs leuchtenden Laterne und entlockte dem niedergehenden Geflacker eine kleine Flamme, die er sofort an den Docht der angefüllten Lampe hielt. Der Docht hatte sich bereits gierig mit Öl vollgesogen und als die kleine Flamme auf ihn traf, begann er sofort Licht spendend zu brennen. Es war kein üppiges Licht, aber es sollte genügen. Marric erkannte nun deutlich mehr, als er sich forschend in der näheren Umgebung umsah.

Nichts Gutes war hier geschehen, das war sein erster Eindruck. Unterhalb eines der Stützbalken, die das Dach des Unterstands trugen, lagen Seile, zum Teil zerschnitten. Der Gedanke lag nah, dass hier jemand als Gefangener gebunden stand. Und dieser jemand war vermutlich eine Frau gewesen, die zahllosen Fetzen, die hier herum lagen, schienen die traurigen Überreste eines Weiberkleids zu sein. Mit kaltem Entsetzen erinnerte sich Marric an seinen Traum. Waren die Hilferufe einer Not leidenden Frau am Ende kein nächtliches Phantasiegebilde, sondern eine Vision gewesen, die hier an diesem Ort eine schreckliche Erfüllung gefunden hatte?

Marric hatte nicht mehr die Zeit eine Antwort zu finden.

Plötzlich fühlte er sich brutal zurück gerissen, fast wäre er gestürzt. Von der linken Seite her schlang sich ein starker Arm um seinen Hals und hielt ihn in einem bedrohlichen Würgegriff. Zudem spürte er die scharfe Schneide eines Dolchs an seiner Kehle. Der Angreifer hatte ihn völlig überrascht und hilflos musste er hören, was ihm voller Hass von hinten über seine Schultern hinweg auf kurzem Weg ins Ohr geraunt wurde:

„Du Sohn einer Hure! Sag der Welt Lebewohl, hier endet dein eitler Weg!“

Der Druck der Klinge an seinem Hals wurde stärker! Marric spürte, wie ihm ein Tropfen vom Hals abwärts in den Kragen rann – war es Schweiß oder bereits Blut?

Die ersten Eindrücke, die sie vereinzelt und unzusammenhängend wahrnehmen konnte, nachdem alle ihre Sinne langsam wieder begonnen hatten, sich aus der Umnachtung einer schweren Bewusstlosigkeit in die dingliche Welt zurück zu tasten, waren zunächst noch nur als ein wirbelndes Rauschen in den Ohren zu erkennen gewesen. Es klang wie das gewaltige Tosen eines großen Wasserfalls, bei dem unendliche Wassermengen donnernd in die Tiefe stürzen, beeindruckend und beängstigend zugleich und sie fühlte sich wie von gefährlichen Strudeln umhergewirbelt.

Aber da war noch mehr. Es hörte sich an wie ein lautes Flattern, nicht etwa das Schlagen mit den Schwingen eines größeren Vogels, sondern mehr wie das Killen eines Segels, wenn das Boot aus dem Wind fährt. Es war die etwas unscharfe Erkenntnis, sie könnte sich unter Umständen wohl nicht mehr unter dem Dach irgendeines Hauses befinden.

Aber wo war sie dann?

Und wie kam sie hierher?

Sie schien nicht alleine zu sein, aber ihre Augen waren noch nicht klar genug, um Einzelheiten erkennen zu können. Da waren Stimmen, die aus dem Nichts erklangen und dort auch wieder

verhallten. Geisterhafte Erscheinungen huschten um sie herum, flüchtige Schemen wie Morgennebel, der dem Auge wallende Figuren vorgaukelt.

Sie wollte etwas sagen, brachte aber nur ein heiseres Krächzen heraus. Ihr Gaumen war knochentrocken, ebenso die Kehle und ihre Zunge war dick geschwollen. Daran musste jedes gesprochene Wort zerbrechen, also versuchte sie es erst gar nicht. Sie hatte furchtbaren Durst, ein Schwindel lag wie ein Joch auf ihrem Gehirn und ihr Magen stand kurz vor einer tobenden Revolte. Sie konnte sich in diesem Augenblick an gar nichts mehr erinnern, was länger her war als vor drei Atemzügen. Noch nicht einmal ihr Name wollte ihr einfallen oder gar ihre Herkunft oder die Umstände, die sie zu dieser Situation geführt hatten. Ihr war, als hätte sie die Natur eben in diesem Augenblick achtlos in die Welt gespuckt.

Doch über allem thronte die Frage: Was war nur geschehen?

Einen klaren Gedanken konnte sie nicht fassen, denn ihr Geist war wie von einem Wirbelsturm erfasst, alles drehte sich im Kreis und nichts passte zusammen. Sie versuchte immer wieder die Augen zu öffnen, aber es gelang ihr immer nur kurz - verdammt kurz - und eben nicht auf die Dauer, die es braucht, sich von der Welt ein Bild machen zu können. Ihre Augenlider fühlten sich schwer wie Blei an, es kostete sie viel Kraft von ihrer Umgebung auch nur einen kurzen Moment lang winzige Blicke zu erhaschen. Kalter Stahl ließe sich mit bloßer Hand leichter verbiegen.

Zu dem Rauschen in ihren Ohren gesellte sich nun auch ein schrilles Pfeifen, das sich wie ein Pfeil durch die Ohren in ihren Kopf bohrte. Ihr wurde schlecht, es hätte nicht viel gefehlt und sie hätte sich übergeben. Sie zwang sich ruhig und tief zu atmen. Das half ihr keine Panik in sich aufsteigen zu lassen. Noch immer hatte sie keine Ahnung was geschehen war und wo sie sich jetzt befand. Sie hörte Stimmen.

Schon wieder!

Wie vorhin!

Diesmal allerdings schon etwas klarer, genug um sicher zu sein, dass man nicht träumte.

Man unterhielt sich offensichtlich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, aber noch wollte sich ihr nicht eröffnen, wer da sprach und worüber man sich austauschte.

Ihr war, als würde sie aus einem langen, fiebrigen und traumlosen Schlaf erwachen, als hätte sie nach einem endlosen Treiben auf offener See endlich zumindest die Ahnung, als wäre ein rettendes Ufer in erreichbarer Nähe. Nun lag es an ihr selbst, ob sie sich jetzt an die rettenden Gestade der Wirklichkeit kämpfen vermochte oder in den namenlosen Tiefen des ewigen Vergessens versinken würde. Es war ein schrecklicher, innerer Kampf. Manchmal wurde das Schrillen in ihrem Kopf derart laut, dass sich ihr Geist erschrocken zurückzog und versuchte, sich wieder einer sanften, vermeintlich rettenden Ohnmacht zu überlassen, wo sich jede Ordnung übersichtlich auf einen einzigen Punkt zusammen zöge, sich jedes Ungemach wie Morgennebel nach einer milden Brise verweht wäre und sich jede noch so arge Pein in Zärtlichkeit verwandeln würde. Doch ihr Geist ließ diese Flucht nicht zu, sondern zwang sie auf den Weg der Wirklichkeit entgegen, so grausam sie sich auch darstellen würde. Sie spürte lähmende Angst und quälende Unsicherheit, aber zuletzt ließ sie es zu, dass sich ihre Wahrnehmung immer weiter der Welt gegenüber öffnete.

Sie lag auf einer harten, ungepolsterten Liege und das offensichtlich nicht seit eben erst, sondern schon seit einer längere Zeit, denn ihr Rücken schmerzte fast schon so sehr wie ihr Kopf es tat. Sie konnte sich nicht bewegen, denn ihre Hand- und Fußgelenke waren gefesselt. Nein – nicht gefesselt, sondern gebunden! Aber auch das stimmte irgendwie nicht. Das waren keine Stricke, die sie spürte, es waren Schellen aus Metall, die ihre Gelenke zur Bewegungslosigkeit verdammten. Wer, im Namen aller Henker, würde so etwas tun? Es fühlte sich an, als wäre sie wie ein gemeiner Verbrecher an einen Pranger gezwungen worden, nur eben nicht stehend an einen Pfahl gebunden, dem Durst nach Rache eines aufgebrachtten Mobs ausgeliefert, sondern mit ausgestreckten Gliedmaßen liegend auf einem mehr als unbequemen Brett, nicht minder gezwungen Pein und Schmähungen erwarten zu müssen, als stünde sie an einem Schandpfahl.

„SIE WACHT AUF !!“, hörte sie jemanden sagen und es klang nicht dumpf und fern, wie durch den Damm der entrückten Verwirrung bei einer Trübung des Bewusstseins oder aus den Sphären eines verworrenen Traums heraus vernommen, sondern laut, deutlich und prägnant wie der brüllende Ruf eines Kriegshorns während des stillsten Moments einer spirituellen Meditation. Das war freudig aufregend und beunruhigend zugleich, eine Verbindung, die nicht eben konstruktiv erscheinen wollte und dennoch ein ordnender Markstein für einen verwirrten Geist sein konnte.

Und so war es entschieden – anders als auf einem Malstrom treibend, wurde ihr Bewusstsein nicht in die Tiefe gerissen, um dort zu vergehen, sondern nach oben gespült, an das Licht der Wirklichkeit, an die Gestade der dinglichen Welt. Endlich konnte sie die Augen öffnen, um zu sehen, die Ohren ausrichten, um zu hören und sie erinnerte sich !!

Da erschien in ihren, noch immer etwas konfus wirbelnden Gedanken das Bild einer jungen, zu Tode verwundeten Südländerin, um deren Leben sie gekämpft hatte in diesem völlig überhitzten Nebenraum auf dem Hengstackerhof und sie spürte, dass die kein Traum sein konnte, sondern eine echte Erinnerung! Diesen Kampf um Leben um Tod spürte sie noch immer in ihren Knochen, denn er hatte ihr gewaltig Kraft abverlangt. Müde war sie gewesen, danach unendlich erschöpft. Oh ja, langsam wurde ihr alles wieder gegenwärtig. Schlaf hatte sie gesucht und da war der Sohn des Hausherrn gewesen, der ihr sein Lager überlassen hatte. So war das gewesen, dessen war sie sich jetzt sicher! Sie erinnerte sich an die Kammer, die ihr zugeteilt worden war und an dieses verlockende Bett, das ihr so freundlich einladend Quartier angeboten hatte. Und dann, wie aus dem Nichts heraus, kam dieser kleine Stich, den sie an der linken Seite ihres Halses spürte. Ein kleine, blutsaugende Mücke könnte das gewesen sein, dachte sie in diesem Augenblick und kümmerte sich nicht weiter darum. Aber sie hatte sich geirrt, denn sogleich fiel die Nacht über ihr zusammen. Als sie zu Boden sackte, war sie bereits nicht mehr bei Bewusstsein gewesen. Und nun war sie wieder erwacht und mit der Erinnerung kamen auch wieder ihre Sinne zurück. Sie erkannte sich in hilfloser Gefangenschaft, doch wer hatte sie entführt?

Endlich konnte Shalawing die Augen öffnen und auch offen halten. Sie war gewillt sich der Wirklichkeit zu stellen und das, was sie am meistens interessierte, war die Identität ihrer Kerkermeister, obwohl sie da schon eine erste Ahnung gehabt hatte. Sie befand sich in einem großen Zelt, das konnte sie deutlich sehen, auch in der Dunkelheit der Nacht, denn in jeder Ecke standen wertvoll aussehende Kerzenständer, jeder davon mit nicht weniger als zwölf brennenden Kerzen bestückt, die den Raum fast wie das Allerheiligste eines Tempels wirken lassen, wenn auch das Gefühl, auf einer Art Altar zu liegen, sie nicht geringfügig bedrückte. Es wirkte fast schon gemütlich, wenn auch auf eine sehr krankhafte Art.

Auch die Planen des Zelts sahen alle anders aus, nicht so gewöhnlich wie bei den vielen anderen Zelten, die rings um den Hengstackerhof aufgestellt waren, sondern eher prunkvoll. Sie waren mit größeren und kleinere Ornamenten bestückt, in verschiedenen erdfarbenen Tönen, teilweise mit silbrigem Zwirn durchzogen, der im Widerschein das Licht der Kerzen reflektierte. Das sah sehr edel aus und glich dem komfortablen Feldlager eines großen Kriegsherrn. Das Dekor sah fremd aus und nichts davon glich den Gepflogenheiten eines der vier freien Völker, die ihre Zelte eher schlicht gestalteten. Lediglich die Elben legten Wert auf sinnliche Kultur und würdevollem Auftreten, auch im Feld. Doch das sah völlig anders aus. Die hier erinnerte in seiner Machart eher an die Traditionen der Völker aus dem Osten, womöglich aus Rhun oder noch weiter östlich.

Shalawing trug noch immer dieses seltsame Kleid mit den bunten Bändern, das sie an sich genommen hatte, um sich für ihre Nachforschungen gut tarnen zu können und auf das das Volk der Menschen so merkwürdig reagierte.

Shalawing konnte nun wieder sehen, aber bewegen konnte sie sich nicht. Ihre Handgelenke waren tatsächlich von Eisenbändern gehalten, die fest mit dem Untergrund verschraubt schienen und ihre Arme dicht an den Oberkörper zwangen. Auch ihre Fußgelenke waren auf ähnliche Weise gebunden. Über ihren Bauch war ein breiter Lederriemen gespannt, der offensichtlich ein mögliche Aufbäumen

verhindern sollte. Den Kopf konnte Shalawing frei bewegen, das war aber auch schon alles, was ihr an Freiheit geblieben war.

Die Elbin erkannte drei Personen, die sich mit ihr hier aufhielten. Als erstes sah sie diesen hässlichen Mann mit den riesigen abstehenden Ohren und der unglaublich langen Hakennase, was ihm entfernt das Aussehen eines zu einem Mensch gewordenen Geiers verlieh. Sein Gesicht war mit langsam heilenden Beulen und Schrammen übersät, er war wohl in einer körperlichen Auseinandersetzung der jüngsten Zeit nur zweiter Sieger geblieben. Shalawing mochte diesen Mann vom ersten Augenblick an nicht. Sie verabscheute ihn sogar, denn er betrachtete sie von Kopf bis Fuß wie ein Schlemmer eine reich gedeckten Tafel, der sich nicht entscheiden konnte, wo er als erstes zugreifen sollte.

Der Mann trank Wein. Das alleine wäre keine große Besonderheit gewesen, wäre da nicht das Gefäß gewesen aus dem er sich den Rebensaft immer wieder in einer beängstigenden Geschwindigkeit in den Rachen stürzte. Es war ein goldener Pokal, verzierte mit vielen Edelsteinen und feingliedrigen Gravuren. Dieser Pokal wäre selbst in einem Fürstenhaus ein Prunkstück gewesen und wahrscheinlich ausschließlich den Händen des Herren vorbehalten gewesen. Aber in der Hand einer scheußlichen Kreatur wie diesem 'Geiergesicht' wirkte er wie ein Hohn gegen die Natur. Der Kerl hatte offensichtlich schon reichlich Wein genossen, das verriet sein widerlicher Atem, als er sich tief über Shalawings Gesicht beugte, als wolle er seine aufgesprungenen, wulstigen Lippen auf die ihren drücken. Er tat es aber nicht und sagte stattdessen in einem vermeintlich freundlichem Ton, der seine Gehässigkeit nur unvollkommen versteckte:

„In der Tat! Unsere Schönheit ist erwacht!“

Shalawing wurde übel. Aus dem Rachen des hässlichen Manns strömte ein schlimmerer Gestank als aus dem Hintern einer alten Höhlenklaue. Es roch nach Wein, Knoblauch, vergammelten Fisch und die Tatsache, dass sich dieser Kerl womöglich schon seit vielen Wochen nicht mehr gewaschen hatte, machte diese Wahrnehmung nicht unbedingt einfacher.

„Sie hat wunderschöne Augen!“, erklärte der Garstige, „Was meint Ihr, Frau Rosana?“

Die Angesprochene lächelte milde, fast schon abfällig.

„Versucht es erst gar nicht poetisch zu werden, Herr Pocke, das wird Euch nicht gelingen!“, riet sie dem Hässlichen tadelnd, „Aus Eurem Mund verdreht sich jedes Wort in etwas Schauderhaftes.“

Pocke grinste hässlich. Er hatte noch nie in seinem Leben etwas am Hut gehabt mit Romantik und Süßholzraspeleien, das ist etwas für Schwächlinge, die Zeit überbrücken müssen, bis sich die Kraft in ihren Lenden brauchbar versammelt hätte. Solche Probleme hatte Pocke wahrlich nicht. Er wusste nicht, welche Pläne Frau Rosana mit der Elbin hatte, aber er hoffte, dass diese Schönheit am Ende zu Freiwild erklärt werden würde und dann wollte er sich bei für den wilden Ritt als Erster bei ihr in den Sattel werfen können.

„Geht jetzt zur Seite, Elender!“, befahl Frau Rosana, verärgert, dass dieser hässliche Kerl im Weg stand, während er mit lüsternen Augen den Körper der Elbin begutachtete, wobei ihre Augen, die er vorhin noch als wunderschön bezeichnet hatte, bei Weitem nicht im Fokus seines Interesses standen, denn ihre Brüste erachtete er als sehr viel interessanter, zumal sie wahrscheinlich nicht nur eine Labsal für die Augen darstellten, sondern auch zusätzlich eine leibliche Spielwiese für forsche Finger. Pocke senkte ergeben das Haupt, ging zögernd einen Schritt zur Seite und ließ Frau Rosana passieren. Er wusste sehr wohl, dass er sich im Reich der Hurenfürstin befand und hier jedes ihrer Worte einem Gesetz gleichkam. Ein Zuwiderhandeln konnte böse Folgen haben, also war ein wenig Demut durchaus angebracht. Diese Frau Rosana war schon eine Respekt einflößende Dame und Pocke war sich nicht sicher, ob sie nicht sogar alleine durch ihren strengen Blick ausgewachsene Männer würde töten können. Aber auf jeden Fall gebot sie nicht nur über eine Schar mehr oder meist weniger bekleideten Weibern, sondern auch über eine stattliche Anzahl von Knechten mit einem beachtlichem Umfang der Oberarme, die ihrer Herrin treu ergeben waren und jedes ihrer Worte ohne Skrupel sofort in die Tat umsetzten.

Es war daher besser, sich nicht mit der Herrin der Huren anzulegen, zumal weder Humor noch Gnade

zu ihren gepflegtesten Tugenden zählte. Man sollte ihr nicht zu nahe kommen, das war wohl das gewichtigste Gesetz, das man hier befolgen sollte.

Auf der anderen Seite war sie als Frau begehrenswert wie kaum eine zweite, sie konnte es sogar mit der Anmut der Elbin durchaus aufnehmen. Sie wusste diese sinnlichen Reize auch gut einzusetzen und verstand es jedem Mann den Kopf auf eine Weise zu verdrehen bis ihm das Hirn in Flammen stand und sie dann Macht über ihn hatte.

Frau Rosana war nicht mehr so jung, sie zog mit ihrem Gefolge schon seit vielen Sommern durch die Lande und etliche alte Männer im Breeland, im Gedenken an die Zeit, da sie noch in Saft und Kraft standen, konnten sich an manch lustige Stunden unter ihrem Zeltdach erinnern. Schon damals war Frau Rosana eine sehr beeindruckende Frau gewesen und im Wettstreit um ihre Gunst waren schon oft Freunde zu Feinden geworden, obwohl sie niemals jemanden abgewiesen hätte, der genug Münzen auf den Tisch gelegt hatte.

Mittlerweile hat sich die Zeit sichtbar tief in ihr Gesicht gegraben, was ihrer sinnlichen Ausstrahlung aber keinen Abbruch tat. Ihr geschmeidiger Körper glich noch dem einer Jungfrau und wen interessieren da schon ein paar Falten auf der Stirn?

Das Kleid, das sie trug – war das überhaupt ein Kleid? – war aus feinstem, fast durchsichtigem Gewebe gefertigt, das einem Betrachter alle Freiheiten ließ und es schmiegte sich sanft wie eine zweite Haut über alle ihre weiblichen Rundungen. Als sie in sehr aufrechter Haltung vor ihm stand, drückten sich die Knospen ihrer Brust so formschön durch den dünnen Stoff, dass Pocke bisweilen das Gefühl hatte, es wären zwei Speerspitzen auf ihn gerichtet. Noch aufregender wurde es, als Frau Rosana sich über die Elbin beugte und ihr Kleid sich hauteng der Form ihres Hintern anpasste. Pocke, dem es jetzt furchtbar in den Fingern juckte, hielt seinen Weinkelch sicherheitshalber mit beiden Händen, damit er nicht auf dumme Gedanken käme. Er wollte weder mit dem bösen Blick der Herrin, noch mit den starken Händen ihrer Knechte Bekanntschaft machen.

Frau Rosana hingegen verschwendete keinen einzigen Gedanken mehr an den still vor sich hin lechzenden Pocke und selbst wenn sie es gewusst hätte, dass er ihr lüstern auf den Hintern startete, wäre es ihr einerlei gewesen. Das war sie zur Genüge gewohnt, das war schließlich der Sinn dieser Bekleidung. Aber im Augenblick widmete sie sich lieber ihrer Gefangenen. Das hatte Vorrang vor Allem, auch wenn zeitgleich in ihrem Zelt ein wichtiger Freier auf eine teuer bezahlte Verwöhnung wartete.

Rosana gab der Elbin einen heuchlerischen Kuss auf die Stirn und lächelte zufrieden, als die Elbin angewidert der Kopf wendete.

„Herzlich willkommen, Frau Shalawing von den Schattenklingen!“, säuselte sie höhnisch, „Wie schön, dass Ihr meiner Einladung so freudig Folge geleistet habt!“

Shalawings Gesicht zeigte keinerlei Regung, weder Angst, noch den Funken eines anderen Gefühls. Sie sah Frau Rosana trotzig in die Augen und erklärte zynisch:

„Es war mir nicht möglich, Eure Einladung abzulehnen und meine Begeisterung darüber ist so mächtig, dass ich froh bin, gefesselt zu sein. Wie sollte ich meine Freude sonst zügeln?“

„Betrachtet diese Fessel als vorübergehend.“, sagte Frau Rosana lächelnd, „Immerhin seid Ihr mein Gast. Aber zur Stunde halte ich es für einen Vorteil, wenn Ihr Euch nicht rühren könnt. Das fördert ein offenes Gespräch!“

„Wenn Euch nach Gerede zumute ist, dann wendet Euch an die hässliche, Wein saufende Vogelscheuche, die neben Euch steht und Euren Hintern betrachtet, als müsste sie auf einer Landkarte einen Kurs bestimmen. Oder an den plumpen Riesenklumpen hinter mir, der ausdauernd seine Finger zählt! Warum also haltet Ihr mich fest, wenn Ihr genug Gesellschaft für Plaudereien habt?“

Rosana sah auf und runzelte verwundert die Stirn. Wie hatte die Elbin diesen schwachsinnigen Riesen erkennen können? Er saß außerhalb ihres Blickwinkels und spielte, abgesehen von einem selbstzufriedenen Glucksen, fast lautlos mit den Runensteinen, die man Shalawing abgenommen und ihm überlassen hatte, damit er ein wenig beschäftigt wäre. Gut – hin und wieder gab er einen klagenden

Laut von sich, vor allem immer dann, wenn ihm wieder einmal mehr gewahr wurde, dass die Runensteine nicht, wie erhofft, leckeres Naschwerk waren und daher nicht süß schmeckten, wenn er daran leckte. Aber dann sah er wieder die vielen magischen, eingekerbten Zeichen auf den Steinen, die ihm so gut gefielen, weil er sie für lustig hielt und dann freute er sich wieder aufs Neue. Das ging schon eine ganze Weile so und es machte Frau Rosana ein bisschen nervös. Aber sichtbar aus der Ruhe bringen ließ sie sich deswegen nicht. Mit dieser Elbin verhielt sich das aber anders. Sie schien eine der machtvollsten Persönlichkeiten zu sein, der Frau Rosana jemals begegnet war. Sie musste sich eingestehen, dass sie sehr wenig über das Volk der Elben wusste, da sich fast ausschließlich Menschen in ihr Reich wagten. Doch will man ein fremdes Land erkunden, dann muss man sich mehr als nur einen Schritt über die Grenze wagen und darf nicht immer damit rechnen dort willkommen zu sein. Die Gefangene mochte gebunden sein, erobert war sie noch lange nicht – im Gegenteil! Sie wurde zunehmen feindseliger, was auf der einen Seite durchaus verständlich war, immerhin war sie brutal entführt worden, auf der anderen Seite machte es die Situation komplizierter, denn obgleich sie in Fesseln lag, schien sie dennoch die Oberhand zu behalten und das mochte Frau Rosana überhaupt nicht.

„Frau Shalawing, was soll das?“, fragte sie äußerlich scheinbar gelassen, aber innerlich kochte sie vor Wut, „Ein Aal mag sich in der Reuse winden wie ihm beliebt, frei wird er dadurch nicht. Ihr solltet Eure Lage besser überdenken!“

„So bin ich doch eine Gefangene und nicht Euer Gast, wie Ihr sagtet?“, fragte die Elbin zurück und rüttelte demonstrativ an ihren Handschellen, „Ich dachte mir schon, dass dies keine Armbänder sind, die ausschließlich der Zierde dienen!“

Shalawing grinste gehässig und das war eine unerhörte Besonderheit, selbst für langjährige Freunde wäre das, hätten sie es erleben dürfen, eine völlig neue, möglicherweise verstörende Erfahrung geworden. Shalawing lächelte fast nie und ein herzliches Lachen hielt sie für eine Untugend, wie sonst alle anderen Kundgebungen von Lebensfreude auch. Daher sah man sie selten im Kreis von ausgelassen Feiernden, dererlei Freuden waren ihr zutiefst zuwider. Schon das leichte Verziehen der Mundwinkel zu einem Lächeln war bei ihr so selten, dass nicht wenige der Ansicht waren, sie könnte es überhaupt nicht, wäre nicht in der Lage dazu. Frau Rosana wusste diesen wahrlich seltenen Augenblick nicht zu würdigen.

„Nehmt es wie Ihr wollt!“, entfuhr es ihr in einem ungewollt grimmigen Ton, „Auf jeden Fall seid Ihr in meiner Hand! Ich alleine entscheide, ob es Euch gut geht oder nicht, also solltet Ihr meine Gewogenheit nicht verspielen!“

„Ich werde bei Gelegenheit darüber nachdenken!“, entgegnete Shalawing unbeeindruckt, „Ich kann mich nicht beklagen, ich liege bequem und hoffe, dass Ihr ebenso bequem steht, wie ich liege. Es ist entspannend ausgebreitet zu liegen und es ist mir schon lange ein Bedürfnis mich einem erquickenden Schlummer zu überlassen! Es ist nur ein bisschen laut hier, etwas mehr Ruhe wäre hilfreich!“

Frau Rosana runzelte die Stirn erneut. Die Elbin strapazierte ihre Geduld enorm.

„Übt Euch ein wenig in Geduld!“, sagte sie mühsam beherrscht, „Euch wird noch sehr viel Ruhe zuteil werden. Ihr solltet wissen, dass die Liege, die Euch festhält, schon seit jeher ein Ort war, an dem sich nicht wenige Schicksale wandelten!“

„Das will ich gerne glauben!“, stimmte Shalawing zu, „Ich spüre es deutlich, dass dem so ist. Ich kann die Schreie der Unglücklichen, deren Schicksal nach Eurem Willen gelenkt worden war, fast schon gellend in meinen Ohren hören!“

„Das sollte Euch aber dann Respekt lehren!“, bemerkte Frau Rosana, „Ihr seid auf Gedeih und Verderb in meiner Hand und diese Hand kann Euch streicheln oder auch zerquetschen. Beides wäre mir ein Genuss! Die Wahl liegt bei Euch!“

Shalawing schwieg einen Moment. Irgendwie bereute sie Ihre Forschheit, erkannte sie als eine fatale Folge ihres Stolzes und sie erkannte, dass sich ihre Lage nicht gerade verbessert hatte dadurch.

„Also gut!“, meinte die Elbin dann zögernd und mit einem mulmigen Gefühl der Sorge im Bauch, von

dem sie nicht wusste, ob es eine Folge ihres ehrenhaften, aber völlig sinnlosen Widerstands war oder die unterschwellige Erkenntnis, dass sie sich tatsächlich als den Launen einer Wahnsinnigen ausgeliefert betrachten musste, „Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als mich Eurer Gnade zu unterwerfen. So, wie es sich darstellt, bin ich an der Kette und Ihr tragt den Schlüssel dazu. Dieser Umstand mag ein wenig verstörend sein, aber ich war schon in schlimmeren Situationen. Doch was mich wirklich interessieren würde: Was wollt Ihr eigentlich von mir?“

„Das ist eine gute Frage und sie ist zudem ein Zeichen, dass Ihr wieder zu Vernunft gekommen seid. Also kommen wir auf den Punkt!“, Frau Rosana war jetzt wieder Herrin ihrer selbst, kühl, berechnend und grausam, „Um es kurz zu fassen: Ihr habt etwas, das MIR gehört!“

„Und was sollte das sein?“

Shalawing wusste wohl, worum es ging, wollte sich aber noch nicht darauf einlassen. Jede Zeit, die sie gewinnen konnte, brachte, unter Umständen, ihrer Rettung näher ... oder auch ihrem Untergang. Aber dieses Risiko musste sie eingehen. Meister Marric würde sicherlich die richtigen Schlüsse ziehen, wenn er von ihrem Verschwinden erführe. Und es gab weit und breit nichts, was sich der Macht der Schattenklingen würde widersetzen können, auch Frau Rosana nicht. Es brauchte nur Zeit, aber genau daran herrschte leider Mangel. Sie stellte sich daher ein wenig dumm. Vielleicht hatte man ihre Abwesenheit schon bemerkt und suchte bereits nach ihr. Dieser Gedanke tröstete sie ein wenig, obwohl diese kühne Annahme mehr aus der Verzweiflung als aus Gewissheit heraus geboren war. „Frau Shalawing, Euer Zaudern beleidigt mich!“, erklärte Frau Rosana mit einem drohenden Unterton, „Ihr wisst sehr wohl, auf welche Begebenheit ich zu sprechen kommen wollte. Euer Plan mich hinzuhalten, wird nicht aufgehen. Niemand weiß, wo Ihr Euch aufhaltet und daher wird auch keiner zu Eurer Rettung eilen können. Zwingt mich also nicht, Euch zu knebeln, damit Eure Schreie des Entsetzens ungehört bleiben, bis die schmerzliche Pein Euch wieder etwas zugänglicher gemacht haben wird!“

Shalawing schluckte trocken und versuchte ihre wachsende Unsicherheit nicht zu erkennbar werden zu lassen. Aber sie ließ sich nicht völlig einschüchtern, noch hatte sie nicht aufgegeben. So gelassen, wie es ihr möglich war, fragte sie zögernd:

„Ihr meint am Ende doch nicht etwas diese alberne Tasche mit den vielen Fläschchen und Phiolen?“

„Genau jene! Aber albern würde ich die Sache nicht nennen und das würdet Ihr sehr wohl auch nicht tun, wenn Ihr wüsstet, welche Bewandnis es damit hat! Vielleicht darf ich Euch darüber aufklären, damit Ihr Euch der ungeheuren Bedeutung der Dinge bewusst werdet!“

„Ihr werdet ja richtig mitteilhaft!“, meinte die Elbin zynisch.

Frau Rosana seufzte, aber es war mehr eine Floskel als ein Zeichen gefühlsmäßiger Unruhe.

„Warum auch nicht, es spielt ohnehin keine Rolle mehr!“

Nun war Shalawing ernsthaft verwirrt, diese plötzliche Aufgeschlossenheit ihrer Befragerin hatte sie überrascht, aber auch stutzig gemacht. Die Gleichgültigkeit, mit der Frau Rosana der Elbin umfassende Kenntnisse in Aussicht gestellt hatte, die sonst größtmöglicher Geheimhaltung unterlagen, war kein gutes Zeichen.

„Was spielt keine Rolle mehr?“, fragte sie, nervöser werdend.

Frau Rosana ging auf den Einwurf nicht weiter ein.

„Ich würde vorschlagen, wir lassen diese kindische Geplänkel! Ich weiß genau, worauf Ihr hinaus wollt!“, sagte sie belehrend, „Ihr wollt Zeit? Gut! Ihr solltet sie bekommen, was immer Ihr Euch auch davon versprecht! Im Gegenzug erwarte ich Offenheit. Es ist doch so, dass wir beide wissen, was gespielt wird! Warum sollten wir also Ahnungslosigkeit heucheln, wenn anderen Falls die Erkenntnis so nah ist? Beantwortet meine Fragen aufrichtig und dann werde ich dasselbe tun. Kann ich Eure Bereitschaft damit sichern?“

Shalawing dachte kurz nach.

„Mir scheint, ich habe keine Wahl?“, erklärte sie grimmig, aber Frau Rosana schüttelte widersprechend den Kopf.

„Man hat immer eine Wahl!“, belehrte sie die Elbin, „Aber bedenkt, jede Entscheidung hat ihre eigenen Konsequenzen und Folgen. Ich muss Euch wohl nicht darüber aufklären, dass Ihr völlig in meiner Gewalt seid und ich nach Gutdünken über Euer Schicksal entscheiden kann. Haltet Ihr Euch wirklich für so stark, Euch den reichhaltigen Züchtigungen, die ich vor meinem geistigen Auge vorstellen kann Euch zuzufügen, auf Dauer widersetzen zu können? Ihr habt einen starken Willen – das mag sein! Dennoch kann ich ihn brechen wie einen dünnen Ast!“

Doch noch war Shalawings Wille ungebrochen. So unauffällig wie möglich, immer dann, wenn Frau Rosana bei ihrem schicksalsschwerem Vortrag den Blick in eine für die Elbin günstige Richtung wandte, versuchte sie ihre Hände aus den Fesseln zu befreien. Aber die Fesseln saßen zu fest um die Handgelenke, es war schlicht unmöglich herauszuschlüpfen, auch für so schlanke Hände wie die Shalawings. Zudem waren die Schellen, die die Elbin banden, aus geschmiedetem Stahl, hart, unnachgiebig und unzerstörbar. Diesen Weg konnte sie nicht weitergehen, das würde zu nichts führen. Es blieb ihr demnach nur der eine Weg zu kooperieren, sonst würde Frau Rosana kurzen Prozess mit ihr machen.

Es war ihr ein schrecklicher Gedanke, aber dieses widerwärtige Menschenweib hatte tatsächlich Recht. Der Elbin blieben nur zwei Optionen: bedingungslose Unterwerfung auf der einen Seite oder Schmerz und Tod auf der anderen! Vieles in ihr schrie danach doch lieber Pein und Vernichtung anzustreben, als die Schmach der Unterdrückung hinzunehmen. Aber das hieße, sich mit der Niederlage abzufinden und das widerstrebte Shalawing mehr noch als alles andere. Es mochte ausgesprochen schlecht um sie stehen, aber noch bestand die Hoffnung das Schicksal wenden zu können. Die Frage war nur: Was würde geschehen, wenn Frau Rosanas Wissensdurst gestillt wäre? Wenn Shalawing nichts mehr von Belang zu erklären hätte würde ihr Dasein überflüssig werden und die Elbin zweifelte nicht, dass ihr Leben dann verwirkt wäre. Dennoch blieb ihr keine andere Wahl, als auf dieses böse Spiel einzugehen und das zudem auch noch zu den kruden Regeln, die Frau Rosana bestimmt hatte. Es würde ein sehr unheilvoller Disput werden, soviel stand fest, der Spaß daran dürfte sich in Grenzen halten!

„Was wollt Ihr wissen?“, fragte Shalawing, sich mehr oder weniger bereitwillig dem Druck beugend. Frau Rosana lächelte überheblich.

„Ich wusste von Anfang an, dass ich auf Eure Klugheit zählen kann! Man sagt dem Volk der Elben ja etliches an Weisheit nach, wie schön, dass Ihr da keine Ausnahme darstellt.....“

„Ich erwarte Fragen, keine falsche Bewunderung!“, unterbrach Shalawing Frau Rosanas zynische Lobeshymne auf die Klugheit des Elbenvolks, „Ich bejubele ja auch nicht Euren vorzüglichen Verstand, der Euch riet, mich in Fesseln zu legen, damit ich Euch die Augen nicht auskratze. Was also wollt Ihr von mir erfahren?“

Frau Rosana war verblüfft, verärgert und angetan zugleich. Sie war nicht töricht und wusste daher sehr genau, dass die Elbin nur begrenzt zur Zusammenarbeit bereit sein würde. Mit einem solchen zornigen Eifer hätte sie nicht gerechnet. Diese Befragung nahm langsam einen Verlauf an, der vielversprechend war. Sie fühlte sich sogar freudig erregt.

Die Herrin der Lust lächelte, aber sie kniff auch angriffslustig die Augen zusammen und ihre Fäuste ballten sich zusammen bis es um die Fingerknöchel ganz weiß wurde. Alleine ihr stechender Blick ließ die Elbin frösteln und ihr war klar, dass es jetzt um Leben oder Tod ging, zusätzlicher Drohgebärden hätte es gar nicht mehr bedurft.

„Ich nehme doch stark an, Ihr wart im Auftrag der Schattenklingen unterwegs mich auszukundschaften!“, fragte Frau Rosana streng, „War das so?“

Shalawing schüttelte den Kopf.

„Mein Auftrag betraf Eure Belange zunächst nicht!“, antwortete sie unerschrocken mit fester Stimme, „Über Eure Angelegenheiten stolperte ich nebenbei, sozusagen vom Schicksal gelenkt! Es hatte mich interessiert und so forschte ich weiter!“

Nun war Frau Rosana wirklich überrascht. Sie wusste nicht, was sie von der Aussage der Elbin halten sollte.

„Erklärt mir das mit allen Einzelheiten! Was hatte Euer Interesse erweckt?“

Shalawing schmunzelte.

„Ich wandle nun schon seit sehr langer Zeit in den Kreisen des Menschevolks umher und ich kenne ziemlich viele Gepflogenheiten und Traditionen des Volks der Menschen. Die meisten davon gereichen mir immer wieder zu meinem Entsetzen, denn sie sind für mich ein Akte der Barbarei. Auch das Verlangen sich mit Vorliebe dem widerwärtigen Vergnügen hinzugeben, das Euer Gewerbe anbietet, erfüllt mich mit Abscheu!“

Frau Rosana drehte gelangweilt die Augen nach oben.

„Kommt endlich zur Sache!“, forderte sie drohend, „Möge das Elbenvolk es halten wie es ihm beliebt, bis Ehre und Hochmut Euch völlig in ewiger Freudlosigkeit erstarren lässt. Nun aber erklärt Eure Beweggründe mir zur Last zu fallen, und zwar ohne Umschweife, sollte es Euch möglich sein!“

Shalawings Gesicht blieb starr, doch innerlich jubelte sie darüber bei Frau Rosana einen wunden Punkt getroffen zu haben und sie beschloss noch einen Scheit Holz mehr in das frisch entflammte Feuer zu werfen.

„Aaah – ich verstehe!“, antwortete die Elbin verschmitzt und lächelte ganz gegen ihren sonstigen Gewohnheiten, „Getroffene Hunde bellen, heißt es doch? Ihr schämt Euch wohl eures eigenen Gewerbes, was mich nicht sehr verwundert. Wenn sich grunzende Männer und quiekende Frauen im Dreck suhlen, ist der Gedanken an einen Schweinestall nicht mehr weit!“

Die Häme in Shalawings Worte war unüberhörbar und selbst Pocke, der dem Gespräch der beiden Frauen eigentlich nur sehr entfernt beiwohnte, zuckte bei dieser mutigen Kampfansage erschrocken zusammen. Sogar Gronf merkte auf und wimmerte leise. Er hatte zwar nicht zugehört und Worte bedeuteten ihm nicht mehr als ein Wimpernschlag der Ewigkeit, aber er hatte sich bei dem erneuten Versuch vermeintlichen Zuckerguss auf den Runensteinen Shalawings zu lecken aus Versehen in den Finger gebissen.

Frau Rosanas Gesicht verzerrte sich zu einer Maske der Wut. Ohne Vorwarnung, fast ansatzlos schlug sie der Elbin mit der flachen Hand derb ins Gesicht.

„Dies nehmt als meine Antwort auf Eure Frechheiten!“, sagte sie wütend und verpasst Shalawing anschließend gleich zwei weitere schallende Ohrfeigen.

„Und dies sei eine Andeutung, was Euch geschieht, wenn künftig etwas anderes aus Eurem Maul kommt als das, was ich hören will! Habt Ihr das verstanden?“

Shalawing nickte zögernd. Die Schläge hatten sie völlig unvorbereitet getroffen. Blut lief aus ihren aufgerissenen Mundwinkeln, rann ihr seitlich an der Wange abwärts und tropfte dann auf die hölzerne Liege. Die Hiebe waren beeindruckend kraftvoll gewesen, sehr viel härter als man es einer eher zarten Frau zugetraut hätte. Shalawing dämmerte langsam, dass sich hinter der Person der Hurenfürstin ein schrecklicheres Geheimnis verbergen könnte als nur ihr sittenloses Gewerbe!

Kapitel 23

** Die Stunde der Wunden **

Noch immer war es so drückend schwül und stickig im Innenraum der behelfsmäßigen Taverne des Hengstackerhofs wie in einem Rauchzelt der Lossoth. Und es mochte so anmuten, als wäre die Luft im Laufe der Nacht wie Sirup zähflüssig geworden. Daher tat jeder hechelnder Atemzug fast schon weh in den Lungen, wenn er sich durch die ausgetrocknete Kehle gezwängt und grob wie ein Rudel Korsaren in den Bronchien verteilt hatte. Als wäre man gezwungen klobigen, feuchten und fiesen Staub einzuatmen, um nicht gänzlich zu ersticken. Das mochte arg übertrieben klingen, aber genauso fühlte es sich an, fand zumindest Lohlinde und das war ihr alles andere als angenehm gewesen. Selbst die vielen Mäuse, die in den Wänden des Hauses ihre Nester gebaut hatten und zu diesem Zeitpunkt einen für sie reichlich gedeckten Tisch vorgefunden hätten, auf dem Boden lagen noch viele Brotbrösel herum, die dem reinigenden Besen entgangen waren, blieben trotz der schmackhaften Verlockungen lieber keuchend und ruhend in ihren Löchern.

Durch die geborstene Tür drang nicht einmal der Hauch eines halbwegs erfrischenden Luftzugs, der hätte Linderung bringen können, sowohl was Kühlung betraf, als auch den entsetzlichen Mief, der sich hier wie eine Zecke auf der Haut eines Opfers im Raum festgesetzt hatte. Es roch nach verschüttetem Bier und abgestandenem Bratenfett, gepaart mit dem kalten Rauch verbrannten Pfeifenkrauts, dazu noch nach dem alten Schweiß aus den Poren zahlloser Gäste, die hier den Tag vorher elend schwitzend verbracht hatten, unterschwellig auch nach dem Erbrochenen jener, die beim Zechen die Grenze des Ertragbaren überschritten hatten. Und diejenigen, die wie Lohlinde eine empfindlich feine Nase hatten, hätten zudem auch noch die Rückstände von Blut und nahem Tod erschnuppeln können, die noch immer als stumme Zeugen der schrecklichen Ereignisse der vergangenen Stunden trotzig im Raum standen.

Gewiss war die Taverne des Hengstackerhofs noch in finsterster Nacht gründlich gereinigt worden, beim Eintreffen der ersten Gäste nach Sonnenaufgang sollte größte Reinlichkeit erwartet werden dürfen und das Gesinde des Hofherren, so übermüdet es auch gewesen sein mochte, hatte sich dafür auch alle erdenkliche Mühe gegeben. Es war eine große Mühsal gewesen die verdreckten Tische ordentlich abzuwischen und die verschmierten Dielen des Fußbodens zu schrubben, das war in der Kürze der Zeit fast schon ein Ding der Unmöglichkeit. Nun war es schon reichlich spät geworden, die Stunden der Nacht weit fortgeschritten, alle waren todmüde und trüben Augen entgeht nun einmal so einiges, was dem wachen noch als Dreck aufgefallen wäre. Zudem lässt sich übelriechende Luft alleine durch Wasser und Seife eben nicht so einfach tilgen.

Lohlinde saß auf einer der Bänke in der Mitte des Raums, trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch herum, während sie duldsam schweigend zusah, wie Eogar Runde für Runde, von innerer Unruhe und Sorge getrieben, schweigend und in schlimme Gedanken versunken, wie ein aufgescheuchtes Huhn um den Tisch herum lief, immer in hektischer Bewegung verhaftet. Es sah aus, als befände er sich in einem Wettrennen gegen seine übermächtigen Sorgen, die ihn aber wahrscheinlich schon mehrfach überrundet hatten. Er schien nichts zu hören, nichts zu sehen und offensichtlich auch nichts zu spüren, denn ein paar Mal rammte er auf seinem Kurs mit seinem Oberschenkel die solide Kante des schweren Tisches, um den er ständig kreiste und gab dabei nicht den geringsten Schmerzenslaut von sich. Ein schwerer, seelischer Jammer lag auf ihm wie das harte Joch eines alten Ochsenkarrens, aber körperlicher Schmerz schien nicht dazu zu gehören. Aufrichtig empfundenes Selbstmitleid hatte ihn gepackt und er haderte wortlos mit dem grausamen Schicksal, von dem er dachte, es läge über ihm und dem es offensichtlich Freude bereite, ihn genüsslich bis aufs Blut zu quälen.

Nun war, zu allem Übel obendrein, das ihn sonst noch plagte, auch noch die Runenbewahrerin und Heilerin der Schattenklingen spurlos verschwunden und sie war, das machte die Sache so beängstigend, womöglich gezielt und gewaltsam entführt worden. Schlimme Dinge waren in der letzten Zeit unter

seinem Dach geschehen und Eogar fühlte sich verantwortlich dafür, was den Gästen seines Hauses bisher zugestoßen war und das Elend schien kein Ende zu haben.

Der Mordversuch an Hauptmann Degan, der zwar vereitelt worden war, aber dafür die arme Luilia getroffen hatte und jetzt auch noch eine verschleppte Elbin, das war einfach zu viel für den Hofherren. Und dann war da ja auch noch dieser Mordbube, der zwar von Herrn Hymephos dingfest gemacht worden war und nun von Kopf bis Fuß gefesselt im Nebenzimmer sicher bewacht wurde. Es war beängstigend genug auch nur mit einem einzigen dieses räuberischen Gesindels, das die Sicherheit braver Bürger ständig bedrohte, unter einem Dach verbringen zu müssen, verbunden mit der Furcht, es könnten noch wesentlich mehr seiner Sorte unerkant und zu allem bereit durch die Nacht streifen, steigerte sich die Angst des Hofherren zu einem blanken, panischen Entsetzen.

Wo blieben nur Meister Marric und Hymephos?

Sie müssten doch schon längst zurück sein. Eogar kam sich vor wie nackt unter den Wölfen, von allen Hirten im Stich gelassen. Was sollte er nur tun? So sehr er auch darüber nachdachte, es wollte ihm nicht mehr einfallen, als wie aufgescheuchtes Wild herum zu rennen, als könnte er so seiner Not entfliehen.

Das war alles nicht gut, das war überhaupt nicht gut!

Lohlinde dagegen wirkte wie die Ruhe selbst, aber das täuschte. Auch sie war im höchsten Maße aufgereggt und nervös, aber ihr Verstand arbeitete noch von Angst und Furcht halbwegs unbelastet. Sie hatte sich, der wichtigen, dringenden Botschaft, die sie zu überbringen hatte wegen, noch immer nicht angezogen und trug nach wie vor ein dünnes Nachthemd, das ihr, mittlerweile schweißnass, wie eine zweite Haut am Körper klebte. So lobenswert ihr Eifer auch gewesen sein mochte, diese Eile hätte sie sich sparen können!

Weder den ehrenwerten Meister Marric, noch den tapferen Hymephos hatten sie antreffen können. Beide waren, des Herren Eogars Kunde nach, bislang von ihren Aufgaben noch nicht zurückgekehrt und Lohlinde fühlte langsam die Sorge aufkeimen, es könnte ihnen etwas zugestoßen sein. Zwar gestand sie den berühmten Schattenklingen ein erhebliches Maß an Wehrhaftigkeit zu, aber es passierten in der letzten Zeit so viele unerklärliche Dinge, die unter Umständen auch das Unmögliche möglich machen könnten. In nichts konnte man sich da sicher sein!

Dem Bestreben, sich anstelle dem Anführer den anderen Schattenklingen im Hinterzimmer anzuvertrauen, widerstand sie. Sie hatte viel zu viel Angst vor diesem gruseligen Zwerg, der von den anderen Onan genannt wurde, vor allem vor dessen beeindruckender Streitaxt, die mit ihrer scharfen Schneide mit höchster Wahrscheinlichkeit schon mehr Nacken berührt hatte, als die Hand ihrer Schwester die empfindlichen Körperteile irgendwelcher Liebhaber und das waren nicht wenige gewesen. Zudem war sie der Überzeugung, dass ihre gewonnen Erkenntnisse über das Verschwinden der Elbin zuerst für die Ohren des Anführers bestimmt wären und nicht für jemanden, dessen Antworten, wie auch Fragen, möglicherweise sofort mit der Waffe gegeben werden würden und man sich dann nicht sicher sein konnte, ob dieser nicht schon den Boten schlechter Nachrichten bereits für ein Bestandteil des Problems ansehen würde.

Das Nerven zerreibende Warten auf die Oberen der Schattenklingen bereitete ihr zwar auch ein gewisses Unbehagen, aber für den Hofherren, der wie ein gereizter Säbelzahniger, wie in einen viel zu kleinen Käfig gesperrt, mürrisch und hektisch seine Runden um den Tisch drehte, schien es mehr als nur zu bedrückend zu sein. Womöglich trug er eine Last auf sich, von deren Tragweite Lohlinde nichts ahnen, sondern nur die nervösen Auswirkungen daraus wahrnehmen konnte? Wenn Eogar doch nur für einen winzigen Moment innehalten könnte, um ein Quentchen Ruhe fassen zu können. Es wäre für beide, nicht nur für den Hofherren alleine, schon eine große Hilfe gewesen, denn tief in ihrem Inneren fühlte sich auch Lohlinde aufgewühlt. Die Ereignisse hatten immerhin auch auf ihrer Seele quälende Rückstände hinterlassen. Man hätte sich zur Erleichterung des angespannten Gemüts die seelische Pein aus dem Geist reden können. Die Leute reden einfach viel zu wenig miteinander, als wäre Leid ein verbrieftes Vorrecht für jeden Einzelnen. Nicht nur die Entführung der Elbin schien dem Hofherren ein

Problem zu sein, denn da war noch sehr viel mehr im Busch, dessen war sich Lohlinde sicher. Sie wäre bereit gewesen des Herren Last auf ihren Schultern mitzutragen, aber dieser zog es offensichtlich vor wie ein kopfloses Huhn im Kreis herum zu hasten, geschäftig, aber ohne jedes Ziel.

Die Köchin hatte es entnervt aufgegeben Èogar zu beschwören, doch endlich einmal zur Ruhe zu kommen und sich hinzusetzen. Sein hektisches Gerenne um den Tisch herum machte sie zunehmend nervöser, außerdem bekam sie langsam einen steifen Nacken vom ständigen Hinsehen. Aber ihre Bitten verpufften wirkungslos. Genauso gut hätte man versuchen können den Gutfangsee mit einem kleinen, zerrissenen Feudel trockenenzulegen. Èogar schaffte es nicht innezuhalten, doch so schnell er auch lief, die Dämonen, die seine Gedanken beherrschten, holten ihn immer wieder ein.

Mit diesem Eifer, den er an den Tag legte, hätte er in derselben Zeit gewiss schon die Distanz zwischen dem Hengstackerhof und den Stadttoren und zurück abgelaufen. Selbst wenn er sich tatsächlich einmal überwand seinen verlängerten Rücken über der hölzernen Sitzfläche niederzulassen, widerstrebend, als würde er mit seinem Hintern in einer Schlangengrube Platz nehmen, hielt es ihn nur für ein paar Momente dort. Dann sprang er wieder hoch als hätte plötzlich die Sitzfläche zu glühen begonnen und lief erneut hochgradig nervös um den Tisch herum. Es sah schon so aus, als würde ein spielendes, junges Hündchen, vom Jagdfieber gepackt, eifrig um sich selbst rotierend versuchen den eigenen Schwanz zu schnappen.

Lohlinde seufzte und ihre Gedanken wurden leicht schwermütig!

In welche dunklen Angelegenheiten war sie da nur hineingeraten?

An und für sich, so befand sie abwägend, ging sie dies alles ja überhaupt nichts an. Schließlich war sie nur eine einfache Wanderköchin und nicht zuständig für die Belange hoher Herrschaften, von denen sie so weit weg war, wie der dampfende Fladen im Gras vom Arsch der Kuh. Herdfeuer, Kessel und Ofen waren die Bereiche, die sie ihr zu Hause nannte. Was also sollte sie eine verschwundene Elbin kümmern oder aller sonstiger Kummer, der dem Hofherren Kopfzerbrechen bereitete?

Aber das Denken lässt sich nicht so einfach abschalten!

Vor allem dann nicht, wenn es galt ein geheimnisvolles Rätsel zu lösen!

Warum nur war diese Elbin verschwunden?

Verschwunden?

Nein – das klang einfach zu milde!

Sie war nicht einfach verschwunden, sondern entführt worden. Lohlinde schalt sich sogleich ihrer abfälligen, unausgegorenen Gedanken wegen! Sie fühlte eine peinliche Zerknirschung und das tat sie nur, wenn es einen offensichtlichen Grund dafür gab..

Eine Entführung!!!

Das war letztendlich keine kleine Affäre wie ein Klaps auf den Hintern, sondern eine widerliche Untat. Die arme Frau tat ihr leid, man verschwendet in diesen Zeiten viel zu wenig Gedanken an die Opfer. Viele Menschen ließen sich mehr von der Tat selbst beeindrucken als von den Folgen die sich daraus ergaben. Kaum auszudenken, was diese Elbin womöglich zur Stunde erdulden musste, wenn sie überhaupt noch am Leben war.

Lohlinde erschauderte!

Ihre Gedanken galoppierten davon, wie sie es immer zu tun pflegen, wenn sie versuchte, sich trotz umfassender Unkenntnis, ein konkretes Bild vorzustellen. Und so sah sie vor ihrem geistigen Auge das Leiden der Elbin in den verschiedensten, unterschiedlichsten Formen, denen nur ausgesuchte Grausamkeit gemeinsam war. Da konnte man doch nicht einfach zum Alltag zurückkehren, als ob nichts geschehen wäre. Manch eine kann das vielleicht, aber Lohlinde war nicht dazu in der Lage, einfach wegzusehen und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Oder vielleicht doch?

NEIN!!!

Das gehört sich einfach nicht!

So rasch wie diese als aufrichtig empfundene, wenn auch ein wenig zwielichtige Empörung in

Lohlinde aufgestiegen war, so hurtig verebbte sie auch wieder und hinterließ lediglich das unangenehme Gefühl eines leeren Magens. Der gerechte Kampf für das Gute und gegen das Böse, auch wenn er nur in Gedanken stattgefunden hatte, kann einen ganz schön hungrig werden lassen. Die Rätsel um die verschwundene Elbin und die mysteriöse Sorge des Hofherren würden warten können, Hunger hingegen duldet keinen Aufschub. Und so beschloss sie einen forschenden Rundgang durch die Küche zu unternehmen, um nach etwas Leckerem zu suchen, das sich zum anschließenden Verzehr in die Pfanne werfen ließe. Sie war sich irgendwie ziemlich sicher, dass Èogar bestimmt keine Einwände haben würde, wenn sie sich an den Vorräten des Hauses ein klein wenig in eigener Sache bedienen würde, also fragte sie erst gar nicht um Erlaubnis, denn wer viel fragt, bekommt sowieso zu viele Antworten. Der Hofherr war ohnehin viel zu sehr damit beschäftigt einen kreisrunden Pfad in die Bodendielen zu trampeln und lamentierend vor sich hin zu murmeln, dass sich die ganze Welt gegen ihn verschworen hätte. Tatsächlich bemerkte er es nicht einmal, als sich Lohlinde von ihrem Platz erhob und danach, in köstlicher Vorfreude die Hände reibend, in der Küche verschwand. Die Köchin, obwohl noch fast fremd in diesem Haus, musste auch nicht lange suchen. Immerhin hatte sie dort schon einen ganzen vergangenen Tag in diesen Räumlichkeiten an Herd und Ofen geschuftet, um die vielen hungrigen Mäuler der ausgehungerten Gäste zu stopfen, egal ob es sich um anspruchsvolle Schlemmer oder um rasende Vielfraße handelte. Seither kannte sie sich in der Speisekammer des Hofes so gut aus wie in ihrem eigenen Rucksack.

Lohlinde nahm ein paar Würste, etliche Eier, etwas Speck und reichlich Zwiebeln, hackte die gesamten Zutaten in beschaulich kleine Stücke und warf die Trümmer in die mit reichlich Fett ausgestrichene Pfanne. Es zischte, brodelte und bruzzelte in der Pfanne wie in einem düsteren Hexenkessel, nur dass es mehr schmackhaft als bedrohlich wirkte. Sogleich verbreitete sich, von der Küche ausgehend, ein herrliches, den Gaumen anregendes Aroma fast im ganzen Haus, das sogar den Mief der Taverne wohlwollend zu überdecken vermochte. Selbst Èogar nahm den köstlichen Duft trotz seines meditativen Kummers durchdringend wahr, als sich die Atmosphäre im Raum deutlich verbessert hatte. Er hielt sogar mit seinem nervöse Gerenne inne, um dem neuen, schmackhaften Duft nachzuspüren. Sein düsteres Grübeln wurde plötzlich nachrangig und er wurde äußerst Speichel treibend daran erinnert, dass nicht alles in der Welt schlecht sein konnte, vor allem dann, wenn es Gaumenfreuden verspricht.

Als Lohlinde mit einem, durch die Fülle der Köstlichkeiten fast schon gefährlich überladenen Tablett, aus der Küche zurückkehrte, richtete Èogar wie ein Beute witterndes Raubtier die Nase nach oben und es hätte nicht verwundert, hätte er, einem Wolf gleich, ein triumphierendes Geheul ausgestoßen.

SPECK – VERDAMMT – GEBRATENER, KNUSPRIGER SPECK !!!

Es gibt wahrhaftig nichts besser als gerösteten Speck, um ein Picknick am Rande des Abgrunds zu veranstalten. Èogar lief das Wasser im Mund zusammen. Der Geruch nach dieser erlesenen Speise umgarnte ihn wie die betörende, zarte Hand einer blutjungen Verführerin.

So unterbrach Èogar, von diesem herrlichen Aroma betört, wahrhaftig sein unsinniges Hasten um den Tisch herum so plötzlich, als wäre er unversehens gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Der Hofherr sah die Köchin mit aufgerissenen Augen an, als wäre sie soeben vor seinem Angesicht, wie sie war, in einem Nachthemd durch unnatürliche Vorgänge einem unsichtbaren Mutterleib entschlüpft, als eine Lichtgestalt, die plötzlich, wie durch Zauberei beschworen, ins Zeitliche getreten war, seine dunkelsten Stunden mit dem Glanz der Hoffnung auszustrahlen.

Das war aber weniger Lohlindes huldvoller Erscheinung geschuldet, als mehr dem Anblick der köstlichen Pfanne, die sie mit sich getragen hatte und des Hofherren Aufmerksamkeit erheblich mehr hatte fesseln können als die Tatsache, dass die Köchin völlig durchschwitzt und halbnackt vor ihm stand, da das triefende Nachthemd ihre Konturen wie eine zweite Haut umspannte, was ihr auf der einen Seite schon ein bisschen unangenehm war, ihr auf der anderen Seite jedoch wenigstens ein bisschen Kühlung verschaffte.

Den Hofherren störte das nicht. Èogars Lebensweisheiten waren schon immer einer einfachen

dinglichen Welt hervorragend angepasst, der es an schlichter Überschaubarkeit nicht mangelte. Er teilte schon seit jeher die Dinge dieser Welt in zwei Bereiche, von denen der eine, als Quelle des Frohsinns, alle Nützlichkeiten umfasste und der andere, die Heimat aller begründeten Sorgen, unbrauchbare, wenn nicht sogar gefährliche Begebenheiten beschrieb. Diese heiße Pfanne gehörte auf jeden Fall zum glückseligeren Bereich. Ein weiser Mann hatte einmal gesagt: im Zweifelsfall sollte man seiner Nase folgen.

„Das riecht gut! Ich möchte sogar sagen, es riecht sogar verdammt gut!“, bemerkte der Hofherr mit einer leicht bebenden Stimme, die erhebliches Interesse signalisierte.

„Euer Lob macht mich stolz!“, verkündete Lohlinde stolz und sichtlich geschmeichelt, „Und Ihr sollt wissen, dass ich mit Bedacht genug gekocht habe, dass es für zwei reichen würde!“

Unbewusst schwenkte sie unter dem Eindruck des Lobs verlegen ihre Schultern hin und her, dass ihre Brüste schwangen wie zwei Glocken, die zum Mittagmahl rufen.

„REICHT ES DENN AUCH FÜR EIN PAAR ZECHER MEHR ?!“

Eine donnernde, heisere Stimme ließ den Hofherren und seine Köchin bis ins Mark erschreckt zusammenfahren. Erst jetzt bemerkten sie, dass sie sich nicht mehr alleine in der Taverne aufhielten. Auch wenn sie sich in diesem Augenblick fragen mussten, wie sie den stampfenden Schritt von schweren Stiefeln hatten überhören können, standen da drei wilde und der Erscheinung nach auch ziemlich rücksichtslose Gesellen in der Mitte des Raums, als wären sie zwischen den Dielen hindurch in die Höhe gewachsen. Der größte von ihnen war am schrecklichsten anzusehen – ein riesiger mit enorm mächtigen Muskeln bepackter, hässlicher Kerl mit einem Gesicht, das so aussah, als wäre er mit der Nase voran ein gutes Dutzend Mal in die scharfe Schneide einer Kriegsaxt gelaufen.

Möglicherweise grinste er deshalb so schief, vielleicht war es aber auch nur böswillige Häme, die ihm das Gesicht verzogen hatte. Rechts neben ihm stand ein rothaariger Zwerg mit einem großen, gebundenen Bart und einer Frisur, die aus unzähligen, fein säuberlich geflochtenen Zöpfen bestand. Immer mehr strömten durch die geborstene Tür in den Raum hinein, allesamt finstere Gestalten mit einem verschlagenen Blick und schwer bewaffnet!

Shalawing spuckte etwas Blut aus. Ihre Unterlippe war bei Frau Rosanas letztem Schlag ein wenig aufgeplatzt. Jedoch die Schmerzen hielten sich in Grenzen, die Elbin hatte schon sehr viel schlimmere erdulden müssen. Jedoch der Schrecken saß tief in ihrem Gemüt. Niemals hätte Shalawing vermutet, dass Frau Rosana so impulsiv und grausam zuschlagen würde. Shalawing musste trotzig lächeln. Wahrscheinlich hatte sie bei der Hurenfürstin einen wunden Punkt berührt. Aber genauso gut konnte es sein, dass Frau Rosana meisterlich beherrscht einen ausgeklügelten Ablauf folgte, der ihre Handlung exakt nach Plan einmal verführerisch schmeichelnd, dann wieder brutal strafend werden ließ, solange, bis ihr Opfer nicht mehr wusste, ob es geliebt, gehasst oder gar verachtet wird. Sicherlich hatte sie verdammt oft Erfolg damit gehabt, aber das törichte Menschevolk, das sich irrationalen Gefühlen und tierischen Trieben mehr verpflichtet fühlt als der Reinheit des Geistes und dem Segen der Vernunft, ist furchtbar leicht zu knechten. Für Shalawing waren die Menschen nicht mehr als eine Herde dummer Schafe, die sich leichtgläubig und blind auf die Schlachtbänke der Finsternis treiben ließen. Sie selbst sah Shalawing als eine Art Hirtenhund, dem Auftrag verpflichtet die Herde von einem drohenden Abgrund fernzuhaltend, eine Aufgabe, die sehr schwierig, in manchen Fällen sogar hoffnungslos war. Nun aber lag der Hund gebunden, ausgeliefert dem wohlwollenden Erachten der Schafe, die zu beschützen er eigentlich angetreten war. Das stellte Shalawings erklärende Phantasien natürlich auf dem Kopf, denn im Augenblick sah es so aus, als würde der Hirte von seiner Herde verzehrt werden. NEIN !!

Die Elbin rief sich innerlich zur Disziplin! Sie durfte jetzt auf keinen Fall in das schlichte Denken verfallen, mit dem sich das Menschevolk das Leben einfach zu gestalten pflegte. Dazu war sie einfach zu neugierig. Da war noch mehr, so unglaublich viel mehr, die Wahrheit präsentiert sich nie offen. Sie will gesucht und gefunden werden oder sie verbirgt sich in alle Ewigkeit. Sie versteckt sich in der Tiefe

der Dinge und kann daher nie an der Oberfläche erblickt werden. Das Volk der Elben suchte schon seit Jahrtausenden nach den Wahrheiten, die das Fundament der Welt bilden und dennoch würde sich kein Elb anmaßen auf alle Fragen des Seins auch nur annähernd umfassende Antworten geben zu können. Aber auch dies ist nur die halbe Wahrheit! So sind auch die Elben nicht vor irreführenden Verlockungen gefeit. Missgunst, Stolz und das Gefühl der Macht warten wie Wegelagerer auf die Redlichen, ihre Vernunft zu vergiften.

Shalawing schluckte trocken. Ihr Gaumen fühlte sich ausgetrocknet an, aber sie mochte nicht nach einem Schluck Wasser zu verlangen und sich damit als eine armselige Bittstellerin offenbaren. Und daher klang ihre Stimme ziemlich kratzig und rau, als sie strategisch unterwürfig sagte:

„Ich bitte demütigst um Vergebung! Es war nicht meine Absicht Euch zu verärgern und dennoch, muss ich zugeben, tat ich es. Ich akzeptiere jede Strafe, um mich Eurer Gegenwart wieder würdig zu erweisen!“

Frau Rosana runzelte die Stirn, während sie die Worte der Elbin nach Doppeldeutigkeiten oder Zynismus absuchte. Dann aber akzeptierte sie die Entschuldigung, obwohl von deren Aufrichtigkeit sie nicht vollends überzeugt gewesen war. Dennoch zwang sie sich zu einem Lächeln.

„Seht ihr ...“, sprach sie mit ruhiger Stimme, „... es geht doch! Nur ein klein wenig gegenseitiger Respekt und die Welt wird wieder zu einem freundlicheren Ort. Ich denke, wir hatten einen unglücklichen Beginn. Fangen wir noch einmal an und diesmal machen wir es besser. Ich werde Euch befragen und Ihr werdet kurz und bündig antworten. Und wenn ich kurz und bündig sage, dann meine ich auch kurz und bündig!! Solltet Ihr ausschweifend werden oder freche Widerworte haben, dann werde ich das stumpfste Messer, das ich mein eigen nennen, in die Hand nehmen und Euch die Ohren abrunden. Habt Ihr das verstanden?“

Shalawing nickte verdrossen.

„Gut!“, bemerkte Frau Rosana zufrieden, „Dann lasst uns beginnen!“

Die Hurenfürstin rieb sich die Stirn, scheinbar um sich zu konzentrieren, als wäre die erste Frage bereits derart komplex, dass sie eine genauen Wortwahl bedürfte um verstanden zu werden. Shalawing wurde nervös. Es juckte ihr just in diesem Moment fürchterlich an den Ohren, die einer zweifelhaften Zukunft entgegen sehen mussten, sollten ihre Antworten missfallen.

„Euer Name?“, fragte Frau Rosana in einem sehr strengem Ton.

Die Elbin runzelte die Stirn. Was sollte diese Frage? Ihr Name war doch kein Geheimnis und obendrein der Hurenfürstin durchaus wohl bekannt. Aber es war, wie angekündigt, eine klare, unmissverständliche, kurze Frage und erfreulicher Weise auch entsprechend kurz und bündig zu beantworten.

„Shalawing! Zu Euren Diensten!“, erklärte die Elbin in einem feierlichen Ton, jedoch nicht ohne ein spöttisches Schmunzeln.

Frau Rosana nickte gefällig und erwiderte das Lächeln gleichfalls mit einem schiefen Grinsen.

„Es erfreut mich, dass Ihr Eure Dienste anbietet. Das bringt mich auf meine nächste Frage: In wessen Diensten standet Ihr vorher?“

Shalawing verzog das Gesicht.

„Muss das wirklich sein?“, fragte sie unwillig, „Ihr wisst doch sehr wohl wie mein Name ist und ohne jeden Zweifel in gleicher Weise, welcher Waffengemeinschaft ich angehöre! Was soll also diese lächerliche Fragerei? Kommt doch endlich auf den Punkt!“

„Beantwortet diese eine Frage noch, dann werden wir weitersehen!“, befahl Frau Rosana mit ernstem Gesicht, „Betrachtet die als eine Übung, die darauf folgenden Fragen werden mehr ans Blut gehen!“

Shalawing seufzte ergeben.

„Ich diene den freien Völkern und habe mich aus freien Stücken den Schattenklingen angeschlossen!“, leierte sie ihre Worte gelangweilt und monoton herunter wie ein miserabler Schauspieler, auf einer Bühne im Hagel fauliger Früchte stehend, geworfen von der missbilligenden Hand enttäuschter Zuschauer.

Frau Rosana hingegen war zufrieden, ließ sich sogar zu einem dezenten, wenn auch leicht zynischen Applaus hinreißen.

„Na also!“, kommentierte sie zufrieden, „Das war doch gar nicht so schwer! Mit ein wenig gutem Willen geht doch alles. Ich bin fast zufrieden mit Euch!“

„FAST?“, fragte Shalawing zurück, besorgt und belustigt zugleich.

„Leider nur fast!“, bekräftigte Frau Rosana, „Aber dazu kommen wir später, wir wollen ja nichts überstürzen ...!“

Shalawing wurde zunehmend unwohler. Die Worte der Hurenfürsten deuteten einen konkreten und bis ins Detail ausgeklügelten Plan an, der die momentane Situation bei Weitem überstieg. Es wurde der Elbin immer klarer, dass sie offensichtlich blind in ein Wespennest gestochen hatte und nun den Angriff des Schwarms stechwütiger Insekten zu erwarten hatte. Offensichtlich waren große Dinge am Laufen, so geheim wie von riesiger Tragweite und sie standen nicht etwa am Anfang, sondern schon kurz vor dem Abschluss. Und dass dies alles streng geheim ablief, trug nicht unbedingt zu einer Minderung der Sorgen bei.

Frau Rosana streckte nun den rechten Arm aus, die Handflächen nach oben gehalten, als erwarte sie, dass man ihr etwas reiche. Als dies nicht geschah, schnippte sie ungeduldig mit den Fingern. Dieses Geräusch ließ den bisher unbeteiligten Pocke zusammenfahren, als habe ihn ein Skorpion gestochen. Hastig stellte er den Pokal, aus dem er, im Kampf gegen seine Langeweile, unablässig Rotwein nippte, so ungeschickt zur Seite, dass das Gefäß beinahe umgekippt wäre. Dann rannte er in den hinteren Bereich des Zelts und Shalawing verlor ihn aus den Augen, da sie ihren Kopf ja nur eingeschränkt bewegen konnte. Als dieses Geiergesicht zurückkehrte, trug er eine kleine, aus hartem Leder gefertigte Tasche, die ziemlich schwer zu sein schien, denn Pocke stöhnte und ächzte unter ihrem Gewicht. Der Begriff Tasche war ein wenig unzulänglich gewesen, es erinnerte mehr an eine Kiste oder Truhe als an eine einfache Tasche.

Pocke schleppte diese gewichtige Tasche oder Kiste, mit jedem Schritt leise wehklagend, zu Frau Rosana, stellte sich an deren Seite und wartete darauf, dass sie ihn von dieser Last befreien würde. Aber die Hurenfürstin tat nichts dergleichen. Sie deutete auf die Kiste und fragte energisch:

„Kennt Ihr diese Tasche, Frau Shalawing?“

Die Elbin nickte wahrheitsgemäß.

„Ja, ich fand sie in Eurem Zelt. Sie lag auf einem kleinen Tisch und sie war geöffnet!“

Frau Rosana öffnete den Verschluss. Die Tasche ließ sich nach vorne aufklappen. Der Inhalt der Tasche, lauter Fläschchen, Phiolen und Tiegelchen, hing ordentlich aufgereiht in einem kleinen Gestell, das augenscheinlich extra für diese Tasche und ihrer speziellen Fracht gefertigt worden war.

„Seht hinein!“, forderte Frau Rosana die Elbin auf, „Lasst Euch ruhig Zeit dabei! Wir haben alle Zeit der Welt!“

„Oh nein!!!“, jammerte Pocke daraufhin leise. Alle Zeit der Welt? Ihm wurde die Zeit langsam knapp, denn die Kiste wog ihm immer schwerer. Seine Beine begannen langsam zu zittern, die Arme schmerzten immer mehr und sein Rücken bog sich wie der Stamm einer Pappel bei Sturm. Doch weder die Elbin noch die Hurenfürstin erkannten seine Qual. Er hasste sie beide dafür!

„Ja, ich erkenne es!“, bekannte Shalawing, „Genauso habe ich die Tasche damals vorgefunden!“

Und mit einem schelmischen Unterton fügte sie an:

„Nur hatte sie damals mehr Inhalt!“

Wider Erwarten lächelte Frau Rosana.

„Das, was nun fehlt, wurde sicherlich von Euch entnommen! War das so?“

Die Elbin nickte.

„Wo sind die Phiolen jetzt?“

Shalawing lächelte überlegen.

„Sie sind jetzt im Besitz der Schattenklingen und zweifellos werden sie in diesem Moment bereits untersucht!“, sagte sie einfach drauflos, „Man wird die Eigenart dieser Gifte entschlüsseln und

Gegenmaßnahmen treffen!“

Frau Rosana lachte laut auf.

„GIFTE???“ fragte sie ungläubig, „Frau Shalawing, ich kann Euch versichern, man wird keine Gifte entdecken können. In dieser Tasche befindet sich kein einziger Trank, der das Leben unmittelbar bedroht. Der Tod ist, dauerhaft gesehen, kein gewinnträchtiges Geschäft!“

Die Elbin war nun ernsthaft überrascht.

„Wieso hat man diese Tränke dann, wenn es sich nicht um Gift handeln sollte, in aller heimlicher Verschlagenheit erworben? Niemand trug die Phiolen offen mit sich, als er Euer Lager verließ. Man war, im Gegenteil dazu, äußerst bemüht unerkannt zu bleiben!“

„Nun, ich habe nie behauptet, dass die Tränke völlig ohne Wirkung sind.“, erklärte Frau Rosana, Und einige davon sind, nun sagen wir einmal, etwas unredlich. Aber wenn Ihr schon so wenig darüber wisst, welche unvollständige Erkenntnis leitete Eure Auswahl für die gestohlenen Phiolen?“

„Ich erkannte mehrere Farben und nahm mir von jeder ein Gefäß!“, gestand Shalawing leicht verunsichert, im Gefühl einer Tölpelei überführt worden zu sein.

„FARBEN???“

Frau Rosana lachte so laut, dass es womöglich noch am Südende des Hengstackerhofs zu hören gewesen war. Sie wollte sich schier nicht mehr beruhigen und Pocke erwog schon den Gedanken die Kiste abzustellen und Hilfe zu holen. Wobei ihm vor allem die Aussicht gefiel, diese verflucht schwere Tasche endlich ablegen zu können. Sie wäre schon ein paar Mal fast durch die Finger gerutscht. Nicht auszudenken, fiel die Kiste auf den Boden und der zerbrechliche Inhalt käme zu Schaden. Frau Rosana würde dann wahrscheinlich aus seiner gegerbten Haut ein neues Banner schneiden, denn diese verfluchten Tränke waren ihr offensichtlich heilig.

Mit der Zeit, die für Pocke eine halbe Ewigkeit bedeutete, gewann Frau Rosana wieder an Haltung, atmete tief durch und streichelte Shalawing nachsichtig das Haar wie bei einem törichten Kind, dem man mit Milde erklären musste, dass es noch wesentlich dümmmer war als vordem angenommen. Da half auch nichts, dass die Elbin verärgert den Kopf wegzudrehen versuchte.

„Mir scheint, Ihr seid sehr schlicht im Geist!, sagte Frau Rosana mit süßlich klingenden Worten, „Die Weisheit und das kulturelle Erbe des Elbenvolks wird offenbar tüchtig überschätzt! Ich will Euch erhellen und etwas zeigen!“

Frau Rosana zog vier Fläschchen aus der Tasche, allesamt gefüllt mit einer farblosen Flüssigkeit.

„Die Tränke sehen alle gleich aus, nicht wahr?“

Shalawing wollte die Tatsache, dass die Hurenfürstin durchaus recht hatte mit ihrer Behauptung, nicht auch noch bekräftigen und schwieg daher trotzig.

„Nun sagt schon!“, drängelte Frau Rosana.

Die Elbin seufzte.

„Als gut!“, raunte sie misstrauisch, „Sie sehen alle gleich aus!“

„Ist ihre Wirkung deshalb auch gleicher Prägung?“

„Sehr wahrscheinlich nicht, sonst würdet Ihr diese Frage nicht stellen.“

„Genau so ist es.“, erklärte Frau Rosana mit einem unverhohlenen Triumph in der Stimme, „Seht einmal auf diese Flüssigkeit....!“

Frau Rosana hielt eins der Fläschchen nach oben.

„Dieser Trank lindert das Leiden einer schweren Erkältung. Das Fieber wird gesenkt, Husten und Schnupfen erheblich gemildert und Gliederschmerz verschwindet im Nu. In der kalten Jahreszeit verkauft sich dieser Trank wie geschnittenes Brot!“

Dann kam der nächste Trank an die Reihe.

„Hiermit kann man auch die heftigsten Schmerzen bekämpfen, egal ob Euch der Kopf schmerzt oder Euch eben ein Arm abgerissen worden war. Dieser Trank kann helfen, wenn ich auch eingestehen muss, dass die Wirkung nicht so weit geht, Euch einen abgetrennten Arm wieder nachwachsen zu lassen.

Jedes Mittel hat eben auch seine Grenzen!“

Sie stellte die zwei Fläschchen in die Tasche zurück und lenkte die Aufmerksamkeit der Elbin auf die zwei Fläschchen, die in Frau Rosanas Hand verblieben waren.

„Während es bei den vorherigen Arzneien in gewisser Weise unerheblich zu sein scheint, ob man sie ihrer Farbe wegen verwechselt oder nicht, im schlimmsten Fall würde sie eben nicht den gewünschten Erfolg bringen, wäre ein Irrtum bei diesen hier schon fatal!“

Frau Rosana grinste fast schon heimtückisch.

„Das eine Mittel hilft gegen schlimmen Durchfall, während das andere, Ihr würdet staunen, wie oft es verlangt wird, bei verhaltenem Darm hilfreich ist. Selbst Ihr sollte erkennen, wie wichtig es ist, welches von beiden man einnimmt, will man verhindern, dass man sich die Seele aus dem Leib schießt oder es einem den Darm zerreißt!“

Dann stellte Frau Rosana auch die beiden letzten Tränke wieder zurück in die Tasche. Danach deutete sie auf eine Phiolen in der Lederkiste, die mit einer grünen Flüssigkeit gefüllt war. Die Anzahl farbloser Mittelchen war offensichtlich abgearbeitet, aber Frau Rosana hatte der Eifer einer Marktfrau gepackt, ihr gesamtes Sortiment vorzustellen.

„Hier sehr Ihr Athelas-Extrakt, geeignet schwindende Lebensmoral wieder zurückzubringen. Das blaue Zeug daneben gibt Euch verlorene Kraft zurück und das rote kann auch schlimme Wunden im Nu schließen.“

„Wie originell !“, kommentierte die Elbin spöttisch, „Solche Tränke kann man bei jedem Dorfheiler erwerben. Das ist nun wahrlich nichts besonderes!“

„Das mag sein!“, erklärte Frau Rosana belustigt, von der Respektlosigkeit Shalawings scheinbar unberührt, aber diesen Trank werdet Ihr wohl dort kaum erhalten können. So etwas gibt es nur bei bösen Menschen wie mir zu kaufen!“

Das Fläschchen, das die Hurenfürstin der Elbin vor die Augen hielt, beinhaltete eine seltsam leuchtende, rosafarbige Flüssigkeit, die so aussah, als wäre sie eine Zutat für eine Kuchenglasur aus dem Auenland.

„Nur ein paar Tropfen dieses wunderbaren Mittels kann bedrängten Frauen helfen ihre Tugenden anzulegen, die sie daran hindern, jedem lüsternen Ansinnen mit Hingabe statt mit Ablehnung zu begegnen. Im Nu wird dann die schöne, aber spröde Nachbarin zur willigen Gespielin!“

Shalawing war entsetzt. Solche Liebestränke hatte sie bisher für die Hirngespinnste mittelmäßiger Barden gehalten, die ihren laschen Erzählungen ein wenig Spannung verleihen wollten. Dass es tatsächlich ein Mittel dafür gibt, den Willen eines Lebewesens ins Gegenteil verkehren könnte, erfüllte sie mit Abscheu und zugleich mit Furcht. Der Elbin waren die scharfen Blicke dieses ächzenden Rattengesichts nicht entgangen, mit denen er sie vom Scheitel bis zu den Zehen abmaß, dass sie sich fühlte, als würde sie von Kopf bis Fuß von einer Wargzunge abgeleckt werden und sie wollte hoffen, dass es bei einer theoretischen Erörterung über die Wirkung dieser widerlichen Tinktur bleiben würde. Shalawing war unendlich erleichtert, als die Hurenfürstin das Fläschchen wieder in die Tasche zurück stellte und ein neues heraus hob.

„Diesen Trank ...“, Frau Rosana hielt verschmitzt lächelnd eine Phiolen hoch, deren Inhalt bläulich schimmerte, „... mischen vernachlässigte Ehefrauen ihren schwächelnden Männern gerne heimlich unter das Essen, wenn deren schlappe Riemen nicht mehr zur strammen Keule werden wollen. Dieses Mittel stärkt die Lenden des Mannes!“

„Gibt es auch ein Mittel, das die Armmuskeln eines Mannes stärkt?“, wimmerte Pocke mit jämmerlich vibrierender Stimme, da ihm diese Kiste immer schwerer wog und sie kaum noch halten konnte. Sein Hilferuf wurde aber erneut von beiden Frauen ignoriert.

Shalawing war unterdessen sehr nachdenklich geworden. Sollte sich ihr Gefühl wahrhaftig derart geirrt haben? War diese Tasche tatsächlich nichts anderes als ein harmloses und segensreiches Werkzeug eines Heilers?

Abgesehen von den letzten zwei stimulierenden Elixieren, deren Rezeptur aus der finsternen Küche des Hexenmeisters selbst zusammengestellt worden war, schien das so zu sein!

NEIN!!!

Die Elbin war sich sicher, nur einen kleinen Teil der Wahrheit gehört zu haben. Und wo Licht ist, kann man auch Schatten sehen!

VIEL SCHATTEN !!

VERDAMMT VIEL SCHATTEN !!

Und jetzt hatte Shalawing Angst. Schon jetzt wusste zu viel, dass man sie noch am Leben lassen könnte.

„SIEG, SIEG, SIEG !!!“

Rammwulf warf jubelnd die Arme nach oben. Er fühlte sich glücklich im Geist und in einem verdammten hohen Maß auch körperlich befriedigt. Alles hatte sich nach Plan entwickelt SEINEM GENIALEN Plan!

Diese verfluchten Orks flohen nun in Scharen, daran konnte es keinen Zweifel geben. Man konnte zwar fast nichts vom Schlachtfeld sehen, aber das Gebrüll des Feindes und das Getrappel der eisenbewehrten, plumpen Füße dieser schrecklichen Kreaturen schienen sich, sollten sich seine Ohren nicht täuschen, immer mehr nach Nord-Westen zu verlagern. Vielleicht war es noch zu früh, um in einen Freudentaumel zu verfallen, noch immer klirrten die Waffen, noch immer gellten Befehle und Schlachtrufe in die Dunkelheit, noch immer schrillten Todesschreie durch die Nacht. Zudem bestand immer noch die Möglichkeit, dass sich die Orks wieder versammeln könnten, um mit wieder geschlossenen Reihen erneut in die Schlacht zurückzukehren. Aber daran glaubte Rammwulf nicht! Für ihn war der triumphale Sieg bereits jetzt eine unumstößliche Tatsache und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der letzte, stinkende Ork entweder geflohen oder erschlagen sein würde.

Die Nacht schwand dahin, hatte aber dem Sonnenlicht des neuen Tags bei weitem noch nicht das Regiment überlassen. Es dämmerte zwar, aber für einen genauen Überblick reichte es dem Auge noch nicht. Zwielflicht ist immer ein trügerischer Freund für einen klaren Blick. Die Umgebung war noch immer ziemlich tief in Dunkelheit getaucht und erlaubte nur schemenhafte Einblicke. Deutlich erkennbar waren nur jene, die eine Fackel trugen. Aber das genügte Rammwulf vorerst um den Verlauf der Schlacht verfolgen zu können.

Bis zu dem Zeitpunkt, da die Reiter in die Reihen des Feindes fegten, stand fast alle orkischen Fackelträger in geordneter Formation, bildeten zwei flammende Kreise in deren Mitte die Jägerinnen um ihr Leben kämpften und das taten sie bisher, Rammwulf musste das widerstrebend anerkennen, sehr erfolgreich. Er mochte solche Weiber nicht. Gute Kämpferinnen sind meistens sehr zickig, vorlaut und eigensinnig. Zudem lassen sie sich nicht so einfach ins Bett locken und wollte man sie erobern, gelang das nur, wenn man sich als wahrer Held beweisen konnte und selbst das war noch keine Garantie. Mit einem Mal beschlich ihn mit Macht das Gefühl, diese Jägerinnen könnten es auch alleine schaffen, dann kämen er und seine Reiter nur gerade noch rechtzeitig, um den Dreck wegzufegen.

Der Hauptmann der Rohirrim sah sich dadurch zur Eile gezwungen, wollte er als Befreier und Retter gefeiert werden und das wollte er unbedingt. denn nichts liebte er mehr als die Gegenwart von Weibern, die ihm zur Dankbarkeit verpflichtet waren.

Doch daraus würde nichts werden, sollten es den Kämpferinnen gelingen sich selbst zu befreien. Das wäre dann zu schade, denn es gab für Rammwulf kein erhabeneres Gefühl bedrängten Maiden mit starker Hand hilfreich zu Seite zu stehen, ausgenommen jenem aufregenden Empfinden, das man fühlt, wenn seine starke Hand von sich selbst aus Maiden bedrängt.

Ein Hornsignal ertönte!

Kurz darauf war am gegenüberliegenden Rand des Schlachtfelds ein zweites zu hören!

Rammwulf lächelte, er wusste, was diese Signale bedeuteten. Es erklang nicht zum ersten Mal heute, doch diesmal hatte es eine andere Bedeutung. Der Hauptmann hatte seine Reiterei in zwei Gruppen aufgeteilt und ihnen die Mission erteilt dem Feind in die Flanken zu fallen und in die Zange zu nehmen. Die Reihen der Orks sollten so zerschnitten werden, wie ein Bogen Pergament durch ein

scharfes Messer. Durch das Tönen der Hörner wusste Rammwulf, dass der Angriff abgeschlossen war und sie Gruppen für eine neue Attacke aufstellten. Dieses Manöver schien ihm außerordentlich erfolgversprechend zu sein, war aber auch höchst riskant. Außer den zwei Fackelkreisen gab es für die Augen der Reiter keinerlei Orientierungspunkte, die für einen schnellen Angriff sehr hilfreich gewesen wären. Zudem war das Gelände, über das die Pferde galoppieren mussten, sehr uneben und daher tückisch. Die Dunkelheit der Nacht machte das ganze nicht einfacher. Aber das Hornsignal hatte noch einen weiteren Sinn. Da sich die Reitergruppen immer aufeinander zu bewegten, bestand natürlich immer die Gefahr, dass sie aufeinanderprallen könnten. Daher war es sehr wichtig die Position der jeweils anderen Truppe zu kennen, doch in der Dunkelheit der Nacht waren Positionen nur durch das gut hörbare Hornsignal zu vermitteln.

Dennoch blieb es ein gefährliches Unterfangen, immer wieder ausgeführt auf ein Geratewohl und in der Hoffnung, dass schon alles gut gehen würde. Durch die Finsternis konnten die Reiter keine Ziele für Klinge oder Pfeile ausmachen und lediglich darauf hoffen, die Orks einfach nur über den Haufen reiten zu können. Damit wäre aber der reine Zufall zum bestimmenden Kriegsherren geworden und darauf wollte sich Rammwulf nicht verlassen. Er war viel zu eitel, um auch nur einen kleinen Teil des Ruhms einem wohlwollenden Geschick zu überlassen. Es galt die Wucht des Angriffs zu erhöhen, ohne vorher das genaue Ziel anvisieren zu müssen. So hatten sich jeweils zwei Reiter jeder Angriffstruppe zusammengefunden, ein Seil von Sattel zu Sattel zu spannen. So ausgestattet, dem Feind entgegen galoppierend, rissen sie große Lücken in die Formationen der Orks, wie die Sense eines Schnitters in ein Kornfeld. Ein solches Manöver konnten nur die besten und talentiertesten Reiter mit ihren Rössern vollführen. Nur Krieger, die aus dem Mutterleib geboren direkt in einen Sattel gefallen waren, noch ehe die Nabelschnur durchtrennt worden war, war so etwas zuzutrauen, denn es hätte auch verdammt fehlschlagen können, wäre auch nur der aller kleinste Fehler passiert. Die zwei berittenen Einheiten hätten frontal zusammenstoßen können, dann wäre die ganz Offensive wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Wären zu viele Fackelträger der Orks umgerissen worden, wäre es fraglich gewesen, ob eine handvoll Leute mit nassen Tüchern in der Hand einen Flächenbrand hätten verhindern können, Freund und Feind wären dann gemeinsam die Opfer eines verheerenden Flächenbrands geworden. Und das war nicht die Art eines Siegs, die Hauptmann Rammwulf vorschwebte.

An die, durchaus nicht von der Hand zu weisenden Möglichkeiten, dass auch die drei Jägerinnen hätten umgerissen und geschleift werden können, wollte Rammwulf erst gar nicht denken. Einen schlimmeren, fataleren Abschluss für die Rettungsaktion könnte es nicht geben, wenn die Körper jener, die befreit werden sollten, bröckchenweise auf dem rauen Boden der Wildnis verteilt werden würden. Die Aussage „Frei, aber tot!“ mochte in einem epischen Heldenlied als klangvolle Bezeichnung für Mut und Opferbereitschaft angesehen werden. Hingegen der Spruch „Tot, aber frei!“ , klang nach einer üblen, zynischen Umschreibung für eine Rettungstat, die total in die Hose gegangen war. Viele Barden würden sich mit Freude dieser Ereignisse annehmen und lästerliche Lieder darüber singen und leider erfreute sich das einfache Volk an Spottversen fast noch mehr als an den traditionellen Legenden über vorbildliche Helden. Nichts bringt den Pöbel mehr zum Lachen, als der Sturz eines hohen Herren mit dem Gesicht voran in einen Berg von Scheiße.

Rammwulf erschauerte. Der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden fürchtete der Hauptmann fast noch mehr als einen Tritt ins Gemächt mit einem scharfkantigen Eisenstiefel. So etwas durfte einfach nicht geschehen und so etwas würde auch niemals geschehen. Weder das eine, noch das andere!
Niemals!

Ein Horn erschallte !!

Es war aber kein Signalton der Rohirrim !!

Was ging da nur vor sich?

„EADHORN ! BERICHT ! SOFORT!!!“

Der Hauptmann musste sich ablenken und er hoffte, dass die Wirklichkeit sehr viel besser aussehen würde, als die Schreckensvisionen darüber, was alles schiefgehen könnte bei diesem Waffengang.

Diese verfluchte Dunkelheit verärgerte Rammwulf mehr noch als ein tumber Rekrut, den konnte man wenigstens noch anbrüllen. Der einzige Anhaltspunkt, der für das Auge greifbar blieb, um sich den Verlauf der Schlacht zu verdeutlichen, war der Schein der tanzenden Fackeln. Die Formation der zwei Feuerringe orkischer Fackelträger löste sich immer schneller auf, aber was sollte man aus dieser Wahrnehmung schon schließen?

Rammwulf hoffte, dass Eadhorn im wahrsten Sinne des Worts, Licht in das Dunkel bringen könnte. Dieser Späher war wahrlich ein Wunder. Er hatte tagsüber die Augen eines Adlers und die einer Eule in der Nacht. Kein Eichhörnchen in der Nähe hätte an einer Nuss knabbern können, ohne dabei von Eadhorn belauscht zu werden. Wenn es jemanden gab, der erkennen konnte, was sich hinter diesem illustren Tanz der Fackeln verbarg, dann war es Eadhorn.

Keuchend kam der Späher bei seinem Hauptmann an, beugte sich etwas nach vorn, um wieder Luft zu bekommen, richtete sich krampfhaft wieder auf, hob die Hand auf halbe Höhe und ließ sich sogleich matt wieder fallen. Es war wahrscheinlich der Versuch zu salutieren, doch der Vollzug verhungerte auf halber Strecke. Eadhorn war gut auf Distanz gestanden, als ihn der Befehl seines Hauptmann ereilt hatte und da ihm die Ungeduld Rammwulfs durchaus bekannt war, hatte er die Beine in die Hand genommen, um jedes schuldhaftige Verzögern von vorneherein auszuschließen.

„Melde mich zur Stelle!“, ächzte Eadhorn gebückt, mühevoll nach Luft ringend und versuchte dann erst einmal tief durchzuatmen, damit sein Bericht nicht zu einem halb erstickten Gestammel werden würde. Viel Zeit hatte der noch immer schwer keuchende Späher jedoch nicht, denn schon nach dem dritten seiner japsenden Atemzüge begann Hauptmann Rammwulf ungeduldig mit dem rechten Fuß zu tippen. Das war unbedingt ein sehr schlechtes Vorzeichen, dem meistens ein geharnischter Tadel, wüste Beschimpfungen und im schlechtesten Fall auch ein deftiger Fußtritt folgen konnten. Wenn sich in seinem Geist Ungeduld und Missmut paarten, kannte der Hauptmann keine Grenzen mehr.

Schließlich überwand Eadhorn seine kleine Schwäche und begann, wenn auch noch immer erheblich kurzatmig seinen Bericht zur Lage:

„Das das Horn! Die ... Orks Signal Rückzug!“

„Sachte, sachte ...!“, unterbrach der Hauptmann, der keine Lust hatte sich den Inhalt der Nachricht aus gekeuchten Wortfetzen selbst zusammenzureimen!

„Die Reihen der Feinde sind aufgelöst. Der Sieg.... ist uns nicht mehr..... zu nehmen. Die Versuche der Orks sich neu zu formieren wurden allesamt zerschlagen und und ...!“

Der Späher brauchte jetzt wirklich eine kleine Pause um wieder zu Luft zu kommen, ehe er fortfahren konnte und war sichtlich froh, dass ihn der Hauptmann nicht weiter drängte. Rammwulf war überraschend nachsichtig. Es war zwar nicht die endgültige Siegesbotschaft, die er erwartete hatte, kam einer solchen aber schon ziemlich nahe und das ließ ihn nachsichtig werden.

„Die meisten der Orks haben sich, nunmehr ungeordnet, aus der Schlacht zurückgezogen!“, Eadhorns Stimme klang nun schon fast wieder klar und sicher, „Diese finsternen Kreaturen befinden sich auf einer haltlosen Flucht!“

Rammwulf schmunzelte.

„Es sind eben nur tumbe Orks!“, kommentierte der Hauptmann abfällig, „Sie mögen grausam und brutal sein, aber sie sind eben auch dumm wie Sauerteig und feige obendrein!“

Eadhorn runzelte die Stirn. Er war anderer Ansicht als sein Hauptmann, hütete sich aber seine Sicht der Dinge laut auszusprechen, Rammwulf mochte es nicht belehrt zu werden. Auch für den Späher galten die Orks zwar als gnadenlose, mordlustige Schlächter, insofern stimmte er mit der Meinung seines Hauptmanns überein, aber auf ihre Feigheit würde er nicht wetten wollen. Seiner Erfahrung nach ließen sich die Orks lieber zerhacken als vor dem Feind zu weichen, zumindest solange sie die harte Hand ihres Befehlshabers in Nacken spüren. Dass sie sich so schnell zurückgezogen hatten, kam doch etwas überraschend. Aber da war noch etwas anderes, das Eadhorn Sorge bereitete, auch jetzt noch, da der Sieg nur noch eine Frage der Zeit war. Nur wusste er nicht, wie er es seinem Hauptmann erklären

sollte, weil es als Widerspruch zu dessen Postulat hätte angesehen werden können.

„Ich fürchte, so einfach liegen die Dinge nicht!“, begann der Späher zögernd und wartete dann zunächst einmal vorsichtig ab, wie Rammwulf reagieren würde.

„Dann kläre mich auf, Späher!“

Entgegen der Erwartung Eadhorns klang die Stimme des Hauptmanns kein bisschen ungehalten, erstaunlicherweise fast schon eher amüsiert. Das überraschte ihn, aber ermutigte ihn auch fortzufahren: „Unser Angriff hatte die Orks völlig überrascht und ein Großteil war bereits gefällt, ehe die Überlebenden überhaupt begriffen, was ihnen da widerfahren war. Sie zogen sich sofort ein klein wenig zurück und als wir zum zweiten Mal anritten, hatten sie bereits eine neue Verteidigungslinie aufgebaut, die uns tatsächlich in Schwierigkeiten brachte. Es gelang dem Feind zunächst dem Angriff zu widerstehen und fast wären die Reiter von ihnen umzingelt worden, wäre den Orks die zweite Truppe Berittener nicht in den Rücken gefallen. Die Formation des Feinds löste sich wieder auf. Aber die Orks sammelten sich einen Steinwurf entfernt wieder und bildeten ein weiteres Mal eine neue Linie.. Diesmal sicherten sie aber gegen beide Fronten. Das hätte für uns durchaus noch hässlich werden können, aber dann ertönte ein Hornsignal, das diesen Kreaturen den Rückzug befahl. Und was uns vorher noch als trutzige Verteidigungslinie entgegenstand, löste sich vor unseren Augen sozusagen in Luft auf. Sie verschwanden einfach in der Nacht. Dennoch bin ich mir sicher, dass sie sich in angemessener Entfernung wieder sammeln werden, wir wissen nur nicht wo genau und wir wissen genauso wenig, ob sie sich zur Sicherung des Rückzugs oder zu einem Rückschlag formieren werden. Ich habe bei den Truppen der Orks noch niemals ein solch komplexe Manöver erlebt.“

Rammwulf wurde nachdenklich.

„Ich allerdings auch nicht!“, musste er eingestehen, „Das könnte nur bedeuten, dass diese verdammten Orks etwas Besonderes sind, ausgebildet und geformt als eine Art Elite-Einheit, einem, nun sagen wir einmal – nicht unbegabten - Befehlshaber unterstellt.“

„Sicherlich habt ihr Recht, Hauptmann! Doch frage ich mich, weshalb man eine derart ausgebildete Kampfeinheit, die in offener Schlacht maßgeblich den Sieg erwirken könnte, ausgerechnet auf drei Jägerinnen gehetzt wird?“

„Ach ja, die Jägerinnen!“

Rammwulf war froh, das Thema wechseln zu können, das Grübeln über die Existenz von Elite-Kämpfern der Orks und welche Auswirkungen sich daraus auf einen Kampf ergeben, wenn der Überraschungsmoment einmal nicht auf ihrer Seite sein sollte, verbunden mit der nicht unerheblichen Frage, wie es hatte gelingen können, diese geistig armen Geschöpfe so zu belehren, dass sie links und rechts unterscheiden konnten, führte bei ihm zu einem arg fruchtlosen Gedankenwirbel, der ihm langsam Kopfschmerzen bereitete. Es erschien ihm daher sehr viel angenehmer über Frauen zu sprechen, die sich in schlimme Lagen bringen, wenn sie in ihrer grenzenlosen Selbstüberschätzung das Haus verlassen, in der irrigen Annahme auf sich selbst aufpassen zu können.

„Wie erging es diesen dummen Weibern?“

Eadhorns Augen bekamen bei seiner Frage einen seltsamen Glanz der Bewunderung, der dem Hauptmann sofort auffiel und spontan missfiel. Er hoffte, dass des Spähers Anerkennung mehr dem Umstand geschuldet war, dass diese Jägerinnen als prachtvolle Zierde für das Bett eines Mannes anzusehen waren und weniger der Tatsache, sie könnten es einen Mann auf dem Schlachtfeld gleich tun, ihn womöglich sogar noch übertreffen. Rammwulf hatte unangenehme Vorahnungen und diese sollte sich sogleich bestätigen.

„Diese Jägerinnen sind die erstaunlichsten Kämpferinnen, die ich jemals gesehen habe!“, ereiferte sich Eadhorn, der in seiner Begeisterung den immer stechender werden Blick seines Hauptmanns nicht wahrnehmen konnte, „Sie kämpfen nicht für sich selbst alleine. Ich weiß nicht, wie sie das schaffen können, aber sie schießen sich gegenseitig die Feinde vom Hals!“

Rammwulf wirkte verwirrt.

„Wie darf ich das verstehen?“

Der Späher dachte kurz nach und beschloss, es dem Hauptmann mit einem Beispiel zu erklären.

„Blickt auf das abseits liegende Fackelfeuer!“

Als sich Rammwulfs Augen dann tatsächlich forschend auf die beschriebene Stelle richteten, ohne allerdings erhellende Einzelheiten erkennen zu können, fuhr Eadhorn fort:

„Dort liegt eine Elbenfrau! Ja, Ihr habt richtig gehört – SIE LIEGT!! Sie scheint nicht unerheblich am Bein verletzt zu sein und dennoch blieb sie wehrhaft. Als sie von zwei Orks angegriffen wurde, schoss sie zwei Pfeile ab. Zunächst schien es so, als hätten die Geschosse ihre Ziele verfehlt, denn sie surrten an den Angreifern vorbei. Aber sie trafen trotzdem! Zwei Feinde hatten sich unbemerkt in den Rücken der Menschenfrau geschlichen, um ihr hinterrücks den Garaus zu machen.“

Eadhorn deutete auf den ausgedünnten Rest des, ehemals größten Fackelkreises, der mittlerweile sehr lückenhaft war und nun nur noch kümmerlich leuchtete.

„Ihr seht, das ist eine beachtliche Entfernung zwischen diesen Orten und dennoch trafen die Pfeile der Elbin mit tödlicher Genauigkeit. Die gerettete Jägerin bedankte sich im Gegenzug, indem sie zumindest einen der zwei Angreifer, die gegen die Elbin vorrückten, wegschoss. Für den zweiten reichte es nicht mehr, offensichtlich waren ihr die Pfeile ausgegangen und so konnte der Ork in aller Ruhe ausholen!“

„Oh!“, sagte Rammwulf nur und bedeutungsvoll knapp. Dem Hauptmann missfiel die unverhohlene Lobpreisungen Eadhorns für die Kampfkunst der Jägerinnen irgendwie. Zudem befürchtete er, Eadhorns Erzählung könnte damit enden, dass die verletzte Elbin in tausend kleine Stücke zerhackt worden wäre. Dann wäre seine Strategie womöglich in die Kritik geraten. Glücklicherweise war das aber nicht so gewesen.

„Die Elbin schien verloren!“, fuhr Eadhorn mit Grabesstimme fort, „Aber dann sprang Fogwerd aus einem Versteck und attackierte den Feind kühn und heldenhaft! Fürwahr ich hier stehe, Fogwerd verprügelte den Ork nach allen Regeln der Kunst mit einfachen, nassen Tüchern und trieb ihn vor sich her wie einen rüdisigen Hund, bis diese scheußliche Kreatur genau in die Bahn der Reiterei rannte und zu Tode geschleift wurde. Fogwerd konnte in seinem Eifer gerade rechtzeitig genug anhalten, um nicht auch selbst unter die Hufe zu geraten!“

„WAS !!!“, Rammwulf schien plötzlich außer sich zu sein, „ER HAT SEINEN AUFTRAG NICHT GENAU NACH BEFEHL AUSGEFÜHRT ?!“

„Warum auch?“, erklärte der Späher unverdrossen, der den Wutausbruch seines Hauptmanns etwas befremdlich fand, „Diese orkischen Fackelträger sind wahrhaftig ein großes Rätsel! Sie halten ihre Fackeln in regungslosen Fäusten, leuchten die Gegend aus, aber darüber hinaus tun sie überhaupt nichts. Sie stehen dort, wo man sie offensichtlich hin befohlen hatte, beteiligen sich nicht einmal mit einem einzigen Finger an den Kampfhandlungen, sind noch nicht einmal richtig bewaffnet und es scheint ihnen völlig egal zu sein, für wen sie Licht spenden! Sie starren alle vor sich hin, als wären sie bereits tot bevor sie angegriffen werden. Sie sprechen nicht, kein Wort, geben nicht den mindesten Laut von sich, nicht einmal ein Grunzen kommt über ihre Lippen, nicht einmal dann, wenn man ihren Lendenschurz anzündet!“

Der Hauptmann erschauerte. Das klang in der Tat nicht nur sehr wunderlich, sondern auch äußerst gruselig und Besorgnis erregend. Rammwulf vergaß sofort seine Wut auf Fogwerd und dessen vermeintlicher Pflichtvergessenheit.

„Das muss ich mir näher betrachten!“, entschied Rammwulf energisch, denn er spürte fast schon Furcht bei dem Gedanken, sie könnten in dieser fremden Gegend von untoten Orks umzingelt sein.

„Steht denn noch einer dieser seltsamen Orks?“, fragte er seinen Späher und Eadhorn nickte eifrig.

„Die meisten von ihnen haben wir gefällt und ihre Fackeln übernommen, aber ein paar mussten wir stehen lassen. Wir haben einfach nicht genug Leute, um gegen den Feind zu kämpfen, aufkeimende Brände zu löschen und gleichzeitig das Schlachtfeld auszuleuchten. Nur haben wir keine Ahnung wie man diese Mistböcke bewegt. Sie stehen einfach nur da, rühren sich nicht und übertönen mit ihrem Gestank sogar noch den beißenden Qualm ihrer Pechfackeln!“

Rammwulf nickte grimmig.

„Also gut!“, meinte er entschlossen, „Lasst uns vorrücken! Schauen wir uns das mal an! Weise mir den Weg zu der verletzten Jägerin!“

Der Hauptmann klatschte in die Hände. Sofort löste sich aus der Dunkelheit der Umgebung ein halbes Dutzend Gestalten, die, bislang fast unsichtbar, ihren Anführer gegen das Toben des Kampfs abgeschirmt hatten, die schwer bewaffnete Leibgarde Rammwulfs. Niemals hätte er die Torheit begangen, während einer Schlacht alleine und unbeschützt zu bleiben. Als einsamer Feldherr auf dem Kommandohügel zu verharren, war ihm lediglich eine geliebte Pose. Das passte wesentlich besser zum Pathos der Heldenlieder, von denen er sich erhoffte, dass sie irgendwann einmal ihm zu Ehren geschrieben werden würden. Sich hinter den Schildern seiner Wachen zu verkriechen, mochte vielleicht umsichtig und vorausschauend sein, würde aber nicht einen einzigen Barden auch nur zu einer einzigen Zeile inspirieren. Klugheit als solche wird gemeinhin als langweilig, uninteressant angesehen und lässt keinen Spielraum für epische Träumereien. Der Mutige hingegen wird bewundert, auch wenn er seine berechnete Angst töricht als Schwäche auslegt und lieber seinen Verstand unterdrückt, um die Zeichen der Mahnungen missachten zu können. Und sollte ihm seine Dummheit dann auch noch das Leben kosten, würde sein Name sogar zu einer Legende werden. Ein derartiges Glück kann man allerdings ausschließlich im Voraus genießen und Rammwulf war kein Mensch, der sich allen kommenden Freuden des Lebens durch ein vorzeitiges Ableben hätte entziehen wollen. Seinen Namen in den Liedern der Barden für alle Zeit verherrlicht zu wissen reizte ihn aber trotzdem. Daher sorgte er dafür, dass seine Garde nicht zu nahe an seiner Person stand, in der Hoffnung, dass die Barden schlechte Augen hätten. Die Krieger, die die ganze Zeit über im Verborgenen über das Wohl ihres Anführers wachten, scharten sich jetzt mit gezogenem Schwert um ihn herum, als gälte es den Hauptmann nach allen Seiten hin zu verteidigen. Das schien zwar übertrieben, vielleicht sogar völlig unnütz zu sein, denn der Feind befand sich ja schon auf der Flucht, aber man war vor bösen Überraschungen nie gefeit. Immerhin war es dunkel, die Frontlinie unklar und der Feind voller Heimtücke. Dann gab er seinem Späher das Zeichen zum Aufbruch.

„Hier entlang!“, sagte Eadhorn einladend und dann machte er sich vorneweg auf den Weg und der Hauptmann schritt mit etwas Abstand hinterher, von seinen Leibwächtern sicher umringt.

Als Èogar, der Herr des Hengstackerhofs, im letzten Jahr die Idee eines Pferdemarkts entwickelte, der nicht nur die Züchter der näheren Umgebung mit einbeziehen sollte, sondern auch jene entfernter, südlicher Länder, die mit ihren starken, feurigen Rossen das Blut der nordischen Pferderassen auffrischen könnten, hatte er nicht geahnt, dass er damit auf einem derart fruchtbaren Acker des Interesses gepflanzt haben würde. Es mutete fast schon so an, als habe alle Welt darauf gewartet in den Norden zu ziehen, um dort Handel und Wandel zu treiben. Man sollte annehmen, dass eine solche Botschaft in Zeiten düsterer Vorahnungen weniger Beachtung finden würde, aber das genaue Gegenteil war der Fall gewesen. So hatten sich Pferdezüchter aus allen Ecken des Kontinents auf dem Hengstackerhof angemeldet und nicht nur diese. Schließlich sollte neben dem hart geführten Handel auch Frohsinn und gute Laune nicht zu kurz kommen. Dies wiederum hatte Gaukler, Barden, Künstler und nicht zuletzt die Damen des leichtlebigen Gewerbes angelockt. In Folge entfachte dieser Umstand auch die Neugier aller jener Bürger und Bürgerinnen, die mit dem Markt als solchem nichts am Hut hatten und Pferde lediglich für große Tiere hielten, die Hufe an den Füßen hatten, ständig Heu und Hafer fraßen, auf die Straße schissen, wo immer sie es für lustig hielten und gelegentlich vielleicht auch einmal nützlich sein könnten. So wurde aus dem Pferdemarkt, so wie ihn sich Herr Èogar eigentlich vorgestellt hatte, ein riesiges Volksfest, das die Möglichkeiten des Hengstackerhofs bei weitem sprengte, aber dermaßen viel Umsatz versprach, dass Èogar einfach nicht anders konnte, als diese unerwartete Entwicklung zu begünstigen. Es sollte jeder willkommen geheißen werden, der Gold und Silber zuhauf mitbringen würde, um es, für wen oder was auch immer, vor Ort zu lassen, vorrangig natürlich in des Hofherren Èogars Taschen. Keiner ahnte, dass die Geschehnisse, die sich im nördlichen Breeland ereignen würden, das Abbild der unheilvollen Lage des ganzen Kontinents werden sollte und

die Meister Marric danach mahrend, fast schon verdrossen feststellen ließen, das Banner der Lust, der Gier und der Eitelkeit würde mehr Anhänger um sich scharen können, als das des edlen Streits um die Freiheit aller Völker.

Das Zeltlager, das am vergangenen Tag binnen weniger Stunden auf dem Gelände südwestlich des Hengstackerhofs, vor allem durch den steten Zustrom der Handwerker, die sich dort ein gutes Geschäft versprochen, in weitaus höher Anzahl jedoch die Schaulustigen aus der Stadt Bree, die mehr der Verheißung nach Tanz, Spiel und gutem Trunk folgten, zu einer beachtlichen Größe herangewachsen war, hatte mehr etwas von einem verwirrendem Labyrinth, als von übersichtlichen, provisorischen Unterkünften. Die Zelte standen nicht in Reihe und Glied, wie das bei einem Heereslager der Fall gewesen wäre, sondern wild durcheinander wie Schutt nach einem Steinschlag. Jeder der Ankömmling hatte sein Zelt, sein Lager oder was auch immer nach Lust und Laune aufgestellt oder wo sich gerade eben noch Platz angeboten hatte, ohne Rücksicht auf die Nachbarn oder jene, die noch folgen würden. Und da niemand dagewesen war, der wenigstens für ein bisschen Ordnung auf dem Gelände gesorgt hätte, gab es jetzt nicht eine einzige gerade Gasse zwischen den Zelten. Wer dazwischen herum lief, musste auch bei kurzen Entfernungen riesige Umwege einplanen und daher weite Strecken in Kauf nehmen, während er sich durch schmalen Lücken zwischen den Zelten herumschlängelte, denn nicht alle Wege waren wirklich passierbar. Man musste wirklich aufpassen, gerade in der Dunkelheit der Nacht, nicht über irgendeine der Schnüre zu stolpern, an denen die Zelte festgezurrert waren und sich wie tückische Spinnennetze durch die kleinen, engen Zwischenräume spannten.

Daher schlichen die zwei finsternen Gestalten auch sehr vorsichtig um die Zelte herum. Der Angriff einer Riesenspinne wäre zwar nicht zu erwarten gewesen, sollten sie sich in den Zeltschnüren verfangen, der wütende Protest eines Zeltbewohners aber schon, wenn man stolpernd auf sein Zelt gefallen wäre und den Sturz womöglich mit dem Ellbogen in dessen Weichteilen abgefangen hätte. Ein solches Aufsehen konnten sie gar nicht gebrauchen und daher setzten sie ihre Schritte mit Bedacht. Sie hatten einen Auftrag und dessen Gelingen hing außerordentlich davon ab, unerkannt zu bleiben. Genaugenommen war es nicht nur ein einziger Auftrag, sondern eher ein ganzen Bündel davon und alles hing irgendwie zusammen. Das war zwar verwirrend, aber in gewisser Weise auch unerheblich. Wenn man jemanden auf Geheiß des Anführers um die Ecke bringen sollte, dann schnitt man eben dem bedauernswerten Opfer den Schlund ab, so einfach war das! Wer fragt da schon nach dem Sinn? Sollte man die Stadtkasse rauben, dann her damit und zwar ohne Rücksicht auf Verluste! Was gäbe es da schon groß zu fragen? Es war schon schwierig halbwegs die Übersicht zu behalten über das, was man selbst zu tun hatte. Den großen Plan mochten andere im Sinn haben, aber die wenigsten kannten stets den gesamten Hintergrund eines Unternehmens. Die meisten wussten nur das, was sie unmittelbar betraf und mehr wollten sie auch gar nicht wissen. Es ist niemals gut, wenn man zu viel weiß! Wer viel Kenntnis hat, der muss viel tun, wer viel tun muss ist eher in der Gefahr zu versagen und wer versagt, durfte mit keinem Erbarmen rechnen. Es gab verdammt viele in ihren Reihen, die ihre Fehlleistungen mit dem Verlust eines Körperteils hatten bezahlen müssen. Wenn sie Glück hatten, wurde ihnen nur einen Finger abgeschnitten, wer Pech hatte, verlor seinen Kopf.

Urkdin trug aber seinen Kopf noch auf seinem Hals und auch seine Finger waren vollständig, ein Zeichen dafür, dass er noch nie versagt hatte. Auch diesmal nicht!

„Dauert es noch lange, bis wir endlich da sind?“ , maulte Urkdins Begleiter, ein Halbling aus dem Auenland, der es langsam müde wurde, mit seinen kurzen Beinen über zahllose Zeltleinen steigen zu müssen, „Diefe blöden Fäden sind beissen !!“

„Wir sind da, wenn wir das Zeichen sehen, bei dem wir uns versammeln wollten.“, erklärte Urkdin sanft, obwohl es ihn langsam nervte, aus Darrkos seltsamem Gestammel immer erst einen Sinn herausfiltern zu müssen, „Aber wir sollten uns sputen, denn wir liegen hinter der Zeit und Rutiger ist nicht gerade wegen seiner Geduld bekannt.“

„Feichen? Welche Feichen?“, fragte der Halbling unschuldig.

Urkdin seufzte.

„Wie oft soll ich Euch denn noch erklären? Wir suchen nach einer bestimmten Standarte!“

„Ein bestimmte Ftandarte? Waf für eine Ftandarte?“

„Wenn es Euch so brennend interessiert, warum unterbrecht Ihr mich? Ich war gerade dabei es Euch zu erklären!“, sagte Urkdin tadelnd und mehr zu sich selbst flüsternd, fügte er an, „...wahrscheinlich schon zum tausendsten Mal!“

„Ich bin ganf Ohr!“, plapperte Darrko eifrig und wäre beinahe über einen heimtückischen Stein gestolpert, der hinterrücks lauern in der Dunkelheit darauf gewartet hatte, kleine, unachtsame Auenländer zu Fall zu bringen.

„Also !“, begann Urkdin, „Es ist eine einfache Standarte, eigentlich nur ein aufgestellter, hoher Stab, an dessen Spitze der Schädel einer Kuh aufgespießt ist. Das ganze ist ein Zeichen der Familie Wiesensteig. Cecil Wiesensteig ist Großbauer, der sich auf die Aufzucht von Rindvieh konzentriert hat und dadurch zu einem unverschämt hohen Vermögen gekommen ist!“

„Und waf haben wir mit diefem Fefil Wiefenfteig fu faffen?“, warf der Halbling ein.

„Was wir mit diesem Kerl zu schaffen haben?“, Urkdin wirkte schon fast ein wenig amüsiert, „Rein gar nichts, abgesehen davon, dass sein Gold eigentlich uns gehören sollte und in diesem speziellen Fall interessiert uns nur, dass er zwar sein Zelt schon hatte aufstellen lassen, es aber erst morgen nach Tagesanbruch beziehen wird. Das Zelt steht also leer und kann uns so als Versammlungsort dienen!“

„Und da ift niemand, der in der Feit bif morgen auf das Felt aufpafft?“, fragte Darrko zweifelnd.

„Mit Ficherheit ... - verdammt, jetzt fange ich auch schon damit an - mit Sicherheit standen dort Wachen, aber die sind in der Zwischenzeit bestimmt schon brav oder tot! Rutiger überlässt nichts dem Zufall!“

„Wahrfeinlich find fie alle fon verftorben!“, kicherte Darrko und rieb sich vergnügt die Hände.

„Das ist sehr gut möglich!“, antwortete Urkdin leicht abwesend, während er in der Dunkelheit nach irgendwelchen Totems, Standarten oder anderen Zeichen Ausschau hielt auf dem ein Kuhschädel zu erkennen gewesen wäre. Aber noch konnte er nichts dergleichen erblicken und er fragte sich, warum man sich ausgerechnet in der Mitte dieses verfluchten Zeltlagers treffen musste. Jedweder Ort am Rande dieses Wahnsinns wäre leichter zu finden gewesen. Aber Rutiger wird seine Gründe dafür gehabt haben und ein Zweifel an seinen Entscheidungen konnte extrem gesundheitsschädlich sein. Daher würde ihnen sowieso nichts anderes übrig bleiben als diesen verdammten Kuhkopf zu finden.

„Waf fuchst du?“, fragte Darrko, irritiert darüber, dass es nicht weiterging.

„Einen Kuhschädel, Schafskopf!“, antwortete Urkdin leicht verärgert.

„Waf nun?“, fragte der Halbling, dessen Verwirrung eher zugenommen hatte, „Einen Kuhfädel oder einen Fafffädel?“

In Urkdins Geist braute sich langsam ein Unwetter zusammen, das reichlich Blitz und Donner erwarten ließ. Mit dem letzten, kleinen Rest an Geduld, den er noch hatte, versuchte er es noch einmal zu erklären, ohne viel Hoffnung auf eine spätere Erkenntnis seines kleinen, unbeholfenen Begleiters.

„Wir suchen das Zelt, an dem uns unser Anführer zusammengerufen hatte. Und wenn wir die Standarte finden, haben wir auch das Zelt gefunden. Ich hoffe, ich habe es auch für Euch verständlich genug erklärt!“

„Welchef Felt und welche Ftandarte?“

In diesem Moment fuhr Urkdins rechte Hand an den Griff seines Dolchs und er fragte sich ernsthaft, ob es wohl sehr auffallen würde, käme er ohne diesen kleinen Rattenfuß zur Zusammenkunft.

Doch leider war der Boden zu hart, um auf die Schnelle eine Grube auszuheben, in der man den Leichnam des Halblings verschwinden lassen könnte. Zudem hatte er keine Schaufel dabei und sie lagen in der Zeit ohnehin schon zurück. Nicht zu vergessen, dass in den vielen Zelten ringsumher eine Menge Leute schliefen und jeder einzelne könnte jederzeit aufwachen und dadurch zu einem unbequemen Zeugen werden. In diesem Fall bräuchte er eine noch größere Grube und das war in dieser kurzen Zeit nicht zu schaffen. Glück für Darrko!!

Kapitel 24

** Aufgang der Blutsonne **

Sie fühlte sich leicht wie eine weiche Feder, anmutig schwebend zwischen Himmel und Erdboden, getragen von wuscheligen Wolken. Ein milder, warmer Wind umspielte ihren Leib und obgleich ihr wahrlich nicht kalt gewesen war, fröstelte es sie an der Haut ein wenig. Aber diese sanfte Kühle war ihr nicht unangenehm – im Gegenteil!

Es war wie ein Kitzeln, das man zwar abgrundtief hasst, weil man es als aufdringlich empfindet und deswegen sich gerne dagegen wehren möchte, aber das man zugleich auch freudig bebenden Leibs sinnlich genießen könnte, da man sich dabei so lebendig fühlt und daher den Wunsch empfindet, sich sündigem Glück bedingungslos zu ergeben.

Wie ein ...

Ein Liebesspiel?!

Darf das sein?!

Darf das wirklich sein?!

Licht, Luft, Wind und Wolken wären ihre verzückenden Liebhaber, als nähme sie die Natur selbst in den Arm, wer könnte da schon widerstehen?

Wer will da überhaupt widerstehen?

Dieser betörende Hauch an Leichtlebigkeit, der die Welt golden färbt und selbst den wunderschönsten Regenbogen wie einen bedrückenden Schatten aussehen lässt – mag man sich dagegen wehren?

Sollte nicht am Ende jeden Leides ein wohlverdienter Lohn stehen?

Sie hat doch schon so viel erleben müssen, dass ihr so schwer auf den Schultern lastete und mit der Zeit immer schwerer geworden war.

Hätte sie daher nicht auch ein Anrecht auf ein wenig Glück?

Auf Leichtigkeit?

Auf Frieden?

Tief unter ihr wurde gekämpft. Sie sah es nicht, sie spürte es einfach. Sie spürte es wie Nadeln in der Haut, wann immer eine Wunde geschlagen worden war. Wie kamen nur diese Bilder in ihren Geist?

War es eine Ahnung, Wissen oder gar eine Erinnerung?

Sie spürte es, noch ehe sie endlich von Auge oder Ohr unterrichtet worden war, noch ehe sie irgendeine sonstige Wahrnehmung zu erhellen suchte.

Sehen konnte es sie nicht, denn ihre Blicke waren auf den Himmel gerichtet. Und was sie sah war faszinierend.

Haben die Sterne schon jemals prächtiger gefunktelt?

Hatte die Unendlichkeit heute ihr Ende gefunden?

Wohnt die Erfüllung eines langen Lebens im Nichts hinter den Sternen?

Aber dann hörte sie wieder das kalte Klirren tödlicher Waffen, das angsteinflößende Brüllen der Kämpfenden, die Schreie der Sterbenden. Es war wie eine, das Leben verachtende Symphonie des Schreckens, wie ein Chor der Grausamkeiten, der von Hass, Wut und Blutdurst genährt wurde.

NEIN, NEIN, NEIN ...!

Aber das lag alles hinter ihr. Sie hatte einen neuen Weg eingeschlagen, einen Weg, der kein Ziel mehr hatte und trotzdem außergewöhnlich einladend war, dass man ihn mit einem Lächeln beschreiten könnte.

So also sieht er aus, der letzte Weg!

Der allerletzte!!!

Weder Angst, noch Trauer säumten ihren Pfad. Da waren nur Glück und Herrlichkeit als eine Eskorte der Harmonie auf dem Weg zur Erfüllung. Immer höher schwebte sie in die Lüfte, bald schon würde sie nach den Sternen greifen können. Und genau dort gehörte sie hin. Tief in ihrem Innersten wollte sie wissen, dass sie kein Bestandteil dieser Welt mehr sein konnte.

Die Wolken waren angestiegen. Sie umhüllten sie wie ein weiches Daunenbett. Sie fühlte sich geborgen

inmitten des wallenden Mantels. Sie spürte weniger und weniger, aber es war keine Taubheit der Haut, sondern es fühlte sich an wie das Aufgehen in eine bessere Welt.

Sie war glücklich!

Der grausame Lärm der Schlacht war schon fast nicht mehr zu vernehmen. Stille umfing sie wie die schützenden Arme einer Mutter.

„WACHT AUF!!“, hörte sie jemanden rufen, aber das wollte sie nicht. Nicht jetzt – eigentlich nie mehr! Wozu auch?

Der Nebel vor ihrem geistigen Auge lichtete sich ein wenig, so, als würde sich ein Fenster öffnen. Sie sah das Blatt eines Baumes. Es war aber kein beliebiges Blatt.

NEIN!!

Es war ein goldenes Blatt und so etwas sieht man nicht oft. Sie musste kichern – einfach so. Sie konnte sich daran erinnern, obwohl es schon so weit zurücklag, dass das Vergessen drohte. Dieses Blatt war das schönste, das sie jemals in ihrem Leben gesehen hatte und daher hatte es sich in ihre Erinnerung gebrannt. Es war ein sehr langes Leben gewesen, das ihr erlaubt hatte viele Blätter erleben zu dürfen. Aber niemals hatte sie auch nur ähnliche Erhabenheit mehr entdeckt. Als sie dieses Blatt gesehen hatte, war sie noch ein Kind, das der Welt mit andächtigem Staunen begegnete. Kinderaugen sehen immer erhabener als sich die Wirklichkeit darstellte, aber in diesem Fall war das nicht so gewesen.

Der Sommer damals war sehr heiß gewesen und die meisten Bäume trugen traurig welkes Laub, aber der Baum in ihrer Kindheit nicht. Er erstrahlte in einem saftigen Grün, als wäre er von den Göttern selbst genährt worden. Die Sonne brannte auf ihrer Haut und der Wind spielte mit ihren langen Haaren, doch er zerrte auch am Geäst des Baums. Und so löste sich ein einzelnes Blatt, das, hin und her wiegend, nach unten direkt in ihre ausgestreckte Hand fiel. Es war ein goldenes Blatt. Nicht nur ein gelbes wie bei einer Sonnenblume – sondern golden wie die Sonne selbst!

Es war wie ein Geschenk. Sie fühlte sich damals unendlich reich. Für sie war dieses Blatt bei weitem wertvoller als jeder Drachenhort. Es war ein goldenes Blatt und es gehörte ihr – ihr alleine!

Als ihr seinerzeit dieses wunderbare Blatt entgegen schwebte, war sie noch so unglaublich jung gewesen und ihre kindlichen Augen sahen in diesem Blatt ein Geschenk höherer Mächte, eine goldig schimmernde Gabe. Und sie zu sehen und zu empfangen war ausschließlich ihr bestimmt, nicht Mutter oder Vater, auch nicht den erhabenen Fürsten, sondern nur ihr alleine.

Sie fühlte sich damals so stolz und geehrt und von den Göttern berührt. Dennoch blieben ihr Bescheidenheit und Ehrfurcht vornehme Tugenden, ihr ganzes weiteres Leben. Auch jetzt noch, da ihre Augen die Unendlichkeit erblickten.

Der Nebel um sie herum wurde dichter und das Abbild des goldenen Blatts verschwand. Dafür erschienen neue Bilder, Erinnerungen an längst vergangene Tage aus ihrem so langen und ereignisreichen Leben. Und so sah sie erneut, wie sie damals zu einer hervorragenden Jägerin heranreifte, Bogen und Pfeil zu lebendigen Bestandteilen ihre Hände geworden waren. Das Ziel zu treffen fiel ihr so leicht, wie das Ergreifen eines Trinkglases und die Jagd war, zu guter Letzt, zur vertrauten Heimat ihres Geistes geworden.

Es tat ihr fast ein wenig weh, als die schöne Erinnerung wieder von diesem mysteriösen Nebel verschlungen wurde, doch sogleich tat sich ein neues Bild auf, das ihr Herz mit noch mehr seliger Freude erfüllen konnte. Es war aus der Zeit, da sie die Liebe gefunden hatte. Da war dieser herrliche Hain nahe des heimeligen Hauses Elronds und der Friede Bruchtals ruhte auf ihm. Sie sah sich selbst in einem wunderschönen Kleid und sie hörte sich zu ihrem Bräutigam die heiligen Worte sagen: "Gilgalad i Tirn, aur i taen, im lín, ce nín, uireb."

Wie glücklich war sie damals gewesen, alleine die Erinnerung vermochte sie auch heute noch in einen seligen Schwebезustand versetzen, obwohl sie eigentlich auch schon vorher keinen Boden mehr unter den Füßen hatte spüren können.

Und so zog eine Vielzahl an Bildern an ihrem Seelenaug vorbei, als Bruchstücke einer Parade der Glückseligkeit, die ein langes, erfülltes Leben priesen. Doch dann wurde der Nebel dunkler und das,

was er ihr an Szenarien offenbarte wurde, immer unangenehmer. Sie sah in Folge brennende Dörfer, verzweifelte Völker und einen blutigen Kampf gegen die aufkeimende Dunkelheit. Jede Heiterkeit hatte sich verloren, als der Krieg in ihr Leben getreten war. Und nun sah es so aus, als wäre ihr Kampf vorbei.

„WACHT DOCH ENDLICH AUF !!“, rief da irgendjemand, sie konnte aber aber niemanden sehen. Alles, was sich ihrem Auge auftat, war wallender Nebel und die seltsamen Träume, die er unaufhörlich formte.

Sie spürte den Pfeil in ihren matten Händen und legte ihn, allen entsetzlichen Schmerzen zum Trotz, an die Sehne. Sie gab sie das schlanke Geschoss frei und überließ es seiner vorbestimmten, den Tod bringenden Bahn. Ihr Herz füllte sich mit Freude, als der Pfeil den Nacken des Orks durchschlug, der sich von hinten angeschlichen hatte, Mutter Diandra sein schwarzes Schwert in den Rücken zu treiben. Wieder wurde sie von einem Nebel eingehüllt, aber diesmal war er schwärzer als die dunkelste Nacht und seine Botschaften waren es ebenso.

Der Ork lächelte hässlich und dann trat er der Leiche des Riesenork, den sie nur mit äußerster Mühe hatte überwältigen und niederstrecken können, wüst in die Seite, dass sich der schwere, tote Körper kurz aufbäumte. Sie konnte das Brechen der Rippen sogar noch durch den Lärm der Schlacht deutlich hören.

Da war dann noch ein zweiter Ork, der triumphierend die große Henkersaxt mit beiden Händen über den Kopf hielt. War das ein böser Traum oder sah sie wie durch ein Fenster aus dem Zwielficht des Vergehens auf einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit, die sich immer weiter von ihr entfernte?

War es ein wenig von beidem?

Dann umhüllte sie der schwarze Nebel erneut und raubte ihr jedes Bild. Aber ihr Gehör verweilte noch vor Ort und so konnte sie die schweren Schritte hören, sich sich ihr forsch näherten.

„Das Elbenweib lebt noch!“, stellte eine kratzig raue Stimme mit einer grausamen Sachlichkeit fest. Es war nicht leicht auszumachen, ob er diese Erkenntnis als Vorteil oder Nachteil ansah. Aber allein schon der Tonfall konnte einem das Blut in den Adern gefrieren lassen.

Der andere Ork dagegen schien außerordentlich begeistert.

„Umso besser, dann ist ihr Fleisch noch frisch und warm!“

„WACHT DOCH ENDLICH AUF! ICH BESCHWÖRE EUCH!“

Diese Stimme!!

Das war kein Ork, aber wer oder was war es dann?

Noch immer waren ihre Augen von diesem schwarzen Nebel gefangen und sie konnte sich nicht bewegen. Ihre Arme waren zu schwach, zu kraftlos und ihre Beine schmerzten niederträchtig, besonders das verletzte. Die Wunde war wieder aufgebrochen. Sie spürte, wie sie auf die Seite gedreht wurde. Das tat unglaublich weh, sie wollte schreien, bekam aber keinen Ton heraus. Man zog ihr den Brustpanzer vom Leib. Eine Lederrüstung schien auch für einen orkischen Magen eine zu schwer verdauliche Kost zu sein. Nüsse isst man ja auch ohne Schale!

„Suilad, milui gwanu!“, flüsterte sie und bereitete sich innerlich schon auf die Reise zu Mandos Hallen vor. Doch da ertönte wieder dieser seltsame Ruf!

„WACHT AUF! EURE ZEIT IST NOCH NICHT GEKOMMEN!“

Sie hörte diese Botschaft in Unglauben und doch gab sie ihr auf mysteriöse Weise Hoffnung und eine Kraft. Sie zwang ihren Geist auf eine Reise durch den schwarzen Nebel hindurch und stieß zum letzten mal auf ein Bild, das ihr ein mehr als seltsames Szenario offenbarte, das so skurril war, dass es wahrhaftig nur ein Hirngespinnst gewesen sein konnte.

Sie sah einen der Orks auf sich zufallen. Schwer und regungslos fiel er wie ein gut gefüllter Mehlsack auf ihren ohnehin schon geschundenen Oberkörper. Der Aufprall presste die letzte Luft aus ihrer Lunge und sie glaubte schon zu ersticken. Ihr Atem wurde so flach, dass er sie gerade eben noch am Leben hatte erhalten können. Der Ork starrte sie aus toten Augen an. Ein Pfeil steckte mit halber Länge in seinem Kopf. An der Schläfe war er eingedrungen und tief in den Schädel gefahren. Aus dem von Hass

und Bosheit verzerrten Maul dieser scheußlichen Kreatur triefte in Fülle ekelhafter Schleim und schwarzem Blut und floss zäh wie Teer zwischen ihre Brüste, wo sich dann langsam ein kleiner See widerlich stinkender, halbflüssiger Masse bildete.

Es war grässlich! Ihr wurde fürchterlich übel und sie verfiel dem arg entmutigenden Gedanken, diesen verderbten Schmutz nie wieder von der Haut waschen zu können und dass sie nun dazu verdammt war, für den Rest ihres Daseins nach totem Ork riechen zu müssen. Nur mit Mühe konnte sie verhindern, dass sich ihr Magen umstülpte. Fast wäre es ihr Wunsch gewesen, sich in die namenlose, wallende Dunkelheit, der sie gerade noch vor wenigen Augenblicken entronnen war, zurückfallen zu lassen, um dem Ekel zu entgehen, der sich ihrer bemächtigt hatte. Doch sie hatte nicht so lange dem Unmöglichen getrotzt, um sich jetzt einfach kampfflos aufzugeben. Und so stemmte sie sich mit aller ihr verbliebener Macht gegen ein kraftloses Absinken in eine erneute Ohnmacht und versuchte sich tapfer der schrecklichen Wirklichkeit zustellen, der ekelhaften Brühe, die mittlerweile ihre gesamte Kleidung durchtränkt hatte und nun wie Leim auf ihrer Haut klebte, dem toten Ork, der schlimmer stank als eine Gruppe Unholde aus einem modrigen Sumpf, dessen Gewicht sie langsam zu erdrücken drohte, sowie dem Kampf um sie herum, der, obgleich es nun wahrhaftig nicht gut um sie stand, noch immer nicht verloren war.

Auch wenn es nicht wenig verrückt erscheinen mochte, sie war in diesem Moment nicht unglücklich darüber, dass diese Orkleiche auf ihr lag, denn so lange sie das tat, war sie sicher vor dem Zugriff des zweiten menschenfressenden Feinds. Aber ihr war bewusst, dass es nur eine trügerische Sicherheit war, denn jeden Moment konnte der noch lebende Ork den Kadaver seines Kumpanen zur Seite schieben und sofort stünde sie wieder auf der Speisekarte.

Aber nichts dergleichen geschah!

Es kostete sie zwar viel Kraft von dem wenigen, was sie noch hatte, aber schließlich gelang es dennoch, den toten Ork auf die Seite zu schieben.

LUFT!

Endlich konnte sie wieder durchatmen, nachdem sie sich von dieser schweren Last hatte befreien können. Auch wenn es verpestete Luft gewesen sein mochte, in diesem Augenblick war sie mehr als willkommen. Unsicher sah sie sich um. Der andere Ork konnte ja nicht weit sein und es wunderte sie sehr, dass er sich noch immer nicht um sie kümmern wollte. Aber dafür gab es einen nachvollziehbaren Grund. Er wurde angegriffen!!

Sie traute ihren Augen nicht, konnte einfach nicht glauben, was sich ihren Augen unterbreiten wollte. Ein junger Krieger aus dem Volk der Menschen schlug auf den Ork ein. Aber nicht mit einem Schwert oder einer Axt, sondern mit einem nassen Tuch. Mit einem feuchten Lappen gegen scharfe Klingen? So etwas konnte einfach nicht wirklich sein! Sie musste immer noch träumen. Oder waren es die Gaukeleien eines sterbenden Verstands?

Der junge Krieger kämpfte aber nicht ungeschickt. Geschmeidig wich er allen Angriffen des Orks aus, um gleich danach mit dem nassen Tuch zu kontern. Er zielte dabei stets auf das Gesicht des Scheusals und er traf jedes Mal. Der Ork brüllte und schüttelte sich dann, als habe ihn blanke Säure getroffen. Möglicherweise hatte reines, sauberes Wasser bei Orks eine ähnliche Wirkung.

Das sah zwar ziemlich lustig aus, wie dieser Krieger schnell und geschickt seinen mächtigen Feind wie einen Prachtochsen während eines Bauernfestes vorführte, doch erschloss sich ihr nicht so recht, wie er auf diese Weise den Sieg davontragen könnte. Das Tuch würde schneller trocken werden als dass der Ork die Kraft verlöre und dann hätten die ehemals harten Schläge nur noch die Qualität eines sanften Streichelns.

Sie musste einfach helfen, der junge Krieger hätte, auf die Dauer gesehen, keine Chance gegen diesen schwer bewaffneten Feind. Sie versuchte sich aufzurichten, aber der heftige Schmerz, den sie dadurch auslöste, zwang sie immer wieder in ihre Ausgangsposition zurück. Immerhin schaffte sie es, ihren Oberkörper aufrecht gegen den Stein hinter ihr zu lehnen. Das war nicht viel und für einen Beistand in diesem Kampf reichte es bei Weitem nicht, aber sie fühlte sich dadurch schon ein wenig besser. Es kam

ihr immerhin so vor, als wäre sie damit schon ein wenig vom Teller des Orks gekrochen. Gleichwohl hatte sich an ihrer Lage nicht das Mindeste geändert. Noch immer focht dieser junge Krieger einen aussichtslosen Kampf und nur ein einziger Treffer, den er hinnehmen müsste, würde sein Schicksal besiegeln.

Aber ihre Sorge war grundlos. Der Krieger wusste, was er tat und seine Strategie war, gerade ihrer Einfachheit wegen, geradezu genial. Bisher hatte er mit seinem nassen Tuch immer auf die Fratze des Orks gezielt. Doch dann überraschte er den Feind mit einer Attacke gegen das Standbein. Das Tuch wickelte sich wie nach einem Peitschenhieb um die Wade des Orks. Dann zog der Krieger heftig an und der Ork stürzte. Noch ehe sich der grausame Feind aufgerappelt hatte stand der junge Krieger schon neben ihm und zerquetschte diesem Ungeheuer mit den Absätzen seiner schweren Stiefel den Kehlkopf. Der Körper des Orks bäumte sich auf, dann zuckte er noch eine Weile und blieb dann für eine Weile benommen liegen. Der Kampf war vorbei, das wusste auch der sterbende Ork, er war qualvoll am Ersticken. Doch noch war das Leben nicht vollends aus seinem Körper entwichen. Von Panik erfasst sprang er noch einmal röchelnd auf seine Füße und versuchte torkelnd durch eine verzweifelte Flucht seinem Schicksal zu entgehen.

Vergebens!

Der nahende Tod hatte ihn blind gemacht vor allen Gefahren und so stolperte der Ork in die Bahn einer vorbei sprengenden Reitergruppe. Sein Körper wurde erfasst und eine kurze Strecke mitgeschleift und dabei herum gewirbelt wie ein trockenes Blatt in einem Sturm. Und als er zuletzt hart auf den Boden prallte, lag er derart gekrümmt und verdreht, dass die Annahme nahelag, die donnernden Hufe der Pferde hätten ihm nahezu jeden Knochen seines Leibs zermalmt. Er erhob sich nicht mehr und dennoch wollte in ihr keine rechte Erleichterung aufkommen. Aber auch der junge Menschenkrieger schien noch nicht zufrieden zu sein. Er hob die Waffe auf, die der Ork bei seiner Flucht hatte fallen lassen. Sie ahnte was er zu tun gedachte und in ihrem Herzen billigte sie sein Vorgehen.

Aufatmend sah sie zu, wie der Krieger die Waffe des Orks ergriff und damit ihrem vorherigen Besitzer den Kopf abschlug. Er hatten den struppigen Haarschopf dieser grausigen Kreatur gepackt und daran gezogen bis er den Oberkörper des Orks aufgerichtet hatte. Dann ließ er los und noch ehe die Leiche wieder zu Boden sinken konnte, schlug er mit dem Schwert zu. An das Geräusch würde sie sich noch lange erinnern. Es war ein hässliches Knacken und Krachen gewesen. Die Klinge war nicht besonders scharf gewesen, daher hatte sie den Nacken des Orks mehr zerschmettert als durchtrennt. Der abgetrennte Schädel flog ein paar Schritte weit, schlug auf und kullerte dann langsam aus, während der Oberkörper nach unten sackte und dumpf auf den Erdboden plumpste.

Sehr gut!!

Sicher ist sicher!!

Unendliche Freude stieg in ihr auf und sie fühlte sich in einer Weise euphorisch, dass ihre Schmerzen fast schon eine unbedeutende Nebensache wurden. Doch ihr Triumph sollte nur von kurzer Dauer sein. Als sie den Gipfel der Verzückung in leichtem Flug erklommen hatte, kehrte der schwarze Nebel zurück, plötzlich und ohne Erbarmen, hüllte ihr Bewusstsein völlig ein, umschloss sie wie ein Leichentuch. Nun sah sie nichts mehr, hörte nichts mehr und sie spürte auch keine Schmerzen mehr. Alles um sie herum war in tiefes Schwarz gehüllt. Da war nur noch totale Dunkelheit, ohne Tiefe des Raums, ohne Ablauf der Zeit – einfach nichts. Es öffneten sich ihr auch keine neuen Bilder mehr. Wäre da nicht diese seltsame Stimme gewesen, die nun schon zum wiederholten Mal aufdringlich in ihrem Kopf laut geworden war, wäre ihr nicht mehr gewahr geworden, dass sie noch am Leben war.

„WACHT AUF!! ES DROHT EUCH KEINE GEFAHR MEHR !!“

Fast wäre sie geneigt gewesen diese Stimme als eine unerwünschte, aufdringliche Störung ihres Friedens zu erachten, aber auf der anderen Seite wurde dadurch ihre Neugierde geweckt und wunderbar genährt. Zuletzt piff sie auf ihren eitlen Frieden und ihr Geist stieg wieder auf aus den Tiefen der Finsternis.

„Wer wer seid Ihr?!“, flüsterte sie matt und versuchte die Augen zu öffnen, es gelang ihr aber

noch nicht. Zudem war sie sich auch nicht sicher, ob sie nun tatsächlich in die Wirklichkeit zurückgekehrt war oder ob ihre Sinne noch von luftigen Träumereien beherrscht wurden.

„SIE LEBT!! HABT IHR DAS GEHÖRT? SIE LEBT! ICH HABE ES EUCH DOCH GESAGT!! SIE LEBT!“ , die Stimme überschlug sich fast vor Begeisterung. Sie hörte das freudige Gemurmel weiterer, ihr bisher unbekannter Anwesenden, das sich steigerte in eine berauschende Euphorie und zuletzt schon fast in einer Art Applaus mündete. Es waren fremde und dennoch so vertraute Stimmen, von denen kein Unheil auszugehen schien. Erleichtert dämmerte ihr die Erkenntnis, dass sie sich offensichtlich nicht in der Hand dieser verdammten Orks befand. Sie versuchte erneut die Augen zu öffnen und wieder blieben ihre Lider bleischwer. Sie konnte sich überhaupt nicht bewegen, was sie als überaus störend empfand, aber vorerst ertragen musste. Der Blutverlust hatte sie zu arg geschwächt. Immerhin konnte sie sich in Sicherheit fühlen und das war weitaus mehr, als sie sich noch vor kurzer Zeit hatte vorstellen können.

„SIE BRAUCHT ETWAS ZU TRINKEN!! HOLT WASSER, ABER EIN WENIG HURTIG!“

Die Leidende merkte auf, nicht nur der verheißungsvollen Botschaft wegen, gleich etwas zu trinken zu bekommen, denn ihr Rachen fühlte sich völlig ausgetrocknet an, von den Lippen bis zum Magen! Diese Stimme ließ sie vor allem aufmerksam werden, denn sie klang anders. Es war diesmal die Stimme einer Frau gewesen, aber nicht die Mutter Diandras, die hätte sie erkannt. Die Worte, die ihr zuvor immer wieder durch den dunklen Nebel hindurch ins Gehör gedrungen waren hatten aber einen deutlich männlichen Klang gehabt. Sie war verwirrt. Noch immer war es ihr schier unmöglich zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden und deshalb auf alle erdenkliche Hilfe angewiesen. Sie hasste ihre Unbeholfenheit von Herzen, aber sie war einsichtig genug, sich den offensichtlich wohlmeinenden Händen zu überlassen.

Sie spürte diese Hände an ihren Schultern und an ihrem Armen. Sanft wurde ihr Oberkörper aufgerichtet und sofort spürte sie einen üblen Schwindel. Die ganze Welt schien sich im Kreis zu drehen und nur zu gerne hätte sich ergeben auf ihr Lager zurückfallen lassen. Man musste sie in dieser aufrechten Haltung stützen, ihre eigene Kraft hätte nicht gereicht aufrecht zu bleiben. Das verletzte Bein reagierte auf dieses Manöver mit einem heftig protestierenden Schmerz und auch die zahllosen anderen Wunden, die sie sich während des Kampfs zugezogen hatte, vollzogen keine Freudenschreie. Ein Flaschenhals wurde angesetzt an ihre Lippen, die sich wie von selbst öffneten labende Flüssigkeit zu empfangen. Dann floss wunderbares Wasser in ihren Gaumen und sie trank hektisch, wie aus der Verzweiflung einer Verdurstenden heraus. Wurde sie zu gierig, entzog man ihr die Flasche wieder, darauf achtend, dass sie sich in ihrem Verlangen nicht selbst schaden würde. So gebändigt wurde jeder Schluck, den sie sich einverleiben durfte zu einem herrlichen Spender an Kraft, die ihren Lebenshauch langsam wieder erblühen ließ. Schließlich schaffte sie es doch die Augen zu öffnen und das erste, was sie sah, war das schöne, besorgt dreinschauende Gesicht einer Elbin, die ihr, obgleich demselben Volk angehörend, völlig fremd war und sie kannte doch sonst jeden der ihren, die sich im Breeland niedergelassen hatten oder in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen in der Stadt vorbeischaute. Es musste sich um eine reisende Elbin handeln, eine Fremde fern ihrer Heimat. Trotzdem fühlte sie sich in den Händen ihrer Helferin absolut behütet und wahrlich gut aufgehoben. Obwohl das Angesicht dieser Elbin einen mehr kummervollen, vielleicht sogar erschöpften Eindruck machte, schien sie im Grunde eher von einer pffiffigen Natur zu sein, die gerne lacht und spöttelt. Ihre Augen funkelten so schelmisch und die wilden Strähnen ihres dunklen Haars, die sich von der Stirn herab längs über ihr Gesicht zogen, schienen das Abbild einer ungezügelten, wilden Leidenschaft zu sein.

„Wer seid Ihr? Ich habe Euch noch nie hierzulande gesehen.“

Ihr war wieder eingefallen, dass sie auf diese Frage noch keine Antwort erhalten hatte.

„Ich bin Vyzra aus dem Dusterwald und nur auf der Durchreise. Das ist eine sehr unterhaltsame Gegend hier. Ich werde sie vermissen, wenn ich weiterziehe! Euren Namen kenne ich schon. Frau Diandra verriet ihn mir, als ich Euch versorgte. Nun ruht, Legolowien, Ihr habt ein paar üble Wunden davongetragen. Ihr müsst Euch jetzt schonen und Kraft sammeln, denn der Aufbruch naht. Wir sollten

hier nicht länger verweilen als unbedingt nötig!“

„DIE ORKS ...!!!!!“

Legolowien bäumte sich, als sie sich plötzlich dieser finsternen Ungeheuer wieder erinnerte, die sie eben noch dem Tod so nahegebracht hatten. Vyzra drückte die verwundete Elbin sanft auf ihr provisorisches Schmerzenslager zurück.

„..... sind erschlagen oder geflohen!“, vollendete sie Leglowiens begonnenen Satz, „Sorgt Euch nicht. Diese jungen Pferdeherren mögen vielleicht etwas plump und ziemlich begriffsstutzig sein, aber sie haben das Herz auf dem rechten Fleck. Und wenn sie erst einmal in Bewegung geraten, dann sind sie sogar recht brauchbare Kämpfer.“

Vyzra zwinkerte Legolowien aufmunternd zu und die verletzte Elbin ließ sich dadurch sogar zu einem kurzen Lächeln verleiten.

„Wo ist Mutter Diandra?“, fragte Legolowien.

Vyzra grinste breit, als sie antwortete.

„Sie sammelt Ihre verschossenen Pfeile wieder ein. Das kostet Zeit, denn in jedem der toten Orks stecken ein paar und es liegen eine große Menge gespickter Orks herum. Dann wollte sie noch Eure Pferde holen. Das kann eine Weile dauern. Aber was sagtet Ihr MUTTER Diandra? Ich bin ein wenig verwirrt. Wie Eure Mutter sieht sie jetzt nicht gerade aus.“

Legolowien schmunzelte matt.

„Es ist ein Ehrenname! Sie ist und war schon immer die sanftmütige Mutter aller aus der Sippe der Schattenklingen. Sie ist die Weiseste aller aus dem Volk Menschen, die ich seit jeher getroffen hatte, seit ich unter ihnen weile. Ihre Güte geht zu Herzen und ihr Urteil ist Gesetz. Ihr kennt sie nur noch nicht, aber Ihr würdet überrascht sein. Manch ein Elb bräuchte hunderte von Jahren, um sich eine ähnliche Klugheit zu erwerben, wie sie sich Mutter Diandra in ihrer als Mensch arg begrenzten Lebenserwartung erworben hat. Das verdient Respekt!“

Vyzra hob beschwichtigend die Arme, um Legolowiens Überschwänglichkeit zu bremsen.

„Schon gut, schon gut! Ich möchte Frau Diandra die verdiente Hochachtung ja gar nicht verwehren. Ihr mögt sie, also mag ich sie auch!“

Obwohl Vyzras Bekenntnis mit einem deutlich hörbaren zynischen Unterton vorgetragen worden war, konnte sich Legolowien damit zufriedengeben. Es tut gut, wenn die Dinge ins richtige Licht gesetzt werden. Sie wurde jetzt auch immer wacher, je mehr sich ihre Wahrnehmung erhellte. Die Schwäche, die ihren Geist in die Fänge eines schwarzen Nebels gezwungen hatte, wich nun mehr und mehr von ihr und ließ ihren Blick klarer werden. Jetzt erst erkannte sie, dass sich nicht nur Vyzra an ihrem Lager aufhielt, sondern auch eine größere Gruppe Krieger, die sie in ihrem leicht umnachteten Zustand bisher nicht hatte sehen können. Gehörte der junge Krieger, der in ihrem vermeintlichen Traum einen gewaltigen Ork mit ein paar nassen Stoffetzen besiegt hatte, zu dieser Schar? War es gar eine Erinnerung, was sie bis jetzt für die Ausgeburt ihrer Phantasie gehalten hatte?

Legolowien reckte sich ein wenig zur Seite, soweit es ihre Verwundungen zuließen und blinzelte an Vyzra vorbei um sich ein Bild von diesen Männern machen zu können. Vielleicht konnte sie den jungen Krieger aus ihrem vermeintlichen Traum ja sogar wiederfinden. Sie tat sich aber damit sehr schwer im Zwielflicht zwischen schwindender Nacht und nahendem Tag mehr zu erkennen als gesichtslose Konturen. Noch immer reichte ihr Sehvermögen nicht aus, um diese vielen Krieger mehr als schemenhaft betrachten oder sie gar unterscheiden zu können. Zudem trugen jeder von ihnen fast die gleichen Waffen und ihre Rüstungen waren geziert mit ein und demselben Wappen, was für einen prüfenden Blick auf sichtbare Einzelheiten auch nicht unbedingt hilfreich war.

Legolowien hatte ohnehin nicht viel Zeit für aufmerksamere Betrachtungen. Ein hochgewachsener Krieger der Truppe näherte sich ihrem Lager und allein schon die Art, wie er seine kraftvollen, raumgreifenden Schritte setzte, war für die leidende Elbin ein Zeichen dafür, dass es sich um den Anführer dieser Truppe handeln musste. Der Mann schob, sowie er in Reichweite war, Vyzra auf sehr unhöfliche Weise auf die Seite, um an ihrer Stelle den Platz neben Legolowien einzunehmen.

Legolowien erschauerte bei seinem Anblick. Der Krieger war sehr kräftig gebaut, obwohl er, seinem kantigen Gesicht nach, schon etliche Winter erlebt haben musste. Ein wilder blonder Bart, der bereits von zahlreichen grauen Strähnen durchzogen war, zierte Wangen und Kinn. In seinen Augen blitzte kalte Entschlossenheit und die Elbin hatte keinen Zweifel daran, dass dieser Mann seine Ziele, wie immer sie auch geartet sein mochten, mit äußerster Rücksichtslosigkeit verfolgen würde.

„Mein Name ist Rammwulf!“, sagte der Mann knapp und wenig herzlich, „Ich bin der Hauptmann dieser Kampf Einheit. Ihr befindet Euch in der Obhut der königlichen Gardisten aus Edoras, somit braucht Ihr Euch um Eure Sicherheit nicht mehr sorgen. Wir garantieren für Eure Sicherheit. Ich hoffe Eure Wunde ist gut versorgt worden!“

„Das ist sie wohl!“, knurrte ihn Vyzra an, „Wenn auch nicht durch Eure Hände, sondern durch die meinen!“

Rammwulf erwiderte nichts auf den Einwurf der Elbin, antwortete ihr lediglich mit einem abwertenden, geringschätzenden Blick und wandte sich dann wieder der Verletzten zu.

„Dann will ich mich lieber selbst davon überzeugen, ob die Verletzung auch richtig behandelt worden ist.“, knurrte er vor sich hin, begleitet von einem zweifelnden, verächtlichen Seitenblick auf Vyzra, dann zog er die Wolldecke, mit der Legolowien während ihrer Besinnungslosigkeit fürsorglich zugedeckt worden war, mit einem Ruck zur Seite und legte das verletzte Bein frei. In der Tat war von der Wunde nichts mehr zu sehen, der Verband saß perfekt und die Blutung schien gestoppt zu sein. Dass er beim besten Willen nicht finden konnte, das sich hätte bemängeln lassen, verstimmte den Hauptmann sehr. Zu gerne hätte er einen Grund gefunden dieser aberwitzigen Elbin Vyzra ernste Vorhaltungen machen zu dürfen. Nichts hasste er mehr als großmäulige Weiber, egal aus welchem Volk, und diese Vyzra erschien ihm als ein Paradebeispiel dafür. Wo käme man da hin, wenn sich jetzt alle Frauen über die Männer ungestraft lustig machen dürften? Also suchte Rammwulf gehässig nach einem Fehler, den Vyzra gemacht haben könnte und damit nach einem Grund sie ordentlich schelten zu dürfen. Aber da war nichts zu finden gewesen, absolut gar nichts! Im Gegenteil! Rammwulf musste widerwillig sogar anerkennend feststellen, noch niemals eine derart schlimme Wunde besser versorgt gesehen zu haben.

Das war äußerst ärgerlich!!

Das durfte einfach nicht sein!!

„War das die einzige Wunde oder wurde es am Ende versäumt nach weiteren, möglichen Verletzungen zu suchen?“, brummelte er hastig seine, nach dem Stand der Dinge doch eher dürftige Kritik, gekünstelt vorwurfsvoll vor sich hin, um nicht loben zu müssen. Als wäre diese eine Wunde nicht schon schlimm genug. Aber bei einer zusätzlichen, noch unentdeckten Verletzung hätte er einen wenigstens halbwegs berechtigten Tadel anbringen können. Nichts wünschte er sehnlicher, als dieser Vyzra das freche Maul stopfen zu können, nachdem sie ihn noch vor dem Angriff so böse vor seinen Männern verspottet und einen ängstlich Zauderer genannt hatte.

Er winkte einen seiner Leute, der eine Fackel trug, zu sich heran, damit er ihm die Beine Legolowiens ausleuchte, denn der nahende Morgen spendete noch nicht genug Licht und bei Dämmerung könnte man leicht eine Wunde übersehen. Rammwulf hoffte von Herzen, dass dieser Vyzra ein derartiges Missgeschick unterlaufen sein könnte. Es würde ihm dann eine ausgesprochene Freude sein, das Werk dieser vorlauten Elbin schmähen zu können. Aber erneut wurde er enttäuscht. Er konnte, außer ein paar unbedeutenden Schrammen und Prellungen, keine weiteren erheblichen Verletzungen ausmachen und das verdross ihn arg. Und so blieb ihm nur noch die kleine, heimliche Freude, zumindest die verzückende Anmut dieser Beine in ihrer makellosen Reinheit, von den Füßen aufwärts bis zu Hüfte aus unerwarteter Nähe betrachten zu dürfen. Wenn ihm auch der Anblick weiterer Verletzungen nicht vergönnt gewesen war, vermochte das, was er sah, durchaus zu gefallen.

Doch auch dieses kleine Privileg sollte ihm nicht lange vergönnt sein.

„NIMM DEINE DRECKIGEN FINGER VON IHR, DU SCHWEIN !!“, ertönte ein lautes Gebrüll.

Hauptmann Rammwulf war kein Mann, der leicht aus der Fassung zu bringen war. Manchmal schien es

so, als hätte er den absoluten Überblick auch über das Unerwartete. Aber diesmal erschrak er heftig.
DIESE STIMME !!

Auch Vyzra und Legolowien fuhren zusammen, wie von einem herabfahrenden Blitz aus einem blauem, wolkenlosen Himmel getroffen, als ihnen dieser gebietende Schrei schmerzhaft in den Ohren gellte. Vor allem Legolowien konnte es nicht fassen, als sie Mutter Diandra erblickte, deren sonst so gütiges Gesicht diesmal von Hass verzehrt schien. Die zornige Jägerin hielt mit zitternden Armen den extrem kraftvoll gespannten Bogen in den Händen, die Spitze des eingelegten Pfeils zu allem entschlossen, gegen den Hauptmann richtend. Rasender Zorn ließ ihr Augen fast schon glühen und ihre Lippen war fest aufeinandergepresst, dass ihr Mund darum herum schon fast weiß geworden war. Da konnte es keine Zweifel geben, Diandra würde gnadenlos durchgreifen, sollte ihre Forderung nicht erfüllt werden.

„ICH SAGS NICHT NOCH EINMAL!“, schrie sie drohend, „ENTFERNE DICH VON
LEGOLOWIEN ODER ICH WERDE DEIN GEMÄCHT MIT DIESEM PFEIL AN DEN HARTEN
ERDBODEN NAGELN!!“

Des Hauptmanns Krieger brauchten eine Weile, bis sie den Ernst der Lage begriffen hatten, dann aber reagierten sie prompt. Wie auf ein stummes Kommando hin, zückten sie ihre Waffen, richteten sie gegen die grimmige Bogenschützin, griffen sie aber nicht an, sondern warteten erst einmal ab. Noch war das Unglück nicht unabwendbar, das fühlten sie. Sie zögerten zwar, aber ein einziger Befehl hätte genügt, alle ihre Bedenken, die Hand gegen eine Frau ihres Volks zu erheben, mit einem Mal nichtig zu machen.

Rammwulf war der erste der Anwesenden, der seine Fassung vollends wiedergewann. Sehr zur Verwunderung seiner Männer, blieb der Hauptmann ruhig und gelassen. Für gewöhnlich verlangte es ihn nach derartigen Beleidigungen nach blutiger Sühne. Aber er zeigte spontan und völlig unerwartet einen guten Willen und hob die Hände mit gespreizten Fingern demonstrativ in die Höhe. Dann stand er langsam auf, die Arme noch immer weit von sich streckend und als er dann auf den Beinen stand, begann er zu lachen, ohne sich nach der Bedrohung umzudrehen, um sie auch sehen zu können. Die plötzliche Heiterkeit ihres Hauptmanns verwirrte seine Krieger, aber sie nahm ihnen auch ein wenig ihrer kritischen Anspannung. Sie ließen ihre Waffen sinken, einige steckten sie sogar wieder weg. Lediglich Diandra schien von dieser Wendung unberührt zu sein. Sie blieb noch immer bei ihrer wilden Entschlossenheit und ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie, sollte es die Situation ihr abverlangen, noch immer bereit wäre zum Äußersten zu gehen. Das gefällige Nachgeben und das plötzliche und völlig unpassende Gelächter des Hauptmanns konnte sie, obwohl es tatsächlich aufrichtig und herzlich erschien, in keiner Weise nicht umstimmen.

„Höre da nicht wahrhaftig den lieblichen Klang der Stimme der Dame Diandra?“, säuselte Rammwulf leutselig vor sich hin, ohne dabei, da noch immer abgewandt, der Angesprochenen ins Gesicht zu blicken.

„Was für ein unausgesprochenes Glück Euch auf dem Feld des Siegs unversehrt und offensichtlich voller unverbrauchter Kraft wieder zu sehen!“, fuhr Rammwulf gelassen fort, erneut ins Leere sprechend. Furcht spürte er nicht, obwohl er gut daran getan hätte, denn Diandras flammender Hass war für alle Umstehenden unverkennbar gewesen. Erst jetzt drehte sich Rammwulf, fast schon provozierend langsam und gemächlich um, sah der wütenden Jägerin ohne Scheu tief in die Augen, ohne sich scheinbar im Geringsten daran zu stören, dass sie ihn mit einer Waffe bedrohte. Er lächelte sie dabei so süßlich an, als wäre er ein Händler für seidene Unterwäsche, der gerne sein Sortiment vorstellen würde.

Langsam ließ er seine Arme sinken, nicht etwa um zu provozieren, sondern dem Umstand geschuldet, dass sie ihm einfach langsam zu schwer wurden. Er tat es allerdings nicht ohne Diandra einen prüfenden Blick zuzuwerfen, um sich ihrer Duldung sicher sein zu können, denn er wollte sie auf keinen Fall zu unüberlegten Handlungen drängen. Er wusste wohl, dass sein Heil an den zwei Fingerspitzen hing, mit denen die Jägerin die Bogensehne kraftvoll spannte. Dann hielt Rammwulf

seine Hände nach außen, dreht die Handflächen nach oben und ließ sie dann weiter sinken. Es sollte eine Geste der Ergebenheit sein, die Diandra nahezulegen versuchte, ob sie nicht auch ihrerseits dazu bereit wäre, dasselbe mit ihrem Bogen zu tun.

Tatsächlich ließ Diandra ihren Bogen allmählich sinken, behielt jedoch ihre lauernde Haltung und ließ den Pfeil an der halb gespannten Sehne, denn sie witterte Verrat, traute diesem trügerischen Frieden nicht allzu sehr. Trotzdem ging ein Raunen der Erleichterung durch die Reihen der Krieger, die jetzt schon geneigt waren, die Angelegenheit als erledigt zu betrachten. Hauptmann Rammwulf hingegen erging das anders. Zwar lächelte er so breit, als verfolge er die Possen eines Hofnarren, doch diejenigen, die ihn näher kannten, wussten sehr wohl, dass es in seinem Innersten kochte wie in einem Schmelzofen. In seinen Augen schien ein wildes, zerstörerisches Feuer zu flackern, das die Falschheit seines milden Lächelns offenlegte.

„Es ist lange her, dass wir uns das letzte Mal gesehen hatten, werte Diandra!“, sagte Rammwulf in einem zynisch versöhnlichem Ton.

„Bei Weitem nicht lange genug!“, zischte Diandra gehässig zurück.

Der Jägerin unverhohlene Feindseligkeit amüsierte den Hauptmann.

„Ihr habt Euch sehr verändert, Liebste!“, fuhr er in einem erzwungenen, lässigen Tonfort, „Ihr seid fürchterlich alt geworden, eine längst verblühte Schönheit, mit welcher Haut und faltigem Hintern. Es ist wahrlich schade um Eure ehemalige Anmut, als diese noch zu betören wusste. Aber bestimmt hat auch das hohe Alter für Frauen wie Euch auch noch ein wenig Liebreiz übrig! Bestimmt gibt es Wölfe, die ausgehungert genug sind, sich an alten, zähen Ziegen zu laben, solange keine jungen, frischen Zicklein zu ergattern sind!“

Sollte der Hauptmann für seine zynisch abwertenden Worten mit einem amüsierten Applaus aus den Reihen seiner Krieger gerechnet haben, musste er nun tatsächlich enttäuscht sein, denn die Reaktionen seiner Leute waren eher verhalten. Zwar gefiel den meisten diese rüde Sprache, aber sie waren schließlich von Hauptmann Rammwulf wahrlich nichts Anderes gewohnt. Einige lachten lauthals und wieder andere erörterten, ob die verbreitete Lebensweisheit, derzufolge man auf alten Stuten am besten das Reiten lernen könnte, tatsächlich zuträfe oder nicht. Die Mehrzahl der Männer allerdings schwiegen betroffen, da ihnen die Situation peinlich war. Sie waren der Meinung, dass man mit einer Dame gebührenden Respekt entgegenbringen sollte und nicht so behandeln sollte, als wäre sie ein liederliches Weib aus dem Volk der verhassten Dunländer.

Diandra hingegen ließ die Beleidigungen an sich abtropfen, als wären diese Schmähungen für sie von keinerlei Bedeutung.

„Ihr dagegen habt Euch überhaupt nicht verändert!“, entgegnete sie ungerührt, während sie in aller Ruhe den Pfeil wieder in den Köcher steckte und ihren Bogen schulterte, „Ihr wart seinerzeit schon ein widerwärtiges Schwein und Ihr seid es heute noch, unberührt von der Weisheit des Alters und immer noch Euren verfaulten Gelüsten verpflichtet. Aber vielleicht gibt es noch einige wenige Frauen die noch nicht wissen, dass Euer Verstand in Eurer Hose wohnt und nicht unter Eurem Hut und die einsam genug sind, sich bei Eurem lüsternen Werben nicht sofort übergeben müssen! Ganz bestimmt werdet Ihr ein paar Huren finden, die geduldig genug sind, darauf zu warten, dass Euer schrumpfliger, kleiner Soldat den Dienst nicht mehr verweigert!“

Rammwulf lachte grimmig auf.

„Keiner meiner Soldaten würde sich meinem Befehl verweigern und alle, wirklich alle, sind hungrig nach Eroberungen!“

Diandra schüttelte den Kopf.

„NEIN!“, widersprach sie energisch, „Wirklich hungrig nach Eroberungen scheint mir ausschließlich nur Euer kleiner Freund zu sein. Sonst sehe ich in Eurem Gefolge nur wackere Kämpfer, die sich unter dem Banner der Freiheit versammelt haben und eben nicht, wie Ihr wähnt, unter dem der Unterdrückung!“

Der Hauptmann wurde jetzt langsam unwirsch. Der Disput nahm eine Entwicklung, die ihm nicht

gefiel. Nichts von dem, was ihm jetzt noch auf der Zunge lag, konnte er jetzt noch verlauten lassen, ohne gleichzeitig die unbotmäßigen Behauptungen Diandras ungewollt zu rechtfertigen. Er kämpfte mit dem Verlangen der Jägerin ins Gesicht zu schlagen, doch die Vernunft behielt die Oberhand. Und so beschloss er dieses sinnlose Gespräch sofort zu beenden.

„Geht nun und versorgt Eure teure Gespielin!“, herrschte er Diandra missmutig an, „Wir brechen in Kürze auf und es ist mir egal, ob ihr uns folgen könnt oder nicht! Also sputet Euch, denn solltet Ihr wieder von einer Horde Orks eingekreist werden, wird niemand mehr da sein, der Eure Ärsche rettet!“ Über Diandras Gesicht huschte ein fast schon überhebliches Lächeln. Sie verneigte sich leicht und erklärte mit einer spöttisch gekünstelten Feierlichkeit:

„Mein Arsch und ich werden sich Eures freundlichen Ratschlags erinnern!“

Dann ließ sie verdutzten Hauptmann einfach stehen und lief, ohne ihn auch nur noch eines einzigen Blicks zu würdigen, auf das Lager Legolowiens zu.

Rammwulf kochte vor Wut.

„SAMMELN UND AUFSITZEN UND ZWAR EIN BISSCHEN PLÖTZLICH!!“, brüllte er seine Männer an, „KEIN HORNSIGNAL!! UND DANN, AUF MEIN ZEICHEN HIN, ABRÜCKEN!!! WIR LASSEN ALLES UNNÖTIGE ZURÜCK!!“

„Aber die Frauen ...?“, wagte Thrommbryth einzuwenden, verstummte aber augenblicklich, als er im Gesicht des Hauptmanns dessen namenlosen Zorn sehen musste. Dem Adjutanten gefiel es zwar nicht, die Frauen schutzlos zurückzulassen, aber es war zu diesem Zeitpunkt klüger Rammwulf nicht zu widersprechen und damit noch mehr zu erzürnen. Der Hauptmann war in einem Zustand der Rage wahrlich unberechenbar und er würde auch vor einer körperlichen Züchtigung nicht zurückschrecken. Das hatte der Adjutant zur Genüge schon oft genug erlebt, auch am eigenen Leib. Auf eine weitere solcher Erfahrungen hatte Thrommbryth keine Lust, also hielt er fortan den Mund, wie er es schon immer tat in solchen Lagen, auch wenn er sich dabei schrecklich schuldig fühlte – auch das nicht zum ersten Mal!

Vyzra war, sofort nachdem Rammwulf den Platz neben der verwundeten Elbin freigegeben hatte, an Legolowiens Seite gerückt und hielt tröstend deren Hand. Fassungslos verfolgte sie den erbitterten Streit zwischen dem Hauptmann Rammwulf und Mutter Diandra, zwischen denen offensichtlich ein mit Hass getränktes Zerwürfnis bestand. Vyzra fühlte sich verwirrt.

„Das scheint mir aber nicht die Frau zu sein, die Ihr mir zu beschreiben versucht hattet!“, flüsterte sie Legolowien zu, während sich die Streitenden mit der Bosheit ihrer Worte zu übertrumpfen im Zugzwang wähnten, „Saftmut?? Weisheit?? Herzensgüte?? das sähe, meinem Dafürhalten nach, aber ganz anders aus! Zorn, Wut und Rachsucht träfen es besser!“

Legolowien seufzte.

„Ich verstehe es auch nicht!“, bekannte sie verlegen, „Ich könnte mir aber vorstellen, dass dieser Feindschaft eine schlimme Geschichte zu Grunde liegt, die schon Jahre zurückliegt und dass die Wunden, die damals geschlagen wurden, heute noch bluten! Ich fühle mich in meinen Gedanken zerrissen. Zum einen scheue ich die Erkenntnis über die auslösenden Ereignisse, die zu einer solchen Fehde führten, aber auf der anderen Seite würde ich es gerne verstehen und das ist ohne das Wissen über die besagten Hintergründe nicht möglich!“

Vyzra lachte.

„Ich finde, Ihr habt zur Stunde erheblichere Probleme!“, erinnerte sie die Verletzte an ihre prekäre Lage.

„Könnt Ihr aufstehen und gehen? Wenn ja, wäre jetzt ein günstiger Moment dafür. Wir müssen von hier verschwinden und ich glaube kaum, dass nach den jüngsten Ereignissen von dem Hauptmann der Pferdeherren noch viel Hilfe zu erwarten ist!“

Legolowien grinste, wenn auch etwas verkrampft. Die Schmerzen, die sie noch immer zu erdulden hatte, ließen keine ausgelassene Freude zu.

„Aufstehen? Ich denke, mit Eurer freundlichen Hilfe werde ich es wohl schaffen!“

Noch ehe Vyzra der Verwundeten unter die Arme greifen konnte, sah sie mit gemischten Gefühlen Mutter Diandra nahen und sie fürchtete Zank und Hader könnten nun eine Fortsetzung finden, nur gegen ein neues Ziel. Denn wenn die Elbin auf ihren Reisen etwas über das Volk der Menschen gelernt hatte, dann war das die Erkenntnis, dass Menschen an ihrem beißenden Zorn und ihrer maßlosen Wut, wenn sie einmal davon gepackt worden waren, so eisern festhielten wie ein Drache an seinem Hort. Zu ihrer großen Überraschung war das in diesem Fall aber anders und es erinnerte Vyzra an die Weisheit, dass Wahrheiten auf dem Grund eines tiefen Sees zu finden wären, nicht an dessen Oberfläche.

Diandras Gesichtszüge, vor wenigen Augenblicken noch von Hass und Wut verzerrt, schienen nunmehr völlig entspannt und freundlich zu sein. Nicht das winzigste Anzeichen einer Verärgerung waren jetzt noch zu erkennen. Der rasende Zorn und abgrundtiefe Wut waren offensichtlich vollends von ihr gewichen und hatten jenen lichten Tugenden Platz gemacht, die Legolowien schon vorher beschrieben hatte – Sanftmut, Weisheit und Güte! Was für eine wunderbare Verwandlung!

Gleich nach ihrer Ankunft verneigte sich Diandra vor Vyzra, noch ehe sie ihre Aufmerksamkeit an die verletzte Gefährtin richtete.

„Ich habe Euch kämpfen sehen, edle Fremde, und ich war von Eurer Macht sehr beeindruckt!“, erklärte Diandra in einem feierlichen Ton, der die Aufrichtigkeit ihrer Worte deutlich unterstrich, „Euer beherztes Eingreifen hat mit Sicherheit unser Leben gerettet und ich möchte mich für Euren selbstlosen Einsatz aus tiefstem Herzen bedanken. Sagt mir Euren Namen, damit Eure edle Tat unvergessen bleibe!“

Die Elbin lächelte unsicher, sie hatte den raschen, unerwarteten Wandel der Stimmung Diandras noch nicht so recht verkraftet. Sie hatte noch nie erlebt, dass so unbeschreiblich kurz nach einem gewaltigen Blitz und zerstörerischem Hagel, sich so plötzlich eitler Sonnenschein verbreiten konnte. Aber genau das war, im übertragenen Sinn, jetzt und hier geschehen.

„Mein Name ist Vyzra Schattenmond aus dem Dusterwald!“, stellte sie sich freundlich vor, „Ich bin eine Reisende durch alle Lande, mit dem Ziel nach überall hin!“

Die Angesprochene verneigte sich leicht.

„Mein Name ist Diandra Sidhglinno! Und meine Gefährtin ist die ehrenwerte Legolowien, eine Schwester Euren Volks. Wir sind in Eurer schuld!“

Vyzra runzelte verwundert die Stirne.

„Sidhglinno? Das ist ein Name elbischer Herkunft!“

Diandra nickte bestätigend.

„Das ist er wahrhaftig!“, sagte sie seufzend in einem sehr leidendem Tonfall, als ob die Rückfrage der Elbin eine schwerwiegende Erinnerung wachgerufen hätte, die für Mutter Diandra großes Leid und tiefen Kummer zur Folge hatten, „Sollte es irgendwann die Zeit zulassen, könnte ich durchaus die Geschichte erzählen, die mit diesem Namen verbunden ist! Aber zur Stunde ist Eile geboten“

„Ich liebe Geschichten!“, erklärte Vyzra eifrig, „Und wenn wir schon einmal das Erzählen von Geschichten erwähnen, welche verbindet sich mit ...!“

Diandras Gesichtszüge verhärteten sich plötzlich, denn sie ahnte, dass die Elbin auf den unsäglichen Streit mit Hauptmann Rammwulf anzuspüren versuchte.

„... andere Geschichten sind manchmal der Erzählung nicht wert!“, unterbrach sie Vyzras Frage brüsk, „Die Pferde sind eingesammelt worden und stehen nur ein paar Schritte entfernt in Nordwestlicher Richtung, ich werde sie holen gehen, aber Ihr könntet mir zusätzlich entgegenkommen, das spart Zeit. Würdet Ihr Legolowien beim Aufstehen helfen? Wir sollten schleunigst hier verschwinden!“

Vyzra nickte stumm und tadelte sich innerlich, ihre Neugier nicht besser im Griff gehabt zu haben. Zweifellos war sie im Begriff gewesen, mit ihrer Fragerei in ein Wespennest zu stechen und das tat ihr ausgesprochen leid – vorerst zumindest. Außerdem hatte Diandra recht, eiliger Aufbruch tat Not, man konnte schließlich nicht wissen, ob die Orks nicht bereits dabei waren, erneut eine Rotte Wildschweine gegen sie zu treiben. Das war zwar ziemlich unwahrscheinlich, aber solange man nicht wusste, wie es diesen dummen Kreaturen gelungen war, die Natur in ihren Dienst zu zwingen, sollte man auch das

Unmögliche sehr ernst nehmen.

Vyzra rieb sich tatendurstig die Hände und lächelte Legolowien aufmunternd an.

„Seid Ihr ein wenig in der Lage aufzustehen, soweit es Eure Wunde zulässt?“

Legolowien nickte trotzig stumm, obwohl sie sich in Wahrheit nicht sicher war, ob sie das auch tatsächlich schaffen würde. Die Schmerzen würden enorm sein. Daher beschloss Legolowien ihren Stolz, immer alles aus eigener Kraft meistern zu wollen, für diesen einen Augenblick auf die Seite zu schieben. Und so streckte sie ihre Arme aus, Vyzras Hilfe entgegenzunehmen. Doch diese schüttelte nur schelmisch grinsend mit dem Kopf.

„Ihr werdet Eure Hände benötigen die Decke, in die ich Euch gehüllt habe, mit beiden Händen festzuhalten. Dazu rate ich Euch dringend. Sollte Ihr es nicht wünschen, all den anwesenden Männern ein unvergessliches Schauspiel bieten zu wollen! Habt Vertrauen, ich bin wahrlich kräftig genug, um Euch wieder auf die Beine zu stellen zumindest auf das eine, auf dem Ihr noch stehen könnt!“

„Wie? ... Was? ...!“ stammelte Legolowien verwirrt, denn sie verstand nicht so recht, was ihr Vyzra da mitteilen wollte. Doch als ihr langsam dämmerte, was Vyzra mit ihrer kryptischen Empfehlung gemeint haben könnte, weiteten sich ihre Augen vor Entsetzen und ihr Kinn fiel kraftlos herab. Mit zitternden Händen hob sie die Decke, die sie so wohligh umhüllte, möglichst langsam und bedächtig ein kleines Stückchen an, als würde darunter eine Schlange vermuten. Dann warf sie zögernd einen vorsichtigen Blick darunter – aber nicht lange. Legolowien fuhr erschrocken zusammen, schnappte nach Luft, schlang die Decke, so eng es möglich war, um ihren Körper bis sie aussah wie ein Insekt, das im Begriff war, sich zu verpuppen und selbst im Zwielflicht des nahenden Morgens konnte man erkennen, dass schamvolle Verlegenheit sie erröten ließ.

„WO SIND MEINE KLEIDER ???“, fragte sie fassungslos, während sie prüfte, ob sie auch wirklich überall gut zugedeckt war.

Vyzra verzog verlegen das Gesicht, allerdings ohne dabei ihr verschmitztes Lächeln zu verlieren.

„Ich habe sie Euch abgenommen!“, gestand sie kleinlaut, „Verzeiht mir, aber Eure Kleider waren durch den Ork so ekelhaft besudelt worden, dass es jedermann schwer gefallen wäre in Eurer Nähe zu bleiben, ganz zu schweigen davon, dass Ihr selbst diesen üblen Mief unter Umständen nie wieder losgeworden wärt, wenn Ihr noch länger gebadet hättet in diesem ekelregenden See aus Blut, Schleim, Sabber und was sonst noch aus dem Inneren eines verderbten Körpers herauslaufen kann. Der Gestank hätte sogar hungrige Geier vom Aas vertreiben können und daher brachte ich Eure Kleider weit genug weg, dass sie für uns die Luft nicht unerträglich werden ließen. Ich will hoffen, Ihr habt noch Ersatz in Eurem Gepäck, Eure alten Kleider könnt Ihr nicht mehr tragen, sondern zum Wohle der Welt nur noch verbrennen! Nicht einmal der rüdigste Billwiss würde jetzt noch darauf pinkeln wollen!“

Legolowien wäre gerne empört gewesen, aber das konnte sie irgendwie nicht – im Gegenteil, sie musste lauthals lachen. War sie vor wenigen Momenten der Meinung gewesen, verrückter als bisher könnte diese Nacht nicht werden, sah sie sich nun auf kuriose Weise getäuscht. Aber, auch wenn ihr der Gedanke mehr als unangenehm war, erschien es ihr als das kleinere Übel, ohne Kleider, statt ohne Leben in der Wildnis zu liegen. Trotzdem hielt sie ihre Decke mit beiden Händen fest und überließ sich, im Vertrauen auf die Kraft ihrer Helferin, Vyzras willkommener Unterstützung.

Vyzra schien tatsächlich über eine Körperkraft zu verfügen, die manchen Mann, der sich etwas auf seine Muskeln einbildete, jetzt vor Neid erblassen ließe. Sie packte Legolowien unter den Armen und hob entschlossen an. Es dauerte nur einen kurzen Ruck und die verletzte Elbin stand wieder auf den Beinen, zumindest auf dem einen, noch leidlich gesunden. Legolowien unterdrückte einen Klageruf. Es hatte fürchterlich geschmerzt, auch ohne ihr Zutun, aber es war ein heilvoller Anfang gewesen, denn wieder zum Stehen gekommen zu sein, bedeutete ihr wahrlich viel. Legolowien war froh, diesen Ort endlich verlassen zu können. Leider war es ihr nicht möglich auch nur einen Schritt zu gehen, also konnten sie Diandra nicht entgegeneilen, sondern mussten sie schweren Herzens auf deren Ankunft warten.

Sie mussten aber nicht lange ausharren. Diandra hatte sich nach Kräften beeilt und so war sie noch sehr atemlos, als sie, drei Pferde an den Zügeln führend, wieder bei Legolowien und Vyzra eingetroffen war. Vorsichtig hoben sie die Verwundete auf Diandras Pferd und Legolowien bemühte sich tapfer nicht zu klagen, wenn der Schmerz wieder zu mächtig wurde. Es gelang ihr nur nicht immer, aber sowohl Diandra, als auch Vyzra hatten Verständnis und bemühten sich fortan noch vorsichtiger zu sein. Obwohl Legolowien sehr darauf aufpasste, dass so etwas nicht geschähe, rutschte ihr mehrmals die Decke von der Schulter. Aber das war leicht hinzunehmen gewesen, denn die Reiter aus Rohan waren schon längst abgerückt und so blieb das pikante Missgeschick ohne männliche Zeugen. Auf den Gedanken nach einem Ersatz in ihren Satteltaschen zu suchen, kam Legolowien erst nachdem sie bereits im Sattel gesessen war. Aber die drei Frauen waren zu froh und zu erleichtert gewesen, als Legolowien endlich auf dem Sattel von Findelkind, dem Pferd Diandras, saß und keine von ihnen war gewillt gewesen, am wenigstens die Verwundete selbst, die der Schmerzen langsam überdrüssig wurde, das ganze heikle Manöver zu wiederholen, damit sich Legolowien neu bekleiden könnte. Diandra selbst saß hinter der Verletzten auf, damit sie ihr während des Reitens Halt geben könnte. Vyzra führte die Zügel von Legolowiens Pferd. Ein wilder Ritt würde auf diese Weise nicht möglich sein, Legolowiens Wunde könnte wieder aufbrechen und die Elbin verbluten lassen. Und so hofften sie im Vertrauen auf das Schicksal, dass es auf dem Weg zum Hengstackerhof zu keinen weiteren Zwischenfällen mehr kommen würde, weder mit Wildschweinen, noch mit Orks. Denn vom Hauptmann der Rohirrim würde keine weitere Hilfe mehr zu erwarten sein – das war schon mal sicher! Sie ließen die Pferde vorsichtig im Schritt gehen, anders als die Reiter Rammwulfs, die schon längst in vollem Galopp davon gejagt waren.

Legolowien war, als würde ihr aufgerissener Oberschenkel, wann immer das Pferd den Huf aufsetzte, von einer Trollkeule getroffen werden – wieder und immer wieder! Der periodische Schmerz peinigte ihren Verstand, als entstünde er von der Hand eines Folterknechts, der die geheimsten Gedanken aus ihrem Geist heraus zu quälen versucht.

Wo war nur dieser verdammte, schwarze Nebel, wenn man ihn dringend benötigte?

Aufgeben?

Sich fallen lassen?

So kurz vor dem Ziel?

Ihr Verstand trübte sich langsam wieder, das machte die Schmerzen erträglicher, ließ sie aber auch hilflos und schwach werden und das wollte ihr gar nicht gefallen. Sie wehrte sich gegen die aufsteigende Dunkelheit, in der Angst, sollte sie einmal darin versunken sein, nie wieder an das Licht zurückfinden zu können.

KÄMPFE DAGEGEN AN, LEGOLOWIEN, LASS DICH NICHT UNTERKRIEGEN!!!

Doch ihr Körper wollte keine Gefolgschaft mehr leisten. Sie fühlte sich sehr geschwächt und schwerer Schlaf streckte seine Hände nach ihr aus. Das letzte, was sie sah, ehe ein Schlummer sie vollends einhüllte, war ein kleiner Teil der aufgehenden Sonne, die sich langsam über den Horizont schob und den halben Himmel in ein leuchtendes Rot tauchte, als stünde die Welt in Flammen.

Eine Blutsonne, dachte sie sich noch und sie sah es als ein schlechtes Omen.

Dann schlief sie ein.

----- *Fortsetzung folgt* -----